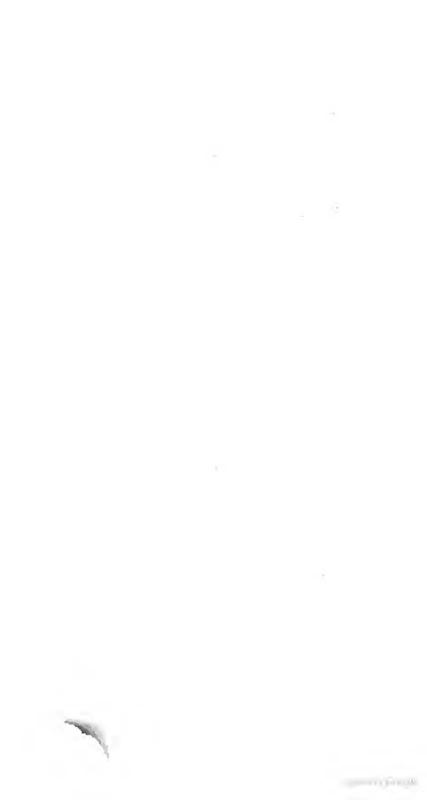

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06924292 7




RLB



Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

3

Dritter Band.

Sprache der Dichtkunst.

Leipzig, 1825.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Inhalt des dritten Theiles.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst.

Einleitung.

Berichtigungen.

S. 88 Z. 18 v. o. l. meinen.
— — Z. 6 v. u. l. 3 statt 2.
S. 100 Z. 11 v. o. l. 1805.
S. 176 Z. 1 v. u. l. durch diese.

Das

Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst.

Einleitung.

1.

Vorbereitende Begriffe.

Die Begründung und Entwickelung des selbstständigen Charakters der Sprache der Dichtkunst, nach der ursprünglichen, im Wesen des menschlichen Geistes selbst enthaltenen, Verschiedenheit derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit, ist nur vermittelst der Philosophie der Sprache möglich, inwiefern diese von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes ausgehet, und in den Thatsachen des Bewußtseyns die Ankündigung der drei selbstständigen Vermögen desselben — des Vorstellungs-, des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens — nachweiset. Denn, wenn gleich im Allgemeinen jeder Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes, und also eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens vorausgehen muß; so stammen doch die verschiedenarti-

gen Stoffe der Sprachdarstellung nicht blos aus dem Vorstellungsvermögen. Es sind vielmehr das Gefühls= und das Bestrebungsvermögen eben so, wie das Vorstellungsvermögen, ursprüngliche Quellen des Stoffes, der durch Sprache dargestellt wird. Weil aber das Gefühl und die Bestrebung nicht unmittelbar als Gefühl und Bestrebung in der Sprache dargestellt werden können, sondern nur mittelbar durch Vorstellungen, in welche die Gefühle und Bestrebungen aufgelöset werden müssen, bevor sie in den Kreis der Sprachdarstellung übergehen können; so ergiebt sich auch daraus von selbst, weshalb der Ursprung der Sprache der Dichtkunst aus dem tiefbewegten menschlichen Gefühlsvermögen und der Ursprung der Sprache der Beredsamkeit aus den zu dem Bewußtseyn gelangten einzelnen Zuständen des menschlichen Bestrebungsvermögens so häufig verkannt werden konnte, woraus die unrichtige Auffassung der Eigenthümlichkeit und des Grundcharakters der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit für Theorie und Praxis von selbst hervorging.

Nur erst, nachdem in der Philosophie selbst die drei geistigen Vermögen nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung (Coordination) in Beziehung auf die Ankündigung ihrer Thätigkeit im Bewußtseyn wissenschaftlich durchgeführt worden waren, konnte auch in der Philosophie der Sprache (Th. 1. S. 146 ff.) die ursprüngliche Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — in Angemessenheit zu der im Bewußtseyn vorausgehenden Thätigkeit des Vor=

stellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — wissenschaftlich entwickelt, und eben so die wesentliche Verschiedenheit der äußern Ankündigung dieser drei Sprachen, wie die Gleichordnung derselben in Beziehung auf den durch sie vermittelten wörtlichen Ausdruck der innern Zustände des Bewußtseyns durch Sprache, nachgewiesen werden. Denn so nahe auch im Kreise der Wirklichkeit die einzelnen Gebiete der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit an einander grenzen; so muß doch die Philosophie der Sprache zwischen diesen Sprachgebieten eben so scharf unterscheiden, und eben so genau ihren Umfang ausmessen, ihre Grenzen bezeichnen und ihren Inhalt angeben, wie die Philosophie, in ihrem theoretischen Theile, den eigenthümlichen Charakter jedes der drei geistigen Vermögen nach seiner Ankündigung und nach seiner Verschiedenheit von den beiden andern Vermögen aufstellt, obgleich alle drei Vermögen Einem und demselben geistigen Subjecte angehören, und in Einem und demselben Bewußtseyn wahrgenommen werden. So wie aber die Wirksamkeit jedes der drei geistigen Vermögen, nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn, in der Wissenschaft als ein in sich zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes dargestellt werden kann und dargestellt werden muß, so nahe übrigens diese drei geistigen Vermögen einander verwandt sind und so oft die Zustände derselben in einander verschmelzen; so muß auch jedes einzelne Gebiet der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, nach allen seinen Gattungen, Arten und Formen, wissenschaftlich aufgestellt und durchgeführt werden, wenn gleich im Umfange der Sprache selbst diese Gebiete genau an

einander grenzen und sich nicht selten gegenseitig berühren.

2.

Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Prosa auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Beredsamkeit auf der Darstellung der einzelnen Zustände des menschlichen Bestrebungsvermögens vermittelst der Sprache beruht; so beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst auf der Darstellung der individuellen Gefühle vermittelst der Sprache, unter der Bedingung der Idealisirung dieser Gefühle durch die Selbstthätigkeit der Einbildungskraft.

Nach dieser Begriffsbestimmung gehört daher zum Wesen des Dichters zuerst ein lebendiges, tiefes, sorgfältig und gleichmäßig gebildetes Gefühl, weil weder der Ausdruck bloßer Vorstellungen, noch bloßer Bestrebungen das Gepräge der Dichtkunst tragen kann; sodann eine selbstthätige Einbildungskraft, welche die individuellen Gefühle zu idealisiren vermag, weil nur derjenige Dichter ist, der die ihm einwohnenden individuellen Gefühle im Lichte des Ideals darzustellen im Stande ist; und endlich eine Form der Sprache, unter welcher der idealisirte Ausdruck der individuellen Gefühle nicht nur sogleich erkannt werden kann, sondern die auch wegen ihrer vollendeten äußern (technischen) Schönheit um ihrer selbst willen gefällt.

Wenn also der eigenthümliche Charakter der Dichtkunst theoretisch begründet und wissenschaftlich durchgeführt werden soll; so müssen drei Hauptgegenstände in kurzen Umrissen erläutert werden, wovon die beiden ersten das innere Wesen der Dichtkunst, nach ihrer Verschiedenheit von dem ursprünglichen Wesen der Prosa und Beredsamkeit im menschlichen Geiste bezeichnen, der dritte aber die äußere Ankündigung der Dichtkunst in dem Kreise der Sprache betrifft. Denn wenn, nach der hier aufgestellten Theorie, ein reiches, tiefes und vielseitig gebildetes Gefühlsvermögen die unnachlaßliche Grundbedingung des eigenthümlichen Charakters und des Wesens der Dichtkunst bildet; so kann doch nur der als Dichter gelten, dessen Einbildungskraft so reich, so kräftig und so ausgebildet ist, daß er seine individuellen Gefühle zu idealisiren und unter der Hülle des Ideals in der Sprache darzustellen vermag. Soll aber das Letzte ihm gelingen; so muß er auch über die Sprache nach ihrem ganzen Umfange gebieten, damit unter der von ihm geschaffenen Form der Sprache die Ursprünglichkeit seines dargestellten Gefühls und die Idealisirung desselben vermittelst der Einbildungskraft bestimmt hervortrete. Denn nicht blos Sylbenmaas oder Reim, sondern die unverkennbare Ankündigung eines individuellen, durch die Einbildungskraft idealisirten, Gefühls vermittelst der Form der Sprache, entscheidet über die äußere (technische) Vollkommenheit der dichterischen Darstellung, während — im entgegengesetzten Sinne — bei erlangter Fertigkeit in prosodischer Bildung rhythmischer Reihen, das, was nach seinem ursprünglichen Wesen nur Prosa ist, und durchaus nicht in das Gebiet der Sprache der Dichtkunst ge-

hört, unter der äußern Hülle von Sylbenmaas und Reim sich ankündigen kann.

3.

a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Sprache der Dichtkunst.

Gäbe es im menschlichen Geiste kein selbstständiges, vom Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen verschiedenes, Gefühlsvermögen; so gäbe es auch im Gesammtgebiete der menschlichen Sprache keine selbstständige, von Prosa und Beredsamkeit ursprünglich verschiedene, Sprache der Dichtkunst. Die Selbstständigkeit und der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst steht und fällt daher mit der ursprünglichen Selbstständigkeit und mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit des menschlichen Gefühlsvermögens nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn. Denn so unentbehrlich die Thätigkeit der Einbildungskraft zur Vollendung einer dichterischen Form bleibt; so liegt doch der im Gedichte darzustellende Stoff nicht im Kreise der Einbildungskraft, sondern im Kreise des Gefühlsvermögens. Forschen wir daher nach allen gelungenen dichterischen Gebilden vom Homer an bis auf Göthe und Schiller; so mußte der Stoff der Dichtungen aus ihren Gefühlen stammen, obgleich die Einbildungskraft dieser Dichter den Stoff zu der Form gestaltete, unter welcher der im Gefühlsvermögen gebohrne Stoff, als vollendete Form, in den Kreis der äußern Sprachdarstellung eintrat.

Bei keinem Vermögen des menschlichen Geistes ist es aber so schwierig, wie bei dem Gefühlsvermögen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche desselben

aufzusuchen, dasselbe von dem Ursprünglichen der beiden andern Vermögen in ihren Ankündigungen innerhalb des Bewußtseyns scharf zu unterscheiden, und jenes Ursprüngliche und Eigenthümliche durch Sprache bestimmt zu bezeichnen. Denn sobald der an sich ursprüngliche Zustand des Gefühlsvermögens durch Sprache bezeichnet wird; sobald hat er auch bereits den Charakter seiner Ursprünglichkeit verloren, weil er nur dann in der Sprache durch Worte ausgedrückt werden kann, wenn er vorher Vorstellung geworden, mithin das Gefühl in Vorstellung — in den Zustand eines andern geistigen Vermögens — übergegangen ist. So viel aber auch von der im Bewußtseyn sich ursprünglich ankündigenden Innigkeit, Tiefe und Gluth der Gefühle, bei ihrem Uebergange in Vorstellungen, verloren gehen mag; so wohnt doch diesen aus dem Gefühlsvermögen stammenden Stoffen für die Sprachdarstellung noch immer so viel Innigkeit und Wärme bei, daß sie, nach ihrem Ursprunge, nicht mit den unmittelbaren Zuständen des Vorstellungsvermögens verwechselt werden können, sondern auf ihre Quelle, auf das dem menschlichen Geiste zukommende selbstständige Gefühlsvermögen, zurückgeführt werden müssen.

4.

Fortsetzung.

Soll das Gefühlsvermögen, völlig gleichmäßig mit dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens begründet seyn (Th. 1. S. 152 ff.); so muß ihm, wie diesen, theils eine ursprüngliche eigenthümliche Ankündigung seiner Thätigkeit, theils

eine eigenthümliche Form dieser Thätigkeit, theils eine eigenthümliche Richtung auf den Gesammtzweck des menschlichen Daseyns zukommen.

Die eigenthümliche Ankündigung der Thätigkeit des Gefühlsvermögens besteht aber darin, daß das Gefühl nicht, wie die Vorstellung, die Verbindung und Vereinigung eines Mannigfaltigen ist, in welcher man jedesmal Stoff und Form unterscheiden kann, sondern daß jedes Gefühl eine ursprüngliche Einheit bildet, die unauflöslich, unzertrennlich, und in welcher Stoff und Form Eins (identisch) ist. Durch diese Ankündigung — ursprünglich im Bewußtseyn, und folglich auch in der Sprachdarstellung — unterscheidet sich das Gefühlsvermögen wesentlich von dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, bei deren Ankündigung in jedem einzelnen Falle Stoff und Form getrennt wahrgenommen werden können.

Sind in jedem Gefühle Stoff und Form Eins (identisch); so muß zweitens auch die eigenthümliche Form der Thätigkeit des Gefühlsvermögens von der Form der Vorstellung und von der Form der Bestrebung wesentlich verschieden seyn. Denn beruht die eigenthümliche Ankündigung des Gefühlsvermögens auf der Identität des Stoffes und der Form; so wird in der Form des Gefühls nicht erst ein Mannigfaltiges zur Einheit verbunden, wie bei der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens; es ist vielmehr jene Identität des Stoffes und der Form diejenige Form, unter welcher jedes Gefühl zum Bewußtseyn gelangt. Alles also, was zum Gefühlsvermögen gehört, kündigt sich unmittelbar an. Es giebt daher von allem, was unter der Form des Gefühls-

vermögens wahrgenommen wird, eine unmittelbare Gewißheit, während alle Ueberzeugung durch Begriffe des Verstandes, und selbst durch die Ideen der Vernunft, nur mittelbar ist, mithin durch entgegengesetzte Begriffe und Ideen bestritten und weggeläugnet werden kann. Das Gefühlsvermögen behauptet in dieser Beziehung den eigenthümlichen Charakter des unmittelbar Wirklichen (Realen) in dem gesammten (sinnlichen und geistigen) Daseyn des Menschen. Durchs Gefühl werden wir unsers Daseyns, unsers jedesmaligen Zustandes, des Daseyns der Dinge außer uns, und unserer Beziehung auf sie, so wie unserer individuellen Beziehung auf eine übersinnliche Welt unmittelbar gewiß, so daß kein logischer Scharfsinn und keine dialektische Gewandtheit die Ankündigung dieser unmittelbaren Gewißheit im Bewußtseyn ganz zu erschüttern vermag.

Das Gefühlsvermögen behauptet aber auch eine eigenthümliche, von den beiden andern geistigen Vermögen verschiedene, Richtung auf den Gesammtzweck des menschlichen Daseyns. Wenn das Vorstellungsvermögen diesen Zweck als die höchste Idee der Vernunft aufstellt, und das Bestrebungsvermögen diesen Zweck durch freie Handlungen verwirklichen will; so faßt ihn das Gefühlsvermögen nach seiner Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit auf, und trägt auf jedes einzelne Gefühl nach dem Verhältnisse, in welchem das einzelne Gefühl zu dem Gesammtgebiete des menschlichen Daseyns steht, diesen Charakter der Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit über. Denn wenn die Gefühle, nach der Verschiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, in sinnliche, intellec-

tuelle, ästhetische und sittliche eingetheilt werden; so wird auch das Wahrnehmen der Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit des sittlichen Gefühls, als des edelsten und reinsten von allen, am höchsten und stärksten seyn, und, nach dieser Gradabstufung, das sinnliche Gefühl tiefer stehen, als das sittliche, ästhetische und intellectuelle, weil nur das sinnliche, nie aber ein geistiges Gefühl völlig befriedigt werden kann. Kann nun kein geistiges Gefühl völlig befriedigt, oder, was dasselbe heißt, der letzte Punct, der höchste Grad desselben erreicht, und eben so wenig der Inhalt des Gefühls, als solches, und die Innigkeit und Unermeßlichkeit desselben durch Sprache völlig und erschöpfend ausgedrückt werden; so ist auch dieses Unermeßliche und Höchste des Gefühls ein Etwas, das alle Vergleichung mit den Zuständen des Vorstellungs- und Bestrebungsvermögens übersteigt, und als das Höchste und Letzte, in welchem jedes Gefühl sich endigt, nicht beschrieben und nicht zergliedert werden kann. Dieses Unermeßliche, das jedem geistigem Gefühle des Menschen beiwohnt, und selbst dem sinnlichen Gefühle eine höhere Stärke, als der bloßen Vorstellung verleiht, muß daher die unverkennbare Unterlage von allem bilden, was innerhalb des in sich abgeschlossenen Sprachgebiets der Dichtkunst sich ankündigt, und wodurch sich ursprünglich die Dichtkunst von der Prosa und Beredsamkeit unterscheidet. Denn jedes wirkliche Erzeugniß der Dichtkunst wird daran erkannt, daß der dargestellte Stoff weder aus bloßen Vorstellungen, noch aus Bestrebungen, sondern in Gefühlen besteht, weil ohne Reichthum, Fülle, Kraft und individuelle Eigenthümlichkeit der Gefühle kein Dichter gedacht werden kann.

5.

b) Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Dichtkunst.

Ist gleich das Gefühlsvermögen die ursprüngliche Quelle alles dichterischen Stoffes; so bedarf doch dieser Stoff bereits innerhalb des menschlichen Bewußtseyns einer eigenthümlichen Form und Gestaltung, bevor er durch die Sprache nach außen dargestellt werden kann. Diese Form und Gestaltung erhält der dichterische Stoff durch die Einbildungskraft, nach der unerklärbaren Verbindung und Wechselwirkung, in welcher sie mit dem Gefühlsvermögen in dem Gemüthe des Dichters steht. Denn obgleich im Allgemeinen die Wirksamkeit der Einbildungskraft auf bestimmte Begriffe zurückgeführt werden kann; so bleibt doch das Verhältniß, in welchem sie zum Gefühlsvermögen bei jedem einzelnen Dichter (bei Milton, Pope, Klopstock, Matthisson, Schiller, Göthe u. a.) steht, unerklärbar. Aus diesem unerklärbaren Verhältnisse geht aber die dichterische Individualität hervor, die, bei allen classischen Dichtern, so unendlich verschieden ist, daß jeder wahre Dichter sogleich an dieser Individualität erkannt und von jedem andern vollendeten Dichter (Lessing von Joh. Andr. Cramer, Gellert von Haller, Thümmel von Hölty, Bürger von Tiedge u. s. w.) unterschieden wird.

Nach der allgemeinen philosophischen Entwickelung und Durchführung der drei geistigen Vermögen, wird die Einbildungskraft als eine besondere Ankündigung der Thätigkeit (Function) des Vorstellungsvermögens aufgeführt. Allein sie unter-

scheidet sich dadurch wesentlich von dem Verstande und der Vernunft, daß sie nicht das in der Anschauung gegebene Mannigfaltige zur Einheit des Begriffes verbindet, oder solche Vorstellungen hervorbringt, die wir, weil ihnen kein sinnlicher und erkennbarer Gegenstand entspricht, Ideen nennen; sie erzeugt vielmehr, nach ihrer ursprünglichen Gesetzmäßigkeit, Bilder, die sie als vollendete Ganze dem innern Sinne vorhält. So wie aber die Einbildungskraft, nach ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft in Bilder zu verwandeln, und diese als Ideale darzustellen vermag, welche durch freie Handlungen verwirklicht werden sollen; so vermag sie auch den ursprünglichen Gefühlen, welche, bevor sie durch Sprache dargestellt werden können, als Vorstellungen zum Bewußtseyn gelangen müssen, die idealische Versinnlichung zu geben, wodurch sie in der eigenthümlichen und selbstständigen Sprache der Dichtkunst sich ankündigen. Denn eben diese Form und dieser Charakter des Idealischen in der Sprache der Dichtkunst stammt zunächst aus der eigenthümlichen Wirksamkeit der Einbildungskraft, doch so, daß, nach der Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit jedes wahren Gefühls, den vermittelst der Einbildungskraft identisirten Gefühlen ein höherer Grad der Innigkeit und Wärme innerhalb der Sprachdarstellung zukommt, als den durch die Einbildungskraft versinnlichten Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die idealisirte Darstellung der ursprünglichen Gefühle der idealisirten Darstellung der Ideen der Vernunft näher steht, als der idealisirten Darstellung der Begriffe des Verstandes.

Die zweite Grundbedingung der dichterischen Darstellung beruht daher darauf, daß der aus dem Gefühlsvermögen stammende Stoff für jedes dichterische Erzeugniß, nach seinem Uebergange ins Vorstellungsvermögen, vermittelst der Einbildungskraft eine idealisch Bekleidung erhalte, und, mit dieser Ausstattung, eintrete ins Gebiet der Sprache; denn nur das Idealische trägt in der Sprachdarstellung den Charakter der Dichtkunst. Der bloße Begriff des Verstandes, und wäre er noch so abgeglättet in Sylbenmaas und Reim gekleidet, kann nie als Erzeugniß der Dichtkunst erscheinen; denn ihm fehlt eben so die Abstammung aus dem Gefühlsvermögen, wie er der idealischen Haltung durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ermangelt. (So wird z. B. Kästners Lehrgedicht von den Kometen nie als Gedicht gelten, ob es gleich im abgemessenen Sylbenmaase sich bewegt; dagegen sind viele Erzeugnisse Jean Pauls echt dichterische Formen, ob sie gleich des Sylbenmaases und Reimes ermangeln.)

Unter allen Urbildern (Idealen) der Einbildungskraft sind aber die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die drei höchsten, die sie hervorbringt, und welchen sie jede einzelne idealische Form unterordnet. Wenn das Ideal des Wahren der höchste Zielpunct für alle durch das Vorstellungsvermögen vermittelte Erkenntniß, so wie das Ideal des Sittlich-Guten der höchste Zielpunct für alle durch das Bestrebungsvermögen hervorzubringende freie Handlungen bleibt; so ist das Ideal des Schönen der höchste Zielpunct für die gesammte Thätigkeit des Gefühlsvermögens Denn, was das Gefühlsvermögen rühren und er

schüttern soll, muß sich unter einer ästhetischen d. h. unter einer schönen Form ankündigen, die durch ihre vollendete Einheit ein unmittelbares Gefühl der Lust anregt, und die Einbildungskraft in ein freies und lebensvolles Spiel versetzt. Dieses Ideal des Schönen ist daher die höchste Aufgabe für alle Werke der Kunst, so wie für alle Erzeugnisse im Gebiete der Sprachdarstellung.

6.
Fortsetzung.

Ob nun gleich kein menschliches Individuum des Gefühlsvermögens, und eben so wenig der Einbildungskraft ganz ermangelt, wiewohl beide, nach der unendlichen Verschiedenheit der Individuen, unter höchst verschiedenen Abstufungen und Graden der Stärke und Schwäche sich ankündigen; so wird doch die dichterische Begeisterung nur bei denjenigen Individuen unsrer Gattung angetroffen, in welchen die höhere Lebendigkeit und Stärke des Gefühlsvermögens mit einer ursprünglich schöpferischen und gleichmäßig entwickelten Einbildungskraft in der innigsten Verbindung steht, so daß der dem Gefühlsvermögen ursprünglich angehörende dichterische Stoff von der selbstthätigen Einbildungskraft zu einer idealischen Form ausgeprägt und erhoben wird. In diesem letztern Sinne ist die dichterische Begeisterung und Weihe an sich unerklärbar und ein Geschenk der Natur (poëtae non fiunt, sed nascuntur), inwiefern sie nämlich auf einer gleichmäßigen Stärke und Fülle des tiefbewegten Gefühlsvermögens und der schöpferischen Einbildungskraft beruht. Dieses innere dichterische Le-

ben, das, unerklärbar nach seinem Ursprunge, nach seiner Ankündigung aber in einer gleichmäßigen Thätigkeit des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft besteht, ist die Bedingung der äußern dichterischen Darstellung vermittelst der Sprache. Wo jenes innere dichterische Leben fehlt; da kann die Sprachform, — sogar bei aller technischen Vollkommenheit, — den dichterischen Charakter nicht an sich tragen; allein eben so wenig darf auch der dichterischen Darstellung, wenn sie aus jener Fülle des innern Lebens entsprungen ist, die äußere Vollendung der Form fehlen, weil sie nur nach dieser unter das höchste Gesetz für alle stylistische Darstellung, unter das Gesetz der Form (Th. 1, S. 224), gebracht werden kann. — Der Charakter eines dichterischen Kunstwerkes beruht also darauf, daß in demselben, als Stoff, reine und unmittelbare Gefühle versinnlicht, diese aber, vermittelst der schöpferischen Thätigkeit der Einbildungskraft, zu einer idealischen Form für die innere Anschauung, und, in Angemessenheit zu diesem dem Dichter im Bewußtseyn vorschwebenden Urbilde, sodann in der Sprachdarstellung zu einer vollendeten äußern Form erhoben werden. Indem auf diese Weise das dichterische Erzeugniß entsteht, erscheint es, wie jedes andere Kunstwerk, als die Versinnlichung eines im Bewußtseyn vergegenwärtigten Ideals, als unmittelbare Folge der vorhergegangenen hohen Rührung und Bewegung des Gefühlsvermögens, und als selbstthätiges Erzeugniß der Einbildungskraft.

Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet sich aber auch der wahre Dichter von dem Prosaiker, welcher seine unmittelbaren Begriffe und Ideen dar-

stellt, und von dem Redner, welcher durch die rednerischen Formen unmittelbar auf den Willen wirken und denselben zu Handlungen bestimmen will. Beide Zwecke liegen außer dem Kreise des Dichters; denn der Dichter folgt ausschließend dem unermeßlichen Drange seiner Gefühle und der, nach ihrem Zusammenhange mit dem Gefühlsvermögen unerklärbaren, Wirksamkeit seiner Einbildungskraft. In dem Augenblicke seines Erzeugnisses denkt der Dichter nicht an die Wirkung, die er hervorbringen wird, und beabsichtigt keine solche Wirkung; allein indem sein gebildeter Geist eine dichterische Form ins Daseyn ruft, erhält dieselbe auch sogleich, durch den erreichten hohen Grad seiner individuelle Reife, diejenige Gediegenheit, wodurch sie unwiderstehlich auf Gefühl und Einbildungskraft zu wirken vermag.

Am Wesentlichsten unterscheidet sich aber der Dichter dadurch von dem Prosaiker und dem Redner, daß, ob er gleich nur zunächst seine individuellen Gefühle unter der dichterischen Form darstellt, er doch dadurch als Repräsentant seines ganzen Geschlechts erscheint. Denn die Gefühle, welche in ihm angeregt waren und die Vollenduug des Kunstwerkes bewirkten, entspringen aus den Idealen, welche ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit sind *). Er versinnlicht daher die reine

*) Derselben Meinung ist Schiller in s. Recension von Bürgers Gedichten; vgl. s. kl. pros. Schriften, Th. 4. S. 193 ff. „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wich-

Menschheit in der Unendlichkeit ihrer Gefühle; seine Begeisterung erhebt ihn über die Schranken des Individuellen, und stellt ihn in den Mittelpunct seines ganzen Geschlechts. Zu diesem spricht er; in dem Charakter und in dem Namen desselben schildert er; so wie er fühlt, können und sollen alle Individuen seiner Gattung fühlen; denn in ihnen allen ist dieselbe Unermeßlichkeit des Gefühlsvermögens, und dieselbe Richtung der Einbildungskraft auf das Idealische begründet. Mag daher immer das Idealische unerreichbar bleiben für die Verwirklichung desselben in freien guten Handlungen; so wird es doch nach seiner Unermeßlichkeit im Gefühle wahrgenommen, und unter der möglichst höchsten Versinnlichung in der vollendeten schönen Sprachform dargestellt.

Beruht, nach dieser Ansicht, das Wesen der Dichtkunst auf den aufgestellten Grundbedingungen; so ergiebt sich daraus die scharfe Grenzbestimmung derselben gegen Prosa und Beredsamkeit von selbst, und wie fehlerhaft es ist, wenn der ursprüngliche Charakter der Dichtkunst mit den beiden letzten vermischt wird. Dies kann aber auf zweifache Weise geschehen. Sind nämlich die individuellen Gefühle nicht innig und stark, oder ist die Einbildungskraft nicht thätig genug, um jene Gefühle nach ihrer Un-

tigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Moralischen. Wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt."

ermeßlichkeit und im Glanze des Ideals darzustellen; so mischt sich der zergliedernde Verstand in die Darstellung, und die Form trägt das Gepräge einer Zwittergattung und Mißgeburt: es entsteht die sogenannte poetische Prosa. Eben so entspringt eine andere Mißgeburt, die rhetorisirende Dichtkunst, aus der Vermischung und Verwechselung von Gefühlen und Bestrebungen innerhalb der dichterischen Darstellung. Es behauptet daher nur dann die dichterische Form ihren eigenthümlichen, von der Sprache der Prosa und Beredsamkeit wesentlich verschiedenen Charakter, und erhebt sich zum vollendeten (ästhetischen) Gepräge der Schönheit, wenn sie das Idealische in den Zuständen des Gefühlsvermögens nach seiner ganzen Reinheit, Kraft und Unermeßlichkeit darstellt, und durch die Sprache so vergegenwärtigt, daß, vermittelst der Anschauung der vollendeten dichterischen Form, eine, der dichterischen Begeisterung verwandte, Stimmung und Rührung des Gefühlsvermögens und ein ähnliches freies Spiel der Einbildungskraft bei Andern bewirkt wird, in welches sich weder eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, das dargestellte Idealische als Gegenstand des Erkenntnißvermögens zu behandeln und zu zergliedern, noch ein Trieb des Bestrebungsvermögens, dasselbe durch Handlungen zu verwirklichen, einmischt.

7.

c) Die Technik der dichterischen Form.

Soll aber die dichterische Form das Gepräge der Vollendung an sich tragen; so muß zu den beiden ersten wesentlichen Erfordernissen derselben, zu

der Abstammung des dichterischen Stoffes aus dem Reichthume und der Fülle des Gefühlsvermögens und zu der idealischen Gestaltung dieses Stoffes für den innern Sinn durch die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft, noch ein drittes hinzukommen: die gediegene äußere dichterische Form in der Sprachdarstellung. Bereits oben ward erinnert, daß über das Erkennen und Wahrnehmen des Dichterischen in der äußern Sprachform durchaus nicht allein und zunächst Sylbenmaas und Reim, daß vielmehr die wahrgenommene Darstellung individueller Gefühle unter einer idealischen Haltung und Umgebung über den dichterischen Charakter eines stylistischen Erzeugnisses entscheidet. Allein diese innere Vollendung des dichterischen Geistes und Wesens muß auch auf die äußere Gediegenheit der Form in der Sprachdarstellung übergehen, damit das Gedicht, nach seiner innern und äußern Classicität, ein unauflösliches vollendetes Ganzes bilde. Denn wenn gleich die technische Vollkommenheit eines dichterischen Erzeugnisses den Mangel des Gefühls und des Idealischen in demselben nicht ersetzen kann; so kann doch auch nur dasjenige Gedicht als vollendet gelten, in welchem mit dem innern wahrhaft dichterischen Leben des Gefühls und der Einbildungskraft die äußere Vollkommenheit der Form zusammentrifft.

Die Grundbedingung der technischen Vollendung der Form ist der Wohlklang, welcher Melodie und Harmonie in sich einschließt. Auf ihm beruht der musikalische Charakter eines Gedichts. Denn wie in der Tonkunst der Wohlklang auf der Melodie und Harmonie der unarticulirten Töne beruht; so in der Sprache auf der Melodie und Harmonie

der articulirten Töne. Wenn daher das Wesen der Tonkunst in der versinnlichten und veredelten Darstellung des jedem Gefühle eigenthümlichen Tones oder lautwerdenden Ausdruckes besteht; so hängt auch die technische Vollendung des Dichters davon ab, für die in seinem Bewußtseyn unter einer idealischen Haltung vergegenwärtigten Gefühle in der Sprache den rechten Ton zu finden, und die äußere Vollkommenheit seines Gedichts nach den Gesetzen der Melodie und Harmonie zu gestalten.

Die Melodie besteht aber in der Tonkunst in dem, von dem Tonkünstler frei dargestellten, Verhältnisse der Aufeinanderfolge der Töne des in ihm angeregten Hauptgefühls; so wie die Harmonie die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne, und die mit dem Flusse der Melodie fortschreitende Folge dieser Vereinigung, nach den unveränderlichen, in der Natur und in den Verhältnissen der Töne selbst begründeten, Regeln ihrer Verbindung zum Gleichgewichte unter sich selbst und zur Vollendung des musikalischen Ganzen als einer ästhetischen Einheit, bezeichnet. Wird dies von der Tonkunst auf die Darstellung articulirter Töne durch die Sprache übergetragen; so beruht in derselben die Melodie auf dem von dem Dichter gewählten Verhältnisse der Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter nach rhythmischen Gesetzen, und die Harmonie auf dem, theils in den einzelnen größern Abschnitten, theils in der ganzen abgeschlossenen äußern Form des Gedichts erkennbaren, Gleichgewichte der einzelnen rhythmischen Theile und Wortreihen zur technischen Vollendung der Einheit des Ganzen. Der Wohlklang in der Sprach-

darstellung wird daher eben so von den gewählten einzelnen Wörtern, wie von der Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung derselben zu Perioden abhängen. Dieser Wohlklang heißt in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit Numerus, hingegen in der Sprache der Dichtkunst Rhythmus, der in einer noch höhern Beziehung, als der Numerus, den musikalischen Charakter an sich trägt, so wie auch der Gebrauch des Rhythmus ausschließend den Erzeugnissen der Dichtkunst vorbehalten, und in dem Sprachgebbiete der Prosa und Beredsamkeit fehlerhaft ist. Denn wenn der Numerus sich als denjenigen Wohlklang in der Sprachdarstellung ankündigt, der von der Ausdehnung der Melodie der einzelnen Laute und Töne auf die Folge und Verbindung ganzer Sätze und Perioden, und von der Berechnung des musikalischen Verhältnisses der Vorder- und Nachsätze gegen einander abhängt; so steht dagegen der Rhythmus unter den Gesetzen des Metrums.

8.

Fortsetzung.

Wenn gleich das Gesetz der Form auch für die äußere Sprachdarstellung der höchste Maasstab bleibt; so ist doch der mehr oder minder musikalische Charakter der einzelnen Sprachen ein Ergebniß der Erfahrung, und die Sprachen des Erdbodens sind, in musikalischer Hinsicht, sehr wesentlich von einander verschieden. Im Allgemeinen gilt aber als Grundsatz, daß, je musikalischer ein Volk überhaupt ist, und je früher bei demselben der Sinn für Tonkunst geweckt und genährt wird, auch die Sprache desselben um so musikalischer sich ausbildet. Allein

zu dieser musikalischen Fortbildung der Sprache trägt ebenfalls unverkennbar viel bei, ob das Volk, das dieselbe spricht, an sich lebhaft und für Tonkunst empfänglich ist; ob es in der mündlichen geselligen Unterhaltung (Conversation) und in dem Jugendunterrichte Werth auf richtige Betonung legt; ob seine Classiker Sinn für die musikalische Vollendung der Sprache und gründliche Kenntniß der Lehre von der Harmonie (vom Generalbasse) besitzen; ob bei dem Volke, neben der geistlichen Beredsamkeit, eine politische Beredsamkeit (z. B. in stellvertretenden Versammlungen, beim mündlichen gerichtlichen Verfahren) sich entwickelt, und namentlich ob seinen Rednern (auf Katheder und Kanzel) musikalische Kenntniß und Bildung zukommt. Für den Kenner der Regeln der Tonkunst ist es nicht schwer, bei Prosaikern, Dichtern und Rednern, aus der Art und Weise der Wahl, der Bildung, der Stellung und der Verbindung der Wörter zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen auf die Bekanntschaft derselben mit den Gesetzen der Tonkunst, und auf die Anwendung der letzten zurück zu schließen.

Der Rhythmus, nach seiner Verschiedenheit von dem Numerus in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit, und nach seiner Bestimmung, den Wohlklang der Sprache in einem Erzeugnisse der Dichtkunst zu vermitteln, beruht auf der Abtheilung eines dichterischen Ganzen in seine Glieder, und auf dem zwischen diesen Gliedern bestehenden Verhältnisse der Hebung und Senkung. So wird der Rhythmus die Grundbedingung des Metrums, unter welchem eine aus abwechselnden Zeitfüßen in bestimmt abgemessenen Schritten geordnete Folge und Bewegung der einzelnen Wörter und Wort-

reihen innerhalb eines dichterischen Ganzen verstanden wird.

Alle gebildete Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit können, in Hinsicht des Rhythmus, in quantitirende oder accentuirte eingetheilt werden. Der Grundcharakter dieser Verschiedenheit beruht darauf, daß in quantitirenden Sprachen, die gewöhnlich unter dem Einflusse der Tonkunst sich weiter ausbilden, der Accent zu Gunsten des Rhythmus von seinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden kann, so daß in diesen Sprachen der Rhythmus die Grundbedingung des Accents ist. Dagegen wird in den accentuirten Sprachen der Sitz des Accents durch den Sinn und die Bedeutung der Sylben und der Wörter unwiderruflich bestimmt; folglich ist in ihnen der Accent die Grundbedingung für den Rhythmus. Zu den quantitirenden Sprachen gehören die Sprachen des Alterthums, und namentlich die gebildetste unter allen, die griechische; zu den accentuirten Sprachen aber die Sprachen der jüngern abendländischen Völker, und namentlich die teutsche.

9.

Fortsetzung. Ueber Prosodie in der teutschen Sprache.

Die Sylbenmessung der Griechen erhielt unter dem Einflusse der Tonkunst ihre bestimmten Formen und ihren bezaubernden Wohlklang; sie bildete sich unter dem Einflusse des allgemein herrschenden Hexameters. Gewiß würde die ganze Prosodie der Griechen sich anders gestaltet haben, wenn nicht der Hexameter, sondern z. B. der Jambus das älteste

künstliche Maas ihrer Sprache gewesen wäre, welches die begeisterten Laute der Dichter dargestellt hätte. Die Länge und die Kürze der Sylben darzustellen, ward daher der Zweck, und zugleich der Charakter der ältern Prosodie. Mit dem Geiste jener Völker verschwand aber, seit dem Zeitalter der Völkerwanderung, die höhere Blüthe ihrer Sprachen, die Harmonie ihrer Dichtkunst, und der darauf gegründete rhythmische Mechanismus ihrer Prosodie. Die Sprachen der in den Stürmen des Mittelalters siegreichen germanischen Völker waren entfernt von aller innern und äußern Ausbildung, und blos das Mittel der gegenseitigen Verständigung, welche von dem Accente, ohne Rücksicht auf den Wohllaut, geleitet ward. Diese Herrschaft des Accents blieb aber selbst in den spätern Zeiten, wo die Sprachen der germanischen Völker zur höhern Reife fortgebildet wurden. Der wesentliche Unterschied der neuern abendländischen Sprachen beruht also darauf, daß ihre Prosodie nicht von der Quantität der Sylben, sondern zunächst von dem Accente ausging, wodurch zugleich die Dichtkunst der jüngern abendländischen Völker ihren eigenthümlichen äußern Charakter erhielt.

Allein für den, der teutschen Sprache versagten, Wohlklang der quantitirenden Sprachen fanden ihre Dichter einen Ersatz in dem Gleichklange der Sylben, mit welchem die einzelnen Zeilen sich schlossen. Dies ist der Reim in seiner ursprünglichen Gestalt, der nicht erst, wie Mehrere behaupteten, von den Arabern zu den Teutschen kam, sondern viel früher bereits von den Teutschen gebraucht ward, bevor der Einfluß der Araber auf Europa begann, wenn gleich das erste auf unsre Zeit gekom=

mene **gereimte** teutsche Gedicht, — die evangelische Geschichte des Weißenburger Mönchs **Otfried**, — ins neunte Jahrhundert gehört. Der Reim ist in der Natur der teutschen Sprache selbst gegründet, und bereits die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts *) **reimten**, nach Art der neuern Völker, lateinische Lieder. Allein die altsächsische Dichtkunst, welche von Holstein nach England gebracht ward, kannte so wenig den Reim, als die Dichtersprache des skandinavischen Nordens, in welcher nur die **Alliteration** (der Gleichklang in den Anfangsbuchstaben der Wörter) getroffen wird.

Wenn also auch der Reim einzelnen teutschen Völkerschaften bereits bekannt war; so verbreitete sich doch sein allgemeiner Gebrauch erst später mit der sogenannten **Ritterpoesie** über Teutschland, welche von den Arabern zu den Franzosen ins südliche Frankreich, wo sie die Troubadours ausbildeten, und von diesen zu den Teutschen kam, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge in derselben sich versuchten. In geschichtlicher Hinsicht darf dabei nicht übersehen werden, daß die Provence zum burgundischen Reiche gehörte, das bereits im Jahre 1032, als Nebenreich, mit Teutschland unter Einem Regenten vereinigt ward.

Allein der Reim im Mittelalter, so viel auch durch die lyrischen und epischen Dichter im Zeitalter der Minnesänger für ihn geschah, konnte im Ganzen nicht vollkommener seyn, als die Sprache selbst damals war. Seine freiere und mannig-

*) Vgl. **Grotefends** Anfangsgründe der teutschen Prosodie (Gießen, 1815. 8.) S. 163 ff.

faltigere Gestaltung mußte nothwendig von der höhern Reife der Sprache selbst abhängen, und nur nach seiner Ankündigung in diesem spätern und gereiftern Zeitalter kann über ihn entschieden werden, wenn man nicht ungerecht über diese eigenthümliche äußere Form der teutschen Dichtkunst absprechen will. Denn allerdings war die Accentuation der teutschen Sprache, als prosodischer Charakter derselben, bereits bestimmt, bevor die ersten Gesänge teutscher Dichter ertönten. Diese Dichter waren daher, sogleich bei ihrem ersten Auftreten in der Mitte des Volkes, in Hinsicht der Länge und Kürze der Sylben an die vorgefundene Herrschaft des Accents gebunden, wodurch zugleich die Prosodie der teutschen Sprache, in ihrer damaligen Gestalt, von der Prosodie der quantitirenden Sprachen wesentlich sich unterscheiden mußte.

Nach dem geschichtlichen Charakter der teutschen Sprache, als einer accentuirten, sind aber, in der Prosodie derselben, accentuirte Sylben lange, und accentlose Sylben kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die ersten zwei Theile aus, während den letzten nur ein Theil zukommt, so daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und für zwei kurze eine lange stehen können. Zugleich erscheint, nach dem prosodischen Verhältnisse, die rhythmisch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmisch accentlose als Folge, und durch die Verbindung beider in der Rede entsteht eine rhythmische Sylbenreihe. Weil aber, ihrem Grundcharakter nach, in der teutschen Sprache der Accent nur auf Sylben gelegt wird, welchen die Bezeichnung des Sinnes in der Rede zukommt; so hängt auch in der teutschen Sprache das Verhältniß der accentuirten und accentlosen

Sylben, oder der Rhythmus, ganz von dem Wortverstande ab, so daß in derselben der Wortaccent nie dem rhythmischen aufgeopfert werden darf. Es stehen aber zwischen den langen und kurzen Sylben in der Sprache gewisse Sylben gleichsam in der Mitte, die, unter gewissen Umständen, entweder gedehnt, oder beschleunigt werden, und deshalb mittelzeitige heißen. Zweizeitige (ancipites) werden sie nur im Allgemeinen genannt, weil sie, bei ihrem Gebrauche, jedesmal sogleich entweder lang oder kurz sind.

Ist aber in der teutschen Sprache der Rhythmus abhängig von dem Accente; so ist auch das Metrum (das Versmaas) davon abhängig; denn das Metrum besteht (§. 8) in einem rhythmischen Ganzen aus abwechselnden Zeitfüßen, die zu einem bestimmten Schritte verbunden werden, und dessen Umfang, wenn er nicht zu klein ist, in Absätze und Einschnitte (Cäsur) getheilt, und durch einen sinnlich hervortretenden Schlußfall geendigt wird. Vermittelst des Rhythmus wird also ein dichterisches Ganzes, nach der Ankündigung seiner äußern Glieder, abgetheilt, und in dieser Abtheilung das Verhältniß der Hebung und Senkung der einzelnen Glieder festgehalten; denn Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechselnden Verhältnissen, ist der allgemeinste Charakter des Sylbenmaases. So einfach dieser Grundsatz an sich ist; so viele Mannigfaltigkeit und Abwechselung erhält er doch in der Anwendung auf die Darstellung der Versfüße. Jede Zusammensetzung mehrerer Sylben muß sich nämlich entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen. Zum Falle neigt sie sich, wenn das Lange vorangeht

und das Kurze nachtönt (Trochäus); zum Sprunge, wenn das Kurze vorangeht und das Lange nachtönt (Jambus). Selbst zwei lange Sylben neigen sich, wegen ihrer Langsamkeit, mehr zum Falle, als zum Sprunge (Spondeus); zwei kurze Sylben hingegen neigen sich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle (Pyrrhichius), ob sie gleich in Hinsicht ihrer Dauer völlig gleich sind.

10.

Fortsetzung. Ueber den Reim.

Der Reim, als geschichtliche Erscheinung, ist ein ausschließendes Eigenthum der jüngern abendländischen Sprachen, die sämmtlich accentuirte Sprachen sind. Diese Sprachen bedurften eines Ersatzes für den ihnen ursprünglich fehlenden quantitativen Rhythmus, und dieser Ersatz liegt in dem Reime. Da aber der Accent die Bedeutung der Begriffe und Ideen bezeichnet; so würde man bei der Begriffsbestimmung des Reimes nicht ausreichen, wenn man ihn blos in dem Gleichklange zweier Sylben am Ende zweier Verse suchen wollte. Mit diesem Formellen des Reims muß vielmehr etwas Materielles, das von den dichterisch dargestellten Vorstellungen abhängt, die in dem Gleichklange des Reims verbunden werden, vereiniget seyn; neben seiner äußern Natur muß ihm auch noch eine innere zukommen. Das Wesen des Reimes besteht daher darin: eine Reihe von Vorstellungen so zu ordnen, daß, mit Festhaltung gewisser Ruhepuncte, bestimmte Sylbenreihen mit solchen Vorstellungen schließen, die im wörtlichen Ausdrucke

eine sinnlich-gleiche Gestalt annehmen (d. h. im Gleichklange stehen) können. Der Reim ist also nichts anders, als das Versinnlichen zweier verschiedenen Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, und reimen heißt demnach: zu zwei verschiedenen Vorstellungen zwei gleichklingende Wörter auffinden, oder das in der Vorstellung Verschiedene unter gleichen Klang in sinnliche Einheit bringen. Soll der Reim ästhetisch wirken; so muß auf diesem Gleichklange der Wörter, welche verschiedene Vorstellungen zu einer sinnlichen Einheit verbinden, die äußere und zufällige (erfahrungsmäßige) Schönheit der Form beruhen, welche eben so, durch den Wohlklang der zusammengestellten articulirten Töne, ein reines Wohlgefallen bewirkt, wie die unter der Hülle der äußern Laute versinnlichten und idealisirten Gefühle. Denn nur auf diese Weise kann der innere und äußere Charakter eines dichterischen Erzeugnisses als Einheit zusammentreffen, und das Wohlgefallen an der dichterischen Form durch die Wahrnehmung gleichmäßiger Haltung und Durchführung beider Theile bewirkt werden.

Die teutsche Sprache kannte zwar, nach ihrem ursprünglichen Charakter als accentuirte Sprache, blos den Reim als äußere Form ihrer dichterischen Erzeugnisse; allein bei der hohen Bildsamkeit derselben war es möglich, auch die griechischen Sylbenmaase in die Mitte derselben zu verpflanzen. Die ersten Versuche deshalb geschahen bereits im siebenzehnten Jahrhunderte; doch war es zunächst Klopstock, welcher, mit tiefer Erforschung der Technik der griechischen und der teutschen Sprache, die gelungene Anwendung derselben im Großen durchführte. Er fand viele Nachahmer, von welchen

manche, aus Reiz der Neuheit und aus Vorliebe für die fremdher entlehnten Sylbenmaase, den Reim völlig aus der teutschen Dichtkunst verdrängen wollten, den doch Klopstock selbst im religiösen Liede beibehalten hatte. So wenig diese Absicht gelang; so führte doch der freiere Anbau der neuen Sylbenmaase zu einer bis dahin nicht geahneten Erweiterung der teutschen Prosodie. Unverkennbar hat die teutsche Dichtkunst selbst, so wie die Prosodie, dadurch an Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Reichthum bedeutend gewonnen; auch ist aus dem fortgesetzten höhern Anbaue beider, des der teutschen Sprache ursprünglich einheimischen Reims und der entlehnten und eingebürgerten fremden Sylbenmaase, so wie aus dem frühern Kampfe beider mit einander, das allgemeine Ergebniß hervorgegangen: daß beide neben einander bestehen können und bestehen werden; daß durch die Anwendnng beider der Reichthum der äußern Sprachformen vermehrt und eine größere Mannigfaltigkeit dieser Formen bewirkt worden ist; daß aber für gewisse Formen der dichterischen Darstellung mehr der Reim, und für andere wieder mehr die entlehnten Sylbenmaase sich eignen. Denn so gewiß das religiöse Lied, das Volkslied, die Cantate, die Romanze, und mehrere andere dichterische Erzeugnisse, des Reims nicht entbehren können; so gewiß hat doch z. B. die Elegie, so wie die epische und die dramatische Dichtkunst durch die Anwendung der fremden Sylbenmaase gewonnen. Bei einer unpartheiischen Würdigung des Charakters und der Fortschritte der teutschen Dichtkunst seit den letzten siebenzig Jahren wird man daher gewiß die Ueberzeugung erlangen, daß weder dem Reime ein Vorzug vor den fremden Sylbenmaasen, noch den letzten ein

Vorzug vor dem Reime beigelegt werden darf, weil überhaupt beide nur die äußere und zufällige Schönheit der Form, nicht aber das wahre Wesen der Dichtkunst selbst bezeichnen, und der ästhetische Gehalt der äußern und zufälligen Schönheit der Form zunächst von dem innern Geiste des Gedichts, und von dem Verhältnisse des innern dichterischen Lebens zu der äußern technischen Form abhängt, unter welcher dasselbe erscheint.

11.

Eintheilung der Dichtungsarten.

Wenn der Stoff jeder dichterischen Darstellung aus den individuellen Gefühlen des Dichters stammt; so müssen gleichartige und verwandte Gefühle, die in dem Gemüthe des Dichters auf das genaueste verbunden sind, auch in der dichterischen Darstellung einander ähnlich und verwandt seyn. Darauf beruht der Grundsatz für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten.

Unter einer Dichtungsart verstehen wir nämlich eine Klasse von Werken der Dichtkunst, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet. Alle in den besondern Gattungen zusammengestellte einzelne dichterische Formen (z. B. in der lyrischen Gattung das Lied, die Elegie, die Ode u. s. w.) müssen daher auf eine ähnliche Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, und auf die Fähigkeit des Dichters sich zurückführen lassen, sein individuelles Gefühl durch die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft zur Einheit der Form zu erheben. Nach dieser Ansicht muß es so viele verschiedene Klassen von Dichtungsarten geben, als

es verschiedene Grundtöne des Gefühls für die ästhetische Darstellung giebt.

1) Diejenigen dichterischen Formen, in welchen das im Gemüthe des Dichters aufgeregte Gefühl der Freude und des Entzückens, oder der Wehmuth und Traurigkeit, als solches, in der idealisirten Darstellung zur Einheit der Form erhoben wird, so daß die Darstellung den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls wiedergiebt, bilden den Umfang der lyrischen Dichtkunst.

2) Der Charakter der didactischen Dichtkunst hingegen beruht darauf, daß die ästhetische Form gewisse allgemeine Begriffe und Ideen der Vernunft versinnlicht, die, durch ihre Verbindung und Vergesellschaftung mit bestimmten Gefühlen, eine höhere Bewegung des Gefühlsvermögens und ein freies Spiel der Einbildungskraft hervorbringen, so wie sie vermittelst der dichterischen Form als ästhetische Einheit erscheinen.

3) Die dichterische Darstellung kann ferner einzelne Handlungen, Thatsachen und Individuen, so wie den Zusammenhang der menschlichen Handlungen innerhalb des bestimmt abgeschlossenen Kreises der menschlichen Freiheit versinnlichen, diese freie Wirksamkeit der handelnden Wesen idealisiren, und die hohe Bewegung des Gefühls, hervorgebracht durch die Vergegenwärtigung der Wirkungen der menschlichen Freiheit, vermittelst einer vollendeten ästhetischen Form bezeichnen. Dies ist der Charakter der epischen Dichtkunst.

4) Der Charakter der dramatischen Dichtkunst besteht darin, daß der Zusammenhang der freien menschlichen Thätigkeit, vermittelst der ästhetischen Form, durch die dargestellten handelnden Personen selbst (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) vor unsrer Anschauung erscheint. Doch ist es Grundbedingung bei allen Formen der dramatischen Dichtkunst, daß das Wesen jedes einzelnen dramatischen Kunstwerkes nur durch die künstlerische Darstellung desselben auf der Bühne erschöpft und vollendet werde.

5) Endlich giebt es gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen, bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer Klassen hervorgehet. Wenn denn nun auch in dem ersten Falle das einzelne Gedicht bisweilen unter eine der vier aufgestellten Klassen gebracht werden könnte; so wäre dies in dem zweiten Falle ohne Zwang nicht möglich, und bald würde die einzelne poetische Epistel, die einzelne Idylle u. s. w. zur lyrischen, bald zur epischen Dichtungsart gehören. Es ist daher zweckmäßiger, weil die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft nicht nach den in der Theorie aufgestellten Klassen von Dichtungsarten sich richtet, diese Dichtungsarten vielmehr nach der Wirksamkeit der Einbildungskraft aufgestellt und geordnet werden müssen, jene gemischten Formen der Dichtkunst in einer besondern Ergänzungsklasse aufzuführen.

12.

Die drei Schreibarten in der Sprache der Dichtkunst.

So wie in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474 ff.) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Dichtkunst. Jedes einzelne Gedicht, es sey Lied oder Elegie, es sey Ode oder Hymne, es sey Fabel oder Epos, es sey Idylle oder Epigramm, muß entweder in der niedern, oder in der mittlern, oder in der höhern Schreibart gehalten seyn, über welche Wahl der Schreibart zunächst, als innere Ursache, die Individualität des Schriftstellers, nicht selten aber auch, als äußere Ursache, bald der Charakter des darzustellenden Stoffes, bald der Zweck entscheidet, für welchen die stylistische Darstellung berechnet ist. Denn so wie Gellerts Individualität, in allen seinen dichterischen Erzeugnissen, ihn zunächst zur Anwendung der niedern und bisweilen der mittlern Schreibart führte, die höhere aber ganz ausschloß; so eignete sich wieder die Individualität von Joh. Andr. Cramer, von Klopstock, von Leopold Graf zu Stolberg, von Kosegarten, mehr zur mittlern und selbst zur höhern Schreibart, als zur niedern. Dazu kommt, daß selbst die äußern Ursachen bei der Wahl einer der drei Schreibarten in den meisten Fällen durch die innere Ursache, d. h. durch die Individualität des Dichters bedingt sind, weil die dichterische Individualität, — nach

den in dieser Einleitung aufgestellten Grundsätzen, — auf der unerklärbaren innern Wechselwirkung des Gefühlsvermögens und der selbstthätigen Einbildungskraft beruht, so daß, wenn dem Dichter, durch diese innern Ursachen, der Stoff zu einer Messiade zugeführt wird, er von selbst für diese die mittlere Schreibart wählt. Dagegen wird er, wenn er ein religiöses, oder ein weltliches Volkslied beabsichtigt, in den meisten Fällen die niedere, und nur bisweilen die mittlere Schreibart für seine Darstellung, in der Hymne aber nie die niedere, sondern die mittlere, ja selbst die höhere Schreibart wählen.

Es ist übrigens von Wichtigkeit sowohl für die Theorie und Praxis der Dichtkunst, als auch für die Kritik der vorhandenen dichterischen Erzeugnisse, den in jedem vorhandenen dichterischen Erzeugnisse vorherrschenden Charakter der einen oder der andern Schreibart auszumitteln, weil nicht blos das Urtheil über die zweckmäßige Auswahl der Schreibart für den dargestellten Stoff, sondern auch das Urtheil über die Festhaltung und Durchführung der gewählten Schreibart zur Einheit und Classicität der stylistischen Form, davon abhängt.

Was endlich die sogenannte Manier des Dichters betrifft; so wird darunter, im guten Sinne, die erkennbare Individualität desselben an allen seinen stylistischen Erzeugnissen (selbst den anonymen) verstanden, inwiefern sie in gewissen, eben nur diesem Schriftsteller eigenthümlichen, Gefühlen, Ideen, Bildern, Wendungen, Zusammenstellungen und einzelnen Ausdrücken, in der ganzen Anlage, dem Baue und der Vollendung der stylistischen Form besteht. In dieser Beziehung lassen sich die einzelnen Er-

zeugnisse von Luther, Klopstock, Göthe, Schiller, Kosegarten, Matthisson u. a. sogleich erkennen und von jedem andern Schriftsteller unterscheiden. Allein fehlerhaft wird die Manier, wenn sie nicht aus der Individualität des Schriftstellers selbst hervorgeht, sondern auf der bloßen Nachahmung eines originellen Dichters beruht. Deshalb sind denn auch die Nachäffungen der eigenthümlichen Manier von Göthe, Schiller, Matthisson und andern so widerlich, während wir dem selbstständigen Dichter gern die Wiederkehr von Formen verzeihen, die er einmal aus seiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt und den meisten seiner Werke ertheilt hat.

---

1) Die lyrische Form der Dichtkunst.

13.

Charakter und einzelne Theile der lyrischen Dichtkunst.

Der Charakter der lyrischen Dichtkunst besteht nicht, wie einige Theoretiker wollen, in der Erregung, sondern in der idealisirten Darstellung (Objectivisirung) bestimmter individueller Gefühle unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei allen einzelnen Erzeugnissen der lyrischen Dichtkunst beruht daher der dargestellte Stoff auf den subjectiven Gefühlen des Dichters, welche durch seine selbstthätige Einbildungskraft unter einer idealischen Umgebung aufgefaßt, und nach dieser idea=

lischen Haltung vermittelst einer stylistischen Form dargestellt werden, die dem Gesetze der Form vollkommen entspricht, und, als vollendete Einheit, Richtigkeit und Schönheit der Form unauflöslich verbindet.

Ob nun gleich die von dem lyrischen Dichter als Stoff dargestellten Gefühle ihm ganz individuell angehören, so daß sie, nach dieser Gestaltung und Ankündigung, in keinem andern menschlichen Gemüthe entstehen konnten; so erscheinen sie doch, unter der Einheit der dichterischen Form, nach ihrem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit, als so geläuterte und rein menschliche Gefühle, daß jedes gebildete Wesen unsrer Gattung in denselben, als in seinen eigenen, sich wieder erkennt.

Je verschiedener aber die menschlichen Gefühle theils an sich nach ihrer Quelle als sinnliche, intellectuelle, ästhetische und sittliche Gefühle, theils nach dem Grade ihrer individuellen Stärke seyn können; desto verschiedener ist auch der Charakter der einzelnen lyrischen Gedichte, so wie die Stärke des Tones und der ästhetischen Farbengebung in denselben. Denn anders äußert sich das sinnliche Gefühl bei dem Genusse der Liebe und des Weins, als das intellectuelle Gefühl bei der Wahrnehmung der Unermeßlichkeit des Weltalls, und das sittliche Gefühl bei der Vergegenwärtigung unsrer individuellen Fehler und Verirrungen, oder bei der dichterischen Darstellung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Wenn daher auch der gemeinsame Charakter aller lyrischen Gedichte darauf beruht, daß sie unmittelbare Gefühle unter einer idealischen Darstellung in einer vollendeten stylistischen Form

schildern; so muß doch, bei der nähern Beurtheilung der einzelnen Erzeugnisse der lyrischen Dichtkunst, zunächst dasjenige Gefühl aufgesucht werden, welches als **Stoff** dem Gedichte zum Grunde liegt, und sodann der im Gedichte enthaltene **Ton** dieses Gefühls, der, innerhalb der Form, bald als Ton der Freude, gesteigert bis zur höchsten Stufe derselben, bis zum Ausdrucke des Entzückens, — bald als Ton der Trauer, bis zur höchsten Steigerung derselben in der tiefsten Wehmuth, nach sehr verschiedenen Graden der Stärke und der Fülle des Gefühls schattirt, erscheinen kann. Jene Verschiedenheit in dem ursprünglichen Charakter der zum Bewußtseyn des Dichters gelangten individuellen Gefühle, und diese Schattirungen in dem Tone der dargestellten Gefühle, entscheiden über die Verschiedenheit des Charakters und des Tones in den **einzelnen Untergattungen** der lyrischen Form der Dichtkunst.

Diese Untergattungen sind:

a) das Lied;
b) die Ode;
c) die Hymne;
d) die Dithyrambe;
e) die Rhapsodie;
f) die Elegie;
g) die Heroide;
h) die Cantate;
i) das Sonett;
k) das Madrigal, das Rondeau und Triolet.

14.

a) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darstellung nur Eines, aber eines bestimmten Gefühls, welches zum deutlichen Bewußtseyn gelangt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Im Tone des Liedes steht das zum Bewußtseyn gelangte und durch Sprache dargestellte Gefühl mit sich selbst im Ebenmaaße. Dadurch unterscheidet sich das Lied von den übrigen einzelnen Formen der lyrischen Dichtkunst, namentlich von der Ode, der Hymne und der Dithyrambe, welche, im höhern Schwunge der dichterischen Begeisterung, das im Gefühle sich ankündigende Unendliche, bei gleichstarker Vergegenwärtigung der Schranken der Endlichkeit, darstellen.

An sich ist der Ton des Liedes ein Ton reiner Freude, Beruhigung und Hoffnung. Dieser Ton wird angeregt durch die Richtung des Gefühls auf ein Gut, nach welchem das Gemüth sich sehnt, oder dessen Besitz und Genuß das Gefühl ergreift und erhebt, oder das im Allgemeinen dem Gefühle und der Einbildungskraft lebhaft vorschwebt. Denn dadurch unterscheidet sich das Lied von der Elegie und der Heroide, daß der in demselben herrschende Ton der Freude durch keine Beimischung eines Gefühls der Wehmuth verdunkelt wird.

Das Lied wird eingetheilt in das *religiöse* (geistliche) und *weltliche* Lied.

Das *religiöse* Lied enthält den Ausdruck und die Darstellung der erhabenen Rührung, die den Menschen bei der im Gefühle wahrgenommenen Allvollkommenheit Gottes, seiner Allheiligkeit und Allseligkeit, und bei der Vergegenwärtigung seiner Ver-

hältnisse zu uns und unserer Verhältnisse zu ihm ergreift, die für uns die wohlthuendsten und beseligendsten sind, und die unser ganzes gegenwärtiges und künftiges Daseyn umschließen. Das religiöse Lied erscheint, je nachdem ein bestimmtes Gefühl sich in uns ausgebildet hat, bald als Ausdruck des Dankes gegen Gott, bald als Ton der Bewunderung desselben, der Demuth und der Pflichten gegen ihn, der Hoffnung auf ihn, und der Vergegenwärtigung unsers Abstandes zu ihm. Zugleich liegt der ganze Kreis der Lehren der positiven Religion im Umfange des religiösen Liedes. — Doch muß genau zwischen dem religiösen Liede und der religiösen (geistlichen) Dichtkunst überhaupt unterschieden werden. Denn die letzte beschränkt sich nicht blos auf das geistliche Lied, wenn gleich von jeher innerhalb des Gebiets der geistlichen Dichtungen der Anbau des religiösen Liedes am reichsten, vielseitigsten und mannigfaltigsten gewesen ist. Zur sogenannten geistlichen Dichtkunst gehören aber, außer dem Liede, auch die religiöse Ode und Hymne, und die religiöse Elegie. Denn viele religiöse Gedichte von J. Andr. Cramer, Klopstock, Balth. Münter und andern unterscheiden sich von dem Tone und der Farbengebung des Liedes so, daß sie, der Form nach, als religiöse Hymnen aufgestellt werden müssen; auf gleiche Weise gehören alle, zur ästhetischen Einheit erhobene, Bußlieder in den Kreis der religiösen Elegie. Besonders sind viele Gedichte, bestimmt für die Feier der christlichen Feste, nicht blos religiöse Lieder, sondern Hymnen im eigentlichen Sinne, worin die Erscheinung des Erlösers in der Welt, sein irdisches Werk, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt verherrlicht wird; so wie viele soge-

nannte Passionslieder, sobald ihre ästhetische Form classisch ausgeprägt ist, zu den gelungensten Elegieen gehören.

Im Gegensatze des religiösen Liedes, enthält das weltliche Lied die Darstellung eines bestimmten individuellen Gefühls, das durch die Zustände und Vorgänge des wirklichen Lebens angeregt wird, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form. Das weltliche Lied schildert als Lied der Liebe die Innigkeit, Stärke und Glut des Gefühls, das durch ein geliebtes weibliches Wesen bewirkt wird. Als Trinklied stellt es die Freuden sinnlich vollkommen dar, die der Wein gewährt. Als Gelegenheitsgedicht bezieht es sich auf eine denkwürdige Begebenheit des häuslichen oder öffentlichen Lebens, welche das Gefühlsvermögen anspricht und bewegt. Zu diesen Gelegenheitsgedichten gehören die Geburts-, Hochzeits-, Neujahrs- und Trauergedichte u. a., die nur deshalb so selten gelingen, und unter einer vollendeten Form erscheinen, weil nur selten das Ereigniß, das sie feiern sollen, ein wahres und inniges Gefühl in dem Gemüthe des Dichters aufregt. Denn wo diese Bewegung des Gefühlsvermögens fehlt; da wird auch das Gelegenheitsgedicht gerade des Dichterischen ermangeln, das nur aus dem Gefühlsvermögen stammen und dann unter der, von der Einbildungskraft geschaffenen, idealisirten Form erscheinen kann. — Es können aber auch Naturgegenstände und andere Vorgänge des Lebens, sobald sie den Zustand eines bestimmten Gefühls in dem Dichter zum Bewußtseyn erheben, den Stoff zum weltlichen Liede enthalten. — Volkslied nennt man das weltliche Lied dann, wenn die Darstellung desselben, durch das allgemeine

Interesse seines Stoffes, so wie durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes, unbeschadet der classischen Vollendung der Form, für alle Stände und Klassen des Volkes verständlich, genießbar und anziehend wird.

15.

Beispiele des religiösen Liedes.

1) von Luther († 1546).

[Nach der Originalausgabe.]

Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute wehr unnd waffen;
Er hilfft unß frey auß aller not,
Die unns jetzt hat betroffen;
Der alt böse Feindt
Mit ernst ers jetzt meint,
Groß macht und vil list
Sein grausam rüstung ist,
Auff Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Man,
Den Got hat selbs erkoren;
Fragst du, wer er ist?
Er heist Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll Teuffel wer,
Und wolt unns gar verschlingen;
So fürchten wir unns nicht so sehr,
Es soll unns doch gelingen.

Der Fürst dieser welt,
Wie sawr er sich stelt,
Thut er vns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kan ihn fellen.

Das Wort sie sollen lassen stan,
Und kein Danck darzu haben,
Er ist bey unns wol auff dem plan
Mit seinem geist und gaben;
Nemen sie den leib
Gut, ehr, Kind und Weib,
Laß faren dahin,
Sie habens kein gewin,
Das Reich muß unns doch bleiben.

2) von Martin Opitz († 1639).

Morgenlied.

O Licht, gebohren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du schickst uns wieder zu Gesichte
Die angenehme Morgenzeit.
Drum will uns gehören
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunst.
Gieb auch unsern Sinnen,
Daß sie sehen können
Deiner Liebe Brunst.

Laß deines Geistes Morgenröthe
In unsern dunkeln Herzen seyn,
Daß sie mit ihren Stralen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.
Siehe, Herr, wir wanken;

Thun und auch Gedanken
Gehn auf falscher Bahn.
Du wollst unserm Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirche schwache Schaar;
Nimm weg von unserm Vaterlande
Verfolgung, Trübsal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unsern Lauf zu treiben
Diese kleine Zeit,
Bis du uns wirst bringen,
Wo man dir soll singen
Lob in Ewigkeit.

3) von dem Jesuiten Friedrich Spee († 1635).

Lob Gottes aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit. (aus seiner Trutznachtigall — abgekürzt.)

Jetzt wicklet sich der Himmel auf
Jetzt b'wegen sich die Räder;
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn,

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!

Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
In Luft ich hör die Musik schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßern Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyndt ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund
So mannigfaltig Weise?
Wer misset ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudigs Tütelüren?
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschoos,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben blos,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt

In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wissen,
Weil ihr an euch kein Farb gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt ich schauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüsten wirds ergetzet;
Ergetzet wird fast jeder Sinn,
Und alles Wunder schätzet:
Ohn Maas ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn ihr Menschenkind,
Bei nun so schönen Zeiten;
All Traurigkeit nun schütt't in Wind,
Spannt auf die besten Saiten.
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Schneid't an die süßen Geigen,
Mit reiner Stimm' und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr' erzeigen.

O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

4) von Simon Dach
(† 1659 als Prof. in Königsberg).

Begräbnißlied.

O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seyd entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man hier doch wie im Kerker leben,
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben;
Was wir hie kennen,
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr hergegen ruht in eurer Kammer
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Ist euch hinderlich in euern Freuden.

Christus wischet ab euch alle Thränen;
Ihr habt schon, wornach wir uns erst sehnen;
Euch wird gesungen,
Was durch Keines Ohr allhier gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben,
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' hier bleiben,
Sich den Jammer länger lassen treiben?

Komm, o Christe, komm, uns auszuspannen!
Lös' uns auf, und führ' uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Ist der frommen Seelen Freud' und Wonne!

5) von v. Cronegk († 1758).

Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte.
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Erstandener Heiland, nimm mich auf.
Herr, nimm bei meinem Ende
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich
Nach deinem Tode sehen;
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferstehen.
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,
Den ihre Pracht gefesselt hält;
Nach Gott und Tugend streben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,
Dem Frevler dich entziehest,
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,
Im Menschen, den du siehest!
Als schon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöser Abschied nahm,

Da sprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beschieden.
Seht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb' euch meinen Frieden.
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn giebt;
Daran, daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!
Erweck' in mir die Triebe
Durch die man sich mit dir vereint,
Den Glauben und die Liebe!
Mein Leben weih sich dir allein;
Laß mich dem Nächsten nützlich seyn!
Gieb selbsten Geist und Kräfte
Zu jeglichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weiß, daß du mein Heiland bist,
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen,
Und heilig! heilig! singen.

6) von der Professorin Gottsched (geb. Kulmus), († 1762) — abgekürzt —

Die Ewigkeit.

O Gott! du warst von Ewigkeit,
Bevor noch Himmel, Erd' und Zeit

Auf deinen Wink entstanden.
Eh noch dein Wink dem Sonnenstrahl
Der Welt zu leuchten anbefahl,
Warst du bereits vorhanden;
Und stürzt einmal der Weltkreis ein,
Wirst du nicht minder ewig seyn.

Der Stunden Dauer scheint uns lang,
Wenn wir voll Kummer, matt und krank,
Fast Augenblicke zählen.
Der Tageslauf verzehrt das Herz,
Wenn wir bei ungewohntem Schmerz
Uns unaufhörlich quälen.
Dann däucht uns ja die bittre Pein,
Ein ganz Jahrhundert lang zu seyn.

Doch, ach! wie kurz ist unser Lauf,
Mit wenig Jahren hört er auf,
Als wären's so viel Stunden.
Und wärest du Methusalah,
Der nah bei tausend Jahren sah,
Wie schnell sind sie verschwunden!
Vor dir, o Herr, ists nur ein Tag,
Ein kurzer Puls= und Herzensschlag.

Der ganzen Welt bestimmte Zeit,
Seitdem die Sonne weit und breit
Luft, Berg und Thal verkläret;
So lange Mond und Sterne sind,
So lange hier ein Adamskind
Und dieser Erdball währet:
Was ist sie gegen dich, o Gott?
Ein kurzes Nun, ein Nichts, ein Spott.

Unendlicher, du alterst nicht,
Dein ewig heitres Angesicht,
Zeigt stets der Jugend Stärke.

Dein Arm, der alle Wesen schafft,
Bleibt ungeschwächt bei gleicher Kraft,
Wirkt immer größre Werke.
Der Mensch verschleißt wie ein Gewand;
Dein ewig Thun hat stets Bestand.

Könnt' jeder Tropfen in dem See
Und jede Flocke von dem Schnee
Und jedes Blatt auf Erden,
Könnt' jeder Staub von Berg und Thal
Und jeder Stern am Himmelssaal
Ein ganz Jahrhundert werden;
So wäre doch die lange Zeit
Kein Punct von deiner Ewigkeit.

Was ist denn, Herr, vor deinem Thron
Das Menschenkind, der Erdensohn,
Der Staub, der Wurm, die Made?
Ein Augenblick bringt ihn zur Welt,
Ein Augenblick hat ihn gefällt;
Gebricht ihm deine Gnade.
Ja füllt sein Lauf den weit'sten Raum,
Ist doch sein Leben nur ein Traum.

Das wahre Leben ist in dir;
Dein Seyn, o Gott, daur't für und für,
Dein Wesen nimmt kein Ende.
Drum reiß' mich aus der Eitelkeit,
Und scheid' ich einst aus dieser Zeit,
Nimm mich in deine Hände.
So werd' ich ewig vor dir stehn,
Und, frei vom Tode, dich erhöhn!

7) von Joh. Andr. Cramer († 1788).

Der erste Psalm.

Heil, Heil dem Manne, der dem Rath
Der Frevler sich entzieht;
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebertreter flieht!

Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt;
Sich Gottes Recht zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt, und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt.

Er trägt, wann seine Zeit kommt, Frucht,
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wandrer segnet ihn.

Das ist der Fromme! Was er macht,
Wird Segen und erfreut.
Der Sünder ists, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.

Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht,
Und wo ein Volk ist, das Gott ehrt,
Blühn die Verbrecher nicht.

Der Herr verklärt die edle Bahn,
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Zorn den Sünder an:
Des Sünders Weg vergeht.

8) von **Sturm** († 1786).

Bruchstück aus einem Weihnachtsliede.

— Kommt, laßt uns niederfallen
Vor unserm Mittler Jesu Christ,
Ihm danken, daß er Allen
Erretter, Freund und Bruder ist.
Er, gleich der Morgensonne
Mit ihrem ersten Strahl,
Verbreitet Licht und Wonne
Und Segen überall.
Durch ihn kommt Heil und Gnade
Auf diese Welt herab;
Er segnet unsre Pfade
Durchs Leben bis zum Grab.

O du, dem jetzt die Menge
Der Engel und Verklärten singt,
Empfang die Lobgesänge,
Die dir dein Volk im Staube bringt.
Auch du warst einst auf Erden,
Was deine Brüder sind,
Ein Dulder der Beschwerden,
Ein schwaches Menschenkind.
Was du jetzt bist, das werden
Einst deine Brüder seyn,
Wann sie, entrückt der Erden,
Sich deines Anschauns freun.

Bald sind wir zu dem Lohne
Der Himmelsbürger dort erhöht;
Nah sind wir dann dem Throne,
Und schauen deine Majestät.
Nicht mehr aus dunkler Ferne
Schallt dann der Dank zu dir;

Weit über Sonn' und Sterne
Erhaben danken wir.
Und dann durch jede Sphäre
Schallt unser Lobgesang:
Dem Ewigen sey Ehre,
Dem Menschgewordnen Dank!

9) vom Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg († 1819).

Danklied (abgekürzt).

Daß unser Gott uns Leben gab,
Deß wollen wir uns freuen,
Und von der Wiege bis ans Grab
Ihm unsern Dank erneuen;
Denn auch zur Freude gab uns Gott
Auf dieser Welt das Leben,
Und hat verheißen, nach dem Tod
Der Wonne mehr zu geben.

Wie fromme Kinder können wir
In froher Einfalt leben;
Drum hat der Vater schon allhier
Ein Eden uns gegeben.
Die Frühlingswärme haucht sein Mund,
Und Kühlung wehn die Wogen;
Am Himmel zeugt von seinem Bund
Der schöne Regenbogen.

Und Auen, Berge, Feld und Wald
Verkünden seine Gnade,
Und seines Namens Größe schallt
Am hallenden Gestade.
Ihn singt die kleine Nachtigall.
O, laßt mit ihr uns singen!

Laßt mit der frohen Lerche Schall
Auch unser Lied erklingen!

Aus freier Gnade hieß der Herr
So schön die Erde werden.
Bedarf zu seinem Wohlseyn Er
Der Früchte dieser Erden?
Drum wollen wir auch geben gern,
Wie wir von ihm vernommen,
Und ähnlich werden unserm Herrn,
Und seyn, wie er, vollkommen.

Wie Aeltern ihrem zarten Sohn
Die Frühlinsblumen weisen;
So zeigt uns Gott auf Erden schon,
Wie seine Sterne kreisen.
Wir schaun die Wunder seiner Hand
Aus unsern tiefen Fernen,
Und wissen, unser Vaterland
Sey über jenen Sternen.

Auf unserm Leben schwimmt, wie Schaum,
Ein wenig Müh und Kummer;
Das Leben ist ein Morgentraum,
Der Tod ein kurzer Schlummer.
Wir sinken freudig in den Staub,
Der unsre Väter decket,
Und gönnen Würmern ihren Raub,
Weil Gott uns auferwecket.

Es töne zu der Saiten Klang,
So lange wir hier wallen,
Sein Lobgesang; und Lobgesang
Soll schon das Kindlein lallen!
Und wenn's nach seinem Namen fragt;
So drückt mit beiden Armen
Das Kindlein fest ans Herz, und sagt:
Sein Name heißt Erbarmen!

10) von v. Matthisson.

Heiliges Lied.

Dich preißt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preißt, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ewgen Harmonieen,
So weit sich Welten drehn und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heißt: Erbarmen!

11) von Mahlmann.

Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen;

Er stillt des Herzens Klopfen.
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne;
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht;
Verzage nicht!

12) von Tiedge.

Vertrauen auf Gott. (abgekürzt)

Groß ist der Herr! Die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wann er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand,
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben giebt und Freuden schafft;
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz: er rettet!
Vertraun zu ihm ist deine Pflicht!
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel giebt, und mehr verheißt —
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten!
Mit Demuth nahe dich dem Herrn.
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern;
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm!

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

16.

Beispiele des weltlichen Liedes.

1) Minnelied vom Kaiser Heinrich 6 († 1197), aus der Manessischen Sammlung, mit Nassers Verteutschung *).

Ich gruesse mit gesange die suessen
Die ich vermiden niht wil noch enmac.
Doh ich si von munde rehte mohte gruessen
Ach leides des ist manig tag.
Swer nu disiu liet singe vor ir

*) Verteutschung.

Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich vermeiden nicht will, noch mag.
Seit ich sie mündlich recht mochte grüßen,
Ach leider das ist schon mancher Tag.
Wer nun dieses Lied singet vor ihr,

Der ich so gar unsenfteclich enbir
Es si wib oder man der habe si gegrueſſet von mir.

Mir ſint dü rich und dü lant undertan
Swenne ich bi des minneclichen bin,
Und swehne ich geſcheide von dan
So ist mir aller min gewalt und richtum dahin.
Wan senden kumber den zelle ich mir danne ze habe,
Sus kan ich an freuden ſtigen uf und ouch abe,
Und bringe den wechſel als ich wenne dur ir liebe ze grabe.

Sit das ich si so gar herzeclichen minne
Und si ane wenken zallen ziten trage
Beide in herze und ouch in sinne
Underwilent mit vil maniger clage,
Was git mir dar umbe dü libe ze lone,

Der ich ſo gar unſanft (ungern) entbehr,
Es ſey Weib oder Mann, der habe ſie gegrüßet von mir.

Mir ſind die Reiche und Länder unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin,
Und wann ich ſcheide von dannen (von ihr),
So iſt all meine Gewalt und mein Reichthum dahin.
Nur herben Kummer den zähl' ich mir dann zur Habe (iſt dann mein Loos),
Sonſt kann ich an Freuden ſteigen auf und ab
Und bringe den Wechſel, wie ich wähne, durch ihre Liebe zu Grabe.

Seit daß ich ſie ſo gar herziglich minne,
Und ſie ohne Wanken zu allen Zeiten trage,
Beides im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mancher Klage;
Was giebt mir darum die Liebe zum Lohne?

Da biutet si mirs so rehte schone
E ich mich ir verzige ich verzige mich ê der crone.

Er sündet swer des niht geloubet,
Das ich moehte geleben manigen lieben tag,
Ob ioch niemer crone kemme uf min houbet,
Des ich mich an si niht vermessen mag.
Verlur ich si was het ich danne,
Da tohte ich ze freuden weder wibe noch manne,
Uns wer min bester trost beide ze ahte und ze banne.

2) Bruchstück eines Minneliedes,
vom Markgrafen von Brandenburg Otto mit dem Pfeile († 1308); aus der Manessischen Sammlung.

Winter was hat dir getan
Dü bluot vil minnecliche
Und der kleinen voglin suesses singen;
Ich weis vürwar gar ane wan [1])
Wil mich dü seldenriche [2])

Ja, böte sie mir auch noch so schöne,
Eh ich ihr entsagte, ich entsagte der Krone.

Er sündigt schwer, ders nicht glaubt,
Daß ich möchte leben manchen lieben Tag,
Ob auch nie eine Krone käme auf mein Haupt,
Der ich mich ohne sie nicht rühmen mag.
Verlör ich sie, was hätt' ich dann?
Dann taugt' ich zu erfreuen weder Weib noch Mann,
Und wäre mein bester Trost beides zur Acht und zum Bann.

1) ohne Wahn; ohne allen Zweifel.
2) an Vortrefflichkeit, an Vorzügen reiche.

Tröften was kanſtu mich danne getwingen [3]
Ich neme eine lange naht
Fur tuſend hande [4]) bluete
Ich han mich des vil wol bedaht
Mich tröſtet bas [5]) ir guete
Danne der meie mir kan froide bringen.

3) von Joh. Valentin Andreä († 1654).

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wie biſt du bei uns verſtecket,
Daß ſich dein Urſprung uns ſo ſelten nur entdecket?
Von Gott biſt du gebohren,
Gott ſelbſt hat dich erzeugt,
Dem Menſchen auserkohren,
Dem die Natur ſich beugt.

Liebliche Liebe, wo biſt du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht ſchmecken heut, noch morgen?
Die Welt thuſt du erfüllen
Mit ſüßem Honigſeim,
Das größte Leiden ſtillen
Durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo biſt du bei uns verſchloſſen,
Daß wir zu deiner Treu uns ſchicken ſo verdroſſen?
Alles kannſt du verbinden,
Was irgend iſt zerſtreut,
In dir iſt alles zu finden,
Was Menſchenherzen freut.

---

3) bezwingen.

4) tauſenderlei Arten.

5) beſſer; mehr.

Stetige Liebe, wo bist du bei uns verloren,
Daß du, Standhafteste, nie kommst vor unsre Ohren?
Du mußt den Bund erhalten,
Den Bund der Menschenpflicht;
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann rosten nicht.

4) von Andreas Tscherning († 1659).

Auf einen Ausbund eines lustigen und possirlichen Hündleins. (abgekürzt)

Freude des Herren und Liebe der Frauen,
Herzfänger, Zeitendieb, Störer der Pein,
Einer kann dich ohne Lachen nicht schauen;
Käme der Sauertopf Cato herein,
Er würd' in Gebärden
Bald lustiger werden.

Sollte nicht Menschen die Weise behagen,
Wann du, sobald nur die Tafel gedeckt,
Bringest dein' eigene Schüssel getragen.
Lächerlich ists, so sie irgend versteckt,
Das eifrige Suchen,
Das hungrige Puchen.

Raben, die müssen an Augen dir weichen,
Phöbus Geflügel der singende Schwan
Kann sich an Farbe mit deiner nicht gleichen,
Deine, Liebuschlin, die gehet voran,
Du prangest mit Gaben,
Die wenige haben.

Laß dem Catullus den Sperling vor allen;
Statius sey auf die Tauben erhitzt;
Laß dem Petrarca die Katze gefallen,
Welche die Schriften vor Mäusen beschützt.

Dich müssen die Weisen
Viel rühmlicher preisen.

Lipsius hätte vor seinem Saphire,
Liebes Liebuschlin, dich werther geschätzt.
Alles, was ich dir jetzt dactylisire,
Was mein geringer Verstand dir gesetzt,
Ist für dich, o König
Der Hunde, zu wenig.

Soll ich es sagen, als wie ich gedenke,
Wann du in Fröhlichkeit trunken und geil
Giebest zu sehen die künstlichen Ränke;
Wahrlich, so hat die Natur dir ein Theil
Vom Menschenverstande
Gegeben zum Pfande.

Cerberus muß dich genädig empfangen,
Wann du wirst reisen in Acherons Haus.
Still' aber späte sein heißes Verlangen,
Athme langsam den Flattergeist aus.
Du wirst mit dem Leben
Viel Freude begeben.

Ehe du werdest gezwungen zu sterben,
Lieber, so denke zuvor auf die Zucht;
Mache dich wieder lebendig durch Erben.
Wo du verlässest dir ähnliche Frucht;
So kann man dein Scheiden
Geduldiger leiden.

Wann du verblichen; so wirst du begraben,
Wo Amarißlein und wo Servitor
Ihre gekammerte Grabestatt haben,
Zwischen der Blumen gestirneten Flor,
Als die in dem Garten
Schon deiner erwarten.

5) von v. Caniz († 1699).

Lob des Tabaks. (abgekürzt)

Sonn' und Licht hat sich verkrochen,
Und die Nacht ist angebrochen.
Soll ich nun des Tages Last,
Meine Sorgen und mein Grämen,
Auf das Lager mit mir nehmen?
Nein, ich will, um meine Rast
Zu befördern, erst die Pfeifen
Mit Tabak gestopft ergreifen.

Unter allen seltnen Waaren,
Die man uns in vielen Jahren
Hat aus Indien gebracht,
Wird bei Jungen und bei Alten
Dieses Kraut den Preis behalten,
Weil es frohe Geister macht.
Ja, bis sich die Welt wird trennen,
Wird sein stetes Opfer brennen.

Des Tabakskrauts goldne Blätter
Sind bei manchem Unglückswetter
Ein beliebtes Gegengift.
Wider Pest und Liebeswunden
Sind sie schon bewährt gefunden;
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch sanftes Hauchen
Sie zu unserm Labsal brauchen.

Daß die Lust und Pracht der Erden,
Und ich selbst zu nichts muß werden,
Hat mich der Tabak gelehrt,
Wenn sein zarter Dampf sich zeiget,
Der hoch in die Lüfte steiget,
Und sich bald in Nichts verliert.

Daß nun solch ein Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verdrossen.

Er kann ohnedem nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnüget ist.
Drum, des Vaters eitler Grillen
Bösen Wunsch nicht zu erfüllen,
Schmauch ich, als ein frommer Christ.
Er und alle Welt mag toben:
Ich will doch den Tabak loben.

6) von Joh. Chstn. Günther († 1723).

Die Rosen. (abgekürzt)

An Rosen such' ich mein Vergnügen,
An Rosen, die die Herzen ziehn,
An Rosen, die den Frost besiegen,
Und hier das ganze Jahr durch blühn,
An Rosen, die wir bei den Linden
Sonst nirgends leicht so reizens finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch, weil sie nur die Kinder hohlen,
So bin ich nicht für sie erklärt,
Und wähle mir die holden Stralen,
Womit die vollen Rosen pralen.

Erhebt mir nicht die Kaiserkronen,
Die sonder Kraft und Balsam sind.
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nam' und Ruhm ist nichts als Wind.
Narcissen sind im besten Lande
Ein Abriß von dem Unbestande.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen
Und hat das beste Zuckerrohr.
Ihr goldner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht, hervor.
Die Rose nährt die süßen Triebe,
Und reizt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare,
Die Rosen tauch' ich in den Wein;
Die Rose soll für meine Jahre
Die allerbeste Stärkung seyn.
Die Rose zieret meine Flöten
Und krönt mit mächtige Poeten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime,
Auf Rosen schläfet meine Brust,
Auf Rosen hab' ich sanfte Träume
Von still= und warm= und weicher Lust;
Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

7) von Gotthold Ephraim Lessing († 1781).

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr, voll spitz'ger Gründlichkeit,
Ein unerträglich Joch dem Dichter
Und euch die Muster selber seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;

Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein teutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästerungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir so ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet seyn.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach; o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an; so küsse mich!

8) von Gleim († 1803).

Straflied.

Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wirs werden sollen!
Vernunft heißt das von Gott uns angesteckte Licht,
Das sie auslöschen wollen!
Wir wissen, daß wir dumm, dumm wieder werden sollen,
Und werdens ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!

5 *

Wir thun in allem unsre Pflicht;
Mehr kann man nicht von uns verlangen.
Auslöschen wollet ihr das angesteckte Licht,
Ihr heuchlerischen Klapperschlangen,
Ihr Katzen! ihr wollt uns wie dumme Mäuse fangen,
Ihr fangt uns ganz gewiß, wie dumme Mäuse, nicht!

Wir lieben unsern lieben Gott,
Und unsern lieben guten König;
Die beiden schützen uns: wir werden Hottentot
Und Dumrian so wenig,
Als ihr vernünftigen Gesetzen unterthänig,
Gegeben durch Vernunft von unserm lieben Gott!

Vernünftige Gesetze sind,
Daß wir einander lieben sollen,
Wie eine Mutter ihr gebohrnes erstes Kind,
Und daß wir, wie wir wollen
Anbeten den, um welchen Donner rollen,
Und sanfte Winde wehn, und brausen Sturm und Wind.

Der ist uns eine feste Burg!
Dem werden sie schon unterliegen!
Der hilft durch ihre Macht mit seiner Macht uns durch,
Sie mögen heucheln, lügen, trügen!
Das angesteckte Licht wird Finsterniß besiegen!
Gott, aller Götter Gott, ist unsre feste Burg!

9) von Weiße († 1804).

Schuhflickerlied.

„Minister flicken am Staat;
Die Schöppen flicken am Rath;
Die Priester an dem Gewissen;
Die Aerzte an Händen und Füßen.“

„O Jobsen! **was** flickest denn du?"
„Ich flicke den Herren Ministern,
Den Schöppen, den Aerzten, den Priestern,
Zerrißne Schuh."

„Sie flicken, und flicken nicht recht;
Sie flicken, und flicken oft schlecht,
Und reißen unter dem Flicken
Das Gute wieder in Stücken."

„O Jobsen! **wie** flickest denn du?"
„Ich flicke den Herren Ministern,
Den Schöppen, den Aerzten, den Priestern,
Zerrißne Schuh
Recht dichte zu."

10) von v. Halem († 1819).

Trinklied.

Das Leben gleichet der Blume!
So sagen die Weisen. Wohlan!
Das lasset uns, Freunde, bedenken,
Und klüglich mit Weine sie tränken;
Denn frischer blühet sie dann!

Das Leben gleichet der Reise!
So sagen die Weisen. Wohlan!
Füllt, Freunde, die Gläser! Ich meine,
Wir sprengen die Wege mit Weine;
Viel lustiger reiset sichs dann.

Das Leben gleichet dem Traume!
So sagen die Weisen. Wohlan!
Schon will es mich selber so dünken.
Zum Glase! zum Glase! Wir trinken!
Viel herrlicher träumt es sich dann!

11) von v. Salis.

Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand.
Es deckt mit seiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoos,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaßne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

12) von Voß.

Gesang der Teutschen.

Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' auf Teutschlands dumpfen Gauen;
Da wandte Gott sein Angesicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämmrung schwindet;
Der Wild', ein kaum belebttr Kloß,

Wird Mensch, blickt um sich und empfindet,
Was wahr und edel ist und groß.

Chor.

Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle;
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund!
In Zauberschrift umher geschwungen,
Fliegt tausendfach der weise Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und schafft Gemeinsinn überall.
Wir alle ꝛc.

Nicht herrscht durch fremder Formeln Düster
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm und Reich.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.
Nur Lieb' ist aller Herzen Einung,
Der Tempel und Moscheen auch.
Wir alle ꝛc.

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde;
Der bauet Kunst, Gewerb' und Saat,
Der schmückt den Geist, der Heer und Staat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des freien Volks Beglücker,
Ihm Rechenschaft von Hab' und Blut.
Wir alle ꝛc.

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Veredelt strebt das Volk nicht schlechter;
Nur frei vom Mißbrauch wird der Thron,
Vom Wahne die Religion!
Die Fessel strengt ihr an? Vergebens!
Zur Freiheit ruft uns unser Gott!
Dem Geist im Vollgefühl des Sterbens
Ist aller Welten Macht ein Spott!
Wir alle 2c.

13) von Ludw. Tieck.

An einen Liebenden im Frühlinge.

Wonne glänzt von allen Zweigen,
Muthig regt sich jedes Reiß,
Blumenkränz' aus Bäumen steigen,
Purpurroth und silberweiß.

Und bewegt wie Harfensaiten
Ist die Welt ein Jubelklang,
Durch der Welten Dunkelheiten
Tönt der Nachtigall Gesang.

Warum leuchten so die Felder?
Nie hab' ich dies Grün gesehn.
Lustgesang dringt durch die Wälder,
Rauschend wie ein Sturmeswehn.

Sieg und Freiheit blühn die Bäume,
Heil dir Vaterland! erschallt
Jubelnd durch die grünen Räume;
Freiheit! braust der Eichenwald.

Hoch beglückt, ja hoch gesegnet,
Wem in diesem Lustgefild
Liebesglück noch hold begegnet,
Und die letzte Sehnsucht stillt.

14) von Fr. Adolph Kuhn.

Rundgesang.

Durch Teutschlands Gauen schwebt der Rhein
Wie Teutsche stark und frei.
Durch Felsen drängt sich bald der Fluß,
Bald fliegt er schnell, mit leisem Kuß,
Am Rebenland vorbei,

So war im alten Eichenhain
Der Ahnen gut Geschlecht.
Wie Blitze traf ihr starker Arm;
Sie waren noch für Freiheit warm,
Und stolz auf Menschenrecht.

Ha, Jubel! wann der Haingesang
Aus düstern Harfen scholl;
Wann zu der Enkel schönem Sieg
Der Väter Chor aus Wolken stieg,
Und Tod in Strömen quoll.

Das galt dir, stolzer Römerling!
Der, selbst entnervt und Sklav,
Der Despotieen morsches Band
Um unsre freien Berge wand,
Bis dich der Donner traf!

Da sank dein Zeus, dein Capitol,
Vor Teuto's Heldenchor,
Und unsrer Sprache Kraftgesang,
Gezeugt bei Sturm und Schwerterklang,
Flog Götterfrisch empor,

Ja Dank, ihr Väter, opfern wir,
Ihr nahmt die Freiheit auf,
Als sie von Völkern feiger Art
Zur Bettlerin erniedrigt ward,
Ihr schlugt Despotenlauf!

Daß nicht im bunten Römerkleid
Der Teutschen Sprache lallt,
Daß sie, von eigner Kraft gehegt,
Noch unsrer Väter Züge trägt,
Noch Teutsch in Liedern hallt;

Daß unsrer Bildung freien Strom
Kein enges Ufer zwängt;
Daß sich ein großer Genius
Mit freier Liebe freiem Gruß
Zu jedem Volke drängt;

Und daß ein gutes Vaterland
Reich, an Heroen reich,
Zur Schande nie dem braven Mann
Nerone sog und säugen kann;
Das dankt der Enkel euch!

Zwar stürzten eure Eichen hin,
Und Wodans Dienst verklang;
Allein das Volk lebt immer noch,
Das, nie gebeugt ins Römer Joch,
Einst Legionen zwang.

Der Freiheit hohes Unterpfand,
Das eure Kraft uns gab,
Das erb' auf unsre Söhne hin,
Und weihe sie für teutschen Sinn,
Und für ein freies Grab!

15) von v. Houwald.

Trinklied bei dem akademischen Erinnerungsfeste der Niederlausitzer.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen!
Ihr Juvenes der alten Zeit — herbei!

Doch bei des Festes Freude sollt' ich meinen,
Ständ' auch dem Dichter eine Frage frei?
Chor. Auf alles ist heute die Antwort bereit,
Drum frag' er getrost, wir geben Bescheid!

Bringt ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist?
Begreift ihr jetzt, warum man: Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit heißt?
Chor. Ja, Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Der Arm, der sonst den Hieber rasch geschwungen,
Daß er zum Kampf des Lebens sich gestählt,
Hat er auch nun den rechten Kampf gerungen?
Und ernst vertheidigt, was er treu gewählt?
Chor. Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel selbst, so überselig doch,
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch?
Chor. Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund,
Wir haben nicht einsam gelacht und geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben,
Und Homiletik lernt' im Ehestand!
Chor: Ja wer die Menschen zu Menschen erzog,
Wer lehret und tröstet, der lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und wessen Herz Jacobi warm gehaucht;
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht schwarzgefärbte Augengläser braucht.

Chor. Es lebe, wer ahnet im stillen Gemüth,
Was kein Verstand der Verständigen sieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt,
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch im Corpus juris ist.
Chor. Es lebe, wer, muthig aufs jus gestützt,
Das Laster bestrafet, die Unschuld beschützt.

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten
Und seiner Pulse stilles Wort vernimmt,
Wer kühn mit Zaubertränkchen weiß zu schalten,
Damit das Lebensflämmchen weiter glimmt.
Chor. Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und rastlos dem Tode entgegen sich stellt!

Es lebe, wer, noch eingedenk der Musen,
Für's Vaterland den Degen muthig schwingt.
Es lebe, wer, Natur an deinem Busen,
Sein friedliches: beatus ille singt!
Chor. Es lebe, wer nützt! das sey uns genug!
Mit Wort und mit Feder, mit Schwert und mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einst besessen,
Was uns erfüllt, begeistert und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergessen,
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt!
Chor. Du holde Erinn'rung der seligen Zeit,
Dir sey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir jene Zeit in Ehren halten,
So bleibe stets der Burschensinn in Kraft!
Ein reines Herz, ein frohes, kräft'ges Walten,
Das sey der Geist der alten Burschenschaft.
Chor. Und Schmollis ihr Brüder, dem Menschengeschlecht!
Und nur Fiducit auf Gott und Recht!

16) vom Grafen v. Löben (Isidorus Orientalis) († 1825).

Gelegenheitsgedicht *); zur Feier des Tages (6 März 1806), an welchem Professor Schröckh seine akademische Laufbahn vor 50 Jahren antrat.

Die Zeiten lösen, was die Zeiten banden,
Und flüchtig braust die Lebensflut dahin,
Die vollen Segel brechen, Schiffe stranden,
Ein Meer umschließt des Steuernden Gewinn;
Und die aufsteigend schon in Wolken schwanden,
Ergreift der Tod im Flug' und stürzt sie hin.
Wie weit ihr Ruf auch durch die Welt gedrungen,
Bald ist der Tuba stolzer Gruß verklungen!

Doch wer, wenn Wellen sich auf Wellen gießen,
Und rastlos wechselnd sich die Fluten drehn,
Wer bleibt am Strand, zu dem die Strudel fließen,
In immer gleicher Ruhe herrlich stehn,
Und hält, die schönsten Perlen zu umschließen,
Aus jenen Fluten, die zur Tiefe gehn,
Die weite Urne still in zarten Händen,
Dem Durst des Wandrers reich aus ihr zu spenden?

Du Muse bist's, Erfahrene vor allen!
Du, der sein Herz der Herrliche geweiht,
Dem heute, froh vereint, die Stimmen schallen,
Dem sich ein schöner Frühlingstag erneut.
Stets wird Sein Nam' in deinem Tempel hallen,

*) Der Dichter studierte damals in Wittenberg, und schrieb dieses Gedicht im Namen sämmtlicher Studierenden bei dieser feierlichen Gelegenheit. Damals hatte der Dichter sich noch nicht zum Mysticismus hingeneigt. Das Gedicht selbst ist nirgends abgedruckt worden, und damals in Quartformat einzeln erschienen.

Sein Ruhm verklärt sich in Unsterblichkeit —
Und jenen Kranz, mit dem Ihn Götter krönen,
Kann dieser stille Lorbeer nicht verschönen!

Doch magst Du nicht Dein Ohr dem Dank versagen,
Den Dir die Jugend, greiser Priester, bringt!
Und wenn die Lippen keinen Honig tragen,
Und wenn zu schwach der Sänger Stimme singt;
So mag der Glaub' an unser Herz Dir sagen,
Was zu verschweigen uns die Sprache zwingt,
Und fühl's, wie süß es sey, den Mann zu grüßen,
In dessen Brust sich Güt' und Weisheit küssen!

Weit war die Bahn — Heil Dir! — die Tagesfeier
Des Halbjahrhunderts, wonnebringend, bricht
Wie Abendroth vor aus der Zeiten Schleier,
Bis hieher führt' und weiter führt die Pflicht!
Und schön, wie Deines Lebens Morgenfeier
Sey dieser Abendröthe sanftes Licht,
Und der vergangnen Zeiten goldne Blüthe
Sie lächle dir im innersten Gemüthe.

Erhebend ist's, auf jener Bahn zu gehen,
Wo Luther fest, wo still Melanthon stand,
Die an der Wahrheit reinen Sonnenhöhen
Die Fackel ihres Glaubens angebrannt;
Erhebend, an dem heil'gen Quell zu stehen,
Dem sich der segensreiche Quell entwand:
Und was ihr Muth gepflanzt in jenen Stunden,
Hast Du um ihren Sarkophag gewunden!

Magst Du, auf dem der Beste der Monarchen
Noch jüngst mit kaiserlicher Huld *) geruht,

*) Als im November 1805, wenige Wochen vor der Schlacht von Austerlitz, der Kaiser Alexander von Rußland durch Wittenberg reiste, begrüßte ihn Schröckh

Wie die Erwählten einst auf sichern Archen,
Noch lange steuern auf der Lebensflut:
Denn, wie die Schaar sich drängt zum Patriarchen,
Sucht Dich der Blick, das Herz in frommer Glut.
Mag sich der Himmel unserm Flehen neigen!
Doch, — wo das Herz spricht, muß die Lippe schweigen.

17.

b) Die Ode.

So wie beim Liede, so ist auch bei der Ode ein aufgeregtes und zum deutlichen Bewußtseyn erhobenes individuelles Gefühl der Stoff des Gedichts. Allein die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens durch dieses zum Bewußtseyn gebrachte Gefühl ist schon an sich, wegen der Stärke und Erhabenheit des der Ode zum Grunde liegenden Gefühls, mächtiger, als beim Liede, weshalb auch die idealische Form, unter welcher die Einbildungskraft diesen Stoff als vollendete Einheit darstellt, einen höhern dichterischen Charakter ankündigt, als das Lied. Dazu kommt, daß, zugleich mit dem Bewußtwerden dieses idealischen, im Gefühle sich ankündigenden Gegenstandes, der unermeßliche Abstand des Endlichen von demselben im Gefühlsvermögen wahrgenommen wird und mit derselben Stärke zum Bewußtseyn gelangt, so daß zwei einander entgegengesetzte Gegenstände, das Unendliche und das Endliche, unter irgend einem bestimmten Stoffe gedacht, im Gefühlsvermögen die zwei einander entgegengesetzten Gefühle der Lust

im Namen der Universität, wobei der Kaiser sich erinnerte, daß er in seiner Jugend nach Schröckhs geschichtlichen Lehrbüchern unterrichtet worden wäre.

und der **Unlust** bewirken, die beide die Einbildungskraft des Dichters so mächtig ergreifen, daß sie beide, nach ihrem im Gefühle wahrgenommenen Gegensatze, in den Ton und die Farbengebung des Gedichts übergehen. Denn je stärker der Dichter von dem im Gefühle geahneten Unendlichen ergriffen und zur höchsten Versinnlichung dieses in der Wirklichkeit Unerreichbaren innerhalb der idealischen Form des Gedichts fortgerissen wird; desto mächtiger kündigt sich, in derselben Form der Darstellung, zugleich auch der im Bewußtseyn wahrgenommene Abstand des Endlichen vom Unendlichen und die gefühlte Unmöglichkeit an, den idealisch gedachten Gegenstand in der äußern freien Thätigkeit zu verwirklichen. Das im Ideale wahrgenommene Unendliche kann aber nur mit einem Gefühle der Lust vergesellschaftet seyn, so wie die im Bewußtseyn sich ankündigenden Schranken der Endlichkeit von einem Gefühle der Unlust begleitet sind. Die hohe Begeisterung nun, wo der Dichter seine endliche Kraft an die Unendlichkeit des ihm im Ideale vorschwebenden Gegenstandes hält, und, von dessen Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, jenen idealisirten Gegenstand zu erreichen oder zu verwirklichen, denselben aber im höchsten Schwunge der Begeisterung durch Sprache darzustellen sucht, bewirkt die Entstehung der Ode. Sie ist daher der Ausdruck der **höchsten** dichterischen Bewegung eines endlichen Geistes, und Hymne, Dithyrambe, so wie in **einzelnen** Schilderungen die epische und didactische Dichtkunst, können nur insofern der Ode sich nähern, inwiefern sie gleichfalls den Abstand des Endlichen vom Unendlichen versinnlichen.

Die Ode unterscheidet sich also, nach dieser Ansicht, dadurch wesentlich von dem Stoffe und dem Tone des Liedes, daß ihr ein gemischtes Gefühl der Lust und der Unlust zum Grunde liegt; das Gefühl der Lust, aufgeregt durch die Unendlichkeit des Gegenstandes und durch das Wohlgefallen an dem Schwunge der Einbildungskraft und des Gefühls, das Ideal in der dichterischen Darstellung zu verwirklichen; das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit zu erstreben; doch so, daß bei dem Uebergewichte des Unendlichen über das Endliche im Gefühle, und bei der Wahrnehmung der vollendeten Versinnlichung des Idealischen vermittelst der Darstellung, das Gefühl der Lust zuletzt das Gefühl der Unlust überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft der Gegensatz des Endlichen zu dem Unendlichen geschwächt und gleichsam verdunkelt, und das Bewußtseyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Verwirklichung des Ideals in der dichterischen Darstellung. Ueber der ästhetischen Haltung und Durchführung der Ode vergißt der menschliche Geist die Endlichkeit und Beschränktheit seines Willens in der Erstrebung eines unendlichen Ziels, weil das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft von der Unendlichkeit des idealischen Gegenstandes ergriffen werden. Dieses Gefühl des Unendlichen, und dieser Wiederschein des Idealischen ist es daher, was als Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in jeder vollendeten Ode, die dieses Namens würdig ist, sich ankündigt. Weil aber in dem großen Augenblicke der wahren dichterischen Begeisterung der idealische Gegenstand,

der dem Dichter vorschwebt, weder logisch zergliedert, noch metaphysisch durchgeführt, sondern nur unter starken, ergreifenden Zügen geschildert, und das dem innern Sinne vorschwebende Bild in eine äußere Darstellung — in das dichterische Ganze einer Ode — verwandelt werden kann; so geht, schon aus dieser ästhetischen Bestimmung der Ode, ihre wesentliche Verschiedenheit von der philosophischen Behandlung desselben Gegenstandes hervor, der in der Metaphysik der Vernunft, in der Dichtkunst aber dem Gefühlsvermögen und der Einbildungskraft dargeboten wird.

Da der Charakter der Ode aus der innern hohen Bewegung des Gefühlsvermögens und aus der Versinnlichung des Gegensatzes des Endlichen mit dem im Ideale dargestellten Unendlichen entspringt; so ist es vergeblich, eine nähere Classification der vorhandenen Oden zu versuchen, und namentlich sie, mit einigen Theoretikern, in philosophische und heroische Oden einzutheilen, wenn gleich damit keineswegs abgeläugnet wird, daß eben so die höchsten Ideen der übersinnlichen Welt — Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, Gottheit, — wie die idealisirte Tapferkeit und die dem edlern Menschen möglichen Opfer der Entsagung und Aufopferung, als angemessene Gegenstände von dem Odendichter behandelt und unter einer vollendeten ästhetischen Einheit dargestellt werden können.

Viele der in der Philosophie der Sprache aufgestellten untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Th. 1. S. 280): die freieste Versinnlichung des Stoffes, die Mannigfaltigkeit, die ästhetische Einheit, die Schattirung, die Vertheilung von Licht und Schatten, das Neue, die Kraft, das

Kühne, das Edle, Würdevolle und Große, besonders aber das Erhabene und Feierliche, gehören unmittelbar in den Umkreis der Ode, wenn sie eine hohe Wirkung auf Gefühlsvermögen und Einbildungskraft hervorbringen soll; doch wird das Unerwartete, das Pathetische, das Feierliche, selbst das Wunderbare nicht ganz von ihr ausgeschlossen.

Wenn übrigens die Ode, in Hinsicht der übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst, von dem Liede durch Stoff und Stärke des Tones, und besonders durch das in ihr ausgedrückte gemischte Gefühl der Lust und Unlust sich unterscheidet; so hat sie zwar mit der Elegie diese Darstellung der gemischten Gefühle gemein, erhebt sich aber durch die höhere Stärke und Kraft des Ausdruckes über dieselbe. Von der Hymne, mit der sie am nächsten verwandt und die, streng genommen, nur eine Untergattung der Ode ist, unterscheidet sie sich dadurch, daß die Ode jeden als unendlich gedachten Gegenstand versinnlichen kann, der Gegenstand der Hymne aber ein als göttlich dargestelltes Wesen ist. Denn wenn einige Theoretiker der Hymne, im Gegensatze der Ode, einen stärkern lyrischen Ausdruck beilegen wollen; so widerstreitet die Praxis dieser Lehre, weil es Oden giebt, welche viele Hymnen an Kraft des dichterischen Tones übertreffen, während allerdings auch Hymnen vorhanden sind, die im höhern lyrischen Ergusse dahin rauschen, als mehrere Oden. Nur selten wird, bei Ode, Hymne und Dithyrambe, die Stärke und Fülle des dichterischen Tones von dem gewählten Stoffe, in den meisten Fällen von der Individualität und dem innern Feuer des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft des Dichters abhängen.

Tragen wir dies über auf die teutsche Sprache; so giebt es, den Ueberschriften nach, bereits Oden unter den dichterischen Erzeugnissen mehrerer Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts; denn Opitz, Flemming, Tscherning, Günther u. a. haben einzelne Gedichte mit diesem Namen belegt. Allein halten wir den innern ästhetischen Charakter dieser ältern sogenannten Oden an den aufgestellten Maasstab; so hat die teutsche Literatur vor Albrecht v. Haller keinen eigentlichen Odendichter. Desto reicher ist aber ihre Zahl seit J. Andr. Cramer, Klopstock, v. Cronegk, v. Gerstenberg u. a. diese dichterische Form anbauten. — Der wesentliche Grund, daß bei den ältern teutschen Dichtern keine Oden in dem Sinne der Classiker späterer Zeit getroffen werden, liegt darin, daß keine Sprache gediegene Oden- und Hymnen-Dichter aufstellen kann, bevor nicht die Philosophie, und namentlich die Metaphysik, bei dem Volke, das diese Sprache spricht, bedeutende Fortschritte gemacht hat. Denn erst wenn der philosophische Geist in das Gebiet der übersinnlichen Welt einzudringen, und über die höchsten Ideen der Vernunft — über Daseyn überhaupt, über Seele, Welt und Gott, und über alles, was mit diesen Ideen zusammenhängt — sich zu verständigen gesucht hat, wie es bei den Teutschen in der Zeit der weitern Verbreitung der Leibnitz-Wolfischen Philosophie der Fall war; erst dann kann auch von dieser höhern und lebendigern philosophischen Forschung eine freiere Beziehung auf die Behandlung idealischer Stoffe von den Dichtern und auf die kräftigere Farbengebung derselben in der Ode und Hymne übergehen. Daß dem so sey, erhellt sogar geschichtlich daraus, daß nur diejenigen

Völker, welche Philosophen im höhern Sinne des Wortes hatten, wie Griechen, Teutsche und Britten, reich im Anbaue des Gebietes der Ode sind, während andere Völker, ohne eigentliche Metaphysiker unter ihren Philosophen, mehr den Anbau der leichtern und gefälligern dichterischen Formen, als der Ode und der Hymne, in dem Umfange ihrer dichterischen Literatur besitzen.

18.

Beispiele von Oden.

1) von Paul Flemming *) († 1640).

Tugend ist mein Leben,
Der hab' ich mich ergeben,
Den ganzen mich.
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
Was sie selbst kann mehren,
Sie wächst durch sich.

---

*) Die mitgetheilte Ode von Flemming, der übrigens an dichterischem Schwunge die sogenannten schlesischen Dichter übertraf, wird als Beleg für die am Schlusse des vorigen §. aufgestellte Behauptung hinreichen. Wie man gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts den Begriff der Ode nahm, erhellt schon daraus, daß das an sich treffliche Flemmingische Kirchenlied: In allen meinen Thaten rc. in seiner Gedichtsammlung mitten unter den Oden steht. — Außerdem gehört das Th. 1. S. 380 f. aufgestellte Beispiel des Erhabenen von v. Haller ebenfalls hieher ins Gebiet der Ode, und zwar gewissermaßen als der erste gelungene Versuch einer Ode in der teutschen Literatur.

Nicht des Weges Länge,
Noch des Pfades Enge
Schreckt mich davon.
Laß dich Dornen stechen,
Füß' und Kleider brechen,
Sie wird alles rechnen
Durch ihren Lohn.

Alles andre alles
Hat die Art des Balles,
Der steigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Lust kommt aus dem Bügel,
Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend;
So hat meine Jugend,
Was sie macht werth.
Die schönen Beide
Wehren allem Leide,
Lieben alle Freude,
So man begehrt.

2) von Klopstock († 1803).

Dem Erlöser.

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen!
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert.

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung seyn,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!

O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich auferstehe!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseits am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh!
Mit hingesenktem trunkenen Blick sie seh!
Der Ernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe.

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller gebohrnen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Stralenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinem erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

2) von v. Gerstenberg († 1823).

Unsterblichkeit.

Er sprachs! und hervor aus der Tief' und der Nacht
Entsprangen die Ordnungen alle,
Vom Wurme des Sumpfs bis zum ersten Aeon,
Vom Staube der Luft bis zur Sonne.

Unendlichkeit schied
Von Raum sich und Zeit,
Und von der Verwesung das Leben.

O du, die sich in mir ein Leben begreift,
Und staunt, daß sie ist, und sich ahnet;
Du ahnest Unsterblichkeit, Seele! Dein Traum
Ist Lispel geheimen Erwachens.
Nicht wirst du, mein Geist,
Ein Hauch, der verweht,
Deß leb' ich und sterb' ich, verwehen!

Wann Erden zertrümmern und Sonnen verglühn,
Und Staub sich versammelt zum Staube,
Unsterbliche! schwingst du dich über das Grab!
Was Nacht war, wird Tag und Erwachen!
Was Nacht war, wird Tag!
Dem Schlummer vermählt
Sich Nacht, das Erwachen dem Tage.

Sieh auf! es entschwebet der Wagen des Lichts,
Mit seinen geflügelten Rossen,
Dem spähenden Blick ins Verborgene hinab,
Von Wogen der Meere verschlungen:
Am Morgen der Nacht
Steigt purpurner auf
Zur Feste die Fürstin des Tages.

4) von v. Gerstenberg.

Schlachtgesang.

Feuerbraunes Angesichts,
Ihr Auge blutroth, starr ihr Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Die Donnergötter, rasch dahin.

Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Gegenüber tritt hervor
Aus Wald und Felsenkluft der Feind,
Hervor mit hohem Opferspiel,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Hervor das Opfer, Mann und Roß.
Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Brüllend wälzet sich die Schlacht,
Von Heer zu Heer die Hyder fort.
Und vom Gebrüll ertönt der Hain,
Und der zerrißne Himmel tönt;
Und Raben schweben näher her.
Die Sonne steigt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Rosse brausen dumpf im Blut,
Und ihre Reiter weinen laut,
Ha! die zu Roß und die zu Fuß,
Hinsturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!
Ha! Todesschaur ergreifen sie!
Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Auf Leichen und auf Sterbenden,
Zerrißnen Gliedern seines Rumpfs,
Schwankt noch einmal der Feind daher;
Umsonst! umsonst! der Donner brüllt,
Umsonst! umsonst! der Rabe schwebt.
Die Sonne sinkt, und stiller wirds im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Schleunig hebt er seine Schenkel,
Bluttriefend flieht er durchs Gefilde,

Brüllt aus sein Leben aus der Wunde;
Und Donner rollen hinter ihm,
Und fernher tönt das Opferspiel,
Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durchs Thal,
Und Raben lagern sich aufs Leichenfeld.

5) von Eulogius Schneider († 1793).

Ode auf Friedrichs (2) Tod.

Ein Denkmal dir, vergötterter Friedrich!
Unaufgefordert bau' ichs, und unbezahlt.
Die Nachwelt seh' es einst, und spreche:
Friedrichs Denkmal von Priesterhänden!

O, daß es würdig werde des Einzigen!
O, wie es tobt das Meer von Empfindungen
In diesem Busen! wie vor meinen
Augen der Riese der Menschheit dasteht!

Ihn schildern will ich. Sterbliche, seht Ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!
In seiner Größe, wie er dasteht,
Will ich den Riesen der Menschheit schildern.

In seiner Rechten blinket das Siegesschwert;
Die Wage unentweihter Gerechtigkeit
Hängt von der Linken; dies dem Schutze,
Diese der Ruhe der Brennen heilig.

Die Fürstenhüfte zieret, vom Hofgeschmack
Nie aufgelöst, der Gürtel der Mäßigkeit;
Sein Schwert ist der Aberglaube
Und der zertretene Fanatismus.

Wer bebte nicht vor Friedrichs Thatenfaust?
Wer zählte die Trophäen, auf Galliens
Zermalmten Uebermuth gepflanzet,
Prangend auf modernden Sklavenknochen?

Dort stehn sie am Ufer der Moldau, einst
Gestemmt mit Oestreichs Leichen, bei Lissa dort,
Und dort bei Mollwitz, Roßbach, Breslau
Und auf den Felsen zerstörter Festen.

Groß sind des Riesen Thaten! Mit Russenblut,
Mit Franzenblut, mit Schweden- und Ungarnblut,
Und, ach, mit teutschem aufgezeichnet,
Stehn sie flammend im Buch der Zeiten.

Doch — war er Held nur? war er nicht Menschenfreund?
Nicht Vater seiner Tausende? Strömte nicht,
Nachdem er ausgedonnert, Segen
Auf die Gefilde geschützter Brennen?

Sie aßen Brod, und hörten von ferne nur
Des Hungers Brüllen, der Alemanniens
Verdorrten Winzer, und nach Kalchmehl
Lüsternen Pflüger begierig auffraß.

In Friedrichs Arme flüchtete sich, verbannt
Von heilig frommen Ländern, die Industrie,
Des Reichthums Mutter. Auf Morästen
Säet der Landmann, und Heerden blöken

Auf dürren Haiden. Griechischer Kunstgeschmack
Beseelt den Preußen. Seinen Anakreon
Und seinen Pindar hört Apollo
Staunend in nordischen Wäldern singen.

Aus tausend Quellen strudelt Friedrichs Gold;
In tausend Flüssen strömt es ihm wieder zu.
So rollet von und zu dem Herzen
Ab, und zurück, der Saft des Lebens.

Verkriechet euch, Despoten! Was schauet ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In seinem Kerker faulte der Denker nicht;
Sein Censor fraß nicht, gleich dem Getreidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen ritzten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',
Nach keines Wurmes dreistem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten,
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er.

Das Beste thun, war seine Religion;
Sein Opfer rastlos wirkende Thätigkeit;
Die Welt sein Tempel; seine Priester
Herzberg und Carmer, der Brennen Solon.

Sey Mensch, sey Bürger, sprach er, das Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
Zu welchem Moses, Zoroaster,
Christus und Muhamed rufen: „Vater!"

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns, spottend? War nicht die höchste Lust
Des Weisen, in der dunkeln Vorweit
Tiefen bei nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich, allmächtige Herrscherkunst,
Die auf das Wohl des Ganzen ihr eignes baut,
Bedächtlich eilt, und ihre Wunder,
Wie die Natur, in der Stille wirket.

Groß sind die Wunder Friedrichs, groß und viel!
Wer rüttelte Europa ins Gleichgewicht?
Wer sagte zu dem Erstgebohrnen
Preußens: „Du herrschest dereinst am Mönus?"

Wer schlug von deinem Busen, Bavaria,
Des nahen Buhlers nervigen Arm zurück?
Wer schnitt Sarmatien in Stücke?
Deckte die Weichsel mit freien Segeln?

Nur fehlte die eherne Kette, die
Er schlingen sollte um Alemanniens
Getheilte Herrscher, daß sie schützten
Graue Gesetze, den Bojerzepter

Bewahrten den Absprößlingen Wittelsbachs,
Die, unbehaucht vom römischen Cölibat,
Dem Mörder teutscher Fürstenstämme,
Blühen am Ufer des Vaters Rhenus.

Er schlang die Kette um Almanniens
Getheilte Herrscher. Als es Allvater sah,
Da sprach er aus: „Sie sind vollendet
Friedrichs Thaten, sie sind vollendet."

Jetzt eilt der Engel Erster zu Friederich,
Und bringt ihm die Botschaft: „Allvater sprach:
Sie sind vollendet, deine Thaten,
Friedrich Brennus, sie sind vollendet!"

„Komm, wirk' in jenen höhern Gegenden,
Nicht mehr gehüllt ins hindernde Erdgewand,
Nicht mehr bestritten von der Dummheit,
Trotzend dem Gifthauch des blassen Neides!"

Dem Engel folgte Friederich, unverrückt
Die Miene, seines innern Gehalts gewiß,
Entschlossen, ewig fortzuwirken,
Ewig zu streben nach Thatengröße.

Jetzt kam er an. Sein harreten am Jaspisthor
Der graue Ziethen, und der getreue Keith
(Unsterblicher, als er hienieden
Hätte vermuthet), Schwerin und Bevern.

Ihm glänzt der Schwester Friederichs Sohn und Stolz,
Der Held der Liebe, Guelfiens Leopold
Entgegen; laut ertönt die Harfe
Kleistens, des Barden mit hundert Narben.

Ein Chor verklärter Weisen, von Sokrates
Herab bis zum tiefblickenden Mendelssohn,
Umringet ihn; halblächend reicht ihm
Wilhelm, der Strenge, die Vaterrechte.

So ziehen sie zum Throne Allvaters hin.
Allvater krönet Friedrichs Haupt, und spricht:
„Wirk' ewig! Bald bist Du den Göttern,
Was Du den Söhnen der Erde warest!"

6) vom Kanzler Niemeyer.

Der Sternenhimmel.

Wie gesät sind Tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! wie herrlich!
Steig' ich hinauf bis zu der Welten letzten,
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!

Welches Jauchzen, welcher Triumph schallt, welches Thränengebet
Dir aus den Welten! Hoch tönt's, wo Pole
Schneller sich drehn, sanft, wo der Lüfte Säuseln
Kühlungen weht und der Quell! — Wird mit Entzückungen

Einst vernehmen, staunend mein Ohr, Jubel der Himmlischen?
Werd' ich euch kennen, Mitanbeter, euch?
Wallen zu euch sterblich nicht mehr? Feiern
Dort auf dem Siebengestirn, im Sirius, unter der

Goldnen Aehre Feste der Seligen, werdet, Himmlische,
Unter die Lauben, die aus Himmels Sproß
Dort die Natur, ewig zu blühn, um euch schuf,
Ihr mich begleiten? Komm' ich mit den Geliebteren,

Dir kein Tod mehr dann mir entreißet, hinauf, wo lächelnde
Himmelsbewohner mit uns zum Psalme
Singen dem Herrn, welcher den Staub zum Leben
Schuf, das am Grabe nicht endet, ihn zur Unsterblichkeit.

7) von Heydenreich († 1801)

Der erste Mai.

Willkommen, Erstgebohrner des schönen Mais!
Tag heil'ger Wonne! werth, daß der edelste
Der Weine fließe, und des Liebreiz
Göttinnen scherzend im Chortanz schweben!

Sey mir willkommen, Liebling und Stolz des Jahrs!
Willkommen, die du wieder erwachend jetzt
Uns lächelst, holde Lebensblüthe
Unsrer zum Alter schon flieh'nden Erde!

Einst, da des ersten Frühlings milder Geist
Die neugebohrne schmeichelnd umsäuselte,
Und jugendlich im heil'gen Strale
Goldner Jahrhunderte sie sich wiegte;

Da schwebte dieser freundliche Frühlingswind
Mit nimmer müden Fittigen um die Flur,
Und ohne Saat und Menschenpflege
Glänzten die Felder von reichen Früchten.

So sanft durchwehn die Inseln der Seligen
Wohlthät'ge Lüfte, wehn und verwehen nie;
So wallen ewig laue Weste
In der Unsterblichen heil'gen Fluren.

So säuselts durch den dämmernden stillen Hain
Der stummen Schatten, lispelt mit Zauberhall

Um der Vergessung holde Quelle,
Spielt in der Trauerzipressen Zweigen.

Und wann einst Gott mit heiliger Flammenglut
Die Erde läutert, und die Jahrhunderte
Des goldnen Friedens und der Unschuld,
Jugendlich prangend, ihr wiederkehren;

Dann wallet, ahn' ich, eben der sanfte Geist
Um die verjüngte, wallt und verwallet nie,
Und unsrer Seelen Aetherhüllen
Laben des ewgen Frühlings Lüfte.

O sey gegrüßt mir, Erster des schönen Mais!
Tag hoher Ahnung! Sey mir gegrüßt, du Bild
Des Jugendlebens unsrer Erde,
Und der verjüngenden heiligen Zukunft!

8) von v. Herder († 1803).

Die Tonkunst. (abgekürzt)

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig jungem, schwebendem Jubeltanz,
Nah und näher hinan des Allvollkommnen Thron,
Und tief hienieden im Erdenthal,
Unter des Himmels heiligem Blau,
In leisen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahnung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten!
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele!
Sie fühlt dich; sie will, sie wird dich fühlen!

Des Wohllauts ew'ge Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.
Du bist mir Ewigkeit,
Bist Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderin.

Wann einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor,
Und seiner Fesseln sanft sich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom,
Von Tönen andrer Welt,
Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber!
Des Himmels Gabe bist du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfen
Von jenem hellen melodischen Wollustmeer,
In dem das Weltall schwimmt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz
und Leben!

Wann in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul und Höllenstimmen,
Mein Herz erbebt,
Und über sich verzagt,
Und nirgends Ausgang findet:
Des Himmels Tochter, süße Zauberin,
Nicht mit Sirenen=, nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh' ins Herz.

Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute, und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du,
In trüber Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch dir im Weltenmeer
Des Lebens Weg verleihn.

Was zagest du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei,
Und was dir heute Mißlaut dünkt,
Ist morgen Harmonie."

„Schau gen Himmel, und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt alles um dich! Ein Stral der Sonne erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.
Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!"

O Harmonie, ich flehe dir,
Du Seele meiner Seele! Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt;
Der immer reiner, immer höher steigt.
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen?

9) von v. Sonnenberg († 1806).

Die Phantasie. (abgekürzt)

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonnen Feu'rgestaden
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen!

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, hörest in tiefer, blauer Ferne
Auch den ernsten Baum der Erkenntniß fei'rlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranze dir aus
Blüthengelock her;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Liljen
Silberschnee umglänzte deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühest du; dir dampfet aus den Thälern
Das Gebirg, vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölben
Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch,
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huldigen dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wann du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne
Mit dem Säuseln der Eichen Dank dir schallen,
Bis ich endlich unter dem Blumengrase
Ruhiger schlummre!

10) von Starke (Hofpred. zu Ballenstedt).

Gefühl und Hoffnung der Menschheit.
(abgekürzt)

Entzücken ström' aus meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor mein Lied;
Ich feire meine schönste Stunde
Von süßem Hochgefühl durchglüht.

Wie friedevoll des Stromes Wellen
In Eine Flut zusammenschwellen;
So laßt, im innigsten Verein,
O Menschen, laßt uns Menschen seyn!

Wir theilen auf der Bahn zum Ziele
Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust,
Der Menschheit Ernst, der Menschheit Spiele;
Wie meine, hebt sich eure Brust.
O fühlet, wie mein Herz sich reget,
Ich fühle, wie das eure schläget;
Auch euch durchströmet Blut, wie mich,
Und was ihr alle seyd, bin ich.

O kommt, und kniet voll Andacht nieder,
Und betet weinend mit mir an;
Denn wir sind Menschen, wir sind Brüder,
Und wandeln all' auf Einer Bahn.
Der König in des Glanzes Fülle,
Der Bettler in zerrißner Hülle,
Der Mann der Weisheit und des Lichts,
Der Mann im Schweis des Angesichts.

Ich finde mich in Allen wieder;
Verdammet selbst den Bösen nicht,
Wir sind ja Menschen, wir sind Brüder,
Es fehlt dem Armen nur an Licht.
Ach wir sind Menschen; — Menschen bleiben!
Was uns umhüllet, mag zerstäuben;
Was in uns Menschheit heißt, besteht,
Wann alles um uns her vergeht.

Und sänk' in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf;
Wir gehen neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!

Triumph! und jeden Tag verschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das Zeit und Welt
Hienieden noch gefesselt hält. —

Mit Beben blickt nach deinen Kämpfen,
Bedrängte Menschheit, wer dich liebt,
Und wendet oft von deinen Krämpfen
Die nassen Augen tiefbetrübt.
So weint ein Weib mit Mutterherzen
Den kranken Sohn und seine Schmerzen,
Und zaget, wenn er stöhnend bebt,
Und wann der Krampf ihn zuckend hebt.

Entsage, Mutter, deinem Leide,
Jetzt ruht dein Sohn in Schlaf gewiegt,
Indeß sein Geist mit junger Freude
Sich warm um holde Bilder schmiegt;
Genesung und Gedeihn und Leben
Muß ihn im Traume jetzt umschweben,
Er lächelt süß, und horch, er spricht,
Und deutet uns sein Traumgesicht:

Ihm däucht in seinen sel'gen Träumen,
Er wall' im rosenfarbnen Licht
Im Frühling unter Blütenbäumen,
Durch die des Morgens Röthe bricht.
Wie Blumenduft umweht ihn linde
Der Zephyrathem kühler Winde,
Indeß sein Haupt an Blüten streift,
Und seine Hand nach Blüten greift.

Er träumt, es hüben Adlerflügel
Ihn in ein jugendliches Chor
Von höhern Wesen über Hügel
Und Hain und Wolken leicht empor. —

Entsage, Mutter, deinem Leide,
Dein Liebling träumt von Kraft und Freude;
Sein wonnevolles Traumgesicht
Ist Bürge: du verlierst ihn nicht. —

Ich hänge trunken an dem Bilde;
Es ist der Menschheit schöner Traum!
Ich weide mich an seiner Milde
Und fasse mein Entzücken kaum.
Noch kämpfet sie, — doch, Heil den Kämpfen!
Im Kriege lernt sie Kriege dämpfen;
Im Streit mit Dunkel siegt das Licht,
Im Zwist mit Sinnlichkeit die Pflicht.

Die Menschheit hofft; — in süßen Träumen
Empfindet sie sich stark und groß,
Erblicket Blüten in den Keimen
Und Freiheit in des Dranges Schoos.
Entsaget, Brüder, euerm Leide,
Die Menschheit träumt von Kraft und Freude,
Die Menschheit unterlieget nicht;
Das bürget uns ihr Traumgesicht!

Was reget sich in ihrem Sehnen
Nach Wahrheit, Recht und Würdigkeit
Und in dem Flehen heißer Thränen
Nach höherer Vollkommenheit?
Was hebt den Helden, Lehrer, Richter,
Den Philosophen und den Dichter?
Was glüht in jeglichem Gefühl
Und adelt unsrer Künste Spiel?

O das ist Ahnung, leises Wehen
Entzückungsvollen Vorgefühls
Von ihrer Würde höchsten Höhen
Und Schimmer von dem Glanz des Ziels.

Vor vollem Aufschwung ihrer Flügel
Bedeckt uns zwar des Grabes Hügel;
Doch sehn wir schon, sie strebt hervor,
Sie schwingt sich siegend einst empor!

Auf ihres Tempels Altar glühet
Dann hell der Geistesfreiheit Licht,
Und wer die Flamme lodern siehet,
Erbebt vor ihrem Lodern nicht.
Drum drückt sie nicht voll Irrsinns nieder;
Der ganze Tempel leuchtet wieder,
In welchem Brüder auf den Knien
Von heiligen Gefühlen glühn!

Einst führt in starker, fester Rechte
Vernunft den hohen Herrscherstab;
Dann schwinden jedes Wahnes Nächte
Und alle Fesseln fallen ab.
Wie Harmonie vom schönsten Liede
Beseligt jeden milder Friede,
Ein Friede, den kein Schicksal bricht,
Ihn schützt der Demantschild der Pflicht. —

Triumph! zum Ziele laßt uns ringen,
Zum Ziel, uns strahlet schon sein Glanz,
Und einst verschwindet, was die Schwingen
Der Menschheit jetzt noch hemmet, ganz.
Sie hebt sich dann mit kühnem Flügel
Und segnend über unsre Hügel;
Wir sehn auf lichter Sternenbahn
Sie schön sich unsern Sternen nahn.

O namenloses, süßes Beben!
Wir stammen aus der Menschheit Schoos.
Die Menschheit wird sich höher heben,
So warf der Schöpfer ihr das Loos.

O Brüder, Brüder, seht sie ringen;
Triumph! sie dehnt, sie hebt die Schwingen;
Wir sehn, auf lichter Sternenbahn,
Sich kühn dereinst den Sternen nahn!

11) von Joh. Heinr. Voß.

Die erneuerte Menschheit.

Stille herrsch', Andacht, und der Seel' Erhebung,
Rings umher! Fern sey, was befleckt von Sünd' ist,
Was dem Staub anhaftet, zu klein der Menschheit
Höherem Aufschwung!

Dem die Weltkreis' all' in den Sonnenhimmeln
Staub sind, dem Weltjahre wie Augenblicke;
Dem, gesammt aufstrebend, der Geister Tiefsinn
Nur Ein Gedank' ist;

Dessen Macht kein Maas der Erschaffnen ausmißt;
Dessen fernhin dämmerndes Licht Begeistrung
Kaum erreicht, hochfliegend: den Geist der Geister!
Betet ihn an! Gott!

Nicht der Lipp' Anbetung ist werth der Gottheit,
Nicht Gepräng' abbüßenden Tempeldienstes,
Nicht Gelübd' und Fasten; nur That geklärter
Menschlichkeit ehrt ihn!

Dich allein, Abglanz von der Gottheit Urlicht,
Menschlichkeit, dich sah der entzückte Denker,
Bebt' in Wollust, rang, wie zur Braut der Jüngling,
Ach! und umschloß dich!

Ob wie todt auch starre der Geist der Menschheit
Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnsinn;
Doch erringt siegreich auch der Geist der Menschheit
Neue Belebung.

Zwar er schlief Jahrhunderte, dumpf in Fesseln,
Todesschlaf, seit himmelempor die Freiheit
Vor den Zwingherrn floh, und des Götzenpriesters
Lauerndem Bannstral.

Luther kam; auf schaudert' im Schlaf der Geist ihm,
Blickt umher, schloß wieder das Aug' in Ohnmacht,
Und vernahm leis' ahnend den Laut aus Trümmern
Attischer Weisheit.

Bald, wie Glut fortglimmt in der Asch', am Windhauch
Fünkchen hellt, roth wird, und in Feuerflammen
Licht und Wärm' ausgießt; so erhob der Menschheit
Schlummernder Geist sich,

Lebensfroh! Hin sank die verjährte Fessel,
Sank der Bannaltar, und die Burg des Zwingherrn;
Rege Kraft, Schönheit, und des Volks Gemeinsinn
Blühten mit Heil auf!

12) von einem Ungenannten.
(aus dem Merkur, von Philippi redigirt, Jahrg. 1824. St. 131.)

Dem 31. October.

Ists doch still um mich her? Nebel der Frühlingszeit
Wähn' ich aufsteigen dort an dem Gebirgsabhang,
Wo der feiernde Chorus
Oft unsterblichen Jubel sang.

Und ein mahnender Geist, einsam und fürchterlich
Steigt aus jenem Gewölk! Hör' es, Thuiskons Volk,
Worte strafender Predigt
Ruft der einsame Geist dir zu.

Lichthell flammet der Nord, als er die Red' beginnt,
Und zum östlichsten Gau dringt der Erleuchtung Stral,

Meerflutgegenden zittern,
Als er drohend die Rechte hebt.

„Wunderträumendes Volk! siehst du die Finsterniß
Dort den Süden umziehn, furchtbar wie Höllennacht?
Ist des schrecklichen Traumes
Unglückseliger Schau'r dir fremd?"

„Irrthum hüllte dich lang', grause Verwüstung schritt
Kühn einher in der Nacht, und im Gefolg' der Tod.
Da nahm göttlich Erbarmen
Sich der armen Verirrten an."

„Und ein heiliges Licht nahete dir, ein Trost
In der Finsterniß Tief'. Kennst du nicht mehr dies Schwert
Hoher göttlicher Wahrheit,
Das des Satanas Seele traf?"

„Und ihr liebet nunmehr wieder die Finsterniß,
Stellt das heilige Licht unter den Scheffel hin,
Während ihr in der Dämm'rung,
Leere Träume des Himmels träumt."

„Evangelisches Volk! denk der Vergangenheit.
Geistertödtender Wahn steht aus den Gräbern auf.
Wehe dir, wenn er waltet —
Fluch verkündet dir Luthers Geist —!"

19.

c) Die Hymne.

Keine andere Form der lyrischen Dichtkunst ist der Ode so nahe verwandt, als die Hymne; denn auch in ihr wird der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen durch die erhöhte Stärke der Einbildungskraft lebhaft versinnlicht; auch in ihr wogen die durch diesen Gegensatz aufgeregten Gefühle der Lust

und Unlust mächtig gegen einander an; auch in ihr erscheint der dargestellte Hauptgegenstand im hohen Glanze des von dem Dichter gezeichneten Ideals; auch in ihr steht die Wirklichkeit tief unter der von dem Dichter zur ästhetischen Einheit erhobenen idealischen Welt; auch in ihr siegt zuletzt das Ideal über die Wirklichkeit, so wie das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust. Dies alles hat die Hymne mit der Ode gemeinschaftlich; selbst nach der Fülle und Stärke des Tones, und nach dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der dichterischen Farbengebung, kann, wie schon bei der Ode bemerkt ward, zwischen Ode und Hymne kein wesentlicher Unterschied aufgestellt werden, weil die Kraft der dichterischen Darstellung und die Hochglut ihrer Farben weniger von dem Hauptgegenstande des Gedichts, als von der Individualität des Dichters, und von seinem ganz subjectiven Ergriffenseyn von dem darzustellenden Stoffe abhängt.

Behalten wir aber die gelungensten dichterischen Erzeugnisse, welche zunächst als Hymnen bezeichnet werden, im Auge; so wird die dichterische Eigenthümlichkeit der Hymne, im Gegensatze der Ode, zunächst dadurch bestimmt, daß theils zum Gegenstande der Hymne nicht, wie bei der Ode, jede metaphysische Idee überhaupt sich eignet, sondern entweder Gott selbst, oder ein allegorisches, als Gottheit personificirtes Wesen (z. B. die Sonne, die Tugend), wenigstens ein durch die Darstellung aus der Reihe des Endlichen herausgehobenenes, und nach seiner höhern, übersinnlichen Kraft gefeiertes Wesen; — theils daß, nach dem in der Hymne vorherrschenden dichterischen Grundtone, weniger der Gegensatz des Unendlichen und Endli-

chen und der das Gefühl bestürmende und erschütternde Abstand des letzten von dem ersten versinnlicht, als vielmehr ein Gleichgewicht in der Schilderung und Durchführung des vorherrschenden Gefühls der Lust festgehalten, und das — durch die Schranken der Endlichkeit zum Bewußtseyn gebrachte — Gefühl der Unlust minder stark gezeichnet wird, als das Gefühl der Lust. Wenn daher auch, der höhern dichterischen Schattirung wegen, das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch den Abstand der Wirklichkeit von der Unermeßlichkeit des Ideals, in der Hymne nicht ganz fehlen darf; so wird es doch nicht mit solcher Kraft emporgehoben und dem Gefühle der Lust gegen über gestellt, wie das Gefühl der Lust, so daß nicht nur in der ganzen dichterischen Haltung der Ton der Lust vorherrscht, sondern auch im Voraus der ästhetische Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust entschieden ist.

Was den Anbau der Hymne von den frühern teutschen Dichtern betrifft, wohin namentlich Opitz und Tscherning gehören; so gilt dasselbe davon, was bei der Ode erinnert ward, daß die von den ältern Dichtern gewählte Aufschrift nicht über den innern Charakter ihres Gedichts entscheiden konnte, und daß, erst nach den Fortschritten der Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte, der dichterische Aufschwung in der Hymne, wie in der Ode, möglich war.

20.

Beispiele von Hymnen.

1) von Tscherning († 1659).

Lob des Weingottes (Bruchstück). *)

O Vater Bacchus komm, mein Geist der reget sich
Zu fliegen in dein Lob. Komm her, ich singe dich,
Du edles Blitzen-Kind. Ich mag nicht letzter bleiben,
Da Teutschland diesen Tag sich unter dir läßt schreiben,
Und stellt die Feier an. Du Geber aller Lust
Giebst meiner Zunge Kraft, erquickest mir die Brust.
Ich singe noch so gut, wann du mir in die Stirne
Mit rechtem Maaße zeuchst. Ein nüchternes Gehirne
Singt etwas, so doch nicht in langer Zeit besteht,
Das mit dem Meister lebt, mit ihm auch untergeht.
Was wäre doch das Pfand des Lebens ohne dich?
Was hätten wir für Lust? Mit Weinen hebet sich
Dies kurze Leben an, mit Hoffen und mit Zagen
Vollführt man seine Zeit, mit Seufzen, Ach und Klagen
Gesegnen wir die Welt. Da hilft kein Widerstehn!
Im Fall ich gut nicht will, so muß ich böse gehn.
Drumb handelt dieser wohl, der seiner Zeit gebraucht,
Der Zeit, die als ein Dampf in freier Luft verraucht,
Und reißt uns mit sich hin; der auch mit großem Herzen
Bleibt immer, wie er ist, verlachet Noth und Schmerzen,
Stirbt ab der Sterblichkeit, und härtet seinen Muth.
Hierzu, du Hüfte-Kind, sind deine Reben gut.
Du starker Liber, du entzückst uns von der Erden,
Du weckst die Sinnen auf, daß sie voll Geistes werden,
Gehn allzeit über sich, bestehn wann alles fällt,
Und schlügen auf sie zu auch Stücke von der Welt.

---

*) Absichtlich ist dieses Bruchstück unter die Hymnen, und nicht unter die Dithyramben aufgenommen, wohin es der Ueberschrift nach gehört hätte, weil der Ton und die Haltung der dichterischen Form durchaus nicht die trunkene Begeisterung bezeichnet, welche in der Dithyrambe vorherrschen muß.

Stets nüchtern seyn betrübt und martert das Gehirne,
Der Sinnen edles Haus. Erhitzest du die Stirne
Da gehn die Sorgen fort, da wandert alle Pein,
Da wird der Knecht ein Herr, wie schlecht er auch mag seyn.
Gefangne gehen los, und greise Köpfe jüngen;
Dann ist man reich genug, und hat an allen Dingen
Noch satten Ueberfluß, sorgt ganz für morgen nicht,
Wie mancher für sein Geld den Hals ihm selber bricht.
O Evan Evoe, laß jenen nüchtern bleiben,
Dem Geld und Gut den Durst und Hunger muß vertreiben,
Der dich ein ganzes Jahr auf seinen Tisch nicht kauft,
Und wie das dumme Vieh das liebe Wasser sauft.
Man weiß, wie mancher ist zu einem Weibe kommen,
Auf die er nie gedacht, der deinen Saft genommen.
Wo der in Gläsern springt, da thut das Lieben wohl,
Da geht das Weibesvolk noch weiter, als es soll.
Bei der kein Kuß verfängt, kein Bitten statt will finden,
Läßt oftmals durch den Wein, wie keusch sie war, sich binden.
Wo aber du nicht bist, da läßt die Liebe nach,
Sie schöpfet ihre Lust aus deiner Reben Bach. —

Was grämet man sich viel? Die Sorgen, so mich kränken,
Die will ich allzumal heut in das Weinfaß senken.
Nicht lebe morgen erst, wer heute leben kann.
Herum, trinkt eines her, die Zunge klebt mir an.

2) von Uz († 1796).

Gott der Weltenschöpfer. (abgekürzt)

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären
Jauchz' ihm, weit schallender Gesang,
Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebähren;
Und sein allmächtig Wort war Zwang.

Ihm, aller Wesen Quelle, werde
Von allen Wesen Lob gebracht,
Im Himmel, auf der Erde,
Lob seiner weisen Macht.

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne,
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu.
Du machtest mich, du Gott! Und rings umher die Sterne,
Das Heer des Himmels, machtest du!
Sein Lob, ihr schimmerreichen Schaaren,
Tönt auf der dunkeln Erde nach,
Von Wesen, die nicht waren,
Und wurden, als er sprach.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preise,
Wie Sonn' an Sonne friedlich glänzt,
Und, ewig unverwirrt im angewies'nen Kreise,
Doch weit gebietend, jede glänzt.
Umsonst, die schwindelnden Gedanken,
Verloren in dem großen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Hoch über Sonnen stand der Schöpfer, dem sie leben,
Und eine sah er an und sprach:
Der Erde hab' ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch sie durch sanfte Bande nach,
Daß du, ihr leuchtend, sie erfreuest,
Und sanfte Klarheit in der Nacht
Dem stillen Monde leihest,
Den ich für sie gemacht.

Wie war dir Erde nun, da dich zum erstenmale
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strale,
Den liebreizvollen Tag dir sandt?

Er kam; die goldnen Locken flogen
Gezähmt durch einen Blumenkranz;
Die jungen Stunden zogen
Ihn auf zum Frühlingstanz.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,
Bis in die kleinste Felsenkluft!
O Schöpfer! Gütigster! wie viele Stimmen flossen
Dir dankend in der heitern Luft,
Und drängten sich, in tausend Weisen,
Ein lieblich wild vermischtes Chor,
Dich, ihren Herrn zu preisen,
Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Größe,
Der Mensch, den du zuletzt gemacht,
Damit ein Wesen wär', das mit Vernunft genösse,
Was deine Huld hervorgebracht.
Geschaffen, daß er vor dir wandle,
Dir unterwürfig, aber frei
Nach weisen Pflichten handle,
Dich lob' und glücklich sey!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,
Sobald er dacht' und froh empfand,
Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,
Dich am bestralten Himmel fand,
Dich auf der blumenvollen Fläche,
Dich im gewürzten Myrrhenduft,
Im Murmeln kühler Bäche,
Dich in der Frühlingsluft.

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schallt ungezwungen
Von meinem dankbarn Saitenspiel,
Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen-

Bis an der Erde letztes Ziel,
In ewig trauernden Gefilden,
Und wo die Sonne sanft regiert,
Und wo verbrannte Wilden
Sie zu dem Schöpfer führt!

3) von Gleim († 1803).

Die Sonne.

Hast du die Morgendämmerung gesehn?
Hast du das sanfte Roth betrachtet, das
Die Wiederkunft der großen Sonne dir
Verkündigt? War's in deinem Herzen still?
In deiner Seele heiter? da du sie
Die große Sonne sahst, was dachtest du?
O welche Wunder meines Gottes dort
In dieser einen Sonne! Herz, bet' an!
Du, meine ganze Seele, voll von ihm,
Sing' ihm ein Lied! In jedem Sonnenstral,
(Und jeder Staub empfängt den seinigen)
In jedem glänzt und leuchtet seine Macht
Und seine Gnade! Singet, Menschen, ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Wenn ihr
In ihrem herrlich schönen Aufgang sie
Betrachtet, dann, ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Er hat
Mit dieser Schönheit sie geschmückt; er läßt
Das sanfte Roth, das euch gefällt, so sanft
Aus ihren Stralen fallen, daß es euch
Gefallen muß. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Er stellt
Dies helle Thaugewölk vor ihren Glanz,
Daß euer Auge, nicht geblendet, sie
Aufsteigen seh' in ihrem Pomp! Sie geht

Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und alles Finstere wird Licht. Sie steigt
Im Unermeßlichen empor, und thut
Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
Mit ihrem Licht in alles um sie her!
In alles strömt die Gotterschaffene
Wohlthaten ihres Gottes. Blickt empor!
Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebne Bahn, aus welcher sie nicht weicht,
Ihr angewiesen? Fraget sie! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag
Und Jahr für Jahr! Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang.
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger
Vor euern Augen ihren stolzen Gang;
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht
Dann ist ein Stralenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und um den eurigen ist Finsterniß;
Dann ruhet ihr. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und großen, guten Gott!

4) von Moritz Aug. v. Thümmel († 1817).

An die Sonne. (abgekürzt)

Staub, der, zu Gott empor gedrungen,
Am Fußtritt seines Thrones glimmt,
Ziel meines Psalms, im Chor gesungen,
Das jubelnd, dich umschlungen,
In deinem Aether schwimmt.

Seit du, der leeren Nacht entsunken,
Dein stolzes Licht von ihm gehohlt,
Sah' es in dem Gewühl der Funken,
Die durch den Lichtraum prunken,
Schon manchen Stern verkohlt.

Nur deinem Urgestirn veraltet
Kein Reiz! Mit gleicher Kraft beflammt,
Treibt es sein großes Rad, entfaltet
Die Zeiten, und verwaltet,
Wie sonst, sein Mittleramt.

Und lenken aller Erden Psalmen
Gleich nicht den Ausfluß deines Strals;
Doch überkleidest du die Palmen
Des Athos, wie die Halmen
Des rauhsten Schweizerthals!

Juwel in des Erschaffers Kranze,
Und erstes Wunder seines Hauchs,
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze;
Eins fehlt nur deinem Glanze:
Bewußtseyn des Gebrauchs.

Du stehst im größten Wirkungskreise
Als Sklave, der im Joche prangt.
Beherrscher seiner kurzen Reise
Durchs Leben, dringt der Weise,
Wohin sein Herz verlangt.

Sey größer noch! Um deine Würde
Vertauscht, selbst auf dem Weg ins Grab,
Der Staubbewohner einer Hürde
Nicht seines Lebens Bürde,
Nicht seinen Wanderstab.

Denn bald, zu höhern Geistesproben,
Entrückt den Prüfungen der Zeit,

Schwingt ihn die Hand, die dich erhoben,
Von diesem niedern Globen
Auf zur Unsterblichkeit.

Durch diesen heitern Blick ins Freie
Verliert im Nebel meiner Bahn
Sich keine Stunde mir; ich weihe
Dem Ausgang sie, und reihe
Sie meiner Zukunft an;

Daß, wenn ich einst zu höhern Sphären
Auf deinem Lichtweg übergeh',
Der Fruchtstaub vieler guten Aehren
Noch in dem Thal der Zähren
Um meinen Hügel weh'!

5) von Lavater († 1801).

Anbetung des Unendlichen. (abgekürzt)

In stille Einsamkeit entflieh' ich!
Entflieh', entreiße mich den holden Winken
Der reizevollen Sterblichkeit — entfliehe
Der Gattin und dem Freund'; entfliehe
Der Kinder freudevollem Lächeln;
Von allem weg zu dir, verborgner Vater!
Gedanken weicht! Begierde flieh'! Steh' still
Für alles Sterbliche, mein Athem!
Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll
Gelüstet's meine Seele, anzubeten
Den Einzigen, der ewig ist,
Dich, aller Geister Vater!
Mit jedem Athem meines Mundes,
Mit jedem Blicke meines Auges,
Mit jeder Regung meiner Menschheit anzubeten
Dich, meines Geistes Vater.

Nicht war ich! Nicht! Du wolltest, und ich ward!
O aller Wesen Wesen!
Ich war — ja Ich auch war ein ewiger Gedanke
Von dir! Du sprachst ihn aus! Da war
Mein Ich mit jeder Kraft, mit jedem Leben,
Die jede Zukunft, auch die fernste,
Entwickeln wird! Ich ward, und mit mir ward
Der Ewigkeit von dir mein ganzes Wesen
Mit allen seinen Künftigkeiten
Unsterblich ausgesprochen. . .

Wie bet' ich an? wo find' ich Worte
Den anzubeten, der mich werden hieß!
Du bist, o Wesen aller Wesen,
Denn ich, ich bin!
Bin! Unergründlichstes von allen
Geheimnissen, und doch gewissestes
Von allem, was ich weiß!
Sey aller meiner Lustgedanken Erster!
Sey letztes aller meiner Lustgefühle!
Du Gott, du bist! ich bin!

Du warst eh' meine Mutter mich gebahr!
Eh' mich mein Vater zeugte;
Eh' meines Vaters Vater ihn gezeugt;
Eh' einen Sohn gezeugt der Erste aller Väter!
Nicht ewig waren wir! Nicht Einer ist's,
Der ist, der war, — der Frühste ward,
Da du sprachst: „Werde! sey der Vater
Von Millionen Vätern und von Söhnen!"
Du bist, nur du bist ewig! Erster! Erster!
Denn ewig ist von uns nicht Einer!
Du warst — du Undenkbarer! warst,
Eh' aller Sterblichkeit urerster Vater
Dem Rufe da stand: „Werde! Sey!"

Ich sinke tiefer vor dir hin! — Du warst,
Eh' aller deiner Stralensöhne frühester
Mit unnennbaren Wonnen: „Liebe! Liebe!"
Mit jedem Stral des Augs, mit jedem Schlage
Des lebensvollen Herzens,
Erstaunet über sich, und jede Regung seiner
Natur dir „Liebe! Liebe!" rief — —
Da aller Thronen Erster aufzustreben
An deiner Herrlichkeiten Saum
Vor Milliarden Sonnenjahren
Die kühnen Schwingen schwang —
Und im Gefühle seines Seyns,
Und deines undurchdringlichen Vorherseyns,
Von Wonne trunken niedersank und schwieg;
Da warst du ewig schon! Nur Jünglinge, nur Knaben sind
Vor dir, du Ewiglebender,
Nur Embryonen sind der Leben frühste;
Sie, die den Erdball werden sahn,
Ihn blühen sahn mit tausend neuen Leben;
Verblühen wieder, wieder aufblühn sahn
Den Erdenball, der mich im Unermeßlichen
Vor deinem Angesicht vorüberträgt. —
 Was bin dann ich, was ich vor dir?
Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur
Vom Meere hingespritzt ans Ufer
Der Wesen, bin seit gestern nur!
Kaum lebend! Staub! noch kaum entsunken
Der Nichtempfindung!
Kaum sichtbar, Wesen kaum, ein Hauch,
Der erst hinüberzittert an die Grenze
Des Seyns, des Menschenlebens oder Todes.
Was bin ich dann? was ich vor dir?
Vor dir, der ist, der war, der seyn wird!
Wer bin ich, daß mit dir ich reden,

Dir meine kindlichen Gedanken,
Dir meine bebenden Empfindungen
In Menschensprache niederlegen darf;
Mit meinem mir selbst unerforschten Wesen
Mich nahen darf zu dir! Zu dir,
Ich Athmender der Erdenluft? — Wie darf ich
Dich, Ewiger, dich Vater nennen?
Doch darf ich es; o Wonne, daß ich's darf!
Dein Athem schafft und hält,
Dein Athem tödtet, trennt, zernichtet
Jetzt Sonnen, Funken jetzt! Jetzt Stern'! Jetzt Stäubchen!
Mit Einem Hauche hauchest du zehntausend Sonnen
Mit hunderttausend Erden aus!
Ziehst du des Athems Hauch zurück;
So ist der Sonnen all' kein Lichtstral mehr!
Kein Stäubchen mehr der Erden all'!
Wie Blumen an der Sonne welken,
Verwelken Weltsysteme dir!
Du nur, nur du bleibst, der du bist!
Dir selber ewig gleich, Jehova, namenlos!
Und was, Unendlicher, sind meine Preisgesänge
Der tiefsten Ewigkeiten,
Was gegen alle Geister, aller
Unsterblichkeiten Jubelharmonie?
Was gegen aller Lebenden und Athmenden
Gesänge? gegen ihrer Jubel Summe?
Vom höchsten aller Himmel — nieder
Durch alle tief're Himmel,
Herab durch alle Reihn von Sonnenwelten,
Bis auf den Erdensäugling,
Den Embryo, der athmet;
Bis auf die unsichtbaren
Bewohner jener tief verschloßnen Ströme
In jedes Laubes tausendfachen Adern!

Was gegen dieser aller Lobgesänge,
Die Summe aller, was mein himmelvollstes Lied
In fernen Ewigkeiten?
Was diese ungeheure Summe,
Was gegen dich, Unendlicher!
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!
Dich, Ewigeinziger!
Dich, Ewigunerschöpfter!
Ich stehe still, und sink' unmächtig!
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstral Gottes
Ein Pfeil der Wahrheit
Trifft die erstaunte Seele! —
Ich neige tiefer mich;
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;
Du, Namenloser, du, bist jetzt schon der,
Den mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied
Nach keinen hingeflohnen Milliarden
Aeonen je erschöpfen, je erreichen wird;
Den, wenn auch nach Jahrtausenden
Noch immer höher, herrlicher,
Noch unaussprechlicher, unendlicher,
Undenkbarer sich meine Seele denken,
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —
Du, du bist jetzt, bist jetzt schon,
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still,
Ich Staub vom Staube, deinen Namen nenn',
Mein ganzes Wesen sich vor dir, der Wesen Wesen,
Ein Opfer niederlegt auf dem Altar der Erde —
Du bist schon jetzt, der du mir seyn wirst
Nach tausendmal Jahrtausenden;
Du Ewigunerreichter bist mein Vater!

6) von Fr. Leop. Graf zu Stolberg (†1819).

An die Erde. (abgekürzt)

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn', aus schmelzender Seele
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!
Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebährenden Schöpfung.
Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus düftenden Wolken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier, mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne

Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!
Aber vor allen seyd mir gegrüßt im steigenden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebt.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!
Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Teutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstralen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen

Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen
Urborn
Werden entfliehn, in Flüß' und Bäch' und Quellen
vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm
lächelt!
Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Sammle indessen in deinem Schoose die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden
umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch
kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die
Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen
schimmern
Und hinsinken wird, in Einem rauschenden Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des
Himmels,
Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

7) von Kosegarten († 1818).

An die Natur.

Ruhst und rastest du dann nimmer, erhabene
Große Mutter? Versiegt nimmer der Lebensquell,
Der den Schoos dir befruchtet,
Der die säugende Brust dir schwellt?

Von dem mattesten Stral, welcher den Morgen färbt,
Regt die Rüstige sich, schafft und zerstört, und wirkt,
Bis die blasseste Rose
In den Locken des Abends welkt.

Auf thauduftender Flur schlummert die Mitternacht.
Seine wolkige Bahn wandelt der müde Mond,
Ringsum gähnet die Schöpfung;
Rastlos waltet die Schöpferin;

Schwirrt im flüsternden Schilf, plätschert im Rohr des Sumpfs,
Tränkt die Saaten mit Thau, duftet im Fliederbusch,
Gurgelt heiser im Frosche,
Flötet gellend im Wachtelschlag;

Summt im blühenden Baum aus den Zehntausenden
Goldner Käfer, beseelt Völker von gaukelnden
Mücken, schrillt in der Grille
Flügel, donnert im Wasserfall;

Thürmt am Saume des Süd Wolken wie Berg' empor,
Wälzt die Berge daher, prasselt aus kämpfenden
Wolken, zückt in der Leuchtung,
Stürmt im brausenden Wirbelwind.

Die du, heilige Kraft, brünstig das All umschlingst,
Alles Leben gebierst, alles Gebohrne nährst,
Unbekannte, wer bist du?
Nie erlauschte, wo wirkest du?

Durch die Adern des All spritzest du flammend Blut,
Kochst in Schachten das Gold, rüttelst den Ocean,
Wölbst Basalte zu Domen,
Höhlst kristallne Grotten aus.

Aus dem Staube herauf rufst du die Pflanzenwelt.
Säuselnd wallet die Saat, sausend der Eichenwald.
Sonnan rauschet die Ceder,
Würzig duftet das Veilchenthal.

Stoffen giebst du Gestalt, giebst dem Atom Gefühl;
Jubel füllen den Busch, Jubel die blaue Luft.
Schau, es wimmelt im Tropfen;
Schau, das Sandkorn bevölkert sich.

Leben, nimmer gezählt, preisen dich, Künstlerin,
Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,
Straußpolype und Flußpferd,
Riesenmuschel und Räderthier.

Aber lauter als sie preißt dich des Menschen Geist,
Dich der Kante Vernunft, dich der Gesang Homers,
Dich der Cirkel des Newton,
Dich der Pinsel des Raphael.

Ahn' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,
Unergründliche Ding, welches des Denkers Loth
Zu ergründen, der Hymne
Flug umsonst zu erfliegen strebt?

Bist du Gottheit? bist du's, welche die Myrias
Menschenzunge besingt, den der Mäander Zeus,
Den der Jordan Jehova,
Den Isuren der Ganges grüßt?

Schwindelnd steh' ich am Saum deiner Unendlichkeit!
Eines ahn' ich: ich bin deiner Unendlichkeit
Mitgenosse, bin Tropfe
Deines stiebenden Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergeriesel fließt
Einst der Tropfe zurück, freut sich der Einigung,
Und verschmilzt in der Weiten
Allumgürtenden Ocean.

8) von Seume († 1810).

Gebet. (abgekürzt)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug gebiendet,

In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahnung in dein Heiligthum,
Und stehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm!
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wann die Bosheit teuflisch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypothesen
Gleich nicht das große Räthsel lösen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In seines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Busen wüthet,
Und Lästerung und Wahnsinn brütet,
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmähn;
Ich stehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem schwachen Auge sehn.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umsonst nach Futter schrein, wie Raben,
Durch Lästerung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden,
Und jubelnd über Menschentrümmern gehn,
Laß mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeister mich umwehn.

So laß den Zweifel in mir stürmen,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmen,
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn;
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und sinkend werd' ich nicht vergehn.

Es sollen mich nicht Widersprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,

Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel, und nicht irre Weisen
Von meiner Felsenwarte reißen,
Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen;
Du hauchst der Geister Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn,
Und zündest, wann die Geister zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmlischem Entzücken,
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt;
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wann zur Weltenreise
Aurora mir die Füße netzt.

21.

d) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe gehört zu der dichterischen Form der Hymne, unterscheidet sich aber von derselben durch zwei wesentliche Merkmale, theils in Hinsicht des Gegenstandes, theils in Hinsicht des lyrischen Tones und der ganzen Haltung und Durchführung desselben. Denn wenn die Hymne die Gottheit selbst, oder jeden als göttlich gedachten Gegenstand feiert; so ist der Gegenstand der Dithyrambe ausschließend der Wein und der Gott des Weines; kein anderes, unter göttlichen Eigenschaften dargestelltes, Wesen kann der Stoff der Dithyrambe werden. Allein noch schärfer unterscheidet sich die Dithyrambe von der Hymne durch den in ihr

vorherrschenden eigenthümlichen Ton des Gefühls, und oft selbst durch die regellose Form der Darstellung. Denn es ist der Ton einer trunkenen, oder nahe an die Trunkenheit hinstreifenden Begeisterung, welcher in der Dithyrambe vorherrscht, und als Folge einer vorhergegangenen sinnlichen Berauschung durch den Genuß des Weines sich ankündigt, woraus von selbst die kecke Auswahl üppiger Bilder, der Gebrauch gewagter Gleichnisse, ungewöhnlicher Ausdrücke, und das Vorhandenseyn kühner Sprünge in Hinsicht der Folge und Verbindung der aufgestellten Ideen, Bilder und Gefühle sich erklären läßt. — Obgleich Ursprung und Benennung der Dithyrambe griechisch ist; so haben sich doch keine Gesänge dieser Art aus dem Alterthume erhalten, und nur die Nachrichten davon sagen aus, daß die Dithyramben bestimmt waren zur Verherrlichung des Bacchus an den ihm geheiligten Festen, so wie sie an diesen Tagen während eines wilden und regellosen Tanzes abgesungen wurden. — Bei der Wiedererweckung der Dithyramben von den neuern Dichtern mußte nothwendig der Anstrich der griechischen Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit wegfallen. Willamov, Blum, Mahler Müller, Joh. Heinr. Voß, Schiller, Kuhn u. a. haben unter den Teutschen gelungene Dithyramben aufgestellt. Sie haben gefühlt, daß die Betrunkenheit an sich nie ästhetisch seyn, mithin auch nicht in einer schönen Form dargestellt werden kann, daß aber wohl der Uebergang von dem völlig nüchternen Bewußtseyn zu dem Zustande des begeisternden Rausches eine ästhetische Darstellung verstattet, wodurch Gefühl und Einbildungskraft mächtig bewegt werden, ohne doch dadurch im Leben selbst die Mittellinie

des Schicklichen und in der dichterischen Schilderung die ästhetische Einheit der Form zu verletzen.

Soll daher die Dithyrambe dem Gesetze der Form entsprechen; so darf sie zwar die schulgerechte Form eines bestimmten Sylbenmaases überschreiten, und mit Willkühr, selbst ohne die innere nothwendige Folge des dargestellten Gefühls, sich bewegen, weil dieses Gefühl durch den Genuß des Weins über die Ankündigung der Gefühle im nüchternen Zustande hinaus gesteigert wird; nie darf sie aber gegen die Richtigkeit und gegen die Schönheit der Form überhaupt verstoßen, weil sie sonst auf Gefühl und Einbildungskraft des wohlthuenden Eindrucks nothwendig ermangelt.

22.

Beispiele der Dithyrambe.

1) von Willamov († 1777).

Bacchus und Ariadne. (abgekürzt)

Jubel, Jubel, Jubel!
In wilder wüster brausender Fröhlichkeit
Dir von uns gesungen, Vater Evius
Unter orgischen Hochzeitfesten!
Da hüpfen die weingebirgigen Inseln alle
Unsern hohen Gesängen nach,
Und rauhe Felsen in Wonne.
Die Nereiden in gesalzner Fluth
Tanzen uns nach in Hochzeitreigen,
Und Aeols tausendstimmige Heere
Singen trunkne Hymenäen.

Welche Taumelfeste, ihr Faunen!
Er, auf dessen Stirn

Ewige Jugend aufblühet,
Und auf der vollen Wange
Götterglanz purpurfarbig
Um die Honiglippen sich ergießt,
Drückt an die Götterbrust voll Glut,
Eine süße Belohnung schwerer Thaten,
Ariadnen, von Cytheren ihm erkohren,
Seit er mit uns von den Triumphen
Ueber die östliche Welt zurücke kam.

Jubel, Jubel ihm! —
Ho! ihr Faunen, wo sind wir?
Wo die Naxischen Weinhügel? —
Schöpferisch erhebt sich sein Thyrsus.
Plötzlich hochgewölbte Lauben an Lauben
Von Jasmin und Myrthen- und Rosengebüschen
Kunstreich ein weiter Pallast um uns
Mit Brautteppichen rund umzogen.
Weite Schläuche vom Rebensafte schwellend
Und Kelch an Kelch auf Purpurdecken
Alle mit frischen Blumengehängen bekränzt.
Er, Bacchus, unser Vater will so
Sein Hochzeitmahl feiern!

Schaut, Bacchanten, das lockre Rosengewölk,
Und den lazurn purpurbekleideten
Goldumstralten Wagen
Von zärtlichen Tauben leichtschwimmend gezogen!
O! der unnennbaren Wonne,
Die schnell durch alle Empfindung rauscht
Bei diesem unausbildlichen Anblick
Der Paphischen Fröhlichkeitsstifterin,
Die mit ihrem lachenden Gefolge
Ambraduftend herabschwebt.
Die Amorn flattern vor ihr her,

Und gaukeln lüstern
Um die buntfarbigen Lauben
Und fröhliche Rosen- und Rosmaringebüsche.

Kommt in unsre Reigen,
Götter der Fröhlichkeit, kommt!
Seht ihr, wie Vater Lenäus
Wollustlächelnd von Aphroditens Hand
Die schöne Braut empfängt,
Und Hochzeitfackeln ihm festlich lodern?
Ein Sternendiadem setzt Paphia
Der Götterbraut aufs stralende Haupt,
Und ewig zu ihrer Vermählung Gedächtniß
Wird von des hohen Aethers Gewölben
Diese Sternenkrone schimmern.

Auf dem furchtbaren Adler sanft daher gewiegt,
Majestätischer Ernst im schwarzen Auge
Und auf der gebieterischen Stirn, —
Neigt euch zur Erde, ihr Bacchanten und Mänaden! —
Der Donnrer erscheint, unsers Vaters
Freudenfeste zu feiern;
Und mit ihm auf Silbergewölkewagen
Die blauäugigte Panzerbegürtete Pallas,
Und der Kriegsempörer im eisernen Gewande,
Und Phöbus der Gesängegebieter,
Und alle Himmlischen kommen hernieder.

Zehnfach, zehnfach laßt
Eure Jubellieder schallen, Faunen, Satyrn und Nymphen!
Dem kommenden Götterchor
Und Lyäens Liebe heilig!
Um die Myrthen umflochtenen Ufer
Mit Amorn und Grazien Hand in Hand
Tanzen wir, tanzen wir, Evoe!
Lauter müßt ihr Pauken lärmen!

Feierlicher ihr Zinken und Pfeifen tönen!
Höher ihr brausenden Meereswogen toben! —
Aber — laßt mich,
Süßlächelnde Amors, laßt mich
Meine trunknen Rundetänze vollenden!
Faunen, helft mir! helft mir, ihr Nymphen!
Mit Blumenketten gefesselt
Werde ich euern Kreisen entrückt. —
Wunderthätige Götter!
Wo — wo bin ich hin?
Vom Mänadentaumel erwacht
Fühl' ich mein Herze nicht mehr. —

Ho! Cypern! — Sey mir gegrüßt!
Wollustathmendes Cypern!
Der schaumgebohrnen Entzückungsschafferin
Dreimal glückliches Vaterland!
Wonneduftend um und um
Aus tausend Blumengefilden,
Die Busch an Busch der Liebesgöttin
Ihre Opfergerüche weihen! —

O diese Holdin, die ihr da
Mit Rosen geschäftig umflechtet,
Laßt mich von eurer wohlthätigen Hand,
Holde Liebesgötter, empfangen!
Bei Paphos und Knidos Heiligthum,
Und eurer Mutter mächtigem Zaubergürtel selbst,
Schwör' ich, euch Göttern der Zärtlichkeit
Geweihet zu seyn! — Da ward mir
Von der Amorn freudeberauschter Schaar,
Feierlich mit Brautblumen geschmückt,
Daphne unter Gesängen zugeführt.
O des süßen Zärtlichkeitstaumels,
Als ich sie also empfing!

An ihrer Hand will ich, —
Verzeih' es mir, trunknes Getümmel
Epheu- und Rebenbekränzter Bacchanten —
In süßerer Trunkenheit
Den Göttern der Zärtlichkeit heilig seyn.
Und du, Vater Dionysus, der selbst,
Von Ariadnens Reizen bezwungen,
Der Schönheit und Liebe huldigt,
Verzeih, ich kann nicht,
Ich kann nicht mehr euch folgen.
Hier ist mein Thyrsus
Und die Epheukrone zurück!
Rosen und Myrthen und Jasmin
Wallen jetzt um das gesalbte Haar!

2) von Blum († 1790).

Ich fühl', ich fühle deine Feuer,
Du göttlicher Tokayer,
Du königlicher Wein!
Reicht mir die mächt'ge Leier;
Es sollen seine Feuer
Unsterblich seyn!

Unsterblich seyn? —
So nehmt sie nur zurück die Leier,
Und schenkt noch einmal ein;
Es sollen seine Feuer
Durch Thaten ewig seyn!
Ich will, ich will verliebte Kriege,
Mir sagt die Hoffnung süßer Siege:
Ich werd' ein Cäsar meiner Zeiten seyn!

Ja, seht, dort taumeln Liebesgötter,
Berauscht von meinem Wein,
Und streuen Rosenblätter,

Und pflanzen einen Myrthenhain.
Soll dies mein Schlachtfeld seyn;
So eilt nicht, blanke Waffen,
Ihr Knaben, mir zu schaffen,
So bringt nicht Schild und Speer;
Bringt rasche Kämpferinnen her,
Bringt mir die braune Doris,
Die kriegerische Chloris,
Und Lauren und Nerinen,
Und alle, die mein Herz verdienen!
Denn sonst, ihr süßen Kinder,
Kann ich auf solchen Wein
Kein würd'ger Ueberwinder,
Kein Cäsar meiner Zeiten seyn!

3) von Fr. Adolph Kuhn.

Vor dem Rausche.

O goldne, süße Reben,
Ihr träufelt Himmelslust,
Ein neues beßres Leben
In froher Zecher Brust.
Was Weise nicht erringen,
Was Dichter nicht ersingen,
Erfliegt auf Sonnenschwingen
Der Adler: Trunkenheit.

Was kümmert seine Flügel
Des Ruhmes Gängelband,
Der Wünsche steiler Hügel,
Der Zukunft Nebelland;
Was kümmert seine Lippe
Der Wissenschaften Krippe,
Wo ärmliche Gerippe
Bei Folianten stehn.

Er fliegt durch Orionen
Mit glühendem Gesicht,
Und buhlt um Myrthenkronen
Der Alltagsliebe nicht.
Im Taumel höh'rer Wonne
Umarmt er Baum und Sonne,
Und hohlt aus voller Tonne
Sich Lieb' und Sympathie.

In Einem langen Zuge
Trinkt er Vergessenheit,
Und löscht vom Aschenkruge
Das Wort: auf Ewigkeit.
Bekränzt mit Rebenblättern
Wird er den Mond erklettern,
Und über Donnerwettern
Mit frohem Auge sehn.

Drum trinkt die goldnen Reben,
Die uns zu Adlern weihn,
Und laßt uns höher schweben,
Und mehr als Menschen seyn.
Laßt uns das arme Denken
An Aermere verschenken,
Und hin den Fittig lenken,
Wo Denken Thorheit wird.

Dort necken keine Berge
Des Wandrers raschen Gang,
Dort modern keine Särge,
Lauscht kein Sirenensang;
Der Freude vollste Trauben,
Die Götter uns erlauben,
Darf uns kein Bonze rauben,
Der Götter mißverstand.

Dort rauschen Himmelsbäume
Mit Blüthen überschneit,
Dort blüht am zarten Keime
Die Allzufriedenheit.
Dort sind der Väter Hallen,
Und ihre Schatten wallen
Mit frohem Wohlgefallen
Den frohen Söhnen zu.

23.

e) Die Rhapsodie.

Die Rhapsodie, die als besondere Form der Dichtkunst wenig angebaut worden ist, unterscheidet sich von der Ode und der Hymne weder durch die Verschiedenheit des dargestellten Gegenstandes, noch durch die Verschiedenheit des in der Rhapsodie vorherrschenden Tones des Gefühls; denn alle Gegenstände, welche in der Ode und Hymne dargestellt werden können, eignen sich auch als Stoffe für die Rhapsodie, und dieselbe Stärke, Innigkeit und Glut des Gefühls kann eben so in der Rhapsodie geschildert werden, wie in der Ode und Hymne. Allein dadurch unterscheidet sich die Rhapsodie wesentlich von der Ode und Hymne, daß in derselben entweder der dargestellte Gegenstand, wegen seiner Unermeßichkeit und wegen der durch ihn hervorgebrachten allzustarken Erschütterung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, nicht gleichmäßig und erschöpfend durchgeführt, sondern blos in allgemeinen, unter sich nicht streng zusammenhängenden Umrissen verzeichnet, oder, eben wegen der aufgeregten Fülle des Gefühls und der Einbildungskraft, kein bestimmtes Metrum in der dichterischen

Form festgehalten wird. In dieser letzten Hinsicht nähert sich die Rhapsodie der Dithyrambe, die ebenfalls nicht selten in einem willkührlichen Sylbenmaase sich bewegt; doch hat die teutsche Literatur auch Rhapsodieen mit bestimmt festgehaltenen Sylbenmaasen.

24.

Beispiele der Rhapsodie.

1) von Ramler († 1798).

Allgemeines Gedicht

(von Ramler selbst in der Ueberschrift: Rhapsodie genannt).

Zu dir entfliegt mein Gesang, o ewige Quelle des Lebens!
O du von den Lippen danksagender Wesen Jehova gegrüßet,
Und Oromazes und Gott! gleich groß im Tropfen des Thaues,
Der hier vom Grase rollt, gleich groß in der Sonne, die rastlos
Rund um sich an goldnen Seileu glückselige Welten herumführt;
Im Wurm, der einen bestäubten Erntetag lebt, und im Cherub,
Der alle Naturen durchforscht seit seiner undenklichen Jugend,
Und viele Glieder bereits an der Kette der Wesen verknüpft sieht,
Er selbst der oberste, doch in deiner Größe versinket,
(Wie soll ich in menschlicher Rede den Kindern der Erde Dich nennen?)
O deines unendlicheu Weltraums allbelebende Fülle! —

Mit Schaudern versenkt sich in ihn mein Geist in den Tempeln der Wälder,
Auf himmelanstrebenden Felsen, am Rande der brausenden Tiefe;
Und o, wie verschwindet mir dann die sinnliche Freude! wie werden
Mir alle Begierden erhöht! — Du Weltgeist, hier steh' ich, verloren,
Auf einem Staube des Ganzen, und breite die Hände zu dir aus;
Erhältst Du, wann einst dies zarte Gewebe des Leibes sich auflöst,
Ein höheres Antheil von mir; so soll die Bewundrung deiner
Mein langes Geschäfte verbleiben, mein langer Gesang. —

2) von Kosegarten († 1818).

An die untergehende Sonne.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Still und ruhig ist deines Scheidens Gang,
Rührend und feierlich deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundliches Auge;
Thränen entträufeln den goldenen Wimpern;
Segnungen strömst du der duftenden Erde.
Immer tiefer,
Immer leiser,
Immer ernster und feierlicher
Sinkst du die Lüfte nach.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Es segnen die Völker,

Es säuseln die Lüfte,
Es räuchern die dampfenden Wiesen dir nach;
Winde durchrieseln dein lockiges Haar;
Wogen kühlen die brennende Wange;
Weit auf thut sich dein Wasserbett —
Ruh' in Frieden!
Schlummr' in Wonne!
Die Nachtigall flötet dir Schlummergesang.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Schön sinkt sich's nach den Schweißen des Tags,
Schön in die Arme der Ruhe,
Nach wohlbestandenem Tagewerk.
Du hast dein Tagewerk bestanden,
Du hast es glorreich vollendet,
Hast Welten erleuchtet und Welten erwärmt,
Den Schoos der Erde befruchtet,
Die schwellenden Knospen geröthet,
Der Blume Kelch geöffnet,
Die grünen Saaten gezeitigt,
Hast Welten gesäugt und Welten erquickt —
Geliebt und Liebe geerntet,
Gesegnet, und rings mit Segnungen
Dein rollendes Haar bekränzt.

Schlummre sanft
Nach dem Schweiße des Tags;
Erwache freudig
Nach verjüngendem Schlummer!
Erwach' ein junger freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!
Dein harrt die lechzende Schöpfung;
Dein harren Au'n und Wiesen;

Dein harren Vögel und Heerden;
Dein harrt der Wandrer im Dunkeln;
Dein harrt der Schiffer in Stürmen;
Dein harrt der Kranke im Siechbett;
Dein harrt der Wonnen seligste:
Die Wonne zu lieben und zu werden geliebt;
Der Seligkeiten unaussprechlichste,
Die hohe vergötternde Seligkeit: wohlzuthun.
Sink' in Frieden!
Schlummr' in Ruhe!
Erwach' in Entzückungen, Sonne!

25.

f) Die Elegie.

Wenn die Elegie dadurch der Ode sich nähert, daß in ihr, wie in der Ode, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, der Wonne und der Wehmuth, sich ankündigt, bis zuletzt, im Augenblicke der ästhetischen Vollendung des dichterischen Erzeugnisses, das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust triumphirt; so unterscheidet sie sich doch wesentlich von der Ode theils durch die Art und Weise, wie sie den Gegenstand auffaßt und darstellt, der das gemischte Gefühl der Wonne und Wehmuth in dem Gemüthe des Dichters anregte, theils durch die Milde des in der Elegie vorherrschenden Tones der dargestellten Gefühle, so wie durch die sanftere Farbengebung in Hinsicht der von dem Dichter gezeichneten Bilder. Der ästhetische Charakter der elegischen Begeisterung ist nämlich die süße Wehmuth, welche aus der Verschmelzung der gleichmäßig aufgeregten Gefühle von Lust und Unlust entsteht. In diese wehmüthige Stimmung wird aber das Ge-

müth versetzt, wenn es mit ungetheiltem Interesse ein Gut sich vergegenwärtigt, das es entweder nie zu erreichen befürchtet, oder dessen Besitz und Genuß es vergeblich erstrebte, oder bereits wieder verlor, und wo dennoch, durch die von der Einbildungskraft bewirkte idealische Versinnlichung dieses Gegenstandes, das Entzücken bei der Betrachtung desselben, oder die Sehnsucht nach demselben, oder die Erinnerung an die ehemals im Besitze desselben genossene Seligkeit, das Gefühl der Lust, freilich bald stärker, bald schwächer, ein Uebergewicht über das Gefühl der Unlust behauptet, wodurch die dichterische Begeisterung vermittelt wird, in welcher die Elegie entsteht. Die hohe dichterische Wirkung der Elegie beruht daher auf dem Verschmelzen der Gefühle der Wonne und der Wehmuth bis zum endlichen Uebergewichte des Gefühls der Lust über die Unlust, ein Uebergewicht, das entweder aus der erhöhten Vergegenwärtigung und idealischen Versinnlichung des Gutes selbst, oder aus der von der Einbildungskraft bewirkten Erneuerung der ehemals im Genusse desselben gefühlten Seligkeit, oder aus der Thätigkeit der Einbildungskraft, den Genuß und Besitz desselben in die Zukunft zu versetzen, oder aus dem mächtig aufgeregten Bewußtseyn, dieses Gut verdient, und ohne eigene Schuld verloren zu haben, oder aus dem zur ästhetischen Einheit erhobenen Bilde von der Größe des mit dem idealisch gezeichneten Gute verbundenen Genusses entspringt. Nur in dieser Stimmung des Gemüths entsteht die bezaubernde Form der Elegie, an deren Hervorbringung die Ideale der Einbildungskraft eben so vielen Antheil haben, als die erhöhte Sinnlichkeit und die im Gefühlsvermögen gegen einander ankäm-

pfenden und allmählig mild in einander verschmelzenden Gefühle der Wonne und der Wehmuth. Deshalb herrscht auch im Tone der Elegie die Wehmuth des Unvermögens, den ersehnten Gegenstand entweder in der Gegenwart überhaupt nicht zu besitzen, oder ihn bereits verloren zu haben, oder ihn nie besitzen zu können. Diese Wehmuth des Unvermögens ist Ton der Trauer, allein nicht von der Art und Stärke, wie in der Ode, wo das Gefühl der Unlust aufgeregt wird von dem wahrgenommenen Gegensatze der Beschränkungen des Endlichen gegen das Unendliche. Zugleich vergesellschaftet sich mit diesem Tone der Trauer der Ton der Freude an dem Gegenstande selbst, der nicht, wie in der Ode, als unendlich, wohl aber unter dem milden Glanze des Ideals erscheint, welches jedesmal das gebildete Wesen mit hoher Sehnsucht und mit dem Verlangen nach dessen Erreichung und Verwirklichung erfüllt. So kündigt sich im Tone der Elegie eine milde Schattirung der Gefühle an, wodurch für das Bewußtseyn zwar keine bleibende (weil ein gemischtes Gefühl kein bleibender Zustand seyn kann), aber eine unendlich süße Stimmung vermittelt wird.

Der in der Elegie in den Mittelpunct gestellte Gegenstand kann entweder sittlich und religiös seyn, oder er kann, in den Schilderungen der Liebe, der Freundschaft und der irdischen Güter überhaupt, die Farbe der geläutertsten und vollendetsten Sinnlichkeit an sich tragen. Von selbst versteht es sich, daß die grobe Sinnlichkeit von der Elegie ausgeschlossen wird, weil sie keiner idealischen Darstellung fähig ist; allein alle, mit den Gesetzen der Vernunft und mit den geläutertsten Gefühlen der Sittlichkeit vereinbaren Gegenstände

des wirklichen Lebens eignen sich für die Darstellung in der Elegie. (So z. B. Schillers Ideale; Matthissons Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses geschrieben; seine Kinderjahre; sein Genfersee rc.) Gleichmäßig gebietet die Elegie über die Kreise der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; oft findet sie die Gegenwart zu arm, wenn sie dieselbe mit Vergangenheit und Zukunft zusammenstellt; oft hält sie die Zukunft an den Spiegel der Vergangenheit, und erhebt die letztere über die erste; oft vergleicht sie auch die Armuth der Vergangenheit mit den in der Zukunft bevorstehenden Genüssen, die sie im Zauber ihrer Bilder im Voraus zum Daseyn ruft. Nur die Gegenwart verliert jedesmal in der Elegie bei der Zusammenstellung mit Vergangenheit und Zukunft; in der Gegenwart hat nichts Reiz, als die eben aufgeregte individuelle Stimmung des Dichters selbst, dessen Wehmuth entweder an den Farben der Vergangenheit, oder an den Bildern der Zukunft hängt.

Daß die Elegie zur lyrischen Dichtkunst gehört, ist dadurch entschieden, daß die Gegenstände, die sie schildert, unmittelbare Gefühle, und weder Gefühle, durch Ideen der Vernunft veranlaßt, noch Gefühle sind, die durch Thatsachen und Vorgänge in der Wirklichkeit angeregt werden. Vom Liede unterscheidet sich die Elegie, daß jenes den Ton einer reinen Freude, diese den Ton einer mit Wehmuth gemischten Freude enthält, weshalb denn auch, aus der religiösen Dichtkunst, alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. (§. 14.), nach ihrem dichterischen Charakter zur Elegie, und nicht zum Liede gehören. Wie die Elegie, dem Stoffe und dem Tone nach, verschieden von der Ode sich ankündige,

ist bereits erinnert worden; desto mehr nähert sie sich aber der Heroide, theils nach der Darstellung des gemischten Gefühls der Lust und Unlust, theils nach der beiden gemeinschaftlich milden Farbengebung und nach der Durchführung des in ihnen vorherrschenden Grundtones des Gefühls. — Zur Einseitigkeit würde es führen, wenn man die äußere Form der Elegie entweder an abwechselnde Hexameter und Pentameter, oder, wie bei den ältern teutschen Dichtern, an das schwerfällige und ermüdende alexandrinische Versmaas binden wollte; vielmehr eignet sich jedes, dem Charakter der lyrischen Form überhaupt angemessene, Metrum auch zur Darstellung der Elegie. — Wenn gleich bereits griechische und römische Dichter die Elegie anbauten; so stehen doch, unter den gebildeten Völkern der neuern Zeit, die Teutschen, in Hinsicht der Elegie, über den Britten, Franzosen und Italienern, theils nach der Mannigfaltigkeit und dem Reichthume der elegischen Form, theils nach der Innigkeit, Wärme und Zartheit des idealisirten Gefühls. (v. Haller, v. Kleist, v. Göthe, v. Schiller, Klopstock, Hölty, v. Herder, Heydenreich, Jacobi, v. Stolberg, Kosegarten, Voß, v. Matthisson, v. Salis, Manso, Tiedge u. a.)

26.

Beispiele der Elegie.

1) von Drollinger († 1742).

Herbstgedanken.

Der schwüle Sommer ist verschwunden,
Die Sonne läuft der kühlen Wage zu;

Die Erde neiget sich zur Ruh
Nach ihren arbeitsvollen Stunden.
Ihr bunter Schmuck wird blöd' und alt,
Und, was sich nächst im Flor befunden,
Verändert Farben und Gestalt.
Der Himmel trübet sich. Es haucht ein frischer Duft
Gleich einer kühlen Abendluft,
Und will des Jahres Abend kühlen.
Der Bäume Zierath weicht; die leichten Winde spielen
Mit dem entlaubten Schmuck! O welch ein Unbestand!

Doch nein, ich kenne deine Hand,
Du großer Schöpfer und Erhalter!
Des Laubes Schirm, die schattenvolle Wand,
Die ihrer Früchte zartes Alter
Vor Hitz' und Sturm in Sicherheit beschloß,
Hat nun die treue Hut vollendet,
Da der verwahrte Schutz gezeitigt und geendet;
Drum fällt sie weg, und stellt ihn frei und bloß.
O reicher Schatz, den wir bewundern müssen!
Schau, wie die süße Last die schwanken Aeste beugt!
Es scheint, als wollten sie die werthe Mutter küssen,
Die Mutter, welche sie gezeugt.
Der Blätter Schmuck, der allgemach verfleugt,
Erscheinet nun noch eins so prächtig.
Die schlanke Rebe steht an Frucht und Zierath trächtig.
Schau, wie sie ihre grüne Pracht
Mit Gold und Purpur ausgesticket;
Wie sich ihr sterbend Laub zu guter Letzte schmücket,
Und seinen Abschied herrlich macht.

Wie aber? welch betrübtes Bild
Erblick' ich voller Scham und Schanden!
Ich Armer, ach! mein Herbst ist auch vorhanden,
Mein Sommer ist bereits erfüllt!

Wie darf ich, Höchster, vor dir stehn,
Und mein beschämtes Haupt zu deinen Wolken strecken?
Ich bin ein kahler Baum, gleich einer dürren Hecken,
Von keinen Früchten reich, von keiner Zierath schön.
O wehe mir! Die Axt der Rache blinket schon,
Und dräut mir schnödem Holz mit dem verdienten Lohn!

Erbarme dich! erwecke meine Kraft,
Du Wesen voller Huld und Liebe;
Und fülle mich mit neuem Saft,
Mit einem gnadenvollen Triebe,
Eh mich dein Grimm zur Straf' und Flamme rafft!
Herr, laß mich noch in dieser Zeit,
Obgleich mit später Frucht, zu deinem Ruhme dienen!
So werd' ich dort in Ewigkeit
Bei dir im Paradiese grünen!

2) von Albr. v. Haller († 1777).

Beim Absterben seiner geliebten Mariane.
(gedichtet 1736; — abgekürzt)

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane, welch' ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Ich seh dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!

Wie ängstlich warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klage hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,

Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen;
O, sprich zu meinem Wunsch nicht nein;
O, halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu seyn.

3) von Hölty († 1776).

Die Mainacht.

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall,
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in Einem Nest,
Ihrem singenden Gatten
Tausend trauliche Küsse giebt.

Ueberhüllet von Laub, girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten,
Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir stralt, find' ich auf Erden dich?
Und die einsame Thräne
Bebt mir heißer die Wang' herab.

4) von v. Herder († 1803).

Das Grab des Heilandes *).

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit schönem Blut,
Dein Leben war für tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlößt von jedem Jammer,
Womit dich Menschenhärte traf,
In deiner stillen Kammer
Den schwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an diesem bittern Tage,
Komm, schau mit mir der Menschheit Scenen an.
Sieh, welch' ein Mensch! betracht' ihn still, und sage:
Wer Menschen segnender je werden kann.
Komm, laß an seiner Gruft uns denken,
Was uns im Tod allein erfreut;
Aus Liebe sich zu kränken,
Ist süße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläermeere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,

---

*) Größtentheils ist bei dieser Elegie die ältere Ausgabe in Herders Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beibehalten, und nicht die zweite in s. Gedichten, herausgegeb. v. J. G. Müller (Stuttg. u. Tüb. 1817) Th. 2. S. 171 befolgt worden, weil sich in derselben kaum erklärbare Nachlässigkeiten finden. Man vergleiche nur z. B. sogleich die zweite und vierte Zeile der ersten Strophe:
So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, der schöne Dornen trug.
Dein Leben war für tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
u. s. f.

Der wie entkommen schon der Erden Schwere *),
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und schaut, wie seine Sonne leuchtet
Auf Bös' und Gute, wie sein Thau
So Ros' als Dornen feuchtet
Auf Einer Gottesau.

„Auf, laßt uns Kinder seyn der Vatergüte,
Vollkommen, wie der Herr vollkommen ist!"
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unsterblichs Wesen, das sich selbst vergißt,
Und im Verborgnen schafft und flehet **),
Für Menschen schafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft säet,
Und still von dannen geht.

„Glücksel'ge Armen! glücklich, die da leiden,
In sanfter Unschuld, die Erbarmenden,
Die, reines Herzens, Menschen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen, und den Haß bestehn.
Seyd fröhlich und getrost! euch lohnet
Im Himmel ew'ger Trost und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Ist bald dem Staub entflohn ***)."

„Auf, seyd der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch ist Licht, damit Glanz um euch werde;
In euch ist Gold, das ihr den Menschen leiht.

*) Hier hat die ältere Ausgabe: Erdensphäre.

**) Hier hat die neue Ausgabe: schafft und betet, ohne doch die drei folgenden Zeilen zu verändern, wo säet nicht auf betet sich reimt.

***) So die ältere Ausgabe. Die spätere hat:
Wo jeder Gute wohnet,
Dem Haß der Welt entflohn.

Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng ist die Pforte, schmal der Weg,
Zum höchsten Freudenorte
Ein unbetretner Steg *)!"

Er sprachs, und ging voran die Donnerpfade **),
Die noch dem Sterbenden sein blutig Haupt
Im Kranze schmückten. Haupt, du lächelst Gnade,
Als hätte Ros' und Lorbeer dich umlaubt.
Entschlummre! — Bald wird deine Krone,
Siegprangend, wie der Sterne Glanz,
Dem Menschengott zum Lohne,
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, sanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln,
War Güte nur und Huld sein Königreich.
Mitfühlend unsrer Last und unsern Mängeln,
Nur sich allein an Kraft und Würde gleich.
Einsam im lauten Weltgetümmel
In seine Größe still verhüllt.
So stralt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild ***).

Und konnten dem ein Unheil Fromme stiften?
Die Priester, ach, ergrimmte sein Bemühn.

---

*) So die ältere Ausgabe. Die spätere:
Der zu dem Freudenorte
Führt unbetretnen Steg.

**) So die ältere Ausgabe. Die spätere:
So sprach er, und ging selbst der Dornen Pfade.

***) So die erste Ausgabe. Die spätere hat:
Ein Gotteseifrer ohn' Entrüsten,
Der, nie verhöhnend, oft beweint,
Was Menschen dulden müßten,
Ein echter Menschenfreund.

Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,
Und als er kam, erwürgten Priester ihn.
Zu schwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
Ins ärgste Blutgerüst *).

Wie? hatt' er nicht schon lebend viel gelitten?
Er, dessen Herz das Mitleid selber war.
Ein zarter Sproß, um den die Stürme stritten,
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebahr.
„Laß diesen Kelch vorübergehen!
Doch Vater, du hast ihn gefüllt.
Dein Wille soll geschehen;
Nicht ich, wie du, Herr, willt!"

Er trank den Kelch, und als nun seine Glieder
Gefühl der Gottverlassenheit durchdrang;
Schon drückte Nacht die matten Augenlieder,
Des schweren Hohnes schwarze Wolke sank.
Zerrissen war der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund- und Mutterherzen
Im Tode noch vereint;

Da blickt' er auf und sah die schönen Auen,
Die er dem Sünder Mitleidsvoll verhieß.
„Gedenk' an mich, und laß dein Reich mich schauen;
„Heut sollst du's schaun, der Freuden Paradies."
„Empfang' in deine Vaterhände
Den matten Geist — es ist vollbracht!"
Da kam sein stilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht. —

---

*) Diese ganze kräftige Strophe fehlt in der neuen Ausgabe.

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen,
Wie seines, das nur ist Religion.
Was ihn erfreute, soll auch uns erfreuen,
Was er verschmähte, sey uns schlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden.
Undank der Welt, wie er, verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Christenthum uns seyn!

5) von Joh. Georg Jacobi († 1814).

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier genetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallet schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort; du aber schlägst
In modervolle Grüfte

Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod ans Leben grenzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wann aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln;
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!

6) von Manso.

Was sie mir nahm und gab.

Auch mich hat einst der Wahn argloser Seelen,
Der schmeichelnde, geliebt zu seyn, beglückt,
Und unterm Schlag tonreicher Philomelen

Ein Schwanenarm ans volle Herz gedrückt.
„Nimm, sprach zu mir, am schönsten meiner Tage,
Die lieblichste der Grazien,
Nimm diesen Kuß, daß man, dich neidend, sage:
Auch er war in Arkadien!“

Ich nahm den Kuß, und von mir selbst geschieden,
Fühlt' ich für nichts, als für die Schmeichlerin.
An sie verlor mein Herz den goldnen Frieden,
Ihr opfert' ich den sorgenfreien Sinn.
Mein Leben war Gedanke an die Traute,
Mein kleinster Wunsch ihr Eigenthum,
Und jedes Lied in die gewölbte Laute
Ein süßes Lied zu ihrem Ruhm.

Oft fragt' ich sie, wenn meine Silbertöne
Ihr Ohr verschlang: „Was schenkst du mir dafür?“
„Nimm diesen Kuß, erwiederte die Schöne,
Und sey mir treu, mein Herz gelob' ich dir!“
Und ich, berauscht von ihren Nektarküssen,
Ließ ruhig in ihr Netz mich ziehn.
So hat sie schlau, was mein war, mir entrissen,
Und von dem Ihren nichts verliehn.

O tief hinab in Lethens Strom versenken
Möcht' ich das Bild, das meinen Jammer nährt —
Und doch, und doch ist mir das Angedenken
An ihre Huld und meine Qual so werth;
Und doch gewann ich, in der wunderbaren,
Mir täglich süßern Dienstbarkeit,
So manches, was mein Herz sich zu bewahren,
Mein Geist sich zu erneuern freut.

Wer sonst, als sie, gab mir das süße Sehnen,
Das bald mit Lust, und bald mit Schmerz erfüllt?
Wer lehrte mich, was aus der Duldung Thränen

Für himmlisches Entzücken niederquillt?
Was zog mich zu der Freude Melodieen,
Und band mich an der Schwermuth Ach?
Was gaukelt noch in bunten Phantasieen
Mir in vertraute Schatten nach?

Vergiß dein Wort und mich, Adelaide,
Vergiß den Kuß, mein theures Unterpfand!
Ich werde nie dein zu gedenken müde,
Und ehre gern, was ich für dich empfand!
Das Saitenspiel, das mir im Busen tönet,
Ist deiner Liebe Wiederklang;
Was heute noch mich mit der Welt versöhnet,
Der Traum, der schmeichelnd mich umschlang.

7) von v. Matthisson.

Wunsch. An Salis.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher,
O Freund, als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendender Gipfel im Rosenschimmer.

Drum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh
Zu Xenophons und Platons Weisheit,
Und zu Anakreons Myrthenlaube!

8) von Mahlmann.

Das Grab.

Selig die Todten!
Sie ruhen und rasten
Von quälenden Sorgen,
Von drückenden Lasten,
Vom Joche der Welt und der Tyrannei;
Das Grab, das Grab macht allein nur frei.

Ueber der Erde,
Da walten die Sorgen; —
Im Schooße der Mutter
Ist jeder geborgen!
O Nacht des Todes, du bettest weich; —
Das Grab, das Grab macht allein nur gleich.

Land der Verheißung,
Du führest die Müden
Nach brausenden Stürmen
Zum seligen Frieden.
Wann Freude verschwindet, wann Hoffnung verläßt;
Das Grab, das Grab hält den Anker fest.

Wieder sich finden,
Und wieder umarmen,
Und wieder am Herzen

Geliebter erwarmen!
Und ewig zu leben im süßen Verein! —
Das Grab, das Grab wird uns all' erfreun!

Kränzet die Thore
Des Todes mit Zweigen!
Und tanzt um die Gräber
Den fröhlichen Reigen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein,
Das Grab, das Grab soll Triumphthor seyn!

9) von Fr. Adolph Kuhn.

Elegie an einen Wahnsinnigen.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,
Den mancher Mund dir noch entgegenträgt;
Daß ich im Kerker deiner Mißgeschicke
Noch einen Stral, noch Labungen erblicke,
Die Sonnenlicht in keinem Busen hegt.

Zwar beut kein Licht dir seine sanfte Rechte,
Dein Leben ist wie dumpfe Mitternächte,
Dein Herz ein auferstehungsloses Grab;
Du bist nur dir dein ewiger Genosse,
Erspähst vom Leben nur die nächste Sprosse,
Und taumelst wie ein Irrlicht dann hinab.

Kein lichter Tag entzückt aus deinen Grüften
Dich Modernden zu seinen Rosenlüften,
Wenn Lenz Natur wie seine Braut umfängt;
Kein halber Schimmer jubelnder Gefühle,
Kein Odem aus der Schöpfungen Gewühle
Hat sich in deine Felsenbrust gedrängt.

Der bessern Erdenliebe Schmeichelworte
Zersprengten nie für dich die goldne Pforte
Des Allerheiligsten, das Geistern prangt;
Und nie hast du, an Menschen hingesunken,
Aus vollem Kelch die Wollust dir getrunken,
Die eine Welt für ihren Kuß verlangt!

Beweint von Keinem, wie nur wenig sanken,
Wirst du allein, allein zum Grabe wanken,
Allein und unbegrüßt dort auferstehn;
Und wenn sich dort die Freunde jauchzend winken,
Sich glühend Seelen in die Arme sinken,
Dich freudelos und ewig einsam sehn.

Von Weihestunden nimmer aufgefordert,
Hat nie dein Geist zu Gott emporgelodert,
Und nimmer dich sein Odem mild umrauscht,
Und nimmer hat im Reiche der Naturen,
Im Sternenflug, auf lichten Sonnenfluren
Dein matter Blick Unsterblichkeit belauscht.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,
Aus deren Blick dir manche Zähre dringt,
Und höre mich, für den in hellen Stunden
Gefühl und Geist wohl einen Kranz gewunden,
Wie er nicht alle Locken hier umschlingt.

Ha juble! von der Menschheit losgerissen
Wirst du auch nie vom grausen Schicksal wissen,
Wo Edle wild den Adelsbrief entweihn;
Wo die, die Göttlichkeit im Busen tragen,
Gleich Rasenden dem Sonnenlicht entsagen,
Um in der Finsterniß sich fremd zu seyn.

Kein Freund wird dich zum frohen Gotte lügen,
Und dich zuletzt um jenen Schwur betrügen,
Der in dem Bruder Brudersinn erblickt.

Kein Liebeskuß wird mit entflammten Zügeln
Dich in der Träume Feenland beflügeln,
Aus dem ein Blitz dich in die Hölle schickt.
Kein Kraftgefühl wird unter seinen Fahnen
Um hohe That, um Heldenkampf dich mahnen,
In dem zerknickt so oft der Arm erliegt,
Und Phantasie wird nie mit ihren Stralen
Ein Aetherbild aus dir und Träumen malen,
Das deiner spottend über Sterne fliegt.

Aus wildem Sturm, aus abgerißnen Aesten,
Aus Hütten, aus verzweifelnden Pallästen,
Aus Wogentrümmern, aus der Rasengruft
Wird nie dein Ohr in dumpfen Trauerchören
Das bange Sterbelied der Trennung hören,
Das fürchterlich durch unsre Jubel ruft.
Was nie ein Thor, ein Weiser nie errungen,
Das ist nur deiner schwachen Hand gelungen,
Die nimmer solchen Würfen nachgestellt.
Emporgehoben über alles Sehnen,
Und über alle Freuden, alle Thränen,
Bist du allein dir ewig deine Welt.

Drum zürne nicht, daß meiner Harfe Saiten
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,
In deren Wimper manche Zähre bebt;
Und du, o Geber mancher schwülen Tage!
Vergieb, daß ich den Mann nicht ganz beklage,
Den Wahnsinn auf in kühle Zonen hebt!

10) von Kosegarten († 1818).

Der Maalstein.

Wen haben sie hier in den Staub gebettet?
Wen in die Nacht, die eiserne, verscharrt?

Aus der kein Hahnenschrei, kein weckend Frühroth rett
Auf die kein Sonnenaufgang harrt?

In jene Nacht, in die kein Laut des Lebens,
Kein leiser Hoffnungslispel niederwallt;
Für die der Freude Sturm, der Angst Geheul vergebe
Empor zum blauen Bogen hallt.

In jene Nacht, in die der Wittwe Stöhnen,
Der Waisen Klage nicht hinunterdringt;
In jene Fernen, draus kein Flehen und kein Sehnen
Den theuren Flüchtling wiederbringt.

Bist du es, Edler, der in unserm Kreise
So würdig und demüthig wandelte?
So friedlich und so still, so schlecht und recht, so we
Und christlich dacht' und handelte?

Geschlossen ist dein freundlich Aug' auf immer?
Verriegelt ewig dein mitleidig Ohr?
Du liegst und schläfst, und schlägst die schweren Wimp
nimmer
Aus deinem Todesschlaf empor?

Und Herzensgüte, Herzensreinheit wäre
Nicht besser, als das Gras, das Wiesen schmückt
Und in der Sonne dorrt? nicht edler, als die Aehre,
Die halbgereift der Sturmwind knickt?

Nein, Menschenfreund, in diesem engen Hause
Wohnt nicht dein beßres Selbst, dein wahres Du!
Dein wahres Du, verschmähend dieser Welt Karthau
Flog jenen schönern Welten zu.

Nur dein Gewand, zerrissen und zertrümmert,
Vertrauten wir der großen Mutter Schoos, —
Ein Samenkorn, dem einst der Menschheit Blum' en
schimmert,
Unkränkbar, schmerzlos, todeslos.

Du selbst, Verklärter, schwangst mit Lichtstralsschnelle
Dich über Erdengram und Sargesnacht
Und Grabeseng' empor zu deines Edens Schwelle,
Wo dir ein mildrer Himmel lacht;

Wo eine schön're Sonne dich umlächelt,
Wo eine schön're Erde dich umglänzt,
Wo linde Kühlung dir die heißen Schläfen fächelt,
Und der Vollendung Kranz dich kränzt. —

Wie war dir, Sel'ger, als die neue Sonne
Dir Staunenden entgegen funkelte?
Als dich des Paradieses namenlose Wonne
Hochwogig überflutete?

Als Er, der Menschenretter Erster, Größter,
Als Jesus Christus lächelnd zu dir sprach:
„Sey mir gegrüßt, Geliebter, sey getrost, Erlöster!
Dir folgen deine Thaten nach."

„Mich hungerte, und du hast mich gespeiset!
Mich schauderte, und du hast mich erwarmt!
Nackt war ich und entblößt, verlassen und verwaiset,
Und du hast meiner dich erbarmt!"

„Ich ward verklagt, und du hast mich vertreten;
Krank lag ich, und du nahmst dich meiner an;
Gefangen saß ich hart, du hast mich losgebeten,
Und mich befreit von Acht und Bann!"

Da sprachst du: „Herr, mein Heiland, Quell des Guten,
Wann hätt' ich jemals hungernd dich erblickt,
Dich, der die Raben speist? dich durstig, der mit Fluten
Lebend'gen Wassers uns erquickt?

Dich nackend, der die Frühlingsanger kleidet,
Dich eingekerkert, der die Himmel füllt,
Dich heimlos, der in Eden neue Rosen weidet,
Dich krank, dem alle Kraft entquillt?

Doch liebend schaute Jesus auf dich nieder,
Und: „Wahrlich, sprach er, Freund, ich sag' es dir:
Was du gethan hast Einem meiner kleinsten Brüder,
Das thatest du, mein Bruder, mir." —

O süßes Wort! So hoch lohnt Jesus Christus
Dem Mann, der wie sein Ich die Brüder liebt!
Der, schauend auf sein großes Vorbild Jesus Christus,
Barmherzigkeit an Brüdern übt.

Barmherzigkeit, du Zarte, Klare, Milde,
Einfältig, anspruchslos, voll Kraft und Ruh,
Du allerschönster Zug aus Gottes Ebenbilde,
Barmherzigkeit, wie schön bist du!

Barmherzigkeit, du träufst in Todeswunden
Des Mitleids Oel, der Hoffnung Labewein;
Die schauerliche Nacht der letzten bangen Stunden
Erhellt dein sanfter Mondenschein.

Barmherzigkeit, du führst uns stracks und grade
Zum Vater der Barmherzigkeit empor,
Kniest an des Richters Stuhl, und flehest Gnade, Gnade,
Und sprengst des Paradieses Thor.

Barmherzigkeit, du flichtst in stiller Schwermuth
Um unsre Todten diesen Rosmarin,
Der blühn und duften soll, bis Rosmarin und Wermut
Nicht mehr auf Leichenhügeln blühn!

27.

g) Die Heroide.

Die **Heroide** ist eine Elegie, doch mit de
Eigenthümlichkeit, daß in derselben der Dichter nich
in seiner Person, sondern im Charakter einer abw

senden Person, gewöhnlich eines Verstorbenen, spricht, und auf diesen den Ausdruck seiner Gefühle überträgt. Die Benennung gehört dem Ovid, welcher in 21 Heroiden ausgezeichnete und bereits vollendete Individuen aus dem heroischen Zeitalter unter der lyrisch-epistolischen Form vergegenwärtigte. Denn dadurch eben gehört die Heroide, obgleich ihr äußeres Gewand epistolisch ist, zunächst zur lyrischen Form der Dichtkunst, daß in ihr weder Thatsachen, noch Grundsätze und Lehren versinnlicht, sondern individuelle Gefühle unter einer idealischen Haltung dargestellt werden. Enthielte die Heroide gleichmäßig oder abwechselnd die Schilderung von individuellen Gefühlen, Thatsachen und Lehren; so müßte sie, in der Theorie, als Untergattung der poetischen Epistel unter der Ergänzungsklasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

Sie wird aber, durch den in ihr vorherrschenden Grundton eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls, eine Untergattung der Elegie. Die bald stärkere, bald schwächere Farbengebung in der Darstellung dieses gemischten Gefühls beruht theils auf dem in der Heroide versinnlichten Stoffe, theils auf der Lebendigkeit und Stärke der in dem Dichter aufgeregten Gefühle. So wie die einzelnen Elegieen an Fülle der Bilder und Kraft des Tones sehr von einander verschieden sind; so auch die Heroiden. Die dichterische Literatur der Britten, Franzosen und Italiener erscheint verhältnißmäßig reicher im Anbau der Heroide, als die teutsche, in welcher unter den Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts Hoffmannswaldau und Lohenstein, und unter den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts Dusch, von Trautzschen, Schiebeler und

Eschenburg sehr mittelmäßige Heroiden schrieben, und nur Wielands acht Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde (im zweiten Supplementbande seiner sämmtlichen Werke, S. 201 ff.) sich auszeichnen. Eine nicht unbrauchbare Sammlung: Heroiden der Teutschen, erschien von Fr. Raßmann, Halberst. 1824, wo, außer einer aufgenommenen Heroide von Wieland, auch eine von Bürger (frei nach Pope), eine von Tiedge, Kosegarten, Aug. Wilh. Schlegel, und von einigen minder wichtigen Dichtern, mitgetheilt worden sind.

Weil übrigens jedesmal der Theorie, in Hinsicht der einzelnen Formen der Sprachdarstellung, der vielseitige Anbau dieser Formen durch die Classiker vorausgehen muß, bevor die Theorie derselben umschließend und erschöpfend entwickelt werden kann; so darf es nicht befremden, daß die Theorie der Heroide hinter der theoretischen Darstellung der übrigen lyrischen Formen zurücksteht, weil eben diese Form von ausgezeichneten Dichtern verhältnißmäßig am wenigsten angebaut worden ist. Unverkennbar ist der dichterische Stoff der Heroide weit beschränkter, als der Stoff der Elegie überhaupt; denn es sind Verstorbene, es sind vollendete Wesen, die in derselben redend, und nach dem ihnen von dem Dichter beigelegten Tone des Gefühls, eingeführt werden. Doch würde das Gebiet des Stoffes der Heroide noch mehr beschränkt werden, wenn die von einigen Theoretikern aufgestellte Bedingung gelten sollte, daß die aufgeführten Individuen und ihre Verhältnisse allgemein bekannt seyn, und von dem Dichter nach ihrem geschichtlichen Charakter geschildert werden sollten. Dies ist allerdings in einzelnen Heroiden der Fall, nicht aber eine unerläßliche Forderung an

die Heroide überhaupt. Denn warum soll die schöpferische Einbildungskraft des Heroidendichters in Erfindung des Stoffes beengter seyn, als des Dichters der Elegie, der Ode, der Epopöe und andrer dichterischer Formen? Nicht der geschichtlich vorhandene, nicht der von dem Dichter idealisch geschaffene Stoff, sondern die vollendete Form der Darstellung entscheidet über den ästhetischen Gehalt der Heroide. Wohl aber muß der Heroidendichter, der einen geschichtlichen Stoff wählt (z. B. Brutus, Cäsar u. a.), dem in Thatsachen ausgeprägten Charakter seines Helden treu bleiben.

Nach den besseren, in der teutschen und ausländischen Literatur vorhandenen, Heroiden unterscheiden sich dieselben von den Elegieen weniger durch den in beiden vorherrschenden Grundton des gemischten Gefühls der Wonne und Wehmuth, als durch eine größere Ausführlichkeit der Darstellung, welche eine vollständigere Schilderung der individuellen Gefühle, und der diese Gefühle veranlassenden Verhältnisse, verstattet. Doch eben in dieser lyrischen Mahlerei muß der Dichter nach der ganzen Lebendigkeit und nach dem Reichthume seiner Einbildungskraft sich ankündigen, damit nicht Einförmigkeit und Eintönigkeit die Form der Heroide drücke, und den ästhetischen Eindruck derselben vermindere und verdunkle. Wird aber diese Klippe von dem Dichter vermieden; so beruht unverkennbar das hohe Interesse, das die Heroide als lyrische Form gewährt, auf der stillschweigenden Annahme einer fortdauernden Verbindung zwischen den Vollendeten und ihren auf Erden zurückgebliebenen Geliebten, einer Verbindung, die von allen Mängeln der Sinnlichkeit, von allen auf Erden be-

stehenden Ungleichheiten der persönlichen und bürgerlichen Verhältnisse befreit, und von der Ruhe und Seligkeit des Zustandes vollendeter Geister umflossen ist.

28.

Beispiel der Heroide.

Alexis an Dion, (abgekürzt) von Wieland († 1813).

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein irdisches Glück dir
Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?
Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlischen Früchte,
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraphim breche.
Doch du genießest sie schon, indem dein Freund sie genießet,
Und durch dich sie genießt. Welch eine himmlische Wollust
Muß es durch dein Innerstes athmen, das süße Bewußtseyn,
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet die Weisheit!
Dion, du weißt, wie freudig der Tod mich fand, ihm zu folgen,
Ja ganz thränenfrei, hätte mich nicht mein Dion gehalten,
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ich hoffte vom Tode,
Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte; still lauschend
Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengels entgegen,
Dem ich flehte zu eilen. Er kam. Sein kältender Anhauch
Schauerte sanft durch jede Ader; nur flatternden Lüftchen
Aehnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der Freundschaft,

Und jetzt sank ich in süße Betäubung, so sanft, wie der Abend
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin sinkt.
Als ich erwacht', o Wunder, so schwebt' ich, vom Körper entfesselt,
Und von ätherischem Schimmer umflossen, über dem Lager,
Wo ich die irdische Hülle gelassen, um die ihr im Kreise
Sprachlos standet. Mit schüchternem Blick voll froher Verwund'rung
Sah ich zweifelnd umher, und des Lichts noch ungewohnt, schlossen
Immer die Augen sich wieder, wiewohl der irdische Mittag
Einem ätherischen Auge nur matter dämmernder Glanz scheint.
Eine Göttergestalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis
Majestätisch hervor, und löschte der irdischen Schönheit
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth', wie die steigende Sonne
Schnell das Morgengewölk und die flüchtigen Schimmer der Dämmrung
Löscht, und in triumphirendem Glanz den Himmel erfüllet.
Mein zu junges Gesicht ertrug den Anblick des Engels
Einen Augenblick kaum; ich sank in sanfter Betäubung
Ihm in die zärtlich eröffneten Arme. Die himmlischen Lüfte,
Die sein duftender Fittig verweht', erweckten bald wieder
Mein entschlafnes Gefühl. Er hatte mit schwächeren Farben
Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt sah ich ihn kühner
Und bald unverrückt an; die Liebe, die mir sein Lächeln
Eingoß, stärkte mein Auge zum überirdischen Anblick.
Er hieß mich folgen. Mein Blick zerfloß in der blendenden Aussicht
Durch den ätherischen Raum. Sein unermeßlicher Umfang
War noch glänzendes Chaos für mich; ich schaute verwundernd

In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern ähnlich,
Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht, in kreisendem Fluge
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden Lichte.
Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhabene Gedanken
Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen Himmel
Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier schwammen.
Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels gewohnet,
Theilte mein Entzücken, und sah mit denkenden Augen
Bald in die sternvolle Tiefe, bald auf mein Antlitz, das heller
Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden Abgrund zurücke,
Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,
Daß hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die Freude
Ueber mein neues Leben gab meinem Fluge des Lichtes
Schnelligkeit. Ganze Himmel entflohn mit ihren Gestirnen
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit festern, geübteren Blicken,
In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich auf's neue,
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was ich gesehen,
In der irdischen Sprache dir mahlen? Die Sprache der Engel

Selber ist noch zu arm, die Wunder des Schöpfers zu nennen.
Mein Begleiter sah meinen Geist in Bewund'rung versunken,
Ob ich gleich schwieg. Er sagte: wie billig entzückt dich der Anblick
Einer dir neuen Schöpfung! Du glaubst, die Gottheit zu sehen,
Die du vorher nur geahnt. Du fühlst sie dir näher, und schmeckest
Still in dir selbst die Seligkeiten des großen Gedankens,
Daß, der diese Himmel ins Leben hauchte, dich liebet.
Hier, hier wachsen die Flügel der Seele, die göttliche Liebe,
Liebe zum einzigen Wesen, dem alle Herzen gehören.
Nur der thierische Mensch, versunken im Schlamme des Stoffes,
Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu sehen,
Hat kein Ohr, zu vernehmen, was jeder Laut in der Schöpfung,
Was ihm der mächtige Einklang von allen Welten verkündigt.

Während mein Führer dies sprach, entdeckte sich endlich die Sphäre,
Die ich bewohne, dem suchenden Aug'. Aus hundert Gestirnen
Stralte sie prächtig hervor. Mit dreimal schnellerem Flügel
Flohn wir ihr zu; ein süß erquickender zirkelnder Lichtstrom
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wollust durchstralte mein Wesen.
Ich empfand, daß der Leib, womit mein himmlischer Schutzgeist
Mich im Tode bekleidet, für diese Sphäre geschaffen,

Seine Geburtslust hauchte, er schien mir verklärter und leichter.
Sieben saffirne Monde gehn mit harmonischen Schritten
Um sie herum. Mit der sanften Dämm'rung des fernsten Begleiters
Sanken wir auf die schönste der Welten. — Doch, Dion, hier schweigen
Alle Menschenbegriffe; was ich gefühlt und gesehen,
Wirst du alsdann erst fühlen und sehn, wann die einzige Hoffnung,
Die der Tugend auf Erden erlaubt ist, der Tod dich mir zuführt.
Hier, wo ich wohn', ist Sitz der Schönheit. Die übrigen Sonnen
Scheinen nur Schatten von ihm. Ein Engel, der tausend Olympe
Durchgeflogen, verweilet sich hier; sein Fuß, wie geheftet,
Säumt auf den lazurnen Hügeln, und fast vergißt er im Anschaun
Seines Fluges erhabenen Zweck. — Hier herrschet die Weisheit
Schattenfrei, einfach, göttlich, die Schöpferin ewiger Wollust.
Jeglicher Blick ist Wahrheit, in jeder Empfindung der Himmel,
Jede Minute schwingt sich, mit Lobe der Gottheit beladen,
Zum benachbarten Himmel der Himmel. Die heiligen Geister,
Die hier wohnen, umarmen mich irdischen Fremdling so zärtlich,
Als sie einander umarmen. Ich ruh' an der reinsten Freude
Ewigem Brunnen. Ich bet', in Entzückungen ausgegossen,
Ihn, den Unendlichen, an, der mich durch Tiefen von Liebe

So beseligt hat. — O Freund, zu welchem mein Herz sich
Mitten aus diesen Freuden nach deiner Erde gezogen
Fühlet, mein ähnlichster Freund, wann kommst du, die
Früchte der Tugend
Mit mir von Bäumen des Lebens zu brechen? Wann werd'
ich dich wieder
Sehen, mit dir das Glück, das ich dir danke, zu theilen?

29.

b) Die Cantate.

Die Cantate gehört zur lyrischen Form der Dichtkunst, weil sie Gefühle darstellt; allein ihre Eigenthümlichkeit und ihre Verschiedenheit von allen übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst beruht auf ihrer Bestimmung zur Darstellung vermittelst der Tonkunst. Es ist daher die Cantate ein Erzeugniß der lyrischen Dichtkunst, dessen Stoff der Darstellung durch die Tonkunst fähig, und dessen Form auf diese Darstellung und Durchführung durchgehends berechnet ist. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist der eigenthümliche Charakter der Cantate mehr ein äußerer, als ein innerer; doch muß, eben weil die Cantate erst durch die Verbindung der Dichtkunst und der Tonkunst Ein ästhetisches Ganzes bilden soll, die ganze dichterische Form derselben mit Beziehung auf das ihr zu ertheilende tonkünstlerische Gewand behandelt werden.

Im Kreise der lyrischen Dichtkunst bildet aber die Cantate nicht blos nach dieser ihrer äußern Eigenthümlichkeit, sondern auch nach dem in ihr vorherrschenden Tone der dargestellten Gefühle eine selbstständige, von den übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst verschiedene, Form. Denn, nach

den im Gebiete der teutschen Sprache vorhandenen Mustern in der Cantate ist sie durchaus nicht blos eine Untergattung des Liedes, wie die Dithyrambe von der Hymne, und die Heroide von der Elegie; sie kann sich vielmehr, nach dem Ausdrucke, der Fülle und Stärke des Tones der Gefühle, eben so der Ode, der Hymne und der Elegie, wie dem Liede nähern; es können in ihr reine Gefühle der Freude und Wonne, wie reine Gefühle der Wehmuth und Trauer, und gleichmäßig auch gemischte Gefühle der Lust und Unlust, bald in der Milde der elegischen Stimmung, bald in dem kühnen Schwunge der Ode und Hymne aufgestellt werden; bald können die Gefühle des Unendlichen und Endlichen in der Cantate in einem stark versinnlichten Gegensatze sich ankündigen, bald aber auch mit sich im Gleichgewichte stehen. Dazu kommt, daß in längern Cantaten, oder sogenannten Oratorien, eine große Abwechselung, Mannigfaltigkeit und Schattirung des lyrischen Tones in den Arien und Chören statt finden kann, besonders wenn durch die Recitative die Uebergänge aus dem einen Gefühle in das andere gehörig geleitet werden. Doch müssen, ungeachtet dieser Abwechselung und Schattirung der dargestellten Gefühle, die sämmtlichen einzelnen Theile der Cantate, deren Aufeinanderfolge gleichmäßig von dichterischen und tonkünstlerischen Rücksichten abhängt, überhaupt Ein ästhetisches Ganzes bilden, dessen Vollendung auf der innern Einheit und auf dem psychologischen Zusammenhange aller in der Cantate im Einzelnen verzeichneten und dargestellten Gefühle beruht. Weil aber die Cantate zunächst und durchgehends auf die tonkünstlerische Darstellung berechnet ist, und nur diese erst als Kunstwerk vollen-

det wird (nach demselben Verhältnisse, in welchem die Oper, in der dramatischen Form der Dichtkunst, zu den übrigen Gattungen und Arten des Drama sich ankündigt); so muß auch der Dichter dem Tonkünstler vorarbeiten. Er darf daher die tonkünstlerische Behandlung weder bei der Wahl des Stoffes und des Metrums, noch bei dem Wechsel und der Aufeinanderfolge der einzelnen Recitative, Arien und Chöre, ja selbst nicht bei der Anwendung und Stellung der einzelnen Vocale aus dem Auge verlieren. Daraus folgt für die technische und ästhetische Gestaltung der Cantate, daß der Dichter und Tonkünstler auf halbem Wege sich begegnen müssen; daß aber auch der Dichter der Cantate die Grundsätze der Tonkunst verstehen und sich aneignen, so wie der Tonkünstler der dichterischen Begeisterung zu folgen im Stande seyn soll.

Dem Stoffe nach, den die Cantaten behandeln, sind sie entweder religiöse oder weltliche. Die religiösen Cantaten versinnlichen, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form, bald die Eigenschaften und die Größe Gottes, die Verhältnisse, in welchen er zu uns stehet, und in welchen wir zu ihm stehen; bald die Tugenden, zu denen wir berufen sind, so wie die Verirrungen, durch welche wir uns von dem Ziele unsers Daseyns entfernen; bald den dunkeln und wundervollen Gang der menschlichen Schicksale auf Erden; bald die Unsterblichkeit und Vergeltung, die uns jenseits des Grabes erwartet; bald aber auch die Thatsachen und Lehren der jüdischen und christlichen Religion nach ihrem ganzen Umfange. (Dahin gehören viele treffliche Oratoria in teutscher Sprache: z. B. Ramlers Tod Jesu; die Auferstehung und Himmelfahrt; die Hirten bei der

Krippe zu Bethlehem; — Niemeyers Lazarus; Abraham auf Moria; Thirza und ihre Söhne; — Patzke's Tod Abels [nach Geßner]; Saul, oder die Gewalt der Musik; Davids Sieg im Eichthale; — Schiebeler's Israeliten in der Wüste; und mehrere Cantaten von v. Gerstenberg, Zachariä, Lavater, Karl Gtfr. Küttner, Mahlmann, Rochlitz, Krummacher, Dolz u. a.) — Im Gegensatze der religiösen, feiern die weltlichen Cantaten entweder wichtige Vorgänge und Gegenstände des wirklichen Lebens (z. B. bei Geburtstagen, bei Vermählungen, bei Einweihungen gewisser Anstalten, nach gewonnenen Schlachten), oder Gegenstände der Wissenschaft und Kunst (z. B. Meißners Lob der Musik), oder Stoffe der Mythologie (z. B. Ramlers Pygmalion) u. s. w. — Beide, sowohl die religiösen, als die weltlichen Cantaten, können von dem Dichter dramatisch behandelt werden, so daß er die handelnden Personen, zur größern Versinnlichung des Gegenstandes, selbst aufführt (so z. B. Niemeyer im Lazarus, im Abraham auf Moria; Patzke im Tode Abels rc.); doch ist diese Dramatisirung des Stoffes keine wesentliche, sondern nur eine zufällige äußere Form der Darstellung, wodurch selbst nicht einmal die höhere Idealisirung und gesteigerte Versinnlichung des Stoffes, im Verhältnisse zu den nicht dramatisirten Cantaten und Oratorien, bewirkt wird. Denn kein Urtheil der ästhetischen Kritik wird Ramlers allgemein bekannten Tod Jesu in ästhetischer Hinsicht irgend einer andern ältern oder neuern Cantate nachstellen, ob er gleich nicht dramatisch behandelt ist. Der ästhetische Gehalt der Cantate hängt nicht ab von solchen außerwesentlichen Merkmalen, sondern von der wahren Begeisterung des Dichters

von seinem Stoffe, von der gleichmäßigen idealisirten Durchführung desselben, von der vollendeten ästhetischen Einheit der Form, und von der durchgängig festgehaltenen Rücksicht auf die tonkünstlerische Darstellung aller einzelnen Theile, aus welchen die Cantate besteht.

Diese einzelnen Theile der Cantate, auf deren Abwechselung und gegenseitiger Verbindung der äußere Charakter derselben beruht, sind ursprünglich: das Recitativ, die Arie und der Chor. Alle übrige Formen und Benennungen der einzelnen Theile der Cantate (z. B. Arioso, Cavatine, Duett, Terzett u. s. w.) sind blos nähere Schattirungen einer dieser drei wesentlichen Bestandtheile jeder Cantate. — Das Recitativ hat nämlich die Bestimmung, die in den Arien und Chören darzustellenden Gefühle, und die Wirkungen, welche diese Gefühle hervorbringen sollen, zu veranlassen und vorzubereiten; überhaupt soll das Recitativ in die Stimmung versetzen, welche die Cantate als vollendete ästhetische Form zu bewirken beabsichtigt. Dagegen muß die Arie Ein bestimmtes Gefühl der Wonne oder Wehmuth, oder die Schattirung eines gemischten Gefühls, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes im menschlichen Bewußtseyn, versinnlichen, so daß auch in der tonkünstlerischen Behandlung die Einheit des Gefühls sorgfältig festgehalten wird. Die ältern Dichter der Cantate befolgten bei der Arie gewöhnlich mit Strenge und Sorgfalt die Abtheilung derselben in zwei Abschnitte, wovon der zweite gewöhnlich ein, dem in der ersten Abtheilung dargestellten Gefühle entgegengesetztes, Gefühl vergegenwärtigte, wofür auch der Tonkünstler eine andere Tonart (z. B. die Dominante, oder die Moll-

tonart), bisweilen selbst ein anderes Zeitmaas (Mensur) wählte *), doch so, daß nach der kurz ausgeführten zweiten Abtheilung die erste wiederhohlt ward. Die neuern Dichter aber haben weniger streng diese frühere äußere Gestaltung der Arie befolgt. — Das Duett, Terzett, Quartett u. s. w. sind an sich blos erweiterte Gestaltungen der Arie, und stehen nur dann an ihrem Platze in der Cantate, wenn mehrere Gefühle nach und neben einander individualisirt werden, die aber in Einem Gesammtgefühle ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct haben, weil ohne diese Bedingung sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Behandlung der Einheit der Form unmöglich wäre. Allein wenn wirklich im Duett, Terzett u. s. w. ein Wechsel und ein Gegeneinanderhalten mehrerer Gefühle versinnlicht wird; so ist auch, bei gleicher dichterischen Behandlung, das ästhetische Interesse am Duette

---

*) So z. B. Ramler in dem Tode Jesu, in der Arie, die der Schilderung folgt, daß Petrus den Erlöser dreimal verläugnete, und darauf, von Jesu angeblickt, in sich ging und bitterlich weinte.

Erster Abschnitt.

Ihr weich geschaffnen Seelen
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Zweite Abtheilung.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu den Schlangenkopf hervor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Sehr treffend hat Graun für die erste Abtheilung Es dur, für die zweite C moll gewählt.

noch höher, als an der Arie, weil der Wechsel der dargestellten Gefühle eine mannigfaltigere Schattirung und eine höhere Farbengebung für den Dichter und Tonkünstler möglich macht. — Die sogenannte Cavatine ist eine Arie im verjüngten Maasstabe, die theils, in Hinsicht auf die dichterische Darstellung Eines Gefühls, gewöhnlich von kürzerm Umfange, theils in Hinsicht auf die Erfindung der Melodie und auf die ganze tonkünstlerische Durchführung, der Arie größtentheils ähnlich, nur aber ihrem Umfange nach beschränkter und kleiner ist, weil die Cavatine die in der Arie (wenigstens ehemals) übliche Abtheilung in zwei oder mehrere Haupttheile, und die derselben eigenthümliche Wiederkehr und weitere Ausmahlung des dichterischen und tonkünstlerischen Hauptgedankens von sich ausschließt. — Das Arioso, das entweder in der Mitte, oder am Schlusse eines Recitativs eintritt, kann nicht einmal als eine Arie im verjüngten Maasstabe gelten, weil der Dichter nur dann diese Benennung wähle, wenn ein angeregtes Gefühl stark genug wird, die ruhige Betrachtung, die im Recitative vorherrscht, zu unterbrechen, und sich unter dem Ausdrucke einer höhern innern Bewegung anzukündigen (z. B. bei der Darstellung eines Wunsches, einer Bitte, oder des raschen Ueberganges von einem Gefühle zu einem andern), wo denn auch der Tonkünstler die declamatorische Behandlung des Recitativs mit der Aufnahme und Vergegenwärtigung einer Melodie und dem Eintritte eines bestimmt festzuhaltenden Zeitmaases vertauscht, wodurch unmittelbar angeregte Gefühle, aber nicht in der Fülle und in dem Umfange der für eine Arie gewählten Melodie, bezeichnet werden. — Der Chor endlich hat die Bestim-

mung, das Gesammtgefühl zu vereinigen und auszudrücken, das durch die einzelnen Theile der Cantate, und namentlich durch die in den Arien, Duetten u. s. w. einzeln dargestellten und durchgeführten individuellen Gefühle vorbereitet worden ist. Namentlich müssen die Schlußchöre der einzelnen Theile einer längern Cantate die in den einzelnen Abtheilungen vergegenwärtigten Gefühle zu Einem kräftigen Ganzen bringen, besonders aber muß der Schlußchor (Finale) der ganzen Cantate das durch sie vermittelte Gesammtgefühl in der ganzen Fülle und Kraft desselben aussprechen, und sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Einheit der Form vollenden; denn der Chor vertritt die ganze als anwesend gedachte Gemeine, es sey in der religiösen oder in der weltlichen Cantate, und soll ihr Wortführer seyn, indem er den in Allen mächtig aufgeregten Gefühlen Sprache, Wohlklang, Ebenmaas und Einheit giebt *).

---

*) Classische Dichter haben den Chor nach diesem Maasstabe behandelt. So z. B. Ramler im Schlußchore des Todes Jesu:

Hier liegen wir gerührte Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an.
Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt;
Anbetung sey dein Dank!
Den opfre jedermann!

Eben so Meißner im Schlußchore seiner Cantate: Lob der Musik:

Von der letzten kleinsten Erde

30.

Beispiele der Cantate.

1) von Gottsched († 1766).

Bruchstück aus der Cantate auf das (1723) eingefallene Jubelfest der roßgärtischen Kirche zu Königsberg.

Arie.

(Tochter Zion)

Auf, ihr jauchzenden Gedanken!
Derer Gottgeweihte Kraft
Mich fast selber aus mir rafft.
Alles Aechzen muß jetzt schweigen,
Da sich Freudenstunden zeigen,
Die der Herr mir selber schafft.
Auf ihr ꝛc. Da Capo.

Recitativ.

Komm, frohes Christenvolk!
Der Höchste läßt dich rufen,
Betritt jetzt deines Tempels Stufen,
Worin er dich ein Jubelfest
Nach hundert Jahren feiern läßt.

Chor.

(Gemeine)

Dies ist der Tag, den der Herr machet. Lasset uns freuen und fröhlich darin seyn.

Bis zur Gottheit Thron empor,
Sey von tausendfachen Zungen,
Tonkunst, dir ein Lob gesungen,
Schalle dir ein Freudenchor!
Engelharfen, Menschendank,
Lerchenlied und Sphärenklang
Mische sich zu deinem Ruhme,
Töne dir im Weltgesang!

Recitativ.
(Gottes Stimme)

Du höchstgeliebte Schaar!
So wird denn die Verheißung wahr,
Die ich dir längst gethan:
Dies Haus soll meine Rechte schützen,
Des Höllenfeindes Blitzen
Soll dir nicht schädlich seyn,
Denn du bist mein.

Arie.
(Tochter Zion)

Nie empfundne Süßigkeit
Tränkt mich jetzt mit vollen Schalen,
Gott, ich kann dir nicht bezahlen,
Deine Huld ist täglich neu,
Meiner Lippen Dankgeschrei
Preiset dich zu tausendmalen;
Denn ich schmeck' jetzt auf das Leid
Nie empfundne Seligkeit.

Recitativ.
(Gottes Stimme)

Sag an, o kleine Heerde,
Hat dir bisher auch irgend was gefehlt?
Hat dich, nachdem ich dich erwählt,
An deiner Seelenweide
Ein Hunger oder Durst gequält?
Hab' ich dich nicht im Leide
Mit Quellen süßes Trosts getränkt,
Und dieses Haus mit Sicherheit beschenkt?

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel **hinfallen**, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, **und der** Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, **spricht der** Herr, dein Erbarmer.

Arie.
(Tochter Zion)

Mischet euch, rinnende Freudenkrystallen,
Mischet euch mit Lob und Dank.
Seufzer und Lachen
Müssen jetzt ein Bündniß machen.
Denn wir verknüpfen ein thränenves Lallen
Mit Saiten und Klang.
Mischet euch rc. Da Capo.

2) von Karl Gfr. Küttner (Sup. in Pirna, † 1789).

Cantate bei der Einweihung einer neuen Orgel.

Chor.

Kommet herzu, lasset uns dem Herrn frohlocken, und jauchzen dem Hort unsers Heils. Lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen, und mit Psalmen ihm jauchzen.

Recitativ.

Ja strömt herzu im fröhlichen Gedränge,
Ihr, denen heut die Brust vor Freude schwillt,
Zum Tempel, der durch feiernde Gesänge
Jed' Herz und Ohr mit heißer Andacht füllt.
Mit lautem Jubel sey der Herr der Welt gepriesen,
Der sich an uns nicht unbezeugt erwiesen.
In rührender erhabner Einfalt stand
Zwar längst ein Tempel hier, der durch des Meisters Hand
Mit reizender lichtvoller Schönheit prangte.
Eins fehlte noch, was Aug' und Ohr verlangte, —
Jetzt ist es da; — vor unsern Augen steht
Der neuen Orgel Pracht in edler Majestät,
Und schallt für jedes Ohr, das zum Gefühl des Schönen

Nicht ganz verstimmet ist,
Zum Lobe deß, der dreimal heilig ist,
In ernsten feierlichen Tönen.
Sein triumphirender gebieterischer Klang
Herrscht kühn, und überstimmt die größten Dissonanzen,
Und zwingt den tausendstimmigen Gesang
Des Volks zur Harmonie im Ganzen.

Arioso.

Doch soll die süße Harmonie
Im Himmel Beifall finden;
So muß sich mit der reinen Melodie
Des Herzens Reinigkeit verbinden.

Recitativ.

Kalt, wie ein Marmorbild, von keinem Geist beseelt,
Ist jedes Lied, dem Glaub' und Liebe fehlt,
Umsonst erweckt's den Wiederhall,
Es ist und bleibt ein leerer Schall.
Nie wird es durch die Wolken dringen,
Nie werden Engel es zum Thron der Allmacht bringen.
Durch Gottesfurcht belebe den Gesang;
Dann wird des Herzens wärmster Dank
Aus meinem Liede singen.

Arie.

Wann auf heißer Andacht Schwingen
Unsre Jubel aufwärts dringen,
Quelle süßer Harmonie,
Orgel, dann begleite sie.
Schwebt, von Gram und Schmerz zerrissen,
Unser Geist in Finsternissen,
Thränt aus uns der Buße Schmerz;
O, dann schmelze Aug' und Herz!
Durch dein schauervolles Schweben
Zittre sanft in unser Ach!
Um uns wieder zu erheben,

Ahme durch ein süßes Beben
Tröstend unsre Wehmuth nach.
Wann auf heißer ꝛc.

Chor.

Erhebt den Herrn, ihr weiten Himmelskreise!
Ihr Erden singt, ihr Sonnen flammt sein Lob!
Ihr Engelsharfen tönt zu dessen Preise,
Den Assaph einst voll heil'ger Glut erhob.
Ihn preist der Christ mit freudigem Entzücken,
Stets eingedenk, was Gott an ihm gethan,
Er ists, durch den sich Berg' und Thäler schmücken,
Ihm jauchzt der Wald, ihn rühmt der Ocean.
Ihn lobt im Lenz die duftende Viole,
Ihn ehrt der Sturm in schauervoller Nacht;
Im Donner rollt sein Ruhm von Pol zu Pole,
Und jeder Stern verkündigt seine Macht!
Er, dessen Ruhm durch tausend Welten schallet,
Verdient er wohl, ihr Christen, euern Dank?
Ihr, die ihr heut zum Tempel feiernd wallet,
Auf bringt ihm Preis, Anbetung und Gesang!

Recitativ.

Ja preist den Herrn, Bewohner dieser Stadt,
Die seine Huld so hoch begnadigt hat!
Wer schafft, daß Krieg und mörderische Seuchen,
Und Hungersnoth von unsern Grenzen weichen?
Wer flößt zur bösen Zeit uns Muth und Hoffnung ein?
Wer krönt des Handels Fleiß mit Segen?
Wer schenkt zur rechten Zeit uns Sonnenschein und Regen?
Wer giebt dem Bürger Brod, den Früchten ihr Gedeihn?
O eilt, ihm heut den wärmsten Dank zu weihn!

Chor.

Den bringen wir
Empfindungsvoll, allgüt'ger Vater, dir!

Recitativ.

Ja, ihm sey Preis und Dank und Ehre;
Noch wirkt durch seinen Geist die Kraft der reinen Lehre,
Licht für den Geist, Gottseligkeit fürs Herz,
Für Sünder Angst, und süßen Trost im Schmerz
Für alle, die dem Wort nicht widerstreben.
Den gottesdienstlichen Gesang zu heben,
Gab seine Vorsicht uns der Orgel Majestät,
Gebaut von Meisterhänden.
Wer gab den Künstlern Kraft, sie rühmlich zu vollenden?
Der Gott, zu dessen Ruhm sie heute festlich geht.

Chor.

Froh weihen wir
Dies edle Werk, o Gott, zum Dienste dir!

Recitativ.

Laß unter uns dein Wort im Segen wohnen!
Mit Heil erfüll' die Priester dieser Stadt!
Für unsre Schulen sey ein Gott von Rath und That!
Mit Brand wollst du dies Gotteshaus verschonen,
Und segensvoll der Künstler Fleiß belohnen,
Durch den es sich so sehr verschönert hat.
Dem Magistrat und jedem Bürger dieser Stadt,
Der diesen Bau, der dieses Tempels Zierde
Durch edle Mildigkeit
Zu deiner Ehr' und sich zum Ruhm vollführte,
Sey du ein Segensgott in Zeit und Ewigkeit!

Chor.

O du, durch den die Thäler blühen,
Zu dir jauchzt unser Lied empor.
O du, durch den die Sonnen glühen,
Dir schallt ein jubelvolles Chor:
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!
Erdkreis, sey fröhlich dem Schöpfer zu Ehren!
Freut euch, ihr Himmel, frohlocket ihr Sphären!

Hymnen voll Dankbarkeit höret er gern!
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

3) vom Grafen Fr. Leopold zu Stolberg († 1819).

Wechselgesang.

Einer.

Wer spannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer schwärzet die Wogen?
Wer schrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Chor.

Er spannet den Bogen
Im friedlichen Zelt;
Er stillet die Wogen,
Er tränket mit Labsal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht?
Wer dräut zu zerschmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Chor.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Nacht.
Dem Menschen, dem Wurme,
Verkündet sich segnend des Herrlichen Macht.

Einer.

Wer schaute die Rosse
Von Seinem Gespann?
Mit welchem Geschosse
Durcheilt er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Chor.

Die Kraft und die Eile,

So heißt Sein Gespann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen! Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, sollen
Die Berge zerschmelzen, versiegen das Meer?

Chor.

Des Mächtigen Nähe
Beseele die Welt!
Hier ist Er! O, spähe
Nach ihm nicht von ferne durchs Wolkengezelt!

Einer.

Wie soll ich ihn kennen?
Wer zeiget mir ihn?
O dürft' ich ihn nennen,
Und zitternd vor ihm in den Staub hinknien!

Chor.

Sein Nam' ist Erbarmen,
Und Liebe sein Thun!
Wir sollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, ihm ruhn!

4) von Ramler († 1798).

Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.

(abgekürzt)

Chor.

Gott, du wirst seine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.

Recitativ.

Judäa zittert! seine Berge beben!

Der Jordan flieht den Strand! —
Was zitterst du, Judäens Land?
Ihr Berge, warum bebt ihr so?
Was war dir, Jordan, daß dein Strom zurücke floh? —
Der Herr der Erde steigt
Empor aus ihrem Schoos, tritt auf den Fels, und zeigt
Der staunenden Natur sein Leben. —
Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt nieder,
Und rollt des vorgeworfnen Steines Last
Hinweg von seines Königs Gruft.
Sein Antlitz flammt, sein Auge glühet.
Die Schaar der Römer stürzt erblaßt
Auf ihre Schilde: „Flieht, ihr Brüder,
Der Götter Rache trifft uns, fliehet!"

Arie.

Mein Geist, voll Furcht und Freude bebet;
Der Fels zerspringt, die Nacht wird Licht.
Seht, wie er auf den Lüften schwebet!
Seht, wie von seinem Angesicht
Die Glorie der Gottheit stralt!
Rang Jesus nicht mit tausend Schmerzen?
Empfing sein Gott nicht seine Seele?
Floß nicht sein Blut aus seinem Herzen?
Hat nicht der Held in dieser Höhle
Der Erde seine Schuld bezahlt?
Mein Geist rc.

Choral.

Triumph! Triumph! des Herrn Gesalbter sieget!
Er steigt aus seiner Felsengruft.
Triumph! Triumph! ein Chor von Engeln flieget
Mit lautem Jubel durch die Luft.

Recitativ.

Freundinnen Jesu! sagt, woher so oft

In diesem Garten? Habt ihr nicht gehört, er lebe?
Ihr zärtlichen Geliebten hofft
Den Göttlichen zu sehn, den Magdalena sah? —
Ihr seyd erhört. Urplötzlich ist er da,
Und Aloen und Myrrhen düftet sein Gewand:
„Ich bin es! seyd gegrüßt!" Sie fallen zitternd nieder.
Sein Arm erhebt sie wieder:
„Geht hin in unser Vaterland,
Und sagt den Jüngern an: Ich lebe,
Und fahre bald hinauf in meines Vaters Reich;
Doch will ich alle sehn, bevor ich mich für euch
Zu meinem Gott und eurem Gott gen Himmel hebe!"

Arie.

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph, der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.
Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,
Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.
O, ruht in Hoffnung meine Glieder
Bis an den großen Erntetag!
Ich folge dir rc.

Chor.

Tod! wo ist dein Stachel? dein Sieg, o Hölle, wo ist er? —
Unser ist der Sieg! Dank sey Gott! und Jesus ist Sieger!

Recitativ.

Auf einem Hügel, dessen Rücken
Der Oelbaum und der Palmbaum schmücken,
Steht der Gesalbte Gottes. Um ihn stehn
Die seligen Gefährten seiner Pilgrimschaft.
Sie sehn erstaunt von seinem Antlitz Stralen gehn;
Sie sehn in einer lichten Wolke

Den Flammenwagen warten, der ihn führen soll;
Sie beten an. — Er hebt die Hände
Zum letzten Segen auf: „Seyd meines Geistes voll;
Geht hin, und lehrt,
Bis an der Erden Ende,
Was ihr von mir gehört:
Das ewige Gebot der Liebe! — Gehet hin,
Thut meine Wunder! Gehet hin,
Verkündigt allem Volke
Versöhnung, Frieden, Seligkeit!"
Er sagts, steigt auf, wird schnell emporgetragen;
Ein stralendes Gefolg umringet seinen Wagen.

Arie.

Ihr Thore Gottes, öffnet euch!
Der König ziehet in sein Reich.
Macht Bahn, ihr Seraphimenchöre,
Er steigt auf seines Vaters Thron.
Triumph! werft eure Kronen nieder!
So schallt der weite Himmel wieder:
Triumph! gebt unserm Gott die Ehre!
Heil unserm Gott und seinem Sohn!
Ihr Thore Gottes ꝛc.

Chor.

Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaune.
Lobsinget, lobsinget Gott! Lobsinget, lobsinget unserm Könige.

31.

i) Das Sonett.

Das Sonett gehört, wie das Madrigal, Rondeau und Triolet, nach seinem Umfange, zu den **kleinern**, und, seinem äußern Mechanismus nach, zu den bestimmt berechneten metrischen Formen.

Sein dichterischer Charakter ist lyrisch; denn es stellt Gefühle, und zwar, in den meisten vorhandenen Erzeugnissen, die Gefühle der Liebe, nach ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit, dar, welche, in Hinsicht auf den vorherrschenden Grundton, mehr mit milden und sanften, als mit starken Farben gezeichnet werden. Doch verschmilzt in mehrern Sonetten das Gefühl der Liebe in die verwandten Gefühle der Freundschaft, der Sympathie, der Religion, und der stillen Feier tiefer Gemüthsbewegungen überhaupt. Da übrigens der genau berechnete, kleine Umfang des Sonetts die weitere Entwickelung des angeregten dargestellten Gefühls von sich ausschließt; so muß das im Grundtone des Sonetts vorherrschende Gefühl unter der Form einer vollendeten ästhetischen Einheit sich ankündigen.

Die äußere Eigenthümlichkeit des Sonetts beruht auf dem ursprünglichen und festbestimmten Mechanismus seiner Form. Dieser besteht in vierzehn gleich langen Versen (zwei Quadrainen und zwei Terzetten), wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen eingetheilt sind. Nach der frühern Gestaltung dieser äußern Form wechselten in den ersten zwei Strophen nur zwei Reime, und vier männliche mit vier weiblichen Endsylben ab, worauf in den sechs folgenden Zeilen wieder drei Zeilen männliche Reime, und drei Zeilen weibliche Reime enthielten, mit der Rücksicht, daß am Schlusse jedes Quadrains und jedes Terzetts ein dichterischer Gedanke geschlossen ward. Allein neuere Dichter haben, nicht ohne Erfolg, diese ängstliche Berechnung der äußern Form des Sonetts im Einzelnen verlassen, und nur den allgemeinen Mechanismus des Sonetts in

Hinsicht auf die vierzehn gleich langen Zeilen, so wie in Hinsicht der zwei Quadraine und zwei Terzetts beibehalten.

Das Sonett ist nicht teutschen, sondern italischen Ursprungs, und erhielt zunächst durch Petrarca's 118 Sonette eine weitere Verbreitung; denn diese wurden in die meisten gebildeten Sprachen übersetzt, und von italienischen und ausländischen Dichtern nachgeahmt. Von den teutschen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts bauten Opitz, Flemming, Gryphius, Lohenstein, v. Hoffmannswaldau und andre das Sonett an; doch, im Ganzen, ohne auf ihre Sonette das höhere dichterische Leben überzutragen. Weit gelungener war der Anbau desselben seit dem dritten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts von Schiebeler, Bürger, Aug. Wilh. Schlegel, Manso u. a.; nur daß theils die Unzahl mißlungener Sonette, theils, selbst bei den gelungenen Formen in dieser Dichtungsart, die Einförmigkeit des Mechanismus und die Eintönigkeit des Ganzen demselben Abbruch gethan haben.

32.

Beispiele des Sonetts.

1) von Flemming († 1640).

Klage über die Furchtsamkeit der Teutschen.
(während des 30jährigen Krieges.)

Jetzt fällt man ins Confect, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen.

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Croaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestralen.

Was ängsten wir uns doch, und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann;
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namens = Teutsche nur. Ich sag's auch mir zum Hohne.

2) von Flemming.

Grabschrift, von ihm selbst kurz vor seinem Tode niedergeschrieben.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn; von Aeltern guter Ehren;
Frei; meine; kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog über weit. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich;
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird verstören.
Dies, teutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde;
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

3) von Katharina v. Greiffenberg, geb. v. Seyßenegg.

(Ihre Gedichte erschienen 1662.)

Die Gott lobende Frühlingslust.

Das schöne Blumenheer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu streiten,
Des Laubes Lorbeersträuch' bekränzen's aller Seiten;
Dryaden schlagen auf die kühlen Schattenzelt.

Es ist mit Lieblichkeit verguldet alle Welt;
Die Freudengeister sich ganz in die Luft ausbreiten.
Die Welt-regierend Kraft will all's in Freud verleiten.
Die süße Himmelsfüll' sich etwas erdwärts hält.

Es weißt die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne,

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegelquell, du netzest und ergötzest;
Aus Erd' in Himmel-Lust die Seele schnell versetzest.

4) von Andr. Gryphius († 1664).

Es ist alles eitel.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;
Wo jetzo Städte stehn, wird eine Wiese seyn,
Auf der ein Schäferskind wird spielen mit der Heerden.

Was jetzo prächtig blüht, soll bald zertreten werden;
Was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch' und Bein;
Nichts ist, das ewig ist, kein Erz, kein Marmorstein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald dauern die Beschwerden.

Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn. —
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles das, was wir so köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum', die man nicht wieder findt! —
Noch will, was ewig ist, kein einz'ger Mensch betrachten.

5) von Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau († 1679).

Beschreibung vollkommner Schönheit.

Ein Haar, so kühnlich Trotz der Berenice spricht,
Ein Mund, der Rosen führt und Perlen in sich heget,
Ein Zünglein, so ein Gift für tausend Herzen träget,
Zwo Brüste, wo Rubin durch Alabaster bricht;

Ein Hals, der Schwanen-Schnee weit weit zurücke sticht,
Zwei Wangen, wo die Pracht der Flora sich beweget,
Ein Blick, der Blitze führt und Männer niederleget,
Zwei Arme, deren Kraft oft Löwen hingericht;

Ein Herz, aus welchem nichts als mein Verderben quillet,
Ein Wort, so himmlisch ist, und mich verdammen kann,
Zwei Hände, deren Grimm mich in den Bann gethan,

Und durch ein süßes Gift die Seele selbst umhüllet,
Ein Zierrath, wie es scheint, im Paradies gemacht,
Hat mich um meinen Witz und meine Freiheit bracht.

6) von Schiebeler († 1771).

Du forderst ein Sonett von mir?
Du weißt, wie schwer ich dieses finde,

Darum, du lose Rosalinde,
Versprichst du einen Kuß dafür.

Was ist, um einen Kuß von dir,
Das sich Myrtill nicht unterstünde?
Ich glaube fast, ich überwinde;
Sieh, zwei Quadrains stehn ja schon hier.

Auf einmal hört es auf zu fließen.
Nun werd' ich doch verzagen müssen!
Doch nein, hier ist schon ein Terzett.

Nun beb' ich doch, — wie werd' ich schließen?
Komm, Rosalinde, laß dich küssen!
Hier, Schönste, hast du dein Sonett!

7) von Bürger († 1794).

Die Unvergleichliche.

Welch Ideal aus Engelsphantasie
Hat der Natur als Muster vorgeschwebet,
Als sie die Hüll' um einen Geist gewebet,
Den sie herab vom dritten Himmel lieh?

O Götterwerk! mit welcher Harmonie
Hier Geist in Leib, und Leib in Geist verschwebet!
An allem, was hienieden Schönes lebet,
Vernahm mein Geist so reinen Einklang nie.

Der, welchem nie der Adel ihrer Mienen,
Der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen,
Entweiht vielleicht mein hohes Lied durch Scherz.

Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Athem fächelt,
Wie wundersüß die Lippe spricht und lächelt.

8) von Bürger.

Auf die Morgenröthe.

Wann die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut;
Dann erblaß' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Grauer Tithon! du empfängst Auroren
Froh aufs neu, sobald der Abend thaut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren.

Tithon! deines Alters Dämmerung
Mildert, mit dem Glanz der Rosenstirne,
Deine Göttin, ewig schön und jung;

Aber mir erloschen die Gestirne,
Sank der Tag in öde Finsterniß,
Als sich Molly dieser Welt entriß.

9) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

An Bürger.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Athem webt,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh' wird doch belohnt;
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren!

10) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

Laura's Thränen.

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,
Daß alles sonst mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Seelenhuld und Engelsgüte.

Und sah, von stummer Wehmuth wie berauscht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen;
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gerauscht
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreisen;
Es säuselte kein Blatt an Busch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

11) von Baggesen *).

An Kanne.

Du sahst Europa's Söhne traurig darben,

---

*) Die beiden folgenden Sonette sind aus Baggesen's Karfunkel, oder Klingklingel-Almanach; ein Taschenbuch für vollendete Romaniker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810. — In diesem Almanache wurden die Schwärmereien der neuesten Mystiker mit Braminenweisheit gegeiselt, und ihre schwerfälligen Sonettenformen, in gelungenen Parodieen derselben, scharf gerügt.

Als stammdurchsägte, gottentfallne Splitter;
Da zogest du gen Osten, edler Ritter,
Wo junger Morgen stralt mit alten Farben.

Bald ziehst du heim. Wie froh zum Fest der Garben
Der Schnitter zieht, umwallt von goldner Flitter,
Im Freudenschall der Festposaun' und Zitter,
So voll Triumph gehst du zum Fest der Narben.

Denn unsrer Wunden Arzt bist du erkohren,
Und bannst des blinden Heidenthums Gespenster,
Die uns umflattern gräßlich, klassisch-schaurig.

Aus dir denn werd' Europa neugebohren,
Und schaue durch des Ostens offnes Fenster,
Die süße Himmelsbraut, nicht länger traurig!

12) von Baggesen.

Indische Ost-West-Erlösung.

Ich seh', ich seh' herleuchten von den Anden
Des neugebohrnen Lebens Gottverklärung.
Des ostgekehrten Herzens Wunschgewährung
Erlößt uns aus der Griechenhölle Banden.

Europa's Völker, die sich trostlos wanden
In abgestandner Lutherthums Verjährung,
Erstehen neu, durch Orients Gebährung
Zu Wonne, die sie nimmer noch empfanden.

An Brama's Busen werden sie erwarmen;
Vom herben Schmerz der alten Vaterschläge
Wird indisch-gottversöhnt ihr Herz gesunden.

Ich seh' ihn schon, mit beiden offnen Armen,
Auf indisch-südamerikan'schem Wege.
Wohl mir! Bald werd' ich aller Noth entbunden!

33.

k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.

Madrigal, Rondeau und Triolet sind dem Sonett dadurch verwandt, theils daß sie, weil in ihnen Ein vorherrschendes Gefühl in einer vollendeten ästhetischen Form dargestellt wird, wie das Sonett, zur lyrischen Dichtkunst gehören; theils daß der kleine Umfang ihrer äußern Form auf einen bestimmten technischen Mechanismus berechnet ist, der aber in frühern Zeiten sorgfältiger, als gegenwärtig festgehalten ward. Ob nun gleich jedes zur ästhetischen Einheit erhobenes Madrigal, Rondeau und Triolet, nach seinem Grundcharakter, ein innerhalb der Form oft mehr nur angedeutetes, als durchgeführtes Gefühl aussprechen muß; so hat doch, in den meisten Fällen, der Witz einen eben so großen Antheil an der Hervorbringung und Festhaltung der kleinen dichterischen Form, als das Gefühl und die Einbildungskraft. Denn, nächst dem Ausdrucke eines milden und wohlthuenden Gefühls, verlangt auch die Vollendung der ästhetischen Form dieser kleinen Gedichte ein leichtes Spiel des Witzes, um ein augenblickliches Interesse zu erregen, weil sie weder nach Stoff noch nach Form geeignet sind, einen ähnlichen bleibenden Eindruck hervorzubringen, wie die größern Formen der lyrischen Dichtkunst: das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a.

Der vormals genau festgehaltene äußere Mechanismus dieser kleinen dichterischen Formen (beim Madrigal nie unter sechs, und nie über eilf Zeilen — beim Triolet acht Zeilen) ist von neuern Dichtern wenig berücksichtigt worden, so daß man alle kleinere lyrische Ergüsse, die weder Sonett,

Rondeau, noch Triolet sind, in denen aber Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und leicht tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt. Dagegen ist das Rondeau eine dichterische Tändelei, wo in jeder Strophe nur zwei Reime abwechselnd vorkommen, die erste Zeile nach der dritten wiederhohlt wird, und der Refrain die ersten zwei Zeilen wiederhohlt, auf welche, vor dem Refrain, fünf Zwischenzeilen folgen. Das Triolet, das in neuerer Zeit bei den Teutschen mehr, als das Rondeau angebaut ward, ist, der Form nach, ein abgekürztes Rondeau, wo gewöhnlich nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die erste und die zweite Zeile wiederhohlet werden.

34.

Beispiele zu diesen Formen.

a) Beispiele des Madrigals.

1) von Fr. v. Hagedorn († 1754).

Der Wettstreit.

Mein Mädchen und mein Wein,
Die wollen sich entzwein.
Ob ich den Zwist entscheide,
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch beide
Im Stillen zu erfreun.
Sie giebt mir größ're Freude,
Doch öft're giebt der Wein.

2) von Lessing († 1781).

Der alte und der neue Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;

Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, seyn.
Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, seyn.

3) von Tiedge.

Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub? —
Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes, weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit.

4) von einem Ungenannten.

Der Singsang des Lebens.

Das Knabenalter ist Idylle;
Der Jüngling braust des Herzens Fülle
In Oden aus und Dithyramben;
Der Mann schwankt hin und her in Jamben;
Der Greis beklagt in Elegien
Der guten Zeiten schnelles Fliehn;
Der Tod macht auf den ganzen Kram
Ein bittres Epigramm.

b) Beispiel des Rondeau.

von Fr. v. Hagedorn.

Die Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!

Ihr schnellen Augenblicke
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

c) Beispiele des Triolets.

1) von Gleim († 1803).

Ein Triolet soll ich ihr singen?
Ein Triolet ist viel zu klein,
Ihr großes Lob hinein zu bringen!
Ein Triolet soll ich ihr singen?
Wie sollt' ich mit der Kleinheit ringen,
Es müßt' ein großer Hymnus seyn!
Ein Triolet soll ich ihr singen?
Ein Triolet ist viel zu klein.

2) von Klamer Schmidt († 1824).

Willkommen, alle kleine Freuden!
Die großen sind für mich zu groß.
Ich sitz' auf meines Liebchens Schoos;

Willkommen, alle kleine Freuden!
Hier könnt' ich Fürsten nicht beneiden.
Hier heiß' ich — o wie anspruchslos —
Willkommen alle kleine Freuden;
Die großen sind für mich zu groß.

3) von Ernst Schulze († 1817).

Willst du den losen Amor fangen;
So werde keck und wild, wie er;
Kein Wagestück sey dir zu schwer,
Willst du den losen Amor fangen!
Denn stille Treu und leises Bangen
Die reizen jetzt den Schalk nicht mehr.
Willst du den losen Amor fangen;
So werde keck und wild, wie er!

4) von Tiedge.

An das Leben.

Fließ' hinab, mein stilles Leben!
Hier ist nicht das Thal der Ruh.
Trüb' und schleichend zitterst du,
Von Zypressennacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu.
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben!
Wo die Segnungen der Ruh
Um sein still'res Ufer schweben.
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben!
Dort, wie still, was zögerst du?

5) von Haug.

An Luisen.

Ein schnelles Triolet
Belohnst du mit drei Küssen?

O Wonne, mir geräth
Ein schnelles Triolet.
Wie könnt' auch ein Poet
Cytherens Gabe missen!
Mein schnelles Triolet
Belohne mit drei Küssen!

6) von Karl v. Reinhard.

Man liebt nur Einmal.

Einmal, einmal liebt man nur!
Einmal nur in seinem Leben
Kann man ganz sein Herz vergeben.
Einmal, einmal liebt man nur.
Und die Huldgöttinnen weben
Einmal in der Liebe Schwur
All' die Seligkeiten nur,
Die zu Göttern uns erheben;
Einmal, einmal liebt man nur!

7) von K. A. Schneider.

Die flüchtige Freude.

Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Kein Locken hemmt die nimmer lassen Flügel,
Kein Goldpallast und keine Rosenflur.
Nur Mäßigkeit, nur Weisheit ist ihr Zügel;
O merkt euch das, ihr Söhne der Natur.
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!

8) von einem Ungenannten.

Nolo, nolo Florus esse.

Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!

In Kirchen schweig' ich sittsam still.
Man muß sich wunderlich gebährden,
Wenn man den Cantor machen will;
Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!
Es recht zu seyn, macht viel Beschwerden,
Und Plärren ist kein Kinderspiel.
Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!
Ich trinke, leider, schon zu viel.

---

2) Die didactische Form der Dichtkunst.

35.

Charakter der didactischen Form der Dichtkunst.

Wenn der eigenthümliche Charakter der lyrischen Form der Dichtkunst auf der idealisirten Darstellung unmittelbarer Gefühle unter der Einheit einer ästhetisch-vollendeten Form beruht; so unterscheidet sich die didactische Form der Dichtkunst, oder das sogenannte Lehrgedicht, dadurch wesentlich von derselben, daß der unmittelbare Stoff des Lehrgedichts in Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft besteht. So wenig aber diese eigenthümliche Quelle des Stoffes im Lehrgedichte verkannt werden kann; so wenig folgt doch auch daraus, daß die Darstellung von Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, blos vermittelst eines dichterischen Sylbenmaases oder vermittelst des Reims, solche metrische Formen zu Gedichten erheben könne, sobald sie des eigentli-

chen Wesens der Dichtkunst — der idealischen Darstellung individueller Gefühle — ermangeln. Denn so gewiß der Stoff zu allen Gebilden und Erzeugnissen der didactischen Form der Dichtkunst ursprünglich aus Begriffen und Ideen des menschlichen Geistes besteht; so gewiß müssen doch diese Begriffe und Ideen aus dem Kreise des Vorstellungsvermögens heraus- und in den Kreis des Gefühlsvermögens eintreten, und in demselben bestimmte, mit jenen Begriffen und Ideen unmittelbar vergesellschaftete, Gefühle veranlassen, bevor von einer didactischen Form der Dichtkunst die Rede seyn kann. Nicht Metrum und Reim entscheiden über den eigenthümlichen Charakter der Dichtkunst; dies ward bereits in der Einleitung erwiesen. Denn könnten diese äußern und zufälligen (übrigens nichts weniger, als zu vernachlässigenden) Kennzeichen der Form über den aus dem innern Wesen des Menschen stammenden dichterischen Charakter eines ästhetischen Erzeugnisses entscheiden; so würden mehrere der ältern Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, die den Anbau der didactischen Dichtkunst bei den Teutschen erneuerten, in der That Gedichte aufgestellt haben, während ihre Formen nur metrisch behandelte Prosa enthalten. Wenn nämlich die Begriffe des Verstandes und die Ideen der Vernunft blos als solche, ohne Vergesellschaftung mit reinen und starken, durch sie aufgeregten, Gefühlen, im Metrum oder Reim dargestellt werden; so gehören sie nicht ins Gebiet der Dichtkunst, sondern der Prosa, weil nur das den dichterischen Charakter ankündigt, was zunächst, bevor es in die Form der Sprachdarstellung übergeht, aus rein menschlichen Gefühlen

stammt, wenn gleich diese Gefühle zu ihrem Bewußtwerden der Anregung durch Begriffe und Ideen bedurften.

Ist diese Ansicht im Wesen des menschlichen Geistes, in den Ankündigungen des Bewußtseyns, und in der unverkennbaren Verschiedenheit zwischen der Sprache der Prosa und der Sprache der Dichtkunst begründet; so folgt von selbst, daß diejenigen Dichter — gelind zu urtheilen — einen Pleonasmus sich zu Schulden kommen lassen, welche ihre unter die Form der didactischen Dichtkunst gehörenden Erzeugnisse lyrisch-didactische nennen, sobald nämlich durch das erste Prädicat die Vergesellschaftung individueller Gefühle mit Ideen der Vernunft bezeichnet werden soll. Denn jedes didactische Gedicht muß, sobald es überhaupt Gedicht seyn, und also unter die Form der didactischen Dichtkunst gebracht werden soll, den Ton und die Farbe des Lyrischen, d. h. den Ton und die Farbe zum Bewußtseyn gebrachter und zur Einheit der ästhetischen Form erhobener Gefühle an sich tragen.

Nach dieser, im Wesen des menschlichen Geistes und in dem gegenseitigen Verhältnisse des Vorstellungs- und Gefühlsvermögens begründeten, Ansicht beruht der Charakter der didactischen Form der Dichtkunst auf der idealisirten Darstellung von Begriffen des Verstandes und Ideen der Vernunft, mit welchen bestimmte Gefühle vergesellschaftet sind, in der Einheit einer ästhetisch-vollendeten Form. Die Aufgabe und der Zweck der didactischen Form der Dichtkunst ist daher nicht Belehrung, wie dies die Bestimmung des prosaischen didactischen Styls ist; sondern ästhetische, d. h. aus dem Gefühlsvermögen stammende Darstellung und lebens-

volle Versinnlichung gewisser Wahrheiten und Lehren aus den Kreisen der Wissenschaften und der Künste, welche, durch ihre Bedeutsamkeit, Größe, Tiefe und Fülle, eine kräftige Bewegung des Gefühlsvermögens, und, vermittelst dieser Bewegung, die dichterische Darstellung ihrer Gegenstände bewirkten. Nur solche Erzeugnisse der didactischen Form der Dichtkunst werden dem Gesetze der Form entsprechen, sobald der Dichter — was sich von selbst in Hinsicht einer vollendeten dichterischen Form versteht — die übrigen Bedingungen dieses Gesetzes an jede ästhetisch vollendete stylistische Form erfüllt.

Wenn daher in dem Lehrgedichte Gefühle vorherrschen und zur Einheit der Form erhoben werden, welche durch vorausgegangene Ideen der Vernunft zum deutlichen Bewußtseyn gelangen; so folgt von selbst, daß das Lehrgedicht diese Ideen der Vernunft nicht nach ihrem Verhältnisse zum Gebiete der menschlichen Erkenntniß (wie z. B. in der Metaphysik, in der Sittenlehre rc.), sondern nach ihrer Wirkung auf das Gefühlsvermögen darstellt. Deshalb darf auch weder die Darstellung des Lehrgedichts im Ganzen, noch im Einzelnen die Aufeinanderfolge der ästhetisch behandelten Ideen der Vernunft den Anstrich einer systematischen Abhandlung oder einer logisch streng berechneten Entwickelung enthalten, weil beides dem naturgemäßen Ergusse mächtig aufgeregter Gefühle widerstreitet. Eben so wenig wird von dem didactischen Dichter eine die dargestellten Ideen planmäßig erschöpfende — oder gegen jeden Einwurf polemisch durchführende — Behandlung verlangt; dagegen versinnlicht der Dichter die zu seinem Bewußtseyn gelangten Ideen der Vernunft unter der idealisirten Einheit eines Bildes, das um sei-

ner ästhetischen Vollendung willen in der Anschauung gefällt, und durch welches jene Ideen aus dem Gebiete des Vorstellungsvermögens herausgehoben, und in den Kreis des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft versetzt werden.

Als unnachlaßliche Bedingung wird aber die ästhetische Darstellbarkeit jener Begriffe des Verstandes und jener Ideen der Vernunft dazu erfordert, weil nicht alle und jede Begriffe und Ideen, als Theile der menschlichen Erkenntniß, zur Vergesellschaftung mit menschlichen Gefühlen sich eignen. Denn schwerlich dürften die Lehren der Logik über Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und über die Kategorieen, oder die Grundsätze der Größenlehre, der Sprachlehre u. s. w. als Stoffe des Lehrgedichts behandelt werden können, weil sie, ihrem Wesen und ihrer Ankündigung nach, mit dem Gefühlsvermögen in keiner Berührung stehen, und eben so wenig die Einbildungskraft zu einer idealischen Form begeistern können. Dagegen aber werden die Ideen der practischen Vernunft — die Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der Tugend, der Unsterblichkeit, der Vergeltung, der Gottheit, des Weltalls und der ewigen Weltregierung — die an sich schon im Bewußtseyn mit einer höhern Stärke, als andere Begriffe und Ideen des Vorstellungsvermögens, sich ankündigen, wegen ihres Zusammenhanges mit den geläutertsten und erhabensten Gefühlen des menschlichen Geistes, der dichterischen Darstellung am meisten fähig seyn. Nur auf diesem Wege wird die eigentliche dichterische Ansicht der Welt, des menschlichen Lebens und der menschlichen Erkenntniß nach ihrer abgeschlossenen Gesammtheit gewonnen, welche der Prosa, nach ihrem eigenthümlichen, von der

Dichtkunst wesentlich verschiedenen Charakter, abgeht. Dies ist daher auch der Standpunct, aus welchem theils das Verhältniß der didactischen Form der Dichtkunst zur didactischen Prosa richtig aufgefaßt, theils die Stellung der didactischen Form der Dichtkunst gegen die lyrische, epische und dramatische Form derselben ausgemittelt wird.

Unter diesen einzelnen Formen der Dichtkunst nähert sich aber die didactische am meisten und häufigsten der lyrischen Form, weil die Ideen, welche den Stoff der didactisch-ästhetischen Darstellung enthalten, noch inniger mit dem durch sie angeregten Gefühle verschmolzen erscheinen, als in der epischen und dramatischen Dichtkunst die, der Außenwelt angehörenden, Thatsachen mit den durch sie erweckten Gefühlen. —

Wenn einige Theoretiker das Lehrgedicht in das philosophische und scientifische eintheilen versuchten; so ist dazu kein Grund vorhanden, weil keine ursprüngliche, in einem Vermögen des menschlichen Geistes enthaltene, Verschiedenheit zwischen beiden statt findet; denn die Stoffe von beiden sind gemeinschaftlich in den Begriffen und Ideen des menschlichen Vorstellungsvermögens enthalten, so daß zwischen den einzelnen Lehrgedichten, nach der Verschiedenheit ihres Stoffes innerhalb der Ideen der Vernunft, nur eine Steigerung von dem Höhern zum Höchsten statt finden kann, inwiefern die Ideen der Vernunft selbst einander, dem Grade nach, untergeordnet sind, und Seele, Welt und Gott eben so die höchsten metaphysischen Ideen bilden, wie Wahrheit, Schönheit und sittliche Güte die höchsten Ideale der schöpferischen Einbildungskraft. —

Was die einzelnen Untertheile der di-

dactischen Dichtkunst betrifft; so giebt es keine solchen in dem Sinne, wie in der lyrischen Dichtkunst das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a. als Untertheile von einander verschieden sind, welche durch den Grundton eines dargestellten einfachen oder eines gemischten Gefühls, so wie durch die mildere Farbengebung, oder durch die höhere Stärke des lyrischen Ausdruckes, von einander sich unterscheiden. Denn nur nach dem zufälligen äußern Umfange der Form kann das ausführliche Lehrgedicht (z. B. Tiedge's Urania, Schillers Künstler) von dem kürzern (z. B. der Theodicee von Uz u. a.) unterschieden werden, weil die Abwechselung und Mischung der in dem Lehrgedichte vorherrschenden und dargestellten Gefühle von den Ideen der Vernunft abhängt, welche die mit ihnen vergesellschafteten Gefühle in dem Gemüthe des Dichters zum Daseyn rufen, und von der Einbildungskraft unter dem Glanze des Ideals aufgestellt werden. Selbst die im dichterischen Gewande dargestellten Gnomen sind nicht besondere Untertheile, sondern nur kürzere Formen des Lehrgedichts, das eigentliche Lehrgedicht im verjüngten Maasstabe, und müssen, in ästhetischer Hinsicht, eben so nach dem Gesetze der Form beurtheilt werden, wie die größere didactische Form, welche einen Gesammtkreis von Vernunftideen durchführt und umschließt.

Was endlich die Satyre, die sogenannte poetische Epistel und das Epigramm betrifft, welche von einigen Theoretikern der didactischen Dichtkunst zugetheilt werden; so werden sie in diesem Gesammtgebiete der Sprache der Dichtkunst unter der Ergänzungsklasse, oder unter den gemischten Formen der Dichtkunst aufgeführt, weil (wie ihre Theorie,

weiter hinten, im Einzelnen zeigt,) durchaus nicht alle Satyren, nicht alle poetische Episteln, und nicht alle Epigramme nach Einem Maasstabe beurtheilt, und in Eine und dieselbe Klasse von Dichtungen gebracht werden können. Denn zugestanden, daß einzelne in der Sprache vorhandene Satyren, einzelne poetische Episteln und einzelne Epigramme der Theorie des Lehrgedichts untergeordnet werden könnten; so würde dies, im Verhältnisse zur Gesammtheit aller ästhetisch vollendeten Satyren, poetischen Episteln und Epigrammen, nur ein kleiner Theil seyn, weshalb es gerathener scheint, die Theorie dieser Formen nach der Mehrheit der in ihnen vorhandenen classischen Erzeugnisse zu bestimmen, und ihnen den Platz in der Ergänzungsklasse dichterischer Formen anzuweisen. Denn unverkennbar ist das Satyrische keine wesentliche und ursprüngliche Eigenschaft des Lehrgedichts, sondern, wo es in denselben angetroffen wird, nur ein zufälliges Merkmal des Didactischen, weil unzählige Stoffe der didactischen Dichtkunst ohne den Beisatz des Satyrischen bestehen, und dieser Beisatz — oder die Darstellung der Ideen der Vernunft mit der Rüge der Verirrungen der menschlichen Freiheit von denselben — blos in der Individualität des Dichters ihren Grund hat, der durch die ästhetische Versinnlichung dieser Verirrungen das Ideal von seiner indirecten Seite vergegenwärtigt. So sind die Sermonen des Horaz an sich Lehrgedichte mit satyrischer Haltung und Einkleidung, und versinnlichen allgemeine Wahrheiten durch den Kontrast des Ungereimten und Unsittlichen mit denselben. Eben so zufällig ist es, wenn, vermittelst der epistolischen Einkleidung, allgemeine Wahrheiten auf die Verhältnisse eines bestimmten

Individuums bezogen werden; denn die poetische Epistel ist, nach den vorhandenen classischen Formen in derselben, weder ausschließend eine Untergattung der didactischen, noch ausschließend eine Untergattung der lyrischen oder der epischen Form der Dichtkunst. Sobald sie unmittelbare Gefühle in Beziehung auf eine bestimmte Individualität schildert; so gehört sie der lyrischen Form der Dichtkunst an. Versinnlicht sie Gefühle, veranlaßt durch Thatsachen und Vorgänge des wirklichen Lebens; so müßte sie der epischen Form untergeordnet werden. Vergegenwärtigt sie aber Gefühle, erregt durch Ideen und Wahrheiten der Vernunft; so würde sie, nur in diesem letztern Falle, zur didactischen Dichtkunst, mit dem zufälligen Merkmale der unmittelbaren Beziehung der dargestellten Ideen auf eine bestimmt gedachte Individualität, gehören. — Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Epigramm, das gleichmäßig unmittelbare Gefühle und Thatsachen des Lebens, wie Ideen und Aussprüche der Vernunft als Stoff behandeln kann, mit dessen Vergegenwärtigung im Bewußtseyn rein menschliche Gefühle sich vergesellschaften, deren idealische Darstellung die dichterische Form des Epigramms vermittelt. —

So reichhaltig von den frühern teutschen Dichtern die Form des Lehrgedichts angebaut ward; so gilt doch für den ästhetischen Charakter dieser Form dasselbe, was bereits in der Theorie der Ode ausgesprochen ward, daß nur erst mit den Fortschritten der Philosophie auf teutschem Boden, und namentlich mit dem tiefern Erforschen und Verbreiten der höchsten metaphysischen Ideen, und den mit denselben in unmittelbarer Verbindung stehenden sittli-

chen Gesetzen, das Lehrgedicht, nach seinem Stoffe, einen höhern dichterischen Gehalt behaupten, und unter gediegenern Formen sich ankündigen konnte, als dies im siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts möglich war.

36.

Beispiele aus dem Lehrgedichte.

1) von Opitz († 1639).

Lob des Feldlebens. (Bruchstück)

O wohl, und mehr als wohl, dem, welcher weit von Kriegen,
Von Sorgen, Müh' und Angst, sein Vatergut kann pflügen,
Lebt sicher und in Ruh, noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt sein kleines Feld;
Spannt Roß und Ochsen vor, darf seinen Sinn nicht kränken
Um armer Leute Schweis, weiß nichts von Wechselbänken,
Von Wucher und Finanz, ist alles Kummers frei,
Daß nicht sein Haab' und Gut im Meer ertrunken sey.
Er denkt nicht, wie er komm' hoch an das Bret vor allen,
Und könne Königen und Herren wohlgefallen;
Steht nicht in Furcht und Trost, hält vor der Reichen Thür
Sein Hütlein in der Hand, und kommt doch selten für.
Das Alles darf er nicht, er hat, was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er schläft, bescheret,
Hat mehr, als der sein Herz auf bloßen Reichthum stellt,

Besitzt nicht was er hat, ist arm und hat viel Geld.
Er gehet fröhlich hin, führt jetzt die süßen Reben
An Ulmenbäumen auf, daß sie beisammen kleben,
Als ehelich vermählt; jetzt, weil die Schösse klein,
Bricht er, was wild ist, ab, impft gute Sprößlein ein;
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen frei zu fließen
Dem Wasser übers Feld; die Wiesen zu begießen,
So dürr und durstig stehn, spaziert bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch ist naß.
Bald stützt er einen Baum, der, von der Frucht gebeuget,
Vor Last zerbrechen will, und sich zur Erden neiget;
Und etwa sieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh' und Ochsen überall.
Schaut er dann über sich; so sieht er seine Geißen
Das Laub von dem Gesträuch an einer Klippe reißen;
Dabei ihr Mann, der Bock, vor Lust und Freuden springt;
Hört, wie der Hirte wohl von seiner Phyllis singt,
Die hinter einen Baum sich hatte nächst verkrochen,
Als er ihr schönes Obst und Blumen abgebrochen;
Hört, wie die braune Kuh im nächsten Thale brüllt,
Daß ihre rauhe Stimm hoch über Feld erschüllt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächsern Königreich, das sie mit klugem Sinnen
Sehr artlich aufgebaut, nimmt auch zur rechten Zeit
Den feisten Schafen ab ihr dickes Wollekleid.
Kommt dann, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obst- und Traubenmann, der reiche Herbst, gegangen;
Wie freut er sich so sehr, wenn er die Birnen ropft
Vom Baume, den er selbst vor dieser Zeit gepfropft,
Und lieset Aepfel auf, die selber abgefallen,
Nimmt ihm hernachmals vor die schönsten unter allen,

Beißt ungeschälet an; geht dann, besieht den Wein,
Bricht reife Trauben ab, die purpurähnlich seyn.
Ist er vom Gehen laß; so kann er sich fein strecken,
Dort in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken;
Der Vögel leichtes Volk macht seinen Lobgesang,
Schreit überlaut, und wünscht den Sommer noch so
lang.
Die schöne Nachtigall läßt sonderlich sich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu Ehren.
Die Frösche machen auch sich lustig an der Bach,
Und ihr Coax Coax giebt keinem Vogel nach.
Nicht weit von dannen kommt aus einem nahen Brunnen,
Ein Bächlein durch das Gras gleichwie Krystall gerunnen,
Draus schöpft er mit der Hand, eh er sich schlafen legt,
Wozu der Bach Geräusch und Murmeln ihn bewegt. &c.

2) von Christ. Fr. Zernitz († 1745).

Von den Endzwecken der Welt. (Bruchstück)

Es herrscht ein Gleichheitsrecht bei aller Kreatur,
Von Mensch und Thieren ist die Mutter die Natur,
Das Leben hauchet sie in allen Blutgefäßen;
Von ihr sind jedem Geist und Glieder zugemessen;
Umsonst wirkt Weisheit nie. Mit Kräften ausgerüst't,
Wirkt jede Seel' ihr Heil, so weit sie fähig ist.
Nachdem sie Gutes kennt, wird ihr die Wahl gelingen,
Und Wollust findet sie in sich und andern Dingen.
Nur zu der Einrichtung der großen Harmonie
Empfing der Mensch sein Theil, und auch sein Theil
das Vieh,
Es liegt in Aller Seyn ein solcher Geist verborgen,
Der jede Art es lehrt, für ihren Zustand sorgen.
So weih' denn zum Altar der Gottheit, Mensch, dein
Herz;

Es steige deine Lieb' in Flammen himmelwärts!
Verehr' mit Inbrunst Gott, knie hin, weil, uns zu
lieben,
Die Welt kein leeres Nichts, kein wüstes Rund geblieben.
Erwäge, wie Natur zur Menschen Glück entstand,
Und merk' das wohl, wozu Gott Sittlichkeit erfand;
O welch ein groß Geschenk der Werth so vieler Welten;
Wie kann der Menschen Dank doch Gottes Huld ver-
gelten!

Ja, Heiliger, es glaubt der Weise dir zum Ruhm,
Die Welt, dein Werk, ist nicht des Todes Eigenthum;
Aus Liebe hast du sie einst wollen zubereiten,
Und deine Lieb' ist hier ein Vorbild künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unsern Leib mit Fäulniß einst durchdringt,
Macht, daß der edle Theil, der Geist, sich höher schwingt;
So wie vom Samenkorn die Staude sich erhebet;
Wird auch zuerst der Mensch im dunkeln Stand belebet,
Er keimt in der Geburt, wächst durch die Lebenszeit,
Und seiner Blüthe Frucht ist die Unsterblichkeit.

3) von Joh. Jac. Dusch († 1787).

Die Wissenschaften. (Bruchstück)

— Die Weisheit stieg vom Himmel im goldnen Sie-
gesswagen,
Von sanften Frühlingswinden auf Fittigen getragen.
Um ihre Schläfe blühte ein frischer Lorbeerkranz,
Und eine Morgenröthe umstrahlte sie mit Glanz.
Ihr folgt' in einem Zuge der Chor der jungen Töchter,
Erhabne Wissenschaften, die geistigen Geschlechter.
Von ihrer ernsten Stirne sprach Tiefsinn und Verstand,
Und eine helle Fackel in der erhabnen Hand
Umleuchtete ihr Antlitz mit einem Kreis von Klarheit.

Du bahntest ihr die Wege, Erfinderin der Wahrheit,
Die du den Geist erheiterst, der dann, durch dich gelenkt,
In Schlüssen und Verbindung nach deinen Regeln denkt.
Dein starker Geist enthüllet der Wahrheit sichre Zeichen,
Durch richtiges Zergliedern, Zertheilen und Vergleichen.
Du zogst an ehrnen Ketten den Irrthum hinter her,
Die Brut der Vorurtheile, ein unzählbares Heer;
Des Witzes Erstgeburten, phantastische Geschlechter,
Den Wahn, die blöde Meinung, und ihre blinden Töchter.
Den frechen Sekteneifer, der unterm Sklavenjoch,
Gezerrt vom alten Irrthum, noch stolz im Staube kroch;
Die bauten Hypothesen, geflügelte Chimären,
Den dummen Aberglauben mit seinen finstern Heeren.

O Wahrheit, wo ihr Flügel das forschende Gesicht
Der Sterblichen umflattert, stralt deine Fackel nicht;
Da werden dich die Füße der Priester niedertreten,
Vor deinem dunkeln Altar den Irrthum anzubeten.
Der Haß wird dich verfolgen, und der Zeloten Zunft
Aus frommem Grimme rufen: Verflucht sey die Vernunft!
Mit Flammen wird der Pöbel sich an den Weisen rächen,
Und wer nicht gläubig irret, wird dann den Tod verbrechen!

Ihr folgte das Naturrecht im fliegenden Gewand;
Ein heiliges Gesetzbuch trägt ihre rechte Hand;
Gesetze, die der Schöpfer in unläugbaren Trieben
Den denkenden Geschöpfen tief in die Brust geschrieben,
Die auch der Malabare, der ohn' Erkenntniß irrt,
So sehr er sie verläugnet, nie ganz vertilgen wird.
Sie hat die Welt versöhnet, sie hat den Zwist vertrieben;
Von ihr lernt beßre Nachkunft Gerechtigkeit zu üben;
Der Frevel geht an Ketten, und ihre größte Pflicht
Lehrt: Menschen seyd verträglich, beleidigt Andre nicht!

Tyrannen, die voll Herrschsucht die Völker unterdrücken,
Und mit beglückten Waffen der Freiheit Fesseln schicken,
Gekrönten Straßenräubern, die mit kostbarem Blut
Verächtlich Gold bezahlen, und, gleich der wilden Glut,
Wenn sie den Wald ergreifet, begierig um sich fressen,
Hat sie die ersten Grenzen der Herrschaft abgemessen. —

Mit Ernst im Angesichte folgt ihr die Geisterlehre;
Ihr Flug steigt über Körper zu einer höhern Sphäre,
Sie stürzt der Gottesläugner entsetzliches Gebäu,
Wenn Gottes Donner säumet. Sie reißt die Tyrannei
Des blinden Wahns vom Throne. Ihr heil'ger Zorn zerschmettert
Die angebetnen Klötze, die sich Betrug vergöttert.
Sie schrecket Wunderthäter, macht die Orakel stumm,
Stürzt feigem Aberglauben sein blutig Altar um;
Zerbricht sein eisern Zepter, und führt durch beßre Lehren
Die Welt von fürchterlichen zu heiligen Altären.

Du unumschränktes Wesen, das alles schuf und trägt,
Das in der starken Rechten die Morgensterne wägt;
Gott, der du ewig warest, eh aus des Chaos Tiefen
Die jauchzenden Gestirne zu deinen Füßen liefen;
Eh diese niedre Erde den ersten Trieb empfing,
Und feiernd vor dem Schöpfer der Welt vorüberging;
Wo ohne dich ist Ruhe, du aller Freuden Quelle?
Dich läugnen, Gott, verwandelt die Welt in eine Hölle.
Verzweiflung ist das Leben, o Schöpfer, ohne dich;
Die Sonnen werden traurig, und glänzen fürchterlich.
Doch, Gott, du bist wahrhaftig, und meine Seele fliehet
Beruhigt zu dem Schöpfer, den sie in allem siehet!

Allein wer bin ich selber? Das weiß ich, dieser Staub,
Der meine Glieder bildet, wird einst des Todes Raub.
Dies sterbliche Gebäude wird einst die Pflanzen nähren,
Ein Theil von Andern werden, und mir nicht zugehören.
Die Erde, seine Mutter, nimmt ihn bald wieder hin;

Nichts werd' ich endlich bleiben, wenn ich ganz Körper bin.
So will es eine Ordnung; so wechseln die Gestalten;
Der Untergang des ersten muß stets das Neu erhalten.
O Abgrund voller Schrecken, worin zurück geführt,
Sich alles Leben endigt, und die Natur verliert;
Wird denn die Nacht auf ewig, wenn sie herabgestiegen,
Verbreitet auf dem Moder der ganzen Schöpfung liegen?
Wie, oder führt beständig der alte Cirkellauf
Das Alternde hinunter, das Neuere herauf?
Ach! und ich hoffe Leben, zum Untergang erschaffen?
Wo? an des Abgrunds Rande, wo meine Väter schlafen?
Jezt tret' ich ihre Hügel; sie waren, was ich bin!
Bald wandelt eine Nachwelt auf meinem Grabe hin.
Dann lieg' ich, aufgelöset, ins stille Nichts verloren,
Und, was auch nach mir auftritt, ich werde nie geboren.
In jedem Lenz ermuntert der Sonne warmer Stral
Die Blumen aus dem Schlafe, und weckt ein schlummerndes Thal;
Die Pflanzen auferstehen, die schon begraben schienen;
Der todte Baum erwachet, und seine Blätter grünen;
Der jugendliche Frühling stellt alles wieder her;
Für mich nur, schlaf' ich einmal, ist keine Wiederkehr;
Allein auf meine Asche, verscharrt im kleinen Hügel,
Streckt ewig unerbittlich der Todtesschlaf den Flügel.
Der Vorhang wird geöffnet. Nicht alles ist hier aus;
Ich seh' in weitre Felder der Ewigkeit hinaus.
Nicht ganz darf mich auf ewig der Schoos der Erden rauben;
Wo nicht; so muß ich lästern, und keinen Schöpfer glauben.
O jezt erwach' ich wieder; der Leib wird Moder seyn,
Doch das, was in mir denket, ist nicht, wie er, Gebein.
Unsterblich ist das Wesen, das in mir will und denket;
Nicht theilbar, wie sein Körper, den Form und Dau'r umschränket;

In ihm besteht mein Leben; doch seiner Hütte Staub,
Sey, wenn mein Schicksal winket, der Elemente Raub!

4) von Joh. Phil. Lorenz Withof († 1789).

Sokrates, oder von der Schönheit.
(bereits 1755 erschienen.)

— — Licht! Schönheit! höchster Plan! Natur!
Selbstständig Wesen!
Geist! oder was du dir für Namen auserlesen;
Beweger! Tugend! Kraft! Du, die in allem lebt!
Wie stark bist du? wie groß? wie vielfach ausgegossen?
Auch ich bin deiner Art und aus dir ausgeflossen,
Und fließ' in dich zurück, wann sich mein Geist erhebt.
Ach, ich bescheide mich und decke meine Blöße;
Um dich allein gefall' ich mir,
Nur blos ein Theil der ungeheuern Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von dir.

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten
In täglich sterbenden, stets werdenden Gestalten,
Bleibst du das, was du warst, stets voll und immer neu.
Hier treten Wesen auf, dort gehen Wesen unter;
Du tilgst und zeugest stets; stets wirkend und stets munter,
Sorgst du, daß jeder Tod ein Brunn des Lebens sey.
Dort schwind't die flücht'ge Pracht der abgelebten Floren;
Doch Floren folgt Pomona nach;
Und jene wird von dieser neu gebohren,
Das Grabmal wird ein Brautgemach.

Wann unsre Geister sich mit reiner Tugend gatten,
Verschwind't der Liljen Glanz gleich überstralten Schatten,
Und lüstern lauschen sie nach unsrer Herrlichkeit.
Die stille Majestät vollkommen guter Thaten,
Die mehr durch Tugend uns, als sich mit Stolz berathen,

Ist gleich verehrungswerth an Pracht, an Seltenheit.
Wie kann ein Geist doch so der Schönheit sich entwöhnen?
Und jauchzt noch, wann er sie verdrängt.
Das thut der Wahn, der sich in allen Scenen
Mit dummem Eigennutz vermengt.

Ja, Phädon, wisse du: ein Geist, den Tugend kleidet,
Kann nimmer schöner seyn, und wird mit Recht beneidet;
O, Tugend ist ein Schatz, der Kronen überwiegt.
Geuß, ew'ge Schönheit, doch, geuß du doch starke Fluten
In meines Phädons Brust; sie sind ein Theil vom Guten,
Warum allein mein Geist sich betend vor dir schmiegt.
Wie Licht und Wärme nur aus jener Flammensphäre,
Quillt wahre Tugend nur aus dir;
Und kehrt zurück, wie Flüsse zu dem Meere,
Und fließt in dich und ich mit ihr.

5) von Heydenreich († 1801).

Das Selbstbewußtseyn.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge! Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;
Dich werd' ich einst im Todeskampfe
Noch mit den starrenden Lippen segnen. —

Kaum fragt' ich sehnend, heiliger Ahnung voll,
Nach jenem Land, das jenseits des Lebens liegt;
(Viel hatt' ich von ihm durch die Sage,
Viel durch die Lieder des Volks vernommen;)

Wird, fragt' ich selbst mich, wann in den ängstenden
Entbindungsqualen sterbend dein Wesen seufzt,

Wird in des Todes Schweis die Seele
Hin mit der Flamme des Lebens sterben?

Wie, oder wird sie, wann nun die Flamm' erlischt
Des matten Lebens, siegend der Asch' entfliehn;
Und wird sie dann ein Zephyr Gottes
Säuselnd in schönere Welten tragen?

Da traten zu mir, Treue im Angesicht,
Der Bürger viele, die in der Ewigkeit
Nachtvollen Thälern meiner Seele
Schon ihre lachende Stätte wiesen.

Doch Heuchler waren's, Heuchler mit Freundes Blick,
Trug ihre Rede, schimmernd im Fabeischmuck,
Und eh' ichs wähnte, war die ganze
Täuschende Rotte von mir geflohen.

Da nahtest du dich, schuldlosen Angesichts,
Der ungeschminkten göttlichen Wahrheit gleich,
O Selbstbewußtseyn, ewig treuer
Bürge der Hoffnungen meiner Seele.

In dieser Hülle, künstlich von Staub gewebt,
Zur Nahvertrauten eines Unsterblichen,
In dieser Hülle, lehrtest du mich,
Welch ein unsterblicher Fremdling wohne.

Hin, in die ferne schattende Dämmerung
Verlebter Leben, zogest du den Staunenden;
Ich sah' im Geist mein ewiges Daseyn
Wandern durch mancherlei Erdenhüllen.

Und leise Laute tiefer Erinnerung
Aus grauer Vorzeit lispelten wieder auf;
Dich kannt' ich wieder, meines Daseyns
Treusten Gefährten vom ersten Keim an. —

Ha, daß vom Schlummer, welcher dich fesselte,
Da du begannest, durch der Erwachungen
Zahllose Grade, bis zum hellen
Traumlosen Mittage deines Daseyns,

O Selbstbewußtseyn, ich dich verfolgte, daß
Von irgend einem schwindelnden Hügel her
Mein Blick ihn schaute, deinen Lichtstrom,
Wie er allmählig begann zu wogen,

Jetzt dunkel dämmernd sich durch die Nächte wand,
Jetzt immer heller, heller sich breitete,
Und jetzt, zu vollem Glanz ergossen,
Hell, wie der Mittag, sich auf mich senkte!

Dich gab der Vater, da er mich wandern hieß,
Mir zum Geleiter meiner Unsterblichkeit;
Dich mit dem Staube nicht verwandten
Kann die Zerstörung mir nicht entreißen.

Von Jahr zu Jahr wandelt die Hülle sich,
Staub mit dem Staube, wechselt und wechselt stets,
Und doch im Wandeln meiner Hülle
Stehst du mir fest, wie im Sturm die Eiche.

Und o Triumph, Triumph! Wann die morsche fällt,
Dann folgst du sicher deiner Unsterblichen;
Wann ihre Trümmer Sturm verwehet,
Folgst du ihr traulich in ferne Welten.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge, Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;
Dich werd' ich einst im Todeskampfe
Noch mit den starrenden Lippen segnen.

6) von v. Schiller († 1805).

Die Künstler. (abgekürzt)

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts *) Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn;
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang!

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
Voraus geoffenbahrt dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,

*) Noch im achtzehnten Jahrhunderte gedichtet.

Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Blick der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand;
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?
Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.
Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint.
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt;
In die erhab'ne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,

In Einem schwelgenden Genuß umkreis't;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden;
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe,
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Stralensitz der höchsten Schöne;
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;

Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen seyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euern Zeitenlauf;
Fern dämmert schon in euerm Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit,
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Stralen
Der weiße Schimmer lieblich bricht;
Wie sieben Regenbogenstralen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick;
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

7) von v. Nostitz und Jänckendorf (Arthur vom Nordstern);
aus s. Anregungen für das Herz und das Leben (Leipz. 1825).

Gott.

Gott ist uns das, wofür uns beim Gedanken
Das Wort gebricht; was Ziel nicht kennt, nicht Schranken,
Was kein Begriff bestimmt und lehrt;
Wo Gleiches mangelt, um es zu vergleichen;
Was durch Beschreibung nimmer zu erreichen,
Was, forscht man nach, im Forschen stets sich mehrt.

Bahn zu Gott.

Die Bahn zu Gott kann die Natur dir zeigen;
Doch kannst du bis zu ihm empor nicht steigen,

Die Endlichkeit schließt dir das Thor.
Nur durch die Menschheit, geistig einberufen
Zum Heiligthum, eilst du zu höhern Stufen;
Der Geist schwebt nur durch Geistiges empor.

Werth der Beobachtungen.

Ob richtig deine Uhr die Zeit dir zeige?
Dein Wetterglas ob's sinke? ob es steige?
Du hast drauf Acht, deß nimmst du wahr.
Merkst du auch drauf: wie du die Zeit verwaltet?
Ob dein Gefühl erwärmt sey? ob erkaltet? —
Von Außen nicht, von Innen droht Gefahr!

Verschiedenheit im Wachsthum.

Der Weisen Zahl — wie klein! — Wie klimmt zum Hohen
Der Mensch gemach! — Schnell wächst die Zahl der rohen
Gemeinheit, die sich trotzig zeigt. —
Giftpflanzen wuchern üppig, fast unzählig,
Auch Pilz und Schwamm gedeihn — indeß allmählig
Der Eichbaum kraftvoll zu den Wolken steigt.

8) von Manso.

Zukunft.

Was harret unsrer hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sinds Wüstenein ohn' Ende? Sind es Auen,
Von Licht umstralt, mit ew'gem Reiz geschmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt bringet,
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;

Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget,
Ein Ton, der leicht im Innern wiederhallt.
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was droben wogt und wallt;
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft, und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut!
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube!

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil; er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hinieden!

9) von Conz.

Das Orakel der Weisheit. (abgekürzt)

Unbegreifliches,
Wenig begreifendes Geschlecht der Sterblichen!
Ausgesät über die unendliche Erde,
Unendlich für dich,
Aber der Schatten eines Puncts
Vor dem, der das Unendliche selbst ist.
Du kommst, weißt nicht woher?
Gehst, weißt nicht wohin?

Stückwerk dein Wissen, Arbeit dein Thun. —
Ueber dir kreisen Sonnen und Planeten
In ewiger Jugend,
Scheiden, und kommen, und kennen ihre Zeit,
Und du, unaussterblich in deiner Gattung,
Lebst nur in der Gattung fort,
Und findest kein Mittel,
Dem Alter und dem Tode zu entgehn.
Immer entgegenreifend der Zerstörung;
Im Kern des Lebens
Trägst du den Wurm des Todes.
Ueber dir hin
Wandelt ihren ehrnen Gang die Nothwendigkeit.
Du aber über deinen geschmückten Gräbern,
Ueber deinen blumigen Trümmern,
Weilest flüchtige Tage.
Vor allen Kindern der grüngelockten Erde
Gab dir der Schaffende
Den Blick vorwärts ins Kommende,
Und den Blick rückwärts ins Vergangne;
Und zwischen zwei Welten,
Der sichtbaren und der unsichtbaren,
Stehest du da.
Aber nur Dämmerung ist die Aussicht,
Und einzelne Stralen der Morgenröthe
Schwimmen in der weiten Ferne.
Ich hörte viele Fragen
Vom Orakel der Weisheit;
Jahrtausende fragen sie,
Jahrtausende streiten sie über der Antwort:
„Was kann ich wissen, was glauben, was thun?"
Wo ist das Orakel der Weisheit?
Ich will den Fels hinanklimmen,
Und engten Dornen und Klippen den Pfad;

Ich will durch die Dornen und Klippen
Den steilen Gang hinauf,
Wo das geheiligte Becken ertönt,
Und mir Kunde der Weisheit
Durch den Spruch der Weihe wird.
Nicht im Dunkel des Hains,
Nicht über klippigten Höhen,
Wo magischer Bezauberung Gestalten
Dich umwehn,
In dir, Mensch, ist das Orakel der Weisheit.
Höre dich selber!
Genieße und leide!
Dulde und entbehre!
Liebe, hoff' und glaube!
Suche den Ewigen nicht,
Du möchtest ihn desto weniger finden,
Vielleicht verlieren, wenn du ihn suchest.
Glaub' ihn!
Er ist dir nahe, um dich, über dir, in dir!
Und seine schönste Tochter, die Liebe,
Mit ihrer Schwester, der Hoffnung,
Gab er dir zur Braut und Gespielin!
Ihn singt dir die ganze Natur,
Und sein feurigster Psalm ist dir der wandelnde Sternenhimmel.
Such' ihm zu gleichen durch Liebe, so viel du kannst.
Ringe nach Tugend.
Und geböte der Unbekannte nicht;
Pflicht ist für dich
Der Vollkommenheit Gesetz,
Der ewig unwandelbaren,
Vor allem vorhandenen;
Und die Harmonie des Weltalls
Deutet auf sie!

Und lohnte kein Jenseits;
Und strafte kein Jenseits;
(Nur irrende Leiter sind Lohnsucht und Furcht;)
Gehorche der Pflicht!
Bewahre die Krone, die du hast,
Der Menschheit Würde!
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den großen Lehrer,
Den Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande lös't,
Der's mit dir endet, oder vollendet!
Glaube, er wird es vollenden!
Glaub' an dich und Unsterblichkeit!
Was drüben seyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrtest und übtest;
Wohl dir! du hast dich!

10) von Christian Schreiber.

Die Sprüche des Lebens.

Es regt sich die Menschheit in ewiger Fülle;
Das Göttliche ruht in erhabener Stille! —
Und wie auch gebietet der Wechsel der Zeit,
Sie ist nur ein Bild der Unendlichkeit;
Und wirst du auch nimmer das Leben ergründen,
So strebe, dich selbst in dem Leben zu finden.

Es schauet dein Blick nur die endliche Scene,
Es höret dein Ohr nur verrauschende Töne;
Das Leben ist Schatten, die Ewigkeit Licht,
Die Sinne erforschen das Göttliche nicht.
Doch was dir vertrauen die innern Gefühle,
Dem folge, du nahest dem ewigen Ziele! —

Es giebt eine Ahnung, ein heiliges Glauben! —
Wer wollt' es der Menschheit, der Hoffenden, rauben? —
Denn wie auch die Meinung der Völker getrennt,
Eins ist, was ein jeder im Herzen bekennt;
Daß ein Höheres ist, als das Leben im Staube,
Und das ist der wahre, der einzige Glaube!

Es giebt eine Liebe zum Hohen und Schönen,
Nach stiller Verklärung ein inniges Sehnen;
Denn wie auch der Wüstling die Liebe entehrt,
Die Reine hat stets ihre Würde bewährt;
Und sänken ermattet die feurigsten Kräfte,
Die Liebe belebt sie zum neuen Geschäfte.

Es giebt eine Hoffnung zu glücklichern Stunden,
Ein heilender Balsam für blutende Wunden;
Und wie auch die Täuschung, der Trug uns umflicht,
Die tröstende Hoffnung verlässet dich nicht.
Sie läßt dich nicht sinken im Strome der Zeiten;
Durch sie erst gewinnet das Leben Bedeuten.

Die Räthsel des Lebens, — wer lös't sie dem Auge? —
Wer ist, der hinab in die Tiefe sich tauche,
Die Perle zu suchen auf trüglichem Grund? —
Wer thut uns den Urquell des Göttlichen kund? —
Tief unter den Bildern, da lieget die Wahrheit,
Und über dem Scheine nur findest du Klarheit!

11) von Tiedge.

Unsterblichkeit und Gottheit.
(Bruchstück aus der Urania.)

— Zwei Stunden Zeit, zu werden und zu schwinden,
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt:
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß ans Unendliche das Endliche sich drängt?

Die Rose fällt, die Duftgestalt geht unter! —
Der Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Verwes't, verwittert, und in bunter
Verwandlung wiederkehrt — er bleibt!
Und ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wütend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?
Doch warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gehört.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig wiederkehrt.
Durch Tode soll der Mensch erst leben lernen;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Die Sonn erlischt, — zu tausend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf!
Verlaß den Laubesitz voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! Vernimm dort die Natur,
Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter;
Und fühle deine eigne Götterspur.
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,
Wir ahnen einen tiefen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't;
O welche Flut des Seyns! Die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,

Wenn sie das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkohren ist.
Wie? oder ist es eines Traumgesichtes
Verirrung nur, die uns ein hell'res Seyn verspricht?
Ist dieser Drang nach höherm Licht
Nicht Weissagung des höhern Lichtes?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht gebohren;
Zu einem höhern Loos' erkohren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der lichten Sonnenfeier;
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum versteckt.
Und sieh! des Dulders finstern Horizont
Umzittert, wie ein rother Morgenschimmer,
Ein stilles Leuchten, das die Trümmer
Des Lebens freundlich übersonnt.
Der Wolkenvorhang war hinweggezogen;
Wie eine junge blühende Natur
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur;
Da war's, als sprach' ein Geist zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!

Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht!"

Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur,
Und die Erscheinung schwebt vorüber;
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht, woher? wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!

Seyn werd' ich, weil ich bin! des Daseyns höchste Blüthe,
Des Daseyns Bürgschaft ist die Kraft in meiner Brust,
Die Kraft, daß ich die Tugend mir gebiete;
Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt.

Wie Geist und Körper ist, und wie sich Eins hinüber
Ins Andre tief zu Einem Seyn verflicht,
Zu einem solchen Seyn! der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber!
Erforschten wir es auch; sprich, was gewönnen wir?
Genug, die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseits der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde,
Das Heilige gehört dem Himmel an! —

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich,
Und hinter ihm, wo die Gewalten ringen,
Verrauscht der Sturm am dürren Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstralt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender stralt sein ahnender Traum!

Es ist von ihm hinweggesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schoos der Natur!
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstral, der in dies Leben fällt.
Woher der Stral? Er zeigt von einer höhern Sonne,
Und deutet mächtig hin auf eine Geisterwelt,
Es ist ein Gott! und sieh, die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstral; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht voll Todesgeister lag!
O Mensch, vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt.
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben;
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Und Heil und Heiligkeit sind zwei verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher kann sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben,
Sind in sich, durch sich eins; Gott fasset sie allein!
Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt?
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhab'ne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbahrt.

Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur.
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihm zu der Natur.
Du zweifelst nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahnest Größe dort, und schaust entzückt hinan.
Ist denn die Geisterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiste fängt das Reich der Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wann tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt;
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Ich war dem Tropfen Zeit entronnen;
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Ocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworf'ne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit durch unermeßne Fluren
Die tausend Arme wundervoll hinaus;
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstralen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monden hin und Erden,
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen,
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der
Sphären.

Ha, welch ein Gottesdienst der Nacht! und doch kein
Gott? —
Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! Hier ist, hier waltet Gott!
Sein Odem weht durch diese Stralenlaube;
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube!
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt;
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.
Es sey kein Gott! und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt,
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schoos des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief in aller ihrer Pracht
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht sich bilde?
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schoos wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: woher? wohin?
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Sternenschrift: Ich bin!
So find' ich denn im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstral hüpft:
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestralt von seiner Göttlichkeit;
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
Gott ist das All, das All ist Eins!
Ihn preißt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt;
O glaub' es dir, und den Versicherungen
Von tausend Welten, daß Gott ist!
Sey denn mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert;
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie!
Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündigt ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus in die mit Welten umblühete Flur.
Es ist ein Gott, antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott.
Und leise spricht im flötenden Nachtigallliede
Der Hain es nach: es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Leiden des Lebens,
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott;
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: es ist ein Gott!

12) von Pölitz.

Die zehn Gebote vom Hirschensteine *).

Ein zweiter Sinai, erhebet in die Lüfte
Sein graues Haupt der Hirschenstein,
Und Gottes Allmacht grub in diese Granitklüfte
Zehn heilige Gebote ein.

Von Allem, was da lebt im Staube, fühlet Keiner
In sich des ewgen Daseyns Spur;
Unendlich ist im ganzen Geisterreich nur Einer,
Der waltet groß in der Natur.

Ihn sucht dein sehnend Herz; ihm beugt sich dein Gewissen;
Du sollst ihn lieben, ihm vertraun.
Du sollst des Vaters Segen rings um dich genießen;
Doch wähne nicht, ihn selbst zu schaun.

Du sollst das Gute um des Guten willen üben;
Denn dann nur ist dein Wille rein.
Du sollst dich selbst, doch mehr noch deine Brüder lieben,
Und einig mit dir selber seyn!

Zur Herrschaft soll schon hier das ew'ge Recht gelangen,
Der Sultanismus untergehn;
Im Frieden soll die mütterliche Erde prangen,
Und hoch der Freiheit Fahne wehn!

Der Zwingherrn Fesseln, und der Diplomaten Sünden,
Sie sollen einst, noch wär's zu früh,
Ins Grab, das sie sich selbst bereiten, niederschwinden;
Denn Gottes Kraft zerschmettert sie.

*) im Karlsbade am 7 Aug. 1818 niedergeschrieben, und in den thüringischen Erhohlungen abgedruckt.

Du sollst als freier Geist nach höchster Reife streben,
Kein Sklave fremder Meinung seyn;
Denn nur die selbsterrung'ne Wahrheit führt zum Leben
Und zu dem innern Frieden ein.

Du sollst das Reich des Lichts auf Erden weit verbreiten;
Gott wohnt im Licht, und schuf das Licht,
Und er erzieht uns hier zum Licht der Ewigkeiten —
Was auch des Bonzen Irrsinn spricht.

Doch störe nie den Bruder, der nach andrer Meinung
Dem Weltenurgeist schüchtern naht;
Wir alle harren jenseits erst des Lichts Erscheinung,
Und gehn hier einen dunkeln Pfad.

Du sollst, willst du dem Vater in den Höhen gleichen,
Sein Ebenbild auf Erden seyn;
Dem Strauchelnd-Fallenden die Hand der Liebe reichen,
Und selbst dem Sünder gern verzeihn.

Du sollst nicht angstvoll zweifeln, nicht im Glauben wanken,
Wann sich das letzte Licht verliert;
Der Vorsicht Plan stammt nicht aus irdischen Gedanken;
Genug, daß dich ein Vater führt!

Du bist unsterblich! Lüfte kühn des Geistes Schwingen
Im Vorhof seines Heiligthums!
Wann Geist und Leib sich trennen, wirst du siegreich dringen
Zu höhern Tempeln seines Ruhms.

Es wird — mag auch des Hirschensteins Geklüft verwittern,
Die Glut des Sprudels untergehn,
Des Kreuzbergs wilde Höh' im Sturme niederzittern, —
Dies heilige Gesetz bestehn!

---

3) Die epische Form der Dichtkunst.

37.

Charakter und einzelne Theile der epischen Form der Dichtkunst.

Wenn der Character der didactischen Form der Dichtkunst auf der zur ästhetischen Einheit erhobenen Darstellung von Gefühlen beruht, die durch Begriffe des Verstandes, oder durch Ideen der Vernunft aufgeregt und hervorgebracht werden; so beruht der Charakter der epischen Form der Dichtkunst auf der zur ästhetischen Einheit erhobenen Darstellung von Gefühlen, die durch Gegenstände in der Naturwelt, oder durch Vorgänge im Reiche der menschlichen Freiheit angeregt und erzeugt werden.

Denn ob es gleich der allgemeine Charakter der Dichtkunst, und die Grundbedingung jedes einzelnen dichterischen Erzeugnisses ist, daß Gefühle dargestellt, und diese, vermittelst der idealischen Gestaltung des Stoffes, zur Einheit der Form verbunden werden; so unterscheiden sich doch die einzelnen Hauptklassen der Dichtkunst dadurch von einander, daß der darzustellende Stoff in der lyri-

schen Form in unmittelbaren Gefühlen des Dichters, in der didactischen Form in Gefühlen, hervorgebracht durch Begriffe des Verstandes oder durch Vernunftideen, und in der epischen Form in Gefühlen, vermittelt durch die Wahrnehmung von Naturgegenständen oder durch die Thatsachen und Wirkungen der menschlichen Freiheit, besteht. So wie also beim Lehrgedichte ein Begriff des Verstandes oder eine Idee der Vernunft die Gefühle im Gemüthe des Dichters aufreget, welche, unter der Thätigkeit der idealisirenden Einbildungskraft, zur vollendeten Einheit der Form verbunden werden; so sind es im epischen Gedichte entweder Gegenstände und Erscheinungen in der Naturwelt, oder Individuen, Thatsachen und Vorgänge in der Welt der Freiheit, welche Gefühle anregen, denen die Einbildungskraft, vermittelst des freien Spieles ihrer Thätigkeit, die idealische Hülle ertheilt.

Die Stoffe der epischen Dichtkunst unterscheiden sich daher von den Stoffen der geschichtlichen Prosa, bei aller übrigen Verwandtschaft mit denselben, theils dadurch, daß sie Gefühle, welche durch Thatsachen und Ereignisse veranlaßt werden, und nicht zunächst und ausschließend Thatsachen und Vorgänge schildern, wie die geschichtliche Prosa; theils dadurch, daß kein reingeschichtlicher Stoff als episch betrachtet und behandelt werden kann, der nicht an sich geeignet ist, Gefühle zu erregen, und der nicht in dem Gemüthe des epischen Dichters die aufgeregten Gefühle zur ästhetischen Einheit erhebt. Es werden also nicht alle geschichtliche Stoffe, ohne Ausnahme, der epischen Darstellung fähig seyn. Denn so wie es Begriffe, Ideen und Gegenstände der menschlichen Erkenntniß giebt, welche keine Ge-

fühle für die ästhetische … in … chen
D… zu vermittel… ; … uch
… stände und … d… eit
(… inkender S… ern…
s… , eine Lazar… io…
u. … ich nicht fü… isch
ge… eil sie da… ü
da… dichterisch
reg… urch diese
kraf… eie Th
einer … Form
… ese Be…

kunst … en S…
wird … ande…
schädigt … as
Prosa …
turgegen…
nach ihr…
ihrer äst…

ge…
sche…
in d…
Dichtel…
und Ge…

Dichter eines Romans vorwirft, er habe einen
Marc Aurel, einen Karl den Großen, einen Attila,
...n Tamerlan, eine Jungfrau von Orleans, eine
...ria Stuart, u. a. nicht mit geschichtlicher Treue
... Dies war weder sein Beruf, noch seine
... Allein wenn er diesen, im Allgemeinen
...rklichen Welt entlehnten, Stoff durch
...lung nicht zu idealisiren, wenn er ihm
...etische Einheit der Form zu ertheilen,
...t innerhalb dieser Form tiefe, innige
...efühle auszuathmen vermochte; dann
... den Stab über sich selbst gebrochen,
... Historiker, noch Dichter war, in=
...e nicht seyn wollte und zu seyn nö=
... zweite aber, aus Mangel an Tiefe
... aus Mangel an schöpferischer, die
...etischen Form erzeugenden, Einbil=
...zu seyn vermochte. Sobald aber
... mit schöpferischer Kraft über den,
...ichte entlehnten, Stoff waltet,
...ästhetische Zwecke in idealischen
...obald darf ihn das Urtheil der
...cht kümmern, wenn sie über
... Gebiet Klage führen. Denn
...ft des Geistes zu, den rein
... einer vollendeten Form des
... nach allen Bedingungen des
...stalten; so werden sie inner=
...n so classisch erscheinen, als
...m seinigen, und Niemand
... Schlözer, Spittler,
...achler, Luden u. a. auf
...r gediegenen Form der ge=
... den classischen Dichtern in

fühle für die ästhetische Darstellung in der didactischen Dichtkunst zu vermitteln vermögen; so giebt es auch Naturgegenstände und Vorgänge in der Wirklichkeit (z. B. ein stinkender Sumpf, ein verwesender thierischer Leichnam, eine Lazareth-Amputation, eine Section u. s. w.), die sich nicht für die dichterischen Darstellungen eignen, weil sie das Gefühl zurückstoßen, statt daß es für die dichterische Behandlung mächtig aufgeregt, so wie, durch diese Aufregung, die Einbildungskraft in eine freie Thätigkeit zur Hervorbringung einer idealischen Form versetzt werden soll.

Allein für diese Beschränkung der epischen Dichtkunst von der einen Seite in Hinsicht des Stoffes, wird sie von der andern wieder hinreichend entschädigt, daß sie, was dem Geschichtschreiber in der Prosa nie verstattet ist, theils die wirklichen Naturgegenstände und Thatsachen der Geschichte, nicht nach ihrer geschichtlichen Wahrheit, sondern nach ihrer ästhetischen Darstellbarkeit, d. h. nach den Gesetzen des Ideals behandeln, theils daß sie sogar, nach der Aehnlichkeit wirklicher Erscheinungen und Vorgänge, Naturerscheinungen, Individuen und Thatsachen, die nie im Kreise der wirklichen Welt bestanden, durch die schöpferische Einbildungskraft ins Daseyn rufen darf, unter der einzigen Bedingung, daß der darzustellende Stoff einen ästhetischen Charakter trägt, und daß er von dem Dichter zur vollendeten Einheit der Form erhoben wird.

Durch dieses freie Schaffen einer idealischen geschichtlichen Welt unterscheidet sich daher der epische Dichter wesentlich von dem Geschichtsschreiber in der Prosa. Es heißt den Charakter der epischen Dichtkunst, nach der Unermeßlichkeit ihrer Stoffe und Gebilde, ganz verkennen, wenn man z. B. dem

Dichter eines Romans vorwirft, er habe einen Marc Aurel, einen Karl den Großen, einen Attila, einen Tamerlan, eine Jungfrau von Orleans, eine Maria Stuart, u. a. nicht mit geschichtlicher Treue gezeichnet. Dies war weder sein Beruf, noch seine Aufgabe. Allein wenn er diesen, im Allgemeinen aus der wirklichen Welt entlehnten, Stoff durch seine Behandlung nicht zu idealisiren, wenn er ihm nicht die ästhetische Einheit der Form zu ertheilen, wenn er nicht innerhalb dieser Form tiefe, innige und warme Gefühle auszuathmen vermochte; dann hat er freilich den Stab über sich selbst gebrochen, weil er weder Historiker, noch Dichter war, indem er das erste nicht seyn wollte und zu seyn nöthig hatte, das zweite aber, aus Mangel an Tiefe des Gefühls und aus Mangel an schöpferischer, die Einheit der ästhetischen Form erzeugenden, Einbildungskraft nicht zu seyn vermochte. Sobald aber der epische Dichter mit schöpferischer Kraft über den, der wirklichen Geschichte entlehnten, Stoff waltet, und denselben für ästhetische Zwecke in idealischen Formen ausprägt; sobald darf ihn das Urtheil der strengen Historiker nicht kümmern, wenn sie über den Eingriff in ihr Gebiet Klage führen. Denn kommt ihnen die Kraft des Geistes zu, den rein geschichtlichen Stoff zu einer vollendeten Form des prosaischen Styls, nach allen Bedingungen des Gesetzes der Form, zu gestalten; so werden sie innerhalb ihres Gebietes eben so classisch erscheinen, als der epische Dichter in dem seinigen, und Niemand wird Bedenken tragen, Schlözer, Spittler, Johannes Müller, Wachler, Luden u. a. auf gleiche Linie, innerhalb der gediegenen Form der geschichtlichen Prosa, mit den classischen Dichtern in

den Formen der epischen Dichtkunst zu stellen, so verschiedenartig auch die Art und Weise ist, wie der Prosaiker, und wie der epische Dichter dem Gesetze der Form Genüge leistet.

38.

Fortsetzung.

Unverkümmert bleibt daher dem epischen Dichter das Recht, gleich dem Geschichtsschreiber in der Prosa, über alle Stoffe der beiden geschichtlichen Kreise: der Vergangenheit und der Gegenwart, unter der einzigen Bedingung zu gebieten, daß diese Stoffe ästhetisch darstellbar sind. Allein vorzugsweise vor dem Geschichtsschreiber in der Prosa behauptet der epische Dichter auch das Recht, eine idealische Vergangenheit und Gegenwart, als reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft zu gestalten, sobald er den frei ins Daseyn gerufenen Stoff theils nach dem Gesetze der logischen und ästhetischen Möglichkeit, theils nach dem Gesetze der Form, als eine in sich gediegene und vollendete Kunstform, behandelt. Unter diesen Bedingungen gehört die ganze Zauber- und Geisterwelt in den Kreis der Stoffe des epischen Dichters, die er in den meisten einzelnen Formen der epischen Dichtkunst, in dem ernsthaften und komischen Epos, in der Romanze, Ballade, in der Legende u. s. w., mit dichterischer Freiheit anwenden kann; nur daß alle, der wirklichen Welt nicht einheimische, Wesen (z. B. Engel, Teufel, Feen, Sylphen, Nixen u. a.) nach dem Gesetze der logischen Möglichkeit und der ästhetischen Darstellbarkeit sich ankündigen müssen. Gegen die logische Möglich-

keit verstößt aber blos der Unsinn, d. h. was nach dem Gesetze der formellen Wahrheit, ohne innern Widerspruch, nicht gedacht werden kann; so wie gegen die ästhetische Darstellbarkeit das verstößt, was keine Schönheit der Form verstattet, was mithin nie unter das Gesetz der Form — das höchste für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte — gebracht werden kann.

Weil aber unzählige einzelne vollendete Formen der epischen Dichtkunst ohne diese Beimischung einer Zauber = und Geisterwelt bestehen; so darf diese sogenannte Maschinerie nicht als zum Wesen der epischen Dichtkunst selbst erforderlich betrachtet werden, wie einige Theoretiker gethan haben. Denn so gewiß diese Maschinerie, nach den vorhandenen classischen Dichtern in der epischen Form, zu den Eigenthümlichkeiten der epischen Dichtkunst gehört; so gewiß darf sie doch nur zum Luxus, und nicht zum ursprünglichen Wesen dieser dichterischen Form gerechnet werden, weil sonst die Maschinerie bei keinem einzelnen classischen Erzeugnisse der epischen Dichtkunst fehlen dürfte. —

Noch aber gehört es zu der Erweiterung des reichen Gebietes der epischen Stoffe, daß der epische Dichter — nächst den Thatsachen und Erscheinungen in der Wirklichkeit, sie heiße Vergangenheit oder Gegenwart, und nächst den durch die Einbildungskraft ästhetisch umgeschaffenen wirklichen Vorgängen, oder vermittelst der Einbildungskraft, nach dem Gesetze der logischen Möglichkeit und ästhetischen Darstellbarkeit, völlig neugestalteten Individuen, Begebenheiten und Naturerscheinungen, — eben so gut auch abwärts von dem Menschen (z. B. in der Fabel) seine Stoffe aus dem Kreise

der unbelebten und der thierischen Organisationen, wie aufwärts aus den Kreisen der übersinnlichen Welt entlehnen, und beide Kreise mit dem unmittelbaren Kreise der menschlichen Freiheit in Verbindung und Wechselwirkung bringen kann, doch jedesmal nach einem festbestimmten Verhältnisse beider Kreise zum Kreise der menschlichen Freiheit. Denn das in der Fabel dargestellte Thier erscheint so wenig um seiner selbst willen, als das höhere Wesen in dem Epos und in der Ballade; beide sind des Menschen wegen da, um entweder den thierischen Instinkt in einer ästhetischen Verhüllung an den Wirkungskreis der menschlichen Freiheit zu halten, oder ein übersinnliches Wesen, nach seiner geistigen und überirdischen Kraft, in Gegensatz und Widerstreit, oder auch in Verbindung und Unterstützung mit den geistigen und physischen Kräften der handelnden Individuen zu bringen.

Die dramatische Form der Dichtkunst, die der epischen nahe verwandt ist, unterscheidet sich dadurch wesentlich von derselben, daß in der epischen Form der Dichter in seinem eignen Namen spricht und wirkt, während der dramatische Dichter seine Individualität ganz aufopfert, und die Personen, die er schildert, selbst in die Mitte der Darstellung versetzt, um durch dieselben die Handlung durchführen und die ästhetische Einheit der Form vollenden zu lassen.

Die einzelnen Formen der epischen Dichtkunst sind:

a) das ernste Heldengedicht;
b) das komische Heldengedicht;
c) die Romanze und Ballade;

d) die Legende;
e) die poetische Erzählung;
f) die Fabel.

39.

a) Das ernste Heldengedicht.

Der Charakter des ernsten Heldengedichts beruht auf der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des Kampfes der menschlichen Kraft überhaupt, besonders aber der Kraft des freien Willens mit der Macht des Schicksals. Das Heldengedicht versinnlicht daher zwei einander gegen über stehende Größen: Freiheit und Naturnothwendigkeit; die erste vergegenwärtigt in der Thätigkeit eines menschlichen Wesens, die zweite in einer auf den Menschen eindringenden äußern Macht und Gewalt, so daß die ästhetische Aufgabe des Epos und die Wirkung desselben in der Darstellung dieses Anwogens zweier feindlicher Kräfte gegen einander sich ankündigt, wodurch, bei der Anschauung dieses Kampfes, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust angeregt wird, bis zuletzt im Augenblicke der ästhetischen Vollendung der Form — es siege nun der Held über das feindliche Schicksal, oder er unterliege demselben — das Gefühl der Lust das Uebergewicht über das Gefühl der Unlust behauptet. Das Heldengedicht verlangt also Handlung, und zwar Handlung eines menschlichen d. i. eines, neben der physischen Kraft, mit geistiger Kraft und mit Freiheit des Willens ausgestatteten, aber unter den Schranken der Endlichkeit stehenden, und gegen die

Macht der Naturnothwendigkeit, oder gegen die Vernichtung drohende Freiheit Andrer, anstrebenden Wesens. Denn im Epos wird unter dem Schicksale, das der Kraft des Helden feindlich sich entgegenthürmt, bald die in ihren Ankündigungen unaufhaltbar wirkende äußere Natur, bald die mit allem Nachdrucke berechneter Klugheit und abgemessener Bosheit anstrebende feindliche Freiheit andrer Wesen seiner Gattung, bald beides zusammen in abwechselndem Kampfe, bald aber auch der Antheil überirdischer Wesen an diesem mächtigen Kampfe verstanden. Von selbst folgt daraus, daß — sobald der Dichter seines Stoffes völlig mächtig ist — die ästhetischen Eigenschaften der Kraft, des Kühnen, des Edlen und Würdevollen, des Unerwarteten und Wundervollen, des Großen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen und Rührenden (vgl. Th. 1. §. 51. 53—59), für die Aufnahme in das ernste Heldengedicht besonders sich eignen, so wie, durch die Vergegenwärtigung dieser Eigenschaften innerhalb der vollendeten epischen Form, in dem Gemüthe des Anschauenden der Kampf des Gefühls der Lust mit dem Gefühle der Unlust veranlaßt wird, der, nur in dem Augenblicke der Entscheidung der epischen Handlung, in den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Lust übergeht.

Ob nun gleich der im Epos dargestellte Held eben so nach seiner physischen Kraft, und nach seinen geistigen Vermögen, namentlich nach der Größe seiner Vernunft und nach der Innigkeit seines Gefühls, wie nach seiner sittlichen Freiheit im Kampfe mit dem auf ihn eindringenden feindlichen Verhängnisse erscheinen kann; so erfüllt doch der Kampf der sittlichen Kraft gegen die Macht

des widrigen Schicksals mit einem erhöhtern gemischten Gefühle der Lust und der Unlust, als die bloße Wahrnehmung der Aeußerung der physischen oder intellectuellen Kräfte, obgleich die ästhetische Wirkung des Heldengedichts zunächst auf dem idealisirten Anstreben gegen große, während des Kampfes fortdauernd gesteigerte, Schwierigkeiten beruht, in deren Besiegung die dem Helden einwohnende Kraft sich bewährt.

Unter dieser Bedingung darf es auch nur Ein Individuum seyn, das im Mittelpuncte der dichterischen Darstellung steht. Auf diesen Helden muß sich alles im Epos beziehen; alles muß um seinetwillen da seyn; nichts darf in die Darstellung aufgenommen werden, das nicht in näherer oder entfernterer Verbindung mit ihm, und zwar nach dem Verhältnisse stände, in welchem er seine Kraft thätig beweiset. Das Erste daher, worauf es im Epos ankommt, bleibt die versinnlichte Darstellung, Haltung und Durchführung des Helden und der Aeußerung seiner durch das Schicksal aufgebotenen Kraft. Das Zweite ist die dichterische Schilderung der Macht des Schicksals, gegen welche er kämpft. Zwischen seiner Kraft und der Macht des Schicksals muß aber in der epischen Kunstform das sorgfältigst berechnete Verhältniß herrschen. Denn wäre die Macht des Schicksals ursprünglich stärker, als die Kraft, die gegen sie ankämpft; so wäre der Sieg des Schicksals im Voraus entschieden. Wäre hingegen die Kraft des Helden, als solche, sogleich in ihrer ersten Ankündigung überwiegend über die Gewalt des Schicksals, das sie zum Kampfe anregt; so könnte der Held nicht der Gegenstand unsrer Theilnahme und Bewun-

derung werden, weil nur die Gleichmäßigkeit der Kraft des Andranges und des Widerstandes die hohe Bewegung und den innern Kampf der Lust und Unlust im Gefühlsvermögen hervorbringt. Nur dadurch also, daß, bis zum Schlusse des Epos, gleichmäßig mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden in einer unverkennbaren Steigerung sich ankündigt, wird das Interesse an der Darstellung erhalten und erhöht. Mag übrigens der Held zuletzt siegen oder unterliegen; so streitet beides nicht mit dem Charakter des Epos; nur muß der Held, wann er unterliegt, als ein Wesen fallen, das bis zum letzten Augenblicke den Anspruch auf Achtung, Theilnahme und Bewunderung behauptet. Selbst der überirdische, der göttliche Held muß, sobald er im Epos erscheint, als sittlich vollendeter Mensch, im Vollgefühle und in der Vollkraft aller höhern geistigen Vermögen, nach der höchsten Reife der Vernunft, nach der größten Innigkeit, Reinheit und Stärke des Gefühls, und nach der unwiderstehlichen Kraft der geläutertsten sittlichen Freiheit sich ankündigen, um, ausgestattet mit dieser Gesammtheit vollendeter Eigenschaften, den großen Kampf mit der andringenden Macht des feindlichen Schicksals zu bestehen; denn der Knoten, dessen Schürzung auf der Steigerung dieses Kampfes beruht, soll nicht durch überirdische Kräfte zerhauen, sondern durch die Kraft des freien Willens gelöset werden.

Der Dichter des Epos ist, wie die Theorie der epischen Dichtkunst überhaupt (§. 37 und 38.) zeigte, wenn er auch geschichtliche Thatsachen zur Unterlage seiner Darstellung wählt, nicht an das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit gebunden; wohl aber muß

er die dichterische Wahrheit, die innere Nothwendigkeit in den Handlungen des Helden, und den innern Zusammenhang zwischen der Freiheit des Helden und der Macht des Schicksals festhalten, weil ohne diese innere Nothwendigkeit keine Einheit der ästhetischen Form möglich ist. Aus dem Festhalten dieser innern Nothwendigkeit ergiebt sich die Eintheilung des Epos in die einzelnen Acte oder Gesänge, so daß jeder einzelne Gesang ein in sich abgeschlossenes Ganzes des dargestellten Kampfes zwischen der Freiheit des Helden und der Macht des Schicksals bildet, obgleich jeder einzelne Gesang mit den vorhergehenden und nachfolgenden Gesängen im nothwendigen Zusammenhange stehen muß. Selbst die Aufnahme des Wunderbaren und Uebersinnlichen in das Heldengedicht (§. 38.) steht unter diesem Gesetze der innern ästhetischen Nothwendigkeit, so daß es keinen zufälligen und außerwesentlichen, sondern einen nothwendigen Bestandtheil der ganzen Handlung bildet.

Die künstlerische Anlegung, Haltung und Durchführung des Epos, der darin vorherrschende Ton des Gefühls, und die wechselnde Farbengebung in den einzelnen dargestellten Gruppen und Schilderungen, ist eine Wirkung der Begeisterung und der schöpferischen Einbildungskraft des Dichters, und wird deshalb — im ganzen Umfange der ästhetischen Form — das Gepräge der Individualität des Dichters an sich tragen. Je größer seine dichterische Kraft ist, den Helden nach allen seinen Handlungen und Ankündigungen im Glanze des Ideals, und, ihm gegen über, die Macht des Schicksals in ihrem ganzen Umfange darzustellen; je bestimmter das Gesetz des innern Zusammenhanges und der Nothwendigkeit

zwischen allen einzelnen Theilen herrscht, und je mehr es ihm gelingt, das Interesse an der Darstellung bis zu dem Schlusse hin zu steigern; desto umschließender und sicherer wird die Wirkung des Epos seyn.

Wenn man in neuerer Zeit den ästhetischen Charakter des Epos beinahe zu überschätzen und die epischen Dichtungen über die lyrischen zu stellen suchte; so darf man, um beide gehörig zu würdigen, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden nie übersehen. Die lyrische Form der Dichtkunst versinnlicht nämlich die höchste Kraft des intensiven Lebens der Gefühle, die epische Form die möglichst höchste extensive Ankündigung dieser Gefühle in Handlungen, welche rückwärts in dem menschlichen Gefühlsvermögen begründet und mit den Aeußerungen dieser Gefühle vergesellschaftet sind. Die Aufgabe und der Zweck der lyrischen Dichtkunst ist daher die sinnlich vollendetste Subjectivität, so wie die Aufgabe und der Zweck der epischen Dichtkunst die sinnlich vollendetste Objectivität. — Ungeachtet dieser ursprünglichen Verschiedenheit ihres ästhetischen Charakters, stehen aber doch die lyrische und epische Form der Dichtkunst einander gleich in Hinsicht des ästhetischen Gehalts; denn dieser beruht nicht auf der Wahl des dichterischen Stoffes, sondern auf der Gediegenheit und ästhetischen Vollendung der Form, so wie das größere Wohlgefallen entweder an der lyrischen, oder an der epischen Form — bei gleicher Classicität derselben — von der individuellen Stimmung dessen abhängt, der bei der Betrachtung dieser Kunstformen verweilt.

Man darf übrigens den modernen Epos nicht mit dem griechischen verwechseln; denn mehr, als

die lyrische und didactische Form der Dichtkunst, trägt die epische die Farbe und das Gepräge der einzelnen Völker und Zeiten, weil ihr Individuen, Ereignisse und Thatsachen zum Grunde liegen, die nur im Lichte ihrer Zeit ganz richtig aufgefaßt werden können. So viel daher auch der epische Dichter von der geschichtlichen Wahrheit in seiner Darstellung abgewichen seyn mag; so wird er doch das Zeitalter, mit seinen Vorstellungen und Ansichten von Religion und Staatsleben, so wie das Volk nicht verläugnen können, aus dessen Geschichte mehr oder weniger in die einzelnen Schilderungen — vielleicht selbst nur in die Episoden — des Epos übergeht. Dies gilt von der Ilias und Odyssee, wie von dem Heldenbuche und dem Niebelungenliede. Kein Dichter der griechischen und römischen Vorzeit hätte des heiligen Grals, oder des Ezels und Siegfrieds gedenken können, und Dante in seiner göttlichen Komödie, Tasso in seinem befreiten Jerusalem kündigen nicht nur sogleich sich als christliche Dichter, sondern auch — im Gegensatze der Ritterdichtkunst des eigentlichen Mittelalters — als epische Dichter im ausgehenden Mittelalter an. Eben so tragen Miltons verlornes und wiedergefundenes Paradies theils den Charakter eines brittischen Dichters, theils die Farbe der religiösen und kirchlichen Ansichten seiner Zeit. Dies gilt selbst von dem vollendetsten Epos in teutscher Sprache, von Klopstocks Messiade. — v. Schönaichs Hermann, oder das befreite Teutschland, Bodmers Noachide, und Joh. Elias Schlegels Heinrich der Löwe stehen, in Hinsicht der ästhetischen Haltung, weit hinter dem Messias. Kräftig war der Ton in Zachariä's Schöpfung

der Hölle; sein Cortes aber, und Wielands Cyrus blieben Bruckstück. Geßners Tod Abels und Voß Luise müssen als idyllisches Epos aufgeführt werden. Allein v. Sonnenberg schwang sich im religiösen Epos — im (unvollendeten) Weltende, und in Donatoa — dem Sänger des Messias am nächsten; so wie v. Alxinger im Doolin von Mainz und im Bliomberis, und Fr. Aug. Müller im Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert dem Wilden — mit wenigen andern — im ernsten weltlichen Epos nicht ohne Achtung genannt zu werden verdienen, wenn auch der ästhetische Gehalt ihrer Epopöen nicht überfeiert werden darf.

40.

Beispiele aus dem ernsten Heldengedichte.

1) vom Freiherrn v. Schönaich († 1807; 81 Jahre alt).

(aus s. Hermann, oder das befreite Teutschland; neue Aufl. Leipz. 1753. — Bruchstück aus dem zwölften Buche, wo Hermann die Teutschen den unter Varus sich nähernden Römern entgegen führt.)

„Jauchzet Brüder, rufet Hermann, daß sie so vermessen sind;
Daß die längst gehemmte Rache endlich Platz und Feld gewinnt;
Gold und Purpur gleißen zwar auf den aufgeputzten Waffen;
Aber was kann Gold und Glanz wider Stärk' und Tugend schaffen?
Marsen! schaut! das sind die Feinde, die euch Joch und Ketten dräun;

Schaut doch die vergoldten Waffen! Sollten die euch schrecklich seyn?
Friesen, Sachsen, dämpft die Welle, die von jenem Hügel braust!
Folgt Cherusker, und ihr Katten, thut, wie eures Fürsten Faust!
Es wird keine Kunst doch seyn, Weichlinge zu überwinden;
Und der Stolzen Lager muß heut in Rauch und Dampf verschwinden.
Rastolf, nimm dort jenes Adlers, der so prächtig schimmert, wahr;
Stell' ihn, Herzog, nach dem Treffen im geweihten Haine dar!
Wer des Varus Scheitel wird vor des Hermanns Füße bringen;
Dem soll unsrer Barden Mund Lob und Dank und Lieder singen."

Säng ich gleich mit Götterstimmen, würde doch mein Lied zu schwach;
Welche Göttin folgt den Helden unter Schwert und Spieße nach?
Zwar die Zwietracht schürt die Glut, und Bellonen sieht man toben;
Und Morbona selber hat ihre Schwingen frech erhoben.
Krachend bricht sie aus der Hölle, bringet Tod und Schrecken mit;
Das bewegte Teutschland zittert, wenn die Göttin niedertritt.
Aus den Wüsten treibt sie Volk; sie entzündet Süd' und Norden;
Und die stets beeiste Welt ist zur Schlacht gerufen worden.

Hier spannt Mavors seinen Bogen, und sein Ruf erhitzt
die Schlacht;
Römer und auch Teutsche gleiten, weil das Blut sie
gleiten machte.
Varus, den die Schlacht nunmehr, Noth und Schand'
und Ruhm entflammen,
Sammlet seinen ganzen Muth in der stolzen Brust zu-
sammen.
„Römer, ruft er, denkt an Cäsar, denkt an Rom und
an die Welt,
Die nun ihre scheuen Blicke nur auf euch gerichtet hält.
Folget mir!" und also bricht er der Ketten feste Glieder;
Rastolf selber wird gehemmt; Teutsch' und Römer sin-
ken nieder;
Diesen flammen Ruhm und Ehre, und die goldnen Adler an;
Jenen treibt die Freiheit wieder, die er nicht verlieren
kann. —
Varus, der sich von dem Sande unterdessen auf-
gemacht,
Schweigt, und sieht mit bittern Schmerzen seines Heers
gebrochne Kraft.
Zähren voller Blut und Staub dringen von bestaubten
Wangen,
Die Verzweiflung zwinget ihn, nach dem Tode zu ver-
langen,
Rasend greift er nach dem Schwerte, das zerknicket vor
ihm liegt;
Stößt es wütend in den Busen, daß sich Griff und
Klinge biegt.
Sprudelnd springt das Blut und fleußt auf die graus-
erfüllten Matten;
Seine schwarze Seele fleucht zu der Väter edlen Schatten.
Haubold, ein verwegner Teutscher, nimmt der Römer
Feldherrn wahr;

Gleich trennt er mit einem Hiebe seinen Kopf vom Rumpfe gar,
Eilt zum Helden, ruft und spricht: „Fürst, hier liegt der Feind im Staube!"
Hermann siehts, und giebt ihm gleich den vergoldten Helm zum Raube.
Edmund aber wird berufen. „Freund, so klingt des Herzogs Wort,
Bringe diesen Kopf dem Marbod!" Augenblicklich eilt er fort,
Dieses Zeichen des Triumphs, da hier Teutschland Rom geschlagen,
An der Marcomannen Hof zur Beschämung hinzutragen.
So erfocht der Held die Freiheit; so bezwang er die Gefahr,
Die der ganzen Erde schrecklich, und den Teutschen rühmlich war.
Des beeisten Nordens Meer sah die frechen Adler glänzen;
Nur der lorbeerreiche Tag setzte Rom den Rhein zu Grenzen.
Rom erschrack; Augustus bebte; und man hielt den Feind so nah,
Daß der Bürger ganz erschrocken Hermanns Schwert entgegen sah.
Blut von tausend Opfern floß, wie das Fett von den Altären;
Wahn und Andacht sollten nun den erzürnten Schwertern wehren.
Doch der Held war seinen Völkern lang ein Fels, und starker Schild;
Und ist noch den spät'sten Enkeln der vergeßnen Pflichten Bild.
Bei den Teutschen hörte Rom endlich auf, zu überwinden;

Endlich mußte diese Macht durch der Väter Arm verschwinden.
Ach, wo lebt nun wohl ein Hermann? Holder Himmel, schaff' ihn doch!
Teutschland heget ja wohl Helden; aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o, so laß meinen heißen Wunsch gelingen;
Und du, Muse, sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen!

2) von Klopstock († 1803).

Jesus in Gethsemane.
(aus dem fünften Gesange des Messias.)

— Jetzt denkt Gott sich selbst, und das Geisterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht! Da zürnet er. Ruhend
Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche stäube!
Wendet gegen Eloa darauf sein schauendes Antlitz,
Und der Seraph versteht die Red' in dem Antlitz Jehovah's;
Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der Hütte des Bundes
Sich die Führerin weg, die himmelstützende Wolke,
Wenn das Volk, der sichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moses Gebot trug.
Und der Gesendete stand auf einer Mitternacht stille,
Schaute zum Oelberg nieder, erhub die Donnerposaune,
Tönte des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune,
Rufte gegen die Erd', und sprach: Bei dem furchtbaren Namen

Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Abgrunds,
Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht,
Und mit Gericht bewaffnet! Ist einer unter den Himmeln,
Welcher, statt des Menschengeschlechts, im Gericht will erscheinen,
Dieser komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.
Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnellerem Schritte
In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte
Ganz in das Einsame hin. Jehovah hub das Gericht an.
In das Heiligste hast du mich zwar, Sionitin, geführet,
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönete mir von dem Munde die schreckensvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Bergs Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.
Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Graun vor dem Richter,

Gegen sein Antlitz herauf mit stillem Schauer erbebte,
Und im Beben den Staub zahlloser Kinder von Adam,
Alle verdorrten Gebeine der todten Sünder, bewegte,
Lag der Messias, mit Augen, die, starr auf Tabor gerichtet,
Nichts Erschaffenes sahn, des Richtenden Antlitz nur schauten,
Bang, mit Todesschweiße bedeckt, mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung
Den, der Gott war, und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.
Aber da immer bänger die Bangigkeit, heißer die Angst ward,
Dunkler die Nacht, gewaltiger klang die Donnerposaune;
Da stets tiefer bebte der Tabor unter Jehovah;
Statt des Todtesschweißes, vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte gen Himmel die Arm' aus;
Thränen flossen ins Blut; er betete laut zu dem Richter:
Vater, die Welt war noch nicht. Bald starb der Erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verwes'te,
Wurde sie schon die selige Stunde des Leidens erkohren!

Und nun ist sie gekommen! O seyd mir, Schlafende Gottes,
Seyd mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daß ich sterbe! Der du den Arm des Richters emporhältst,
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erschütterst,
Laß die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vorbeigehn!
Vater! es ist dir alles möglich, ach laß sie vorbeigehn!
Ganz von deinem Zorn, von deinen Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menschen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehovah! wer sind wir,
Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geschehe!
Vater, dein Wille gescheh'! Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht, und kann nicht weinen; mein Arm bebet,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich sink' auf die Erde:
Sie ist Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,
Laut ein Gedanke dem andern: Ich sey von dem Vater verworfen!
Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille des Vaters

Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig lebte.
Aber mein Erdegebein trägt auch die Gottheit! Ich leide!
Ich bin ewig, wie du! Es gescheh', o Vater, dein Wille!
Also sprach er, und richtete sich von seinem Gebet auf,
Stützt' auf die wankende Rechte sich nieder, und schaut' in die Nacht hin.

3) von Bodmer (1783).

Bruchstück aus dem achten Gesange der Noachide.
(nach der umgearbeiteten Auflage vom J. 1781).

— Als der Komet den Grenzen der Erde so nahe gekommen,
Daß er kaum seinen Durchschnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh, da verließen die Wasser des Oceans ihre Gestade,
Hoben den Rücken empor, und schwollen gegen den Stern auf.
Lange schon streifte die Atmosphäre des fremden Gestirnes
An die Grenzen der Erde, die beiden vermengten sich kreuzend,
Seltsam verflochten; mit Arbeit und Müh rangen Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläste,
Hügel fielen auf Hügel, und Klippen stießen an Klippen.
Als die Planeten so kämpften, zerriß der Dunstball des Schweifsterns.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,

Schwärzere Schatten, als welche sich über Cimmerien
hängen.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein schlängelndes
Blitzen,
Breit, wie ein Strom, und kreuzend vom Aufgang zum
Untergang, Donner
Brüllten mit schmetternder Stimm', und unter die
Stimme des Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Gestalten
vorhanden;
Hing in der Luft, und wühlt' in der Erd', und stürmte
vom Meer her;
Wo man hinsah, da droht' allgegenwärtig sein Antlitz,
Aber jetzt rissen die Bande der Wolken; die Urnen und
Schläuche
Thaten sich auf, und gossen kometische Meere herunter.
Wen nicht die Erde begrub; den ergriff die Flut, o sie
schleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menschen und Thieren.
Von der gehörnten Flut gespart, auf Berge geflohen,
Standen da blasse Schaaren, den Tod nur länger zu schmecken,
Keuchten nach Luft, und umschlangen mit beiden Armen
die Bäume,
Eine Frist von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber sie rauschte die Flut mit Riesenschritten, nicht müde,
Bis sie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, sie erhaschte die Sünder in ihrer sichersten Stunde,
Eingeschläfert, im Schwindel der Lüst' und des Unsinns
begraben;
Denn sie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht
einbricht.
In dem gestadlosen Meer, mit den Leichen der Sün-
der vermischet,
Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere
des Feldes,

Alles Fleisch, das sich von der Speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weltherrschend von Zone zu Zone.
O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumigten Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Flut ihn gebunden.
Schweflichte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor, und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeß floh der Komet, und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußersten Ecken der Durstgebirge genommen.
Vor dem Antlitz der Menschen, die Gott in die Arche beschlossen,
Brüllten nicht ungehört die verschlossenen Donner im Erdreich,
Wankte nicht unempfunden in ihrer Feste die Erde.
Auch sie hatten den eisernen Himmel, gepeitscht von den Winden,
Kommen gesehn, und über das Land sich breiten gesehen,
Bis er aus seinen Cavernen die Meere Gewässers herabgoß.
Aber den feindlichen Stern, der das Uebel der Erde gebracht hat,
Sahn sie nicht mehr; er nahm, gehüllt in cimmerische Schatten,
Seinen Lauf zu dem Kreis des Mercurs mit geflügelter Eile.
Aber noch reichte die Flut nicht hinauf zur schirmenden Arche.

Wo sie ein Fels umwölbend in Schutz nahm; über dem Haupt hin
Fiel von der Höh' das Getös der Flut in schäumenden Wogen.
Innerhalb schien ein nächtlicher Tag, die eisernen Wolken
Hemmten das Licht, und vermischten die Tag' und die Nächte zusammen.
Also flossen die Tage vorüber, zweideutige Tage,
Die ein entkräftetes Licht nur mit welken Zügen bezeichnet.
Unterdeß war die Flut beständig gewachsen, sie trat jetzt
Ueber die Pforte des Paradieses, sie stieg in das Thal ein,
Wo die Arch', an die Klippe gelehnt, dem Verderben entflohn war.
Aber indem die Wolken mit jedem Tage zerflossen,
Reinigte sich der Himmel, das Licht brach durch und besiegte
Seine schwebenden Wässer, sie waren jetzt alle vergossen;
Auf das Silber der Flut fiel die Sonn' im güldenen Glanze,
O wie erstarrten die Menschen, als sie die gestadlose Wüste
Sahn, allgegenwärtig die Flut, die Meere nach Meeren.
Diese Gefilde von Wassern, die nur der Himmel begrenzte,
Setzten sie lang aus sich selbst; sie standen und sahen erstaunet,
Als in Gedanken bemüht, die Weiten der Meere zu messen;
Aber verloren sich über dem Anblick, und hatten Mühe
Ihre verirrten Sinne zu sich zurücke zu sammeln.
Dann erhoben vor ihrer Stirne sich tödtliche Bilder,
Eine Wahlstatt des Todes; sein Tummelplatz, seine Gerichtsstatt,
Allgemeine Vertilgung, der Untergang aller Geschlechter,
Aller Geschöpfe, die kürzlich den Athem des Lebens gehauchet;

Aber vornämlich der Menschen, unzähliger, welche der Schöpfer
Halb nur von Staub und halb von himmlischer Flamme gemacht hat,
Die der Tod jetzt auf einmal in ihren Sünden ergriffen,
Jüngling' und Greise, die Kinder und Väter, die Mütter und Bräute,
Alle gemäht, und zugleich in Einem Grabe vermischt hat.
Was für Hoffnung noch war, den Riß in der Schöpfung zu heilen,
Kaum auf die Wenigen an, die der enge Kasten beschlossen.

4) von v. Sonnenberg († 1805).

Bruchstück aus Donatoa, oder das Weltende. Anfang des vierten Gesanges.

Sey mir, o Morgensonne, gegrüßt in deinem Erwachen;
Rosiger Jugend noch, schwingst du dich heiter vom Lager des Aufgangs
Wie die gekrönete Lieb' empor, an den Busen der Erde,
Schmückst die Erde, wie dich, mit junger Herrlichkeit, lächelst
Allem Leben und Tode mit Einer Liebe, und freust dich
Ueber den Jugendspielen der Welt — auch dort, wo ins Kühle,
Weich in die Blumen, mich einst zu meiner Kindheit Gespielen
Niederbettet der Tod, — in der Hoffnung anderer Welt schon.
Sonne, du steigst auch einst wie der Jüngling hinab, und dein Auge
Schließt sich in Nacht, und schlägt es nun aus, dein Herz der Freude,
Sinkest du mit im großen Zubettgehn aller Naturen.

Aber, wann einst du aus Wolkengräbern in hoher Verklärung
Wieder erwachst, und das Erstlings Lächeln des himmlischen Lebens
Dir um die Morgenwange, wie ewiger Frühling, emporschwebt,
Du, mit dem Sterne der Lieb' hochzeitlich geschmückt an dem Busen,
Braut in der Jugend Gefühl, in deiner Göttlichkeit jauchzest,
Und im Triumph mit dem jubelschlagenden Herzen dich vorschwingst,
Ach, an die Erde dich schmiegst, die kalte Mutter erwärmend,
Trunken vor Liebe und Licht, mit dem Kuß der Liebe sie aufweckst;
Sonne, wann dann du dich froh in deiner Herrlichkeit umschaust,
Alle Gräber sich dir aufschließen, wie Rosen dem Frühstral,
Alle du kränzest, sie alle noch kennst, und nun auch des Jünglings
Schlummerhügel besuchst, der gern einst deiner sich freute,
Wann du ihn siehst, den noch schlummernden Sänger, und, gern ihn noch hörend,
Nun ihm die Aschenlippen mit Edens Jugend umröthest.
O der Wonne, dich wiederzusehn, und in deiner Umstralung,
Weit um die Erde hinab, vom Niedergang bis zum Aufgang,
Alles voll hoffender Auferstehungen, die in die Hymne
Deines stillen Triumphs ihr lautes Entzücken nun mischen;
Wann die Lieben jetzt all' aus ihren Gräbern heraufgehn,
Alle die Trauten der Wiegenjahre, die ersten Umarmten,
Meiner Kindheit Gespielen und meiner Jugend Gefährten,

Du auch, Vater! und dir an der Hand, mit dem lieben Geschwister,
Und mit den beiden hinübergeschlummerten Kleinen, die Mutter,
Zwischen ihnen der Große, der, Mensch zu werden, mich lehrte,
Alle in Mitte mit hochaufbebendem Busen, mit heißer
Glühender Wange, mit stralendem Auge, die künftig der Jüngling
Findet, die Ihn mitfindet, vor dir, o Sonne, ihn findet!
Wann von den Schlummerhügeln empor, an den stralenden Händen
Aller dieser Verklärten zum Richter ich eil', und, den Arm jetzt
Streckend zu ihm, sie all' um mich her, aufjauchze: „Hier komm' ich,
Vater, mit meinen Geliebten, nun komm' auch, Vater, dein Reich uns!"
O wann er dann von dem Liebethron in unsre Umarmung
„Meine Kinder!" nun ruft, der große Lehrer der Liebe
Unsre Umarmung umarmt, und Vaters Reich sich uns öffnet;
Sonne, dann will ich mein Lied auf der neuen Erde dir singen!

Bruchstück aus dem zwölften Gesange; der Schluß des Epos.

— — Und der Engel der Lieb' enthüllte das Räthsel des Schicksals,
Lichter und lichter; da klärte des Allerheiligsten Nacht sich
Rings im Unendlichen auf, die Nacht war lauterstes Urlicht —
O wie glänzten sie hier, wie stralte jede der Thaten

Ein in den göttlichen Plan der unendlichen Seligkeit
Aller!
Sieh, so löste das ewige Schicksal aller Natur sich
In die unendliche Harmonie auf: Gott ist die Liebe!
Ach, da sank nun aufs Knie das Universum des Lebens,
Hob die Arme zu Gott, und tief aus dem schlagenden
Herzen,
Aller Schöpfungen riefs mit der Stimme des höchsten
Erstaunens,
Schauernden Wonneerstaunens aus Allen mit einmal:
Allvater!
Und jetzt schwebten im All der Entzückung die Wieder-
verklärten
Jauchzend empor, es jauchzeten alle Naturen im Umkreis
Alle Schöpfungen auf; des Lebens unendliches All ward
Eine Jubelumarmung, und sieh' die Jubelumarmung
Sank an die große Jehovabrust, an den Busen der Liebe.
Und Jehova blickt' auf das All; da drängten der Welten
Unermeßliche Heere sich all' um die große Umarmung,
Eine Welt nur zu seyn, und allgegenwärtiger Himmel
Ward die unendliche Welt, und ihre Sonne Jehova.
Ach! da lag jetzt alle Natur, die Engel und Menschen
Und der Dämonen Geschlecht an der Brust Allvaters
Jehova,
Alle wunde geblutete Herzen; da wurden jetzt alle
Zugedeckt von der großen Allvaterhand, und die Thränen
Jedes müde geweineten Augs von Ihr getrocknet;
Und da blühten um sie die Paradiese der Liebe,
Unter der Ewigkeit Morgenröthe mit allen Olympen,
In der unendlichen Gotteswelt um alle vereinet.
Ach da bebte, da zitterte selig an jeglichem Herzen
Alles, was je es umschlang in allem Großen und Schönen,
Alles in jeder Umarmung umarmte, in jeglicher Freude,
In der Wonne umarmte, in allen Gespielen der Kindheit,

Allen Jugendgeliebten, und kindlich in Vater und Mutter,
Brüderlich traut in allen Geschwistern, und väterlich liebend
In der Unschuld des Kindes und Enkels, am Busen umschlungen,
Alles in höheren Wonnestunden des Lebens Umfaßte,
Mitten im Jubel Erweinte, in jedem Schlagen des Herzens
Heiß Ersehnte, in jeglicher Thräne vom Himmel Erflehte,
Und in jeder süßen Beklemmung Erahnete, Alles,
Ach in aller Liebe Geliebte, in allen Gebeten
Je nur Erhoffte, und selbst im Olymp; ach alles, wornach nur
Thränen gerufen, und ewige Sehnsucht von erster Geburt an
Hatte geweint, da lags jetzt allen am Herzen, was je nur
Junge seraphische Thränen, von Edens verjüngter Aurora
Liebend gesättigt, je lächelten; da das All des Geliebten,
Ach das Alles fassende Herz, wornach vom Beginn an
Alle unsere Wünsche, und unsere Hoffnungen alle,
Jedes liebende Ach, und jedes heiße Verstummen,
Unser ewiges Greifen hinauf von Sterne zu Sterne,
Ueber die Morgenröthen hinauf und über die Himmel,
Jedes brechende Herz und jedes gewendete Auge,
Alle Leben nur ewige Armausstreckungen waren:
Sieh das Urideal, das nur für jegliches Wesen
Einmal in der Jehovaschöpfung Unendlichem athmet,
Und im engsten Vereine mit ihm nur Eine Natur ist;
Endlich, endlich ruht es ja nun, ach endlich, Allvater,
Allen im Arm, am schlagenden Herzen, mit schlagendem Herzen
Mit umschlingendem Arm an seinem Urideale,
Lächelte, Wonne weinete, jubelte, zitterte Liebe.
Weint' in des Anderen Seligkeit laut das innere Eden,
Aller Himmel Himmel aus überwallendem Herzen!

Gott! da jubelt' die ganze lebendige Schöpfung im
Einlaut
Unser Vater, der du im allgegenwärtigen Himmel
Ueberall bist, nun sind wir endlich vom Uebel erlöset,
Hast nun den Fall uns verziehn, wie wir einander verziehen;
O, wir fallen durch alle unendliche Ewigkeit nie mehr,
Hast jetzt Allen Alles gegeben, dein Will' ist geschehen,
Wie im Reiche der Engel vordem, in aller Natur jetzt,
Allen gekommen dein Reich, dein Nam' in allen geheiligt,
Ewig und überall bist du im allgegenwärtigen Himmel
Unser Vater!!!

5) von Fr. Aug. Müller († 1807).

Bruchstück aus seinem: Richard Löwenherz in 7 Büchern. (Berl. 1790. 8.)

Die fromme Wuth, fürs Heil der Christenheit
Durch einen Schwur zum Kreuz sich zu verbinden,
Und im Geruch der Heiligkeit,
Für ein erlog'nes Glück, erträumte Seligkeit
Und vollen Ablaß aller Sünden,
Das heim'sche Land, die Ruh' am eignen Heerd zu fliehn,
Zum heilgen Grabe nach Jerusalem zu ziehn,
Sein Schwert mit Bruderblut zu färben,
Und endlich hart getäuscht im Arm des Grams zu sterben:
Die fromme Wuth war noch nicht abgekühlt.
Ein starker Wind aus Süden unterhielt
Die Flammen immer noch, und fachte neues Feuer
In jedem Christenherzen an.
Vom Herrscher bis zum niedern Unterthan
War Keiner, dem der Ruhm, Befreier
Der Christenwelt im Orient zu seyn,
Nicht preißlicher erschienen wäre,

Als häuslich Glück, als Glück des Bürgers, und die Ehre
Ein guter Fürst des guten Volks zu seyn.
Wer fromm und heilig war, trat in den Bund mit ein;
Und wer sein Lebelang ein böser Mann gewesen;
Der schwor zum Kreuz, der schiffte sich mit ein,
Und sieh', sein Haupt umstralt' ein goldner Himmelsschein,
Und seine Seele war vom Sündentod genesen.
So zog noch jedes Jahr ein immer größ'res Heer
Gekreuzter Heiligen und Thoren über's Meer;
Oft, um zu büßen, oft, für Gottes Ruhm zu streiten,
Doch öfter, wuchs kein Glück im Vaterlande mehr,
In jener Welt die Gunst des Schicksals zu erbeuten.
Ein rein'rer Trieb und ein Gelübde hieß
Auch Richard, Englands Fürst, in jenem Paradies
Für Gottes Ruhm und seinen Glauben kämpfen.
Der Heiden Uebermuth zu dämpfen,
Und seinen Vater, dessen Fluch
Er brennend auf dem Haupte trug,
Durch heiße, reuevolle Thränen
Am Grabe Christi zu versöhnen:
Dies war sein frommer Schwur, und den
Mit aller Treu' erfüllt zu sehn,
Mußt' er sein neues Reich, noch kaum gekrönt, verlassen,
In Rom auf seinen Knie'n des Himmels Huld erflehn,
Vom Papst sich segnend weihen lassen,
Und dann mit Frankreichs Fürst nach Palästina gehn.
Er zog, umjauchzt von seinem tapfern Volke,
Als Held und Büßender, zum mühevollen Streit.
Und wie, in herbstlich später Zeit,
Wann sich auf einer goldnen Wolke
Des Tages Königin am Abendmeere senkt
Und ihren Segenslauf nach andern Welten lenkt,
Wie, wann ihr letzter Stral erbleichet,
Der Schatten schwarzes Heer aus seinen Höhlen schleichet,

Giftschwang're Nebel aus den See'n
Und aus dem Bauch der Erde sich erheben,
Und von den finstern Wolkenhöhn
Mit starren Fittigen Orkane niederwehn;
So sah man jetzt in dem verwaisten Staate
Des Schicksals friedliche Gestirne untergehn
Und Wetterwolken schwarz sich über ihm erhöhn.
Verwirrung regte sich; der kühne Aufruhr nahte
Dem unbewachten Königsthron;
Die Zwietracht hob ihr Haupt, mit ihr Rebellion
Und Elend bürgerlicher Kriege.
Nur Einer blieb noch seinem König treu,
Und war bereit, selbst Blut und Leben
Mit Freuden für ihn hinzugeben.
Und diesen kühnen Mann, der den gewagten Streit
Für Richard oft beging, wer sucht' ihn in dem Stande
Der Jünger Ossians, im friedlichen Gewande
Der frohen Schaar, der Scherz und Freude nur gefiel?
Ein Sänger war es, Blondel nannte
Er sich. Schon früh entbrannte
Sein edles Herz beim frohen Saitenspiel
Für Tugend, Freundschaft und der Liebe Hochgefühl;
Früh wählt' er schon, bestimmt von höherm Drang, das
Ziel
Der edlen, hohen Kunst, zu der er sich bekannte,
Die Fürsten selbst geübt — das ehrenvolle Ziel:
Ein Sänger unschuldsvoller Triebe,
Erhab'ner Freundschaft, reiner Liebe,
Der Fürsten Günstling und der Schönen Freund zu seyn.
Ihn weihte Rollo selbst zu dieser Würde ein,
Und England sah die ersten Früchte
Von diesem früh genährten Drang.
Er zeigte sich im schönsten Jugendlichte
Am königlichen Hof. Sein göttlicher Gesang,

Sein männlich schöner Bau, die Reize seiner Jugend
Gewannen bald des jungen Richards Herz,
Und seine liebenswürd'ge Tugend,
Sein männlicher Verstand, sein Witz und edler Scherz
Erhielten ihm das königliche Herz,
Trotz der Verläumdung Gift, selbst auf dem stolzen Throne.
O wohl dem reichen Erdensohne,
Der auf dem Lebensweg — nicht eine Krone,
Nicht Ehr' und Gut, nicht göttlichen Verstand, —
Der einen Freund, wie diesen Jüngling, fand.
Er ziehe hin zu der entfernt'sten Zone,
Wo ew'ger Nebel schwebt, wo in dem Sonnenbrand
Noch nie ein Baum gegrünt, er wohne
Tief im verwachsenen Wald, auf Fels und dürrem Sand,
Er traue Flut und Sturm, — des Glückes Unbestand
Verfolg' ihn ohne Rast auf jeder Erdenstelle;
Sein Freund hängt fest an ihm und weicht nicht einen Schritt,
Und stieg' er selbst hinab zum Schwefelpfuhl der Hölle,
Sein Freund blieb' immer treu und schritte herzhaft mit.

Zwar wär' auch Blondel seinem Freunde
Mit Freuden nachgefolgt, wohin sein Schwur ihn rief;
Doch Richards übermüth'ge Feinde,
Ihr Haß, der niemals starb, nur gleich dem Löwen schlief,
Um fürchterlicher zu erwachen,
Bedurfte nie so sehr den aufmerksamen Blick
Der Redlichkeit, als jetzt, und Blondel blieb zurück,
Um jeden Schritt der Bosheit zu bewachen,
Und dem entfernten Freund' durch Briefe kund zu machen.
Viel litt er schon in diesem schweren Amt',
Auch hatt' er das Verderben mancher Streiche
Von Richard und dem steuerlosen Reiche

Durch Klugheit abgewehrt. Allein von neuem flammt
Jetzt der Empörung Glut; mit schändlichen Gerüchten,
Von Richards Tugend ausgesprengt,
Sucht man den letzten Rest von Treue zu vernichten,
Womit das irre Volk an seinem König hängt,
Und schon entreißt es sich, von Neurungssucht gedrängt,
Den Banden zugeschworner Pflichten.
Umsonst hofft Blondel, seinem Freund
Die drohende Gefahr durch Boten zu berichten;
Kein Bote kommt zurück, und Richard selbst erscheint
Noch immer nicht, obgleich die Zeit bereits verflossen,
Nach welcher man die frohe Wiederkehr
In das verwaiste Reich beschlossen.
Nun sieht der treue Freund kein Rettungsmittel mehr,
Als selber über Land und Meer
Nach Asien zu ziehn. „Nur Richard kann der Retter
Des schon verlornen Volkes seyn,
Nur seine Gegenwart das aufgethürmte Wetter,
Das seinem Reich' und ihm Verderben droht, zerstreun!"
So denkt der edle Mann; fest steht in seinem Herzen
Der eiserne Entschluß, den keine Furcht entmannt;
Ja, eh' der Morgen noch des Tages goldne Kerzen
An Titans Fackel angebrannt,
Tritt er, in Talifers Gewand,
Trotz Frühjahrsluft und rauhen Stürmen,
Der Freundschaft große Wallfahrt an;
Und als der neue Tag den trüben Lauf begann,
Schwand schon die stolze Stadt mit ihren hundert Thürmen
Vor seinem oft gewandten, nassen Blick
In undurchdringlich Grau der Morgenluft zurück.

41.

b) Das komische Heldengedicht.

Das komische Heldengedicht ist dem ernsten Epos dadurch verwandt, daß es, wie dieses, ein im Mittelpuncte der Darstellung erscheinendes Individuum im Kampfe mit einem widrigen Geschicke versinnlicht; und durch die ästhetische Anlage, Haltung und Durchführung dieses Kampfes das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust anregt, bis endlich, im Augenblick der Entwickelung und Entscheidung des Kampfes, der Held des komischen Epos als Sieger aus dem Kampfe hervortritt, und gleichfalls das Gefühl der Lust den vollständigen Sieg über das Gefühl der Unlust behauptet. Denn das ist eine nothwendige Bedingung des komischen Epos, daß das in den Mittelpunct des Ganzen gestellte Individuum zuletzt glücklich wird, und nicht dem widrigen Schicksale erliegt, wie dies im ernsten Heldengedichte eben so oft, als der Sieg des Helden über die Macht des auf ihn einstürmenden Schicksals, eintreten kann.

Ob nun gleich das komische Heldengedicht, wie das ernste, eine sehr vielseitig durchgeführte und vielfach verwickelte Handlung, nicht selten auch eine Mischung von ernsten und komischen Scenen, darstellen kann; so ist doch weder das in die Mitte des Ganzen gestellte Individuum ein Held in dem höhern Sinne des Wortes, wie er in dem ernsten Heldengedichte (z. B. der Messias, Noah, Hermann der Cherusker, Richard Löwenherz u. a.) erscheint; noch ist das feindliche Geschick, das seine Kräfte in Thätigkeit setzt, von der Art und Weise, daß man eine völlige Vernichtung des Helden von

ihm befürchten dürfte. Wenn denn also auch das Gefühl der Unlust durch die ästhetische Schilderung dieses widrigen Geschicks oft angeregt wird, und mit dem Gefühle der Lust in dem Gemüthe des Anschauenden abwechselt; so ist doch durchgehends im komischen Epos das Gefühl der Lust vorherrschend, weil der Dichter des komischen Epos die Widerwärtigkeiten seines Helden nur als Schatten zum Lichte gebraucht, nicht aber um, bis zur Auflösung des Ganzen, einen mächtigen und immer höher steigenden Gegensatz des Schattens und des Lichtes aufzustellen. Im komischen Heldengedichte schimmert, bei allen neueintretenden Schwierigkeiten, doch im Voraus der Sieg und das Glücklichwerden des vielfach versuchten und geprüften Helden hindurch, so daß die Hauptaufgabe des Dichters bleibt, seinen Helden gegen alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten so ankämpfen zu lassen, daß er nicht nur unsre Theilnahme, sondern auch unsere Achtung behält, und daß wir ihn, am Schlusse des Ganzen, deshalb mit einem hohen Gefühle der Lust, als Sieger und belohnt erblicken, weil er den Kampf mit dem widrigen Geschicke ehrenvoll und durch seine eigne geistige Kraft bestand. Dieses Gefühl der Lust kann aber nur dann rein und vollständig seyn, wenn die Form des komischen Heldengedichts, als solche, eine in sich vollendete ästhetische Einheit bildet, die auch als bloße Form, noch abgesehen von dem dargestellten und glücklich gewordenen Helden, um ihrer selbst willen gefällt.

Die teutschen Dichter des Mittelalters bauten das komische Heldengedicht vielfach an; allein allen fehlt die ästhetische Einheit und Vollendung der Form, und vielen der rein epische Charakter, weil

das Didactische und Satyrische zu oft eingemischt ward. Doch gehört die vielfach in beiden teutschen Hauptdialecten gestaltete Fabel vom Reinecke dem Fuchs zu den gelungensten Formen des komischen Heldengedichts, neben welcher Rollenhagens sinnreicher Froschmäuseler seinen Platz verdient. — Unter den teutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts versuchte sich besonders Zachariä in dem Renommisten (wovon der erste Theil dieses Werkes S. 409 ein Bruchstück enthält), in dem Schnupftuche, im Phaeton, im Murner in der Hölle nicht ohne Erfolg im komischen Epos. Ihm folgten Uz, Löwe und Dusch mit geringerm Werthe. Allein v. Thümmels Wilhelmine, obgleich nicht in die äußere Form des Metrums gekleidet, von dem Dichter selbst „ein romantisches Heldengedicht" genannt, dürfte, nächst Wielands Oberon, unter allen diesen jüngern komischen Heldengedichten den Vorzug behaupten, wenn gleich Prätzels Feldherrnränke nicht ohne einzelne gelungene Schilderungen sind.

42.

Beispiele aus dem komischen Heldengedichte.

1) von Rollenhagen († 1609).

Bruchstücke aus dem sinnreichen Froschmäuseler, vorstellend der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung.

α) Anfang des ersten Capitels.

Das Hofhalten, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und erschrecklich' Schlacht

Der mannhaften Frösch= und Mäuse=Helden,
Will ich in diesem Buch vermelden.
Gott verleih dazu Rath und Gnad,
Daß es zur Lehr und Lust gerath.
Ihr freien Schulkünst' allgemein,
So der Poeten Musae seyn,
Tret' auch herzu, und steht mir bei,
Daß ich, was nütz' und lieblich sey,
Weißlich bedenk', künstlich aufzeich,
Das euch zu Ehren auch gereich.
Denn weil ihr seyd Jungfräulein zart;
So bleibt ihr stets fröhlicher Art,
Seht nicht ernstlich saur alle Stund,
Sagt oft wahr mit lachendem Mund,
Damit im Scherz die gute Lehr
Bei der Jugend schaff desto mehr.
Lasset die auch etwas Weisheit
Allhie lesen in Fröhlichkeit,
Und an Fröschen und Mäusen sehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.
Wie kanns besser seyn, denn daß Musen
Einmal reden von den Frösch und Mäusen.
Und ihr junge lustige Knaben,
Die Lust zu ehrbar Kurzweil haben,
Und suchet gern bei allen Sachen,
Daß ihr in Freuden habt zu lachen,
Wollt den Reimen ohn Beschweren
Mit gutem Nachdenken zuhören.
Soll euch ohn Zweifel mehr Nutz schaffen,
Denn alles Narrenspiel der Affen,
Der man auch wohl zu lachen pflegt,
Obs gleich nicht viel in Beutel trägt.

β) aus dem 7ten Capitel, wo Ulysses seine Diener wieder zu Menschen machen läßt.

Ulysses sprach aus großem Grimm:
Es betreugt mich denn all mein Sinn.
So beraubt euch der Circe Kunst
Aller Witz und der Menschen Gunst.
Es ist umsonst, daß man euch fragt;
Das sey Gott im Himmel geklagt.
Und ging damit wieder zum Schloß.
Bald vom Dach zu ihm abher schoß
Ein' wunderbare Vogelrott,
Ein' graue Taub', war eh sein Bot'.
Ein Papagoy war sein Orator,
Ein Geyer war sein Procurator.
Ein weiße Gans war sein Mundschenk,
Ein Aff sein Schösser wohlgelenk.
Ein hurtig Pferd sein Postlakai,
Ein großer Bär und starker Leu,
Die waren von sein' Kriegeshelden,
Und sich gar sehr bekümmert stellten.
Ein bunte Katz, zween kleine Hund
Regten den Schwanz, leckten den Mund,
Und legten sich für sein Füß.
Bellten, schnarchten, winselten süß,
Waren sein Edel Kammerknaben,
Er wollt' aber ihren Dienst nicht haben,
Und sprach: Geht hin zu euern Orden,
Ihr seyd am mir zu Schelmen worden.
Ich will mit euch nicht disputiren,
Der Teufel mag euch sämmtlich führen,
Und trieb sie mit der Ruthen abe.
Also ward getroffen ein Knabe,
Der bat: Ach Herr, hör' zuvor recht,
Ehe du verläßt dein' arme Knecht.

Wider unsern Willen ist geschehn,
Daß wir also müssen hergehn.
Wenn du wollst bei Circen erhalten,
Daß sie uns gäb' unsre Gestalten,
Ewig wir dir dankbar seyn wollten,
Auch thun und leiden, was wir sollten.
Das ist mir eine Wunderstimm,
Sprach Ulysses, die ich vernimm.
Wohlan, so tret zur rechten Hand,
Der mich für seinen Herrn erkannt,
Der Menschen Gestalt wieder begehrt,
Mit mir in sein Vaterland fährt.
Sie traten zu der Rechten all,
Mit ein'm demüthigen Fußfall,
Daß Ulysses vor Freuden weint,
Und sprach: Das hätt' ich nicht gemeint.
Ihr seyd mein treue liebe Knecht,
Ich sorg für euch billig und recht.
Ich will euch Menschen-Sprach erst geben,
Die Menschen Gestalt auch darneben,
Sollt ihr allsammt wieder empfangen.
Circe kommt auch schon zu uns gangen.
Damit rührt er sie mit der Ruth';
Sie dankten ihm mit Herz und Muth.
Und Circe fragt: Mein lieber Gast,
Sag an, wen du gefunden hast,
Der gern mit dir heim reisen wollt,
Den ich zum Menschen machen sollt?
Ulysses sprach: In der Gemein
Sagt einer Ja, der andre Nein.
Ich weiß auch nicht, wie ich sie richt,
Ob sie mein' Leut seyn, oder nicht?
Darum bitt' ich vor allen Dingen,
Wollst du sie all zusammen bringen,

Und ihn'n ihr Gestalt wieder geben,
So kann ich sie ausfragen eben.
Darauf pfiff sie in einen Ring,
Der an ihrer Halsketten hing,
Daß es durch Haus und Wald erschallt,
Und die Thiere herzu kamen bald.
Und sprach: Nun tret auf diesen Ort,
Wer vor zum Ulysses gehort,
Daß ich ihm eine Verehrung geb',
Der er gedenkt, so lang er leb.
Sie traten zusamm auf ein Ecken;
Circe ließ sie was Süßes lecken
Aus einer großen silbernen Schaal,
Und schenkt neu ein auf jedesmal,
Und schlug sie mit verwandten Stecken;
Da fiel auf all ein großes Schrecken.
Das Haupt richt' sich wiederum empor,
Der Rück' ward gerad, wie zuvor;
Zween Füß traten beständig nieder,
Die Händ wuchsen urplötzlich wieder.
Die Haar und Federn gingen abe,
Der ward ein Mann und der ein Knabe,
Wie sie zuvor gewesen waren,
Stärker, schöner, jünger von Jahren.
Und Circe gab jedem ein Kleid;
Das war ein'm lieb, dem andern leid.
Einer lacht, der andre weint,
Einer war Freund, der andre Feind,
Schämten sich doch zu widersprechen,
Fürchten, Ulysses würd' es rächen.
Allein der Koch trotziglich pocht,
Daß man ihn aus dem Dreck gesocht,
Aus einer Sau zum Mensch'n gemacht;
Darüber Circe selber lacht,

Und sprach: Seht ihr nun, lieben Kind,
Woher sich euer Elend findt?
Daher, daß Niemand jeder Frist
Mit seinem Stand zufrieden ist.
Was Gott und die Natur uns geben,
Das ist uns nimmer gut und eben.
Man muß stets nach ein'm andern gaffen,
Das macht die ganze Welt voll Affen.

2) von Moritz Aug. v. Thümmel († 1817).

Bruchstück aus s. Wilhelmine.

— Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dieses Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wütete, und, entblättert vom Boreas, flammte dieß nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müßigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die auch sonst auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte; dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermone verließ ihn seine sonst männliche Stimme.

Die Klügsten der Gemeine marterten sich umsonst, die Ursachen seines Leidens zu entwickeln. Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern. Wir lieben ihn ja; er ist der Vornehmste im Dorfe, und wird auch nicht etwa, wie dieser und jener, von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, fern von uns, und verbrauset seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatte er also geendiget. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einem Haufen gesammlet, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraßen.

Aber die komische Muse hüpft ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Pastors. Sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke, und erzähle den wunderbaren Traum, der ihn bewillkommend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte. In der zwölften Stunde der Nacht erschien Amor dem eingeschlummerten Pastor, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrack; denn bisher hatte er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt. Doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher, und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus, wenn er bisher wider seinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir dein Glück verkündiget. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die

verfallenen Wangen des Pastors, und Amor fuhr lächelnd fort: Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigsten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes verhaßtes Stottern, — und, wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte. Ach, sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiele entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Doch das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen, der vergangnen traurigen Tage zu vergessen. Ermuntere dich also und höre meinen liebreichen Rath. Morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen; — von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt! Folge ihm; suche Wilhelminens Gesellschaft, und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung!

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzte ihr entgegen; andere, unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Stralen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niclas, dem Verwalter; wünschte ihm

ein fröhliches neues Jahr, und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz; denn die gebietenden Glocken hatten schon zum drittenmale geläutet, und die geputzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte Niclas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traumes. Hurtig bestellt' er die Küche; auch bat er den werthesten Träumer zur Tafel, und ging an seiner rechten Seite mit ihm vertraulich in die Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntschäckige Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keuchend schmälte er auf sich, daß er so lange gepredigt; aber dennoch überhohlte er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zurufe ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfes, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen gezieret, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es, werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrack, und nicht wußte, ob er mit seiner bäuerischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer, und sprach — nichts, — lange getrauete er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche be-

deckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme belebte manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofes, von englischen Tänzen und überirdischen Opern, und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofes und den Ekel, der hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht, und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück.

Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich die liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran; doch durfte er es jetzt nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen köstlichen Weins mitgebracht. Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränk, kostete es mit der Miene des Kenners, und ließ doch sein Feuer verrauchen. Endlich fragt' er pedantisch: Liebe Mansell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhälsichte Flasche des stillscheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen. Aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an

die Wand warf, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheuerungen der Schönen trank er den tückischen Wein, und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistlichen Lippen. Antithesen und Wortspiele jagten einander; und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erschrack er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner. Dreimal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt; da ward er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viele Waffen der Liebe, als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viele zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Freund an, und dreimal wankte sie, — aber, ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den prächtigen Hof erhielt sie noch — bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten. Denn da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofes von ihren offenherzigen Lippen. Wohlan! sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueber=

legung auf ihrer Stirne saß. — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsortes vertauschen; und da Sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so würde es unzeitig seyn, spröde zu thun. Ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesicht! Kommen Sie her, mein Geliebter, und — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid gelesen — küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unsrer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert, küßte sie dreimal, und machte es zur Probe, recht artig. Sie steckte ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und Er — welcher Tausch! — überreichte ihr einen ziegelfarbnen Karniol, worein ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen.

43.

c) Die Romanze und Ballade.

Wie in der lyrischen Form der Dichtkunst die Elegie zur Ode und Hymne sich verhält; so ungefähr verhält sich in der epischen Form der Dichtkunst die Romanze und Ballade zum eigentlichen Epos. Denn wie im Epos die Freiheit des im Mittelpuncte der Darstellung stehenden Helden zu dem ihn bestürmenden widrigen Schicksale sich ankündigt; so in der Romanze und Ballade die Thätigkeit und Kraftäußerung des aufgestellten Individuums in Beziehung auf die widrigen Schicksale, die auf dasselbe ein-

dringen. Wie im Epos der Held entweder siegt, oder der Macht des Schicksals unterliegt; so wird er auch in der Romanze und Ballade entweder sein Ziel erreichen, oder dasselbe verfehlen. Wie endlich im Epos die gemischten Gefühle der Lust und Unlust gegen einander anwogen und um das Uebergewicht im Bewußtseyn des Anschauenden streiten, bis, am Schlusse der Form, bei der Wahrnehmung der ästhetischen Entwickelung, Auflösung und Entscheidung des Ganzen, und bei dem vor die Seele tretenden vollendeten Bilde von der Einheit der dichterischen Form, das Gefühl der Lust den Sieg über das Gefühl der Unlust feiert; so muß auch, am Schlusse der Romanze und Ballade, das Wohlgefallen an der Entwickelung der dargestellten Handlung und an der vollendeten dichterischen Form, den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust vermitteln.

Die Romanze und Ballade gehört, dem Stoffe nach, zur epischen Dichtkunst; denn er schildert zunächst Individuen, nach ihren Handlungen und Schicksalen. Oft ist es nur Ein Individuum, dessen Begebenheiten und Handlungsweise der Dichter vergegenwärtigt; oft aber wird eine Mehrzahl von Individuen in der Darstellung der Romanze geschildert, unter welchen jedesmal Ein Individuum als Hauptperson sich ankündigt. Doch nach der Form und dem Tone, der in der Romanze und Ballade vorherrscht, ist sie unter allen einzelnen Formen der epischen Dichtkunst der lyrischen am nächsten verwandt, weil nicht nur, wie in den übrigen epischen Formen, tiefe Gefühle durch die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Schicksale aufgeregt werden, sondern in den meisten

Fällen die innigsten Gefühle des menschlichen Herzens, die Gefühle der Liebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft und der Theilnahme, den in der Romanze und Ballade versinnlichten Handlungen und Begebenheiten zum Grunde lagen. Der Stoff der Romanze und Ballade, er sey nun entweder aus der wirklichen Geschichte entlehnt und nur von dem Dichter für seinen ästhetischen Zweck gestaltet, oder er sey ein reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft, kann bald der Mythologie, bald dem heroischen Zeitalter der Völker, bald den religiösen Vorstellungen und Ansichten, bald dem Klosterleben, bald auch den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens angehören; nur muß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen sich ankündigen, und die ästhetische Vollendung der Form auf der Haltung, Durchführung und Steigerung dieses Gefühls beruhen. Denn selbst bis zur Stärke der Leidenschaft kann dieses Gefühl von dem Dichter erhoben werden, je mächtiger entweder dieses Gefühl ursprünglich erscheint, oder je größer der Kampf ist, den die einwohnende Kraft des handelnden Individuums mit den Schwierigkeiten und Hindernissen eines widrigen Geschicks bestehen muß. Die Maschinerieen, die, wie in der Epopöe, in mehrern Romanzen und Balladen vorkommen, gehören nicht zu ihrem eigentlichen Wesen; denn es sind viele, der Form nach vollendete, Romanzen vorhanden, die der Maschinerie ermangeln (z. B. Schillers Bürgschaft; Seume's Opfer u. a.). Wo sie aber aufgenommen wird (z. B. in Bürgers Leonore u. a.), muß sie als ästhetisch-nothwendig erscheinen, und zur Schürzung und Entwickelung des Knotens der Hauptbegebenheit gehören. Die Kürze oder Länge der

Form der Romanze und Ballade wird durch die gleichmäßige — weder abgebrochene, noch gedehnte — Haltung aller einzelnen Theile des ästhetischen Ganzen bedingt; so wie die Schlußentwickelung der Handlung oder der Schicksale des Individuums erfreulich (z. B. in Schillers Bürgschaft) oder traurig (z. B. in des Pfarrers Tochter von Taubenhain von Bürger) seyn kann, ohne daß dadurch die Forderungen des Gesetzes der Form an die ästhetische Vollendung der Romanze und Ballade verändert werden.

Ohne hinreichenden Grund bestimmten einige Theoretiker die Bezeichnung Romanze für die frohe und heitere Einkleidung und Durchführung, das Wort Ballade aber für die traurige und erschütternde Darstellung dieser epischen Kunstformen. Denn die Benennung Romanze stammt aus der verderbten lateinischen (romanischen) Sprache, in welcher man seit dem zehnten Jahrhunderte dichterische Schilderungen von kriegerischen und verliebten Abenteuern niederschrieb; und Ballade bezeichnete ursprünglich ein Lied, das man zur musikalischen Begleitung, ja selbst zum Tanze, sang. In theoretischer Hinsicht kann zwischen beiden Benennungen kein wesentlicher Unterschied ausgemittelt und durchgeführt werden; auch haben die classischen Dichter nie ausschließend an die eine oder die andere Bezeichnung sich gebunden. — Auf gleiche Weise verhält es sich mit der von einigen Theoretikern aufgestellte Forderung, daß der Ton der Romanze dem Volksliede sich nähern müsse. Zugestanden, daß dies bei einzelnen gediegenen Romanzen und Balladen — namentlich bei den Bürgerschen, Stolbergischen und Langbeinischen — wirklich der

Fall ist; so liegen doch auch andere treffliche Gedichte aus dieser Gattung (besonders die von **Schiller**, **Göthe**, **Seume**, **Schlegel**, **Tiedge**, **Kosegarten** u. a.) nicht geradezu in dem Gesichtskreise der Kenntnisse, Meinungen und Ansichten des Volkes, sondern verlangen, um verstanden und ganz gefühlt zu werden, einen höhern Grad von geistiger und ästhetischer Bildung, als man gewöhnlich in der Mitte des Volkes antrifft.

44.

Beispiele aus der Romanze und Ballade.

1) von Seume († 1810).

Das Opfer.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab ins Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held sein kleines Heer
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet seyn zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale;
Der Herold weckt um Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie stehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flamme reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstral, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein; denn wenn wir wieder
Zusammenkommen, ists im Thal
Elysiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen."

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! Denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tieferm Druck ins Herz zu fahren."

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abschiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundschaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft: wir sind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er sprachs und aß; die Krieger zehrten
Das Mahl, auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feier auf, und leerten,
Des Landes Göttern ausgesöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,

Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt;
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Stral,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sklaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz sich im Triumph zu wiegen,

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon in Blut
Der Herakliden Dolche wühlen,
Wo, mit gereizter Löwen Wuth,
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sklaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt wie Nebelwolke
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf;

Die Opfrer mähn die zitternden Barbaren
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht;
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Schaam nunmehr ihr Lager an;
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner spotten;
Als schnell, wie mit Gewitternacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet,
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund wie Meeresflut heran;
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis, Mann auf Mann, die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr seyd der Freiheit Lieblingssöhne!

2) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

Pygmalion.

Festlich duften Cypriens Altäre,
Vom Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den Myrthumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt;
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellen Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wann er erwacht.
„Götter! seufzt er dann, nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich blos zu eitlem Wahn gebohren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der, von ihrem Odem nie beseelt,
Liebevoll sich mir vermählt?"

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymps mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?"

„Göttin, deren neugebohrne Schöne
Einst das Meer in Purpurglut getaucht;
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie."

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!"

Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönes Lebens.
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug' erhellt.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaas gedieh.
Gern besiegt von seines Meißels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstraltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Aber seit ein namenloses Sehnen
Süß und quälend seine Brust entzweit;
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die Kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Flut begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder, in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da.
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis;
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis.
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor, wirst du neugebohren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihm winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm' ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt;
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schoos und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Selig festgezaubert im Betrachten
Schaut Pygmalion, und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in beider Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrth' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fordert sie der reinsten Treue Lohn:
Sieh, allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Göttin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen.
Soll sie eures Himmels Zierde seyn?
Götter! Götter! sie ist mein!

Und er fliegt hinzu, und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schloß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
Liebe! Liebe! stammeln beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

3) von Luise Brachmann († 1822).

Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb' und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch:
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will;
So seyd ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn;
Da drängte die Menge sich nach.
Da stürmten die Krieger, die Wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!"

„Du giebst uns nicht Speise; so gieb uns denn Blut!" —
„Blut!" — riefen die Schrecklichen, — „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth.

„Befriedigt mein Blut euch; so nehmt es und lebt!
Doch, bis noch ein einzigesmal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral."

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad;
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!" —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan dann, — es sey noch! — doch hebt sich der Stral,
Und zeigt uns kein rettendes Land;
So siehst du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der strafenden Hand!" —
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch, ach, kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.

„Nach Westen, — o, nach Westen hin,
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!"

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß' es nicht trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!" —
Er sprachs, der Held, vom Mitleid weich;
Da horch, welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb' und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Stral." —
„Sey ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höhn
Entwand sich der leuchtende Stral.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn!" —
„Leb' wohl dann, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da strömten die Krieger, die Wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, ich bin bereit,
Ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei
Füllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der fluchenden Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;

Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und — „Land!“ —
„Land!“ — rief es und donnert' es, — „Land!!“

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestralt,
Erhob sich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

4) vom Freih. v. Steigentesch.

Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raymond, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten,
Im Liede weht ein weicher Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin.
Die Vorzeit flüstert durch die Lieder,
Ein Geisterlaut umschwebt sein Ohr;
Der Schrecken sträubt sein Haar empor,
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt auf jeder Saite wach,
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele,
Ahmt schwach und stark die Saite nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der West im Mai;

Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.
Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes, kaltes Lächeln schleicht
Auf die vom Gram gebleichten Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,
Die Sehnsucht um verblühte Rosen,
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Ton der Freude nach.
Der Vorzeit blasse Nebel sinken;
Der Freude heitres Bild erwacht;
Die Liebe ruft, das Leben lacht,
Und des Genusses Horen winken.

Dem Arm der Freude schnell entrissen
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt. In ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.
Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Sein Auge rollt, es sucht den Tod,
Umdonnert von der Schlacht, zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder,
Das Siegel springt am Grab der Zeit,
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder

Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben,
Sein Stammeln malt den Brudermord.
Die Wangen, wild entbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß, ruft der Ritter leichenblaß,
O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Töne hin.
Sanft, wie des Schicksals Fäden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen,
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevels, Dolch und Arm zurück.
Der Ritter schlägt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
Am Busen ohne Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Finstern Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüstert's leise durch das Grüne:
„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?"
Er blickt empor. Die Augen wenden
Sich ab, von Schuld und Schaam gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.
Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält,
Und auf die blassen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

45.

d) Die Legende.

Die Legende steht in demselben Verhältnisse einer Untergattung zur Romanze und Ballade, wie die Dithyrambe zur Hymne. Denn sie enthält die Darstellung von Gefühlen, welche durch die Vergegenwärtigung von Individuen, Handlungen und Begebenheiten erregt werden, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Allein der eigenthümliche Charakter der Legende, wodurch sie von der Romanze und Ballade sich unterscheidet, beruht darauf, daß ihr Stoff aus der religiösen Mythologie, und, wenn der Stoff der christlichen Religion angehört, aus der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt ist. Mag nun der Stoff aus der indischen, oder der ägyptischen, aus der griechischen, oder der christlichen, oder der mahomedanischen Sagenwelt entnommen seyn; so hängt doch sein dichterischer Gehalt ab von seiner ästhetischen Darstellbarkeit in einer vollendeten Form. Enthält daher die kirchliche Sage, als Stoff, Handlungen und Thatsachen, welche entweder große Aufopferungen im Dienste der Tugend und den Heldensinn der Märtyrer bezeugen, oder welche angebliche Wunderthaten der sogenannten Heiligen und selbst manche lächerliche Ueberlieferung versinnlichen; so berücksichtigt der Dichter der Legende nicht die geschichtliche Beglaubigung dieser Stoffe; denn seine Aufgabe ist keine geschichtliche, sondern eine ästhetische, und diese wird erreicht, sobald er den ihm dargebotenen Stoff, inwiefern er einen wohlthuenden Eindruck auf sein Gefühlsvermögen vermittelte, zur Einheit der ästhetischen Form erhob.

Nach den verschiedenartigen, bald ernsthaften, bald belustigenden, Stoffen, welche der Dichter der Legende zur Einheit der Form gestaltet, erscheint die Legende, wie auch die Romanze und Ballade, bald unter einer ernsthaften, bald unter einer komischen Einkleidung. In der ersten liegt das Außerordentliche, Uebernatürliche und Wunderbare in den Aeußerungen eines gesteigerten sittlich-religiösen Gefühls, dessen Bestrebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt wird. In der zweiten wird das Wunderbare in der Begebenheit, unter der Voraussetzung, daß die Begebenheit selbst der Erfolg eines sich verirrenden Gefühls war, als ein Gegenstand dargestellt, der vermittelst der vollendeten ästhetischen Hülle unser Lachen erregt. Die ernsthafte Legende ward mit Erfolg von v. Göthe, Aug. Wilh. v. Schlegel, v. Herder, Kosegarten, Justi, Krummacher, Uhland u. a., die komische besonders von Pfeffel und Langbein angebaut.

46.

Beispiele der Legende.

1) von v. Herder († 1803).

Der Tapfere.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hoherpriester, trug er ihr Geschick
In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,

Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht, und floh nicht seinen Tod.
„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels,) sucht und würgt das Haupt." —
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet: — „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Glut (so sprach der kranke Greis);
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." — Da
Erscholl das Haus von stürmendem Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.
„Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
Ein Gastmahl, — ich bereite mich indeß
Zur Reise auch." — Er ging, und betete,
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sey tapfer, Polykarp!" — der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundernd. „Schone (sprach er) deines Alters,
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!" —
„Wie sollt' ich meinem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sey's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater! Feuer, Feuer her!"

Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde, sprach er, hier
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte; der wird mir Muth verleihn."
Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Hand das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube stieg empor.
Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir dem Sterbenden die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf;
Nur Einfalt, Unschuld, giebt im Tode Muth.

2) von v. Göthe.

Der Gott und die Bajadere.
Eine indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden;
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben, ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.

Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Rast,
Findet sie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet, und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!

Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten;
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Trommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

3) von Langbein.

Der Substitut des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensgröß' auf einer hohen Stelle
Zum Trost des Volks seit langer Zeit.

Der Priester sorgte stets aufs Beste
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einst zu seinem Feste
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieses gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn selbst — den Herrn Patron — verschönen,
Und säubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Besen aber stieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieser — der vielleicht schon immer
Ein wenig schwach gewesen war —
Brach knacks vom Hals, und fiel in Trümmer.
Der Priester raufte wild sein Haar.
O ich Unglücklichster auf Erden!
Was fang' ich an? Das Dorf wird rasend werden!
Ich stehe morgen in Gefahr,
Daß es in Rotten sich vereinigt,
Und mich aus Christeneifer steinigt. —
So klagend trat er an die Thür,
Und seufzte Himmel an: Ihr Engel,
Ihr guten Engel, helfet mir!
Es kam nicht Einer; — doch dafür
Erschien ein alter Galgenschwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging, und theils betrog.
Er schlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine kleine Gabe.
Mit Staunen sah der Capellan
Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,
Und murmelte hinweg gewendet:
Den haben mir die Engelein gesendet!
Er gleichet, schwarzbraun wie ein Mohr,
Dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,
So Zug für Zug, als wärens Zwillingsbrüder.
Der Kerl ist mir ein wahrer Schatz;

Ich stell' ihn an Georgens Platz,
Und alles Volk fällt vor ihm nieder!
Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ sich kein Lauscher spüren.
So hemmte nichts den Capellan,
Das kühne Wagstück auszuführen,
Und leise fühlt' er stracks dem Bettler auf den Zahn:
Ob er des nächsten Tags der Rolle
Des heiligen Georgs sich unterziehen wolle.
Der Gauner hätte wohl, für ein Glas Brantewein,
Sich nicht bedacht, der Teufel selbst zu seyn.
Was sollt' er lange sich besinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er sagte Ja, verschlief die Nacht
In einem Winkel der Capelle,
Und blähte sich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an seiner Stelle. —
Bald fanden sich viel fromme Seelen ein,
Und strömten hin zum Könige des Festes.
Er that, wie ihm befohlen war, sein Bestes,
Und stand wie ein gebohrner Stein.
Sie warfen sich mit flehenden Gebärden
Zu seinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten fest, von ihm gehört zu werden,
Seht, wie er lächelt, riefen sie, —
Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!
Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken diese Schmeichelworte,
Verwünschte still den bösen Kram,
Und sehnte weit sich weg von seinem Orte,
Wo bald das Ding noch schlimmer kam. —
Ein Teufelchen, das — ohne Zweifel

Beordert von dem Oberteufel —
In einer Wespe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch, ihn tückisch in die Nase,
Fast platzte er heraus mit einer Flucherphrase,
Doch blieb's bei den Gedankenschwur:
Flugs nach dem Gottesdienst der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeist zu fangen und zu spießen.
Indessen nahm die schwellende Blessur
Der Fliegengott selbst in die Cur,
Und eilte, Balsam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drei Spannen über'm Kopf des Substituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend stand,
Und, schief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluten.
Dies Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Secunden aus: „Kreuz tausend Element!"
Schrie er, und sprang mit Schmerzgrimassen
Herab von seinem Postament.
Ha, welcher Aufruhr in des Kirchleins Gassen!
Die sämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür' mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelassen,
Der Bettler, stürzend durchs Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für solch ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
Als so ein Heiliger in dieser Angstkapelle!"

47.

e) Die poetische Erzählung.

Je allgemeiner der Begriff des Erzählens — der mündlichen oder schriftlichen zusammenhängenden Mittheilung des Geschehenen — überhaupt ist; desto

weiter ist auch, in der Reihe der epischen Formen, der Begriff der poetischen Erzählung. Denn alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch dargestellt, d. h. als aus den Gefühlen des Dichters stammend und als Gefühle anregend geschildert, und zur Einheit der Form verbunden werden kann, eignet sich zum Stoffe der poetischen Erzählung. Dadurch aber unterscheidet sich die poetische Erzählung vom Epos, daß in der erstern die dargestellte Handlung oder Begebenheit, in dem letztern hingegen das handelnde Individuum den Mittelpunct der ästhetischen Darstellung bildet. In der poetischen Erzählung erscheint nämlich das handelnde Individuum nicht als ein eigentlicher Held, der in noch unentschiedenem Kampfe mit dem auf ihn eindringenden widrigen Schicksale wahrgenommen wird; auch können die verwickelten Verhältnisse und Ereignisse, welche die poetische Erzählung schildert, nicht in der höhern Beziehung, wie im Epos, Schicksal genannt werden, weil es zunächst eine mehr oder weniger in sich fassende Thatsache ist, die der Dichter der poetischen Erzählung in den Mittelpunct des Ganzen stellt.

Bei dieser Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Stoffes für die poetische Erzählung bleibt es die Hauptaufgabe für dieselbe, vermittelst der Vollendung der ästhetischen Form dieselben Gefühle anzuregen, welche in dem Gemüthe des Dichters das Entstehen der ästhetischen Form bewirkten, und zugleich die Einbildungskraft in ein freies Spiel zu setzen, um durch beides gemeinschaftlich ein reines Wohlgefallen an der Form hervorzubringen. — Je häufiger aber der erzählende Dichter mit der Darstellung freier Handlungen sich beschäftigen muß;

desto mehr bedarf er des psychologischen Urtheils und Tactes. Zwar darf er die psychologischen Erscheinungen und Ergebnisse nicht philosophisch verarbeiten; allein er behandelt sie dichterisch, d. h. sein psychologischer Sinn und Tact unterstützt seine schöpferische Einbildungskraft, wenn diese, für die im Mittelpuncte der Erzählung darzustellende Handlung, einen ästhetischen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen vermittelt, der mit derselben Nothwendigkeit sich ankündigt, wie der Zusammenhang von Ursach und Wirkung im wirklichen Leben der Menschen. Selbst das, was aus dem Kreise der physischen Welt in die poetische Erzählung aufgenommen wird, erscheint nach seiner Verbindung und nach seinem Zusammenhange mit der geistigen und sittlichen Kraft der handelnden Individuen, weil es nicht um seiner selbst willen, sondern zur Versinnlichung gewisser Thatsachen und Handlungen freier Wesen, in die poetische Erzählung gehört.

Die poetische Erzählung kann entweder im ernsthaften, oder im komischen Gewande erscheinen. Die ernsthafte poetische Erzählung stammt aus Gefühlen, welche theils durch ernsthafte und wichtige Ereignisse des Lebens, theils durch ergreifende Handlungen des freien Willens angeregt, und vermittelst der Einbildungskraft zu einem lebensvollen dichterischen Ganzen gestaltet werden. Dagegen entspringt die komische poetische Erzählung aus dem, durch die Vergegenwärtigung menschlicher Schwachheiten, Thorheiten und Fehler, im Bewußtseyn des Dichters aufgeregten, Gefühle der Lust, das seine schöpferische Einbildungskraft in der ästhetischen Form der poetischen Erzählung in einem so hohen Grade versinnlicht, daß dadurch bei Allen dasselbe

Gefühl der Lust veranlaßt wird. Doch muß der Dichter der komischen poetischen Erzählung, bei aller Lebendigkeit seiner Darstellung, sich innerhalb der Grenzlinie der Erzählung halten, und nicht ins Gebiet der eigentlichen Satyre hinüber streifen, welche die Unvollkommenheiten der intellectuellen Welt und die Gebrechen in der sittlichen Ordnung der Dinge mit aller Schärfe geiselt, die, durch den stark versinnlichten Abstand der wirklichen Welt zu der Höhe des dem Menschen gebotenen Ideals der Wahrheit und sittlichen Güte, in dem Gemüthe des Satyrikers erzeugt wird. Von der Fabel, die häufig mit der poetischen Erzählung verwechselt wird, unterscheidet sie sich bestimmt dadurch, daß der Fabel ausschließend die Versinnlichung der Eigenschaften der Thierwelt zusteht.

Die wesentlichsten Bedingungen der poetischen Erzählung sind Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darstellung. Eine gewisse Ausführlichkeit wird in dieser epischen Form eher, als in den übrigen, dem Dichter verziehen, sobald nur nichts eingemischt wird, was als entschieden überflüssig und außerwesentlich sich ankündigt; die unverkennbare Breite der Darstellung aber ist unvereinbar mit der Festhaltung des ästhetischen Charakters der Form. Reim und Metrum sind, wie bei allen dichterischen Erzeugnissen, auch in der poetischen Erzählung keine wesentlichen, sondern nur zufällige Eigenschaften der äußern Schönheit der Form.

48.

Beispiele der poetischen Erzählung.

1) von Burcard Waldis († nach 1554).

Vom Bischoff und einem Lotterbuben.

Zum Bischoff kam ein Lotterbub,
Sein Bengel gegen jm auffhub,
Vnd bat jn, das er jm da bar
Ein gülden geb zum neuwen Jar.
Der Bischoff war ein karger Mann,
Den Freihart sah er scheußlich an,
Sprach: bist vnsinnig hab den Ritten
Darffst umb ein gülden neuw Jar bitten?
Der Bub sprach, schont gnediger Herr,
Ob denn ein güld zu viele wer,
Gebt ein Batzen, ich nem jn an,
Daß jr ein gut neuw Jar müßt han.
Er sprach, du bittest ja zu viel;
Er sprach, ein kleines nemmen wil,
Das ich mag haben euwre Gnad;
Zuletst jn umb ein Pfenning bat.
Denselben er jm auch nicht gab.
Er sprach, das ich dennoch was hab,
Von euwern gnaden beger sonst nit,
Denn theilt mir euwern Segen mit.
Er sprach: knie nieder lieber Son,
Das du denselben magst entpfahn.
Da sprach der Bub: behalt euwrn Segen,
Jr dörfft jn zwar auff mich nicht legen;
Ja wenn er wer eins Pfennings wehrt,
Würd er mir nicht von euch beschert.

2) von Hans Sachs († 1576).

Warum die Bauern nicht gern Lanzknecht herbergen.

Mich thät eines Tages ein Pfaff fragen,
Ob ich nicht warhaft wüßt' zu sagen,

Warum die Bauern unwillig wär'n,
Und herbergten die Lanzknecht nicht gern.
Ich sagt: es liegt im Schwabenland
Ein Dorf, Gersthofen ist genannt,
Da hat die Ursach sich angefangen,
Im kalten Winter nächst vergangen.
Da loff ein armer Lanzknecht hart
Zerrissen, frostig auf der Gartt
In großer Kält für einen Galgen,
Darauf hört er die Raben balgen,
Und sah einen Dieb hangen daran,
Der hätt' zwei gute Hosen an.
Da dacht ihm der arme Lanzknecht,
Die Hosen kommen mir gleich recht;
Und streift dem Dieb die Hosen ab,
An Füßen wollten sie nicht rab,
Wann (denn) sie waren daran gefroren.
Der Lanzknecht flucht und thät im Zoren (Zorn)
Und hieb dem Dieb ab beide Füß',
Sammt den Hosen int (in den) Ermel stieß.
Nun war es etwas spät am Tag,
Gersthofen das Dorf vor ihm lag;
Da trabet er gar frostig ein,
Zu suchen da die Nahrung sein.
Als er nun herumgartet spat,
Zuletzt er dann um Herberg bat
Ein Bauren, der sagt' ihm zu willig,
Gab ihm ein Schüssel voll warmer Millich,
Trug ihm in die Stuben ein Schütt Stroh,
Deß war der frostig Lanzknecht froh.
Nun hätt diesem Bauren dazu
Diesen Abend kälbert eine Kuh;
Nun war es eine grim kalte Nacht,
Drum wars Kalb in die Stuben bracht,

Daß es in Kält keinen Schaden empfing.
Als jedermann nun schlafen ging,
Und still wars in dem ganzen Haus,
Zog der Lanzknecht die Hosen raus,
Die er dem Dieb abzogen hätt,
Die Füß' er ledig machen thät,
Und zog des Diebes Hosen on (an),
Und machet sich vor Tag davon,
Ganz still, daß sein kein Mensch wahrnahm,
Ließ liegen die Diebsfüß' beisam.
Als früh die Bauermäd' aufston
Und ward hinein die Stuben gon,
Trug mit ihr ein großes Spanlicht.
Als sie den Lanzknecht nicht mehr sicht,
Allein das Kalb dort in der Ecken
Höret gar laut schreien und blöken,
Indem sie die Diebesfüß' ersicht,
Vermeinet gänzlich anders nicht,
Denn das Kalb hätt' den Lanzknecht fressen.
Erst wurd mit Furchten sie besessen,
Säumt in der Stuben sich nicht lang,
Und zu der Stubenthür aus sprang,
Schreit am Tennen Zeter und Mord.
Der Bauer ihr Mordgeschrei erhort,
Erschrack und aus der Kammer schrier:
Was ist dir? Sie antwort: weh mir
O Bauer, es hat unser Kalb
Den Lanzknecht fressen mehr denn halb;
Allein liegen noch da seine Füß'.
Der Bauer zucket sein Schweinspieß,
Fuhr in rostigen Harnisch sein,
Und wollt' zum Kalb in die Stuben nein.
Die Bäurin schrie: o lieber Monn,
Mein und deiner klein Kinder verschon;

Das Kalb das möcht zerreißen dich.
Der Bauer trat wieder hinter sich,
Die Kinder weinten alle sam.
Der Knecht auch aus dem Stadel kam;
Sie konnten des Lanzknechts nicht vergessen,
Meinten, das Kalb das hätt' ihn fressen.
In sie kam ein solch Furcht und Graus,
Und loffen alle aus dem Haus.
Der Bauer zum Schultheiß sagt böse Mähr,
Wies mit seinem Kalb ergangen wär
Des Lanzknechts halb; darob wurd heiß
Dem Schultheiß ging aus der Angstschweis,
Hieß bald läuten die Sturmglocken.
Die Bauern liefen all' erschrocken
Auf den Kirchhof zitternd und frostig
Mit ihrer Wehr und Harnisch rostig.
Da sagt der Schultheiß in (ihnen) die Mähr,
Wie daß ein grausames Kalb da wär,
Das hätt' einen großen Mord gethon,
Es hätt' ein Lanzknecht gefressen schon
Bis an die Füß. Mit diesem Wurm
Da müssen wir thun einen Sturm,
Daß man es von dem Leben thu;
Wann würd' das Kalb groß wie ein Kuh,
So fräß' es uns all nach einander.
Die Bauern erschracken allsander,
Und zogen für das Haus hinan.
Der Schultheiß, der war ihr Hauptmann,
Der sprach zu ihnen: Nun stoßets auf.
Die Bauern stunden all zu Hauf
Und sahen das Haus alle an;
Doch wollt' ihr keiner voren dran,
Furchten, das Kalb möcht' ihn zerreißen;
Deshalb thäten sie sich all' spreißen.

Ein alter Bauer den Rath gab:
Ich rath', wir ziehen wieder ab,
Und fristen vor dem Kalb unser Leben.
Wir wollen eine g'meine Steuer geben
In dem ganzen Dorfe durchaus,
Dem guten Mann bezahlen sein Haus,
Und wollen darein stoßen ein Feuer,
Verbrennen sammt dem Kalbungeheuer.
Die Bauern schrien: fürwahr, jo, jo,
Das ist der beste Rath also!
So zündten an das Haus die Bauern,
Mit gewohnter Hand stunden die Lauern
Darum fürchten, das Kalb möcht' entrinnen,
Und in dem Feuer nicht verbrinnen.
Doch lag das Kalb, konnt noch nicht gehn;
Das wollt kein närrischer Bauer verstehn.
Jetzt nahm das Feuer überhand,
Daß ihm das ganze Dorf abbrannt;
Deß kamen die Bauern zu großem Schaden.
Haben seit die Lanzknecht kein Gnaden,
Und vermeinen des Tages noch heut:
Lanzknecht sind unglückliche Leut.
Deshalb herbergens die Bauern nicht gern,
Thun ihr Beiwohnung sich beschwern,
Daß ihnen nicht weiter Schaden wachs;
Von solchen Gästen spricht Hans Sachs.

3) von Tscherning († 1659).

Ein junger Hirte war zu schreien oft beflissen:
Kommt, Brüder, helft! Der Wolf hat mir ein Schaf erbissen.
Wenn nun das Hirtenvolk gesammt zur Stelle war;
Da sprach er: seyd zur Ruh, es hat noch nicht Gefahr,
Ich habe nur versucht, ob ihr auch wachsam wäret.

Nachdem er aber sie auf andre Zeit begehret,
Als Ernst vorhanden war, und jetzt vom Wolfe schon
Ein Schaf war hingewürgt; da blieben sie davon,
Wie laut er immer rief. Jetzt ward der Narr erst inne,
Wie thöricht er gethan, und zog ihm stracks zu Sinne,
Daß einem hier die Welt, der einmal Lügen liebt,
Auch wenn er Wahrheit redt, nicht leichtlich Glauben giebt.

2) von Zernitz († 1745).

Der Satz des nicht zu Unterscheidenden.

Ein Philosoph, der Witz und seine Schöne liebt,
Im Scherz nur nicht der Wahrheit Beifall giebt,
Gerieth, doch sonder Zorn, mit seinem Freund ins Streiten,
Und sprach: Es ist nach hundert Logiken
Der Satz des nicht zu Unterscheidenden
Ein leerer Ton, und hat nichts zu bedeuten.
Denn höre, fuhr er fort, und prüfe nur den Schluß:
Ein jeder glaubt, es sey ein Kuß, ein Kuß;
Mit der Erklärung ist man selbst beim Kuß zufrieden,
Und sie spart mir jetzt zum Beweise Zeit.
Ruht nun in dem Begriff kein Unterscheid;
So ist kein Kuß vom andern unterschieden.

Ja, sprach sein Gegner, ja du hast zum Theile Recht,
Du nennest nur von Küssen das Geschlecht;
Allein, dabei ist auch der Satz nicht anzuwenden.
Doch gieb nur auf die Art der Küsse acht;
Ein Kuß, geschickt auf Lippen angebracht,
Entscheidet sich von dem auf zarten Händen.
Noch mehr, kein einz'ler Kuß ist je dem andern gleich;
Freund, sey einmal im Geist an Bildern reich,
Sieh ein verliebtes Paar, so ist dein Schluß bestritten;
Es wird, wenn man den Mund zum Kuß erwählt,

Beim zweiten schon der erste Fleck verfehlt,
Den Wangen nach küßt man nicht in der Mitten.

Was Bilder? nein! ward hier von jenem eingewandt,
Mit Augen seh' ich zwar, mehr mit Verstand.
Wer nur den Sinnen traut, macht wenig starke Schlüsse.
Der Unterschied im Kuß hat schlechten Grund,
Es ist zudem ein rother Mund, ein Mund,
Und Küsse sind im Wesen doch nur Küsse.

Gut, rief bei diesem Streit der dritte Kaffeegast,
Freund, aber sey zum Einwurf nur gefaßt;
Denn sonst reichst du die Hand zum ersten zum Versöhnen,
Den Satz des nicht zu Unterscheidenden
Erweis ich dir mit deiner Lesbien,
Die küssest du in einer Welt voll Schönen.

5) von Gotter († 1797).

Der reisende Virtuose.

Ein Virtuos aus jenem Lande,
Wo, nächst der Weihe, keine Bahn
So leicht zum Reichthum führet, als — o Schande! —
Ein Messerschnitt, erwies dem teutschen Vaterlande
Die Ehr' und setzt' es einst in Contribution.
Die Wochenblättler (Ehrenmänner,
Und aller Künste tiefe Kenner,
Und Schöpfer mancher Reputation!)
Verglichen seinen Silberton
Der ersten Sängerin in Vater Zeus Orchester.
Zwar kenn' ich jene Primadonna nicht;
Doch wett' ich gleich mein glücklichstes Gedicht:
So göttlich, als der Musen zehnte Schwester,
Als unsre Mara, sang er nicht.
Er kam an einen Hof (ein Höfchen wollt' ich sagen,

Das meine Chronika nicht nennt)
Und, ob die Außenwerk' ihm gleich nicht sehr behagen,
So nöthigt ihn doch ein zerbrochner Wagen,
Der Appetit, sein Element,
Und ach! ein Ding, noch leerer, als sein Magen,
Sein Beutel, sich beim Marschall anzusagen;
Beim Marschall, der auch Kanzler, Präsident,
Und General, und Haupt der Jägereien,
Der Kirchen, hohen Schulen, Stutereien,
Und Secretär des Luftballordens war;
Ein Orden, der so fein zum Staatssysteme paßte,
Daß er so Hof, als Stadt und gar
Die Nachbarschaften in sich faßte;
Mit Ausschluß der Montur und Liverei,
Stand (Hungers stürbe sonst die arme Kanzelei)
Der Eintritt jedermann für zehn Ducaten frei.
Seit lange war für Geiger und Kastraten
Dies Ländchen das Schlaraffenland.
Kein Wunder, daß, so vortheilhaft bekannt,
Ein gnädigstes Gehör auch Bellavoce fand.
Die Durchlaucht, die im Zirkel der Magnaten,
Umwölbt von einem Plüschsammt-Himmel, stand,
War so begeistert, daß das Klatschen ihrer Hände
Den Baß zum Schweigen zwang, und sie, noch vor dem Ende
Der schmelzenden Cadenz, ihm in die Arme lief,
Aus voller Kehle, die noch von Champagner rauchte:
Bravo! bravissimo! vortrefflich! himmlisch! rief,
Und in ein Meer von Lob ihn untertauchte.
„Beim Teufel! schloß das Lied, und müßt' ich Sie mit Gold
Aufwiegen, großer Mann, ich nehme Sie in Sold;
Was fordern Sie? Ihr' ist die erste Stelle,
Mit Intendantenrang in meiner Leibcapelle,

Empfangen Sie zum Pfand den Ring — und diese Uhr!"
Mein Sänger, dem nichts als die Schelle
Zum Narren fehlt', bläst zur Karrikatur
Sich auf, und küßt den Rock, und pfeifet: „Monseigneur,
Suis à vos ordres, für fünftausend Gulden."
Betäubt, als säh' er schon, zur Geisel seiner Schulden,
Sich den Sequester nahn, erwiedert in C dur
Der Fürst: „Wie? was? Ihm Gurgler! Ihm? fünftausend Gulden?
Mein Kanzler hat fünfhundert nur!"
„Mag seyn, spricht der Sopran mit unverschämtem Lachen,
Die Kanzler können Sie auch Dutzendweise machen;
Doch ein Talent, wie meines, macht Natur."

6) von v. Thümmel († 1817).

Die Frau Gemahlin und ihr Gemahl.

Der Frau Gemahlin ihrem Mann
— Ich wollte dir den Namen sagen,
Allein er geht uns hier nichts an;
Wozu auch das in unsern Tagen? —
Ward eine Sache vorgetragen.
Er sprach: die Sach' ist von Gewicht;
Ich müßte mich des Ausgangs schämen,
Und kurz — ich kann sie nicht auf meine Hörner nehmen.
Hier sah ihm Frau Gemahlin ins Gesicht: —
Mein Schatz, Sie kennen ihre Stärke nicht."

7) von Pfeffel († 1809).

Der Bußprediger.

Der wilde Pater Chrysolog,
Der täglich neue Ketzer machte,

Und täglich neue Wunder log,
Die selbst der Pöbel oft belachte,
Stieg einst, es war zur Faschingszeit,
Auf einen Eckstein, um zu lehren,
Und von dem Dienst der Eitelkeit
Das Volk zur Buße zu bekehren.
Schon hatte der erhitzte Streit
Mit Sünd' und Teufel angehoben,
Als ein Hannswurst mit lautem Toben
Der Hörer dichten Damm durchbrach.
Schnell ward der Prediger verlassen;
Janhagel lief durch alle Gassen
Dem bunten Pickelhering nach.
Der Mönch ergrimmte. Welche Schmach,
Rief er, ein Auswürfling der Hölle,
Ein Narr entlocket euch der Quelle
Des Heils, und tödtet euern Durst
Nach Weisheit! Ach, ihr seyd verloren!
Bin ich, ihr Gottvergeßnen Thoren,
Denn nicht so gut, als ein Hannswurst?

8) von Pfeffel.

Die zwei Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren,
Verließen jung ihr Vaterland
Und suchten Glück bei den Barbaren.
Das Schicksal trennte sie. Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Spion, Feldmarschall, Großvezier,
Und kurz, in zwei und zwanzig Jahren
Bestieg er, als der Schwiegersohn
Des Königs, den ererbten Thron.

Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philosoph,
Vom Unglück stets verfolgt, an seines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was seh ich, Himmel, rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr, mein Bruder! — Was? fiel seine Majestät
Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit diesem Tollen,
Der unsern Stand vergißt! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen. —
Vergieb mir, sprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne suchen sollen!

9) von Pfeffel.

Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magistrat
Erschien Herr Matz, ein neugebackner Rath.
Und sprach: Hochweise Herrn, ein frecher Zeitungs-
schreiber
Beschimpfte mich; da lesen Sie sein Blatt,
Und rächen mich an diesem Ehrenräuber.
Er sagt: ein teutscher Titus hat
Jüngst einen Schöps zu seinem Rath erhoben.
Herr, sprach der Präsident, wir haben keine Proben;
Sie sind ja nicht genannt. — Ei, Sie befremden mich,
Rief Matz, wer kann der Schöps wohl anders seyn,
wie ich?

10) von v. Gökingk.

Predigt am Magdalenentage.

Ein Priester pred'gte am Fest der Magdalene
Vom Gräuel ihrer ersten Lebensart;



Doch ward hernach das Lob der Schöne,
Ob ihrer Reu' und Buße, nicht gespart.

Nun, fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
Wie viel sind unter Euch, die mehr an diesen Ort
Sich zu belustigen, als zu erbauen, kamen!
O, sonderlich ist Eine unter Euch,
Bei der hilft weder Drohn noch Bitten;
An unverschämten lüderlichen Sitten
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
Wie heilig hat sie alle Jahr
Im Beichtstuhl Besserung versprochen!
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
Und da sich ihre Frechheit immerdar
Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,
Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?
Denn, sagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,
Erinnr' ihn ein = auch zweimal dran;
Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
So zeig's nach Pflicht der Kirche an.

Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —
Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?
Ich sollte billig wohl; doch wißt —
Allein, warum nicht? Gut, ihr sollt sie kennen!
Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht
Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.
Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht
Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
Ich will sie denn auf andre Art der Welt
Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!
Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen;
Gebt Acht! gebt Acht! auf welch' es fällt! —

Indem er nun empor mit seinem Buche fuhr,
War jede bange vor dem Falle,
Und jede bückte sich. — „Verdorbene Natur,
Ich dacht', es wäre Eine nur;
Nun seh' ich erst, sie sind es Alle!"

11) von v. Aloys Schreiber.

Der Bramin.

Zu einem alten weisen Bramen,
(Die Zeit verlor uns seinen Namen!)
Der, ferne von der Thorheit Spiel,
In einer stillen Klause lebte,
Und da durch guten Rath, so viel
Er konnte, noch zu nützen strebte,
Kam einst ein junger Biedermann,
Und redet ihn bescheiden an:
Mein Vater, bange Zweifel quälen
Schon lange, lange meine Brust;
Der Tugend Bahn ging ich mit Lust;
Doch welch System soll ich erwählen?
Als Knabe schon saß ich im Staub
Der Schule zu der Weisen Füßen,
Und horchte ihren strengen Schlüssen,
Und blieb doch stets der Zweifel Raub.
Der eine rief: geh meine Wege!
Der andre: näher führ' ich dich!
Ein dritter sprach Sanscritt für mich.
Der Brame lächelt: O, die Rege
Zum Guten gibt die Schule nicht!
Dein eignes Herz kennt jede Pflicht,
Mein Sohn; bewahre seine Lehren,
Und folge ihnen stets mit Muth.
Das übrige sind taube Aehren,
Nur für gelehrte Scheunen gut.

49.

f) Die Fabel.

Je häufiger der eigenthümliche Charakter der Fabel verkannt, und die poetische Erzählung mit der Fabel verwechselt wird; desto nöthiger ist es, die unterscheidenden Merkmale der Fabel von jeder andern Form der epischen Dichtkunst aufzufassen, und die Eigenthümlichkeit derselben, im Sinne der eigentlichen äsopischen Fabel, herzustellen. Denn nur die äsopische (die Thier-) Fabel verdient ausschließend diesen Namen, weil durch sie eine selbstständige, von jeder andern verschiedene, dichterische Form in den Kreis der epischen Dichtungsarten eintritt, in wiefern nämlich das Eigenthümliche der Fabel darauf beruht, menschliche Individuen, Zustände und Handlungen in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts in der Thierwelt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form darzustellen. In der Fabel erscheint daher der Mensch nicht selbst, nach seiner Individualität und nach den Wirkungen seiner Freiheit; er wird aber unter der symbolischen Hülle des Instinkts versinnlicht. So gewiß also, nach dieser Ansicht, nie ein menschliches Individuum, sondern nur ein, nach seinen Eigenschaften und nach seiner Ankündigung bekanntes, Thier in den Mittelpunct einer Fabel gestellt werden darf; so gewiß wird doch auch die Fabel nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet. Es soll vielmehr der Mensch im Spiegel des Instinkts, eben so wohl nach den Ankündigungen seiner Freiheit überhaupt, wie nach den Verirrungen derselben, sich wieder erkennen, weil —

ungeachtet aller ursprünglichen Verschiedenheit des Kreises der menschlichen Freiheit und des thierischen Instinkts — doch zwischen beiden theils eine Aehnlichkeit in Hinsicht auf die Hervorbringung einer äußern Wirkung in Angemessenheit zu einem vorausgegangenen innern Antriebe, theils sogar eine Verwandtschaft statt findet, da der Mensch, neben der seiner übersinnlichen Natur zustehenden Freiheit, in seiner sinnlichen Natur ebenfalls einen thierischen Instinkt wahrnimmt, und dieser nicht selten, in den äußern Handlungen des Menschen, ein Uebergewicht über die Ankündigung der sittlichen Freiheit behauptet. Der Mensch soll nämlich, im ästhetisch vollendeten Gegenbilde, sein eignes Bild, nach seinen guten Seiten, so wie nach seinen Fehlern und Mängeln, unter der Hülle der Dichtung erkennen. Sobald daher in der Darstellung der Fabel an die Stelle der Thiere entweder Menschen oder Gegenstände der leblosen Natur treten, verdient die ästhetische Form nicht mehr den Namen der Fabel, obgleich, in einzelnen Fällen, gleichsam als Ausnahme von der Regel, Gegenstände der leblosen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunct der Fabel gestellt werden können, sobald, in einer allerdings sehr starken Personification, diesen leblosen Gegenständen Wirkungen beigelegt werden, die sich nach einer gewissen Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit den Wirkungen der menschlichen Freiheit ankündigen. Denn die eigenthümliche Versinnlichung des Kreises der menschlichen Freiheit innerhalb des in sich abgeschlossenen Kreises des thierischen Instinkts beruht eben darauf: daß der Charakter der als handelnd aufgestellten Thiere allgemein bekannt ist, und daß man bei der

Anschauung der ästhetisch vollendeten Form der Fabel stillschweigend voraussetzt, der Dichter schildere die Thiere nicht um ihrer selbst willen, sondern gebe eine menschliche Individualität unter der glücklich ergriffenen Aehnlichkeit derselben mit einem thierischen Wesen.

Ob nun gleich im Kreise der Thierwelt keine Freiheit und Sittlichkeit angetroffen wird; so folgt daraus doch keinesweges, wie einige Theoretiker wollen, daß die Fabel blos Klugheitsregeln, nicht aber sittliche Ankündigungen — Tugenden und Verirrungen der Freiheit — versinnlichen könne. Denn nicht nur, daß der für die Fabel geeignete Kreis darstellbarer Stoffe durch diese Forderung sehr beengt werden müßte; es haben auch die ausgezeichnetsten Fabeldichter nicht blos Klugheitsregeln, sondern auf gleiche Weise sittliche Erscheinungen und sittliche Vorschriften vergegenwärtigt. Dies folgt von selbst aus der Bestimmung der Fabel, die Ankündigungen und Wirkungen der menschlichen Freiheit unter der Hülle des Instinkts zu versinnlichen, so, daß wenn auch den Thieren nicht Freiheit des Willens zukommt, doch in Angemessenheit zu den Antrieben des Instinkts nicht selten Wirkungen geschildert werden, welche die sittlich entarteten Wesen unsrer Gattung zu beschämen vermögen; z. B. in der Kindesliebe; in der Treue; in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für seinen Herrn u. s. w. Denn wenn das Thier, geleitet vom Instinkte, in seinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbener und edler sich ankündigt, als der in sittlicher Hinsicht ausgeartete, von seinem Eigennutze und von seinen Leidenschaften fortgerissene Mensch; so muß durch die Versinnlichung dieses Kontrastes zwischen

dem sicher führenden Instinkte und der sich von ihrem Ziele entfernenden Freiheit eine große Wirkung hervorgebracht werden.

Doch gehört als unnachläßliche Bedingung dazu, daß die Fabel in ästhetischer Hinsicht nach der Einheit ihrer Form vollendet sey, so daß diese Form um ihrer selbst willen, auch abgesehen von dem im Stoffe enthaltenen Individuum, gefällt. Die Fabel soll nämlich die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken, und deshalb soll die Hülle, welche das Gegenbild des wirklich gemeinten Gegenstandes enthält, das Gepräge der möglichst höchsten ästhetischen Vollendung an sich tragen. Daraus folgt von selbst, daß nur diejenige Fabel den Charakter eines dichterischen Kunstwerkes behauptet, welche in ästhetischer Einheit vollendet ist, so wie viele sehr gut gemeinte Fabeln (z. B. für Kinder berechnet) in pädagogischer Hinsicht brauchbar seyn können, ohne doch die Forderungen des gereiften Geschmacks an die ästhetische Gediegenheit der Form zu befriedigen.

50.

Beispiele der Fabel.

1) von Bonerius (der in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte).

Ein Fuchz hungern began,
Unter einen hohen Boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der Fuchz unmassen fro.
Do in der Fuchz erst an sach,

Mit glatten worten er do sprach:
Got gruez dich lieber Herre min,
Uiwer diener wil ich sin,
Und iemer wesen niwer knecht,
Das dünkt mich billich unde recht.
Ir sind so edel wnd so rich,
Kein vogel mag sin niwer glich
In allen kuinierichen;
Ich wén uich (euch) muos entwichen
Der sperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe schin.
Sueß ist uiwer (eurer) kélen schal,
Uiwer stim hoert man überal
In dem walt erklingen,
Wen ir geraten singen;
Des hab ich wol genomen war.
Der rapp sprach, das sol sin an alle var.
Er liez sin stim us und sang,
Das es dur den walt erklang.
In dem gesang enpfiel im do
Der kés; das wart der Fuchz vil fro
Des muost der rappe schamrot stân,
Darzuo muost er den schaden hân.

2) von Burcard Waldis († nach 1554).

Von den schwangern Bergen.

In alten zeiten, vor tausent Jarn
Begab sichs, wie ich hab erfarn,
Ein Landtgeschrey kam vnder die leut,
Wie die Berge zur selben zeit
Schwanger waren vnd solten geberen.
Alls Volck lieff zu, mit grossem begeren,
Vnd kam zusamen ein grosse schaar

Auß vielen Landen gelauffen dar,
Vnd schauwten an die Berge groß;
Sie waren bauchet über dmoß,
Ein lange zeit sie da erharten
Mit grosser forcht theten erwarten
Wenn sich nun offne würd die Erden
Was seltzams dings darauß solt werden,
Ein Dromedari oder Elephant,
Oder sonst ein wunder vnbekannt.
Zu letst kroch zu dem Berg herauß
Ein kleine lecherliche Mauß;
Als sie heraus lieff' und sich regt,
Ward alles Volk zu lachen bewegt.

3) von v. Hagedorn († 1754).

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange,
Die fast erstarrt vor Kälte war.
Sein Arm entriß sie der Gefahr
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
Und sucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Doch, als ihr Frost und Noth entwich,
Erhohlte, regt' und hob sie sich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung so bemühte.
Betrogne Huld und Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hülfe beut.
Hier folgt der Schade stets der Güte.

4) von Löwen († 1771).

Ein Esel trug des Volkes größten Götzen,
Und jederman ging in Prozession.

Nun kennt man ja die guten Esel schon,
Wie wichtig sie sich immer schätzen.
Auch dieser Esel war so kühn,
Und meinte: alle die Gesänge,
Das Niederknien, der Weihrauch, das Gepränge,
Kurz, alles sey für ihn.
Ein klüg'res Thier, das dieser Dummheit lachte,
Rief ihm ins Ohr: Herr Esel, glaube mir,
Der Reverenz, den jetzt der Pöbel machte,
Galt deinem Götzen, und nicht dir.
Was hier die Fabel spricht, gehöret
Für manche Excellenz und manche Herrlichkeit.
Was auch der Pöbel oft an Ihro Gnaden ehret,
Wovor er tief sich bückt, was ist es wohl? — sein Kleid!

5) von Joh. Benj. Michaelis († 1772).

Die Buße der Wölfe.

Zwei Wölfen kam bei sattem Magen
Einmal die liebe Buße ein.
Zwei Wölfen? wird mein Leser fragen. —
Genug die Fabel sagts; — soll denn bei sattem Magen
Nicht auch einmal ein Wolf die Missethat bereun;
Da mancher wohl in unsern Tagen,
Der noch um eins Gesetz und Recht verdreht,
Um zwei Uhr in die Beichte geht!
Sie fingen also an, ihr Leben zu beklagen.

Ach, heulte Isegrimm, wir haben viel gethan!
Viel, hob der andre Sünder an.
Ach, fuhr der erste fort, wie viel, das ich verschweige,
Sah dieser fürchterliche Zeuge,
Der Wald und unsre Höhle an.
Wie manche Mutter sucht noch jetzt ihr Kind mit Aengsten!
Wie manches Schaf beweint die Frucht!

Allein von nun an sey die Grausamkeit verflucht;
Denn ehrlich, Bruder, währt am längsten.

So heulten sie, und weinten bitterlich
Aus inn'rer Reue über sich.
Allein im allerbesten Beten
Zeigt sich ein Schaf —
Ein jeder war betreten.
Die Buße — und ein fettes Schaf!
Je, fing drauf einer an, weil uns das Glück so traf,
Wer weiß, wenn's wieder kommt! Komm, Bruder, friß
das Schaf;
Wir können morgen weiter beten.

6) von Michaelis.

Die Hähne und der Marder.

Die Herrschsucht, die mit jedem Ei gebohren
Und mit der Zeit genährt, von Hahn zu Hahne stammt,
Die Herrschsucht, sag' ich, war's, durch die, zur Wuth
entflammt,
Zwei Hähne sich den Tod geschworen.
Sieg oder Sterben, ihr Entschluß,
Stieß Brust auf Brust, und Fuß auf Fuß.
Ein Schnabel prallte von dem andern.
Ein Marder saß unfern in Ruh,
Und sah dem Spiele lange zu.
Nu, nu, sprach drauf der Schelm mit Lachen,
Ich will geschwinde Friede machen.
Gleich sprang er einem ins Genick,
Und wanderte mit ihm zurück.
Der andre flatterte indeß zum Hühnerhause,
Und krähte zehnmal wohl dem Friedensstifter zu:
Wie schmeckt das Morgenbrod? — So gieb dich doch
zur Ruh,

Erwiederte der Dieb; du sollst, ich schwör' dir's zu,
Sowahr ich ehrlich bin! gewiß zum Abendschmause.

7) von Lessing († 1781).

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler volle dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Daher kommt es ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so scharfsehend und stark werden. Gut, das will ich auch thun! Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben, ausgebrütet.

8) von Lessing.

Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? was können sie dir helfen?

Nichts, sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

9) von Pfeffel († 1809).

Der Bandwurm.

Der Sultan Leu war krank; ihn plagte
Ein Hunger, der mit steter Wuth
An seinem Eingeweide nagte.
Sein Leibarzt rieth ihm kurz und gut
Zu essen. Der Monarch vollstreckte
Die Vorschrift so gewissenhaft,
Daß er das Land mit Knochen deckte,
Und selbst die hohe Dienerschaft

(Er fing schon an) verschlungen hätte,
Wenn ihn der Tod nicht weggerafft.
Nun ward, nach alter Etikette,
Der Leichnam durch den Arzt secirt.
Er fand mit schauderndem Erstaunen
In den durchlauchtigen Kaldaunen
Den größten Bandwurm einquattirt.
Nach der Bestattung des Erblaßten
Berief der Divan alle Kasten;
Und man befahl durch ein Decret
Dem Mufti, seinen Litaneien
Die fromme Formel einzustreuen:
Behüt', o mächtiger Prophet,
Vorm Bandwurm Seine Majestät.

10) von Pfeffel.

Die Beförderung.

Des Löwen rauher Majestät
Ward von der weisen Facultät
Einst eine Cur von Eiern angerathen;
Des Tags ein Schock. Die Cur schlug trefflich an;
Doch eh die Herren sichs versahn,
Gebrach es an Arznei. Dem siechen Potentaten
Ging dieser Mangel nah. Als dies der Fuchs erfuhr,
Erbot er sich mit einem hohen Schwur,
Ihn bis zum Ueberfluß mit Eiern zu versehen;
Und, wie man leicht errathen kann,
Bedachte sich der Großsultan
Nicht einen Augenblick, den Vorschlag einzugehen.
Nun streifte Reinecke mit Paß durch Stadt und Land,
Und wo er eine Henne fand,
Verschlang er sie. Dem hohen Potentaten
Bracht' er den Eierstock. „Vortrefflich, lieber Sohn,

Rief der Monarch, was geb' ich dir zum Lohn?
Wohlan, ich mache dich zum — Kammerpräsidenten.

11) von Pfeffel.

Der Pelikan.

Gesengt vom heißen Mittagswind
Erstarb die Flur. Die Nymphe klagte
Am trocknen Quell; und täglich jagte
Der Hunger und sein Mordgesind,
Die Seuchen, ganze Hekatomben
Von Thieren in die Katakomben
Der alten Nacht. Ein Pelikan
Am Ida litt mit seinen Jungen
Des Orcus Durst. Der Hyderzahn
Des Tods, mit dem er lang gerungen,
Durchwühlt ihr Mark. Von Harm durchdrungen,
Sieht er verstummt die ganze Brut,
Mit hohlem Aug' und heiserm Aechzen
Nach einem Tropfen Wassers lechzen.
Jetzt bricht sein Herz; voll schöner Wuth
Reißt er mit der gestählten Spitze
Des Schnabels eine tiefe Ritze
Sich in die Brust, und spritzt sein Blut
Den Kindern in die dürre Kehle.
Sie trinken froh den Purpursaft
Und schöpfen, wie vom frischen Oele
Die seichte Lampe, neue Kraft.
Nur folgt dem schaurigen Befehle
Das jüngste nicht. Sein starrer Blick
Klebt auf der Wunde; seine Seele
Zerreißt ihr Band; es sinkt zurück,
Verhüllt sein Haupt mit seinem Flügel —
Und stirbt. — Von dem geweihten Hügel

Schaut Vater Zeus mit stiller Lust
In dieses Heiligthum der Liebe.
Er weint. Der göttlichste der Triebe,
Das Mitleid, schwellt des Rächers Brust;
Er wischt den Tod vom Augenliede
Des Märtyrers. Der Pelikan
Wacht glänzend auf, und der Chronide
Nimmt ihn zum zweiten Vogel an;
Doch nicht als Diener seines Zornes,
Der mit dem Blitz bewaffnet ist;
Als Träger jenes Segenshornes,
Das er auf fromme Kinder gießt.

12) von Gleim († 1803).

Zum Löwen sprach der Fuchs: Ich muß
Dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende;
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann aber sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht.

13) von Ewald Christian v. Kleist († 1759).

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;

Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseits des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach, wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das beß're Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur;
Jenseits des Ufers giebt's ein beß'res Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch!

14) von Burmann († 1805).

Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz —
Denn Esel tragen oft sehr große Säcke Golds —
Tappst einer bei dem Fuchs vorbei.

Herr Esel, rief der Fuchs, warum so aufgeblasen;
Wiewohl die Zeiten sind nicht immer einerlei,
Ich weiß doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen!
Sind die Juwelen Schuld, die heut' Ihr Buckel trägt?
O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben.
Gesetzt, daß man halb Peru auf Sie legt;
Sie werden doch ein Esel bleiben!

15) von Joh. Nic. Götz († 1781).

Die gegenseitige Räucherung.

Auf einer blassen Haide
Von Lethe still durchflossen,
Erblickt' ich, vor einander
Auf ihrem Steiße sitzend,
Die Schatten zweier Esel.
Mit einem Vorderfuße
Schwang jeglicher ein Rauchfaß
Voll Ambra vor der Nase
Des Bruders hin und wieder,
Den Bruder zu verehren.

Als ich erstaunet da stand,
Sprach Minos: Siehe, Jüngling,
Zwei alte Schulmonarchen,
Die sich in ihrem Leben,
Weil sie die Welt nicht lobte,
Einander selber lobten.

16) von Tiedge.

Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel ist,
Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wohl nicht viel betrieben,
So gab es doch viel Schmauserei.
Mitunter wurden denn auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.
Es war ein Sprosser, der begann.
Hart klagte der die Melodramen
Des unbescheidnen Kukuks an.
„Der Kukuk schreit, so hub er an,
Bis zum Betäuben seinen Namen
Im ganzen, weiten Wald herum.
Erhabner Adler, mach' ihn stumm!
Wir alle hören lieber Raben,
Als diesen Narrn, den Wald durchschrein." —
Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,
Die Freiheit muß ein jeder haben!"

17) von Zink.

Der Affe.

Ein alter Affe setzte sich
Zu seiner Lieblingskost, zu reifen Haselnüssen.
Nachdem er Eine kümmerlich
Mit stumpfen Zähnen aufgebissen,
Sprach er voll Unzufriedenheit:
Wie Alles doch sich ändert mit der Zeit!
Die Nüsse selbst; auch diese waren
Bei weitem nicht so hart in meinen Jugendjahren!

18) von Pfeffel.

Der Phönix.

Der Phönix lag auf seinem Sterbebette
Von Myrrhen, Aloe und Zimmetreis.
Minervens Kauz, ein Denker, wie man weiß,
Erspähte die geweihte Stätte,
Und sprach zum Einzigen: So, glaubst du, blöder Greis,
Daß, hat die Glut zur Asche dich verzehret,
Dein Ich verneut ins Leben wiederkehret?
Der Phönix schwieg. Der Kauz fuhr fort: Erkläre mir,
Was gründet deinen Wahn von einem andern Leben?
Ich fordre stets Beweis. Den kann ich dir,
Versetzt der Phönix, wohl nicht geben;
Denn was man fühlt, beweist sich nicht,
Und ein Gefühl, das laut, wie ein Orakel, spricht,
Sagt mir: ich werde nicht vergehen.
Drauf stecket er mit heit'rer Zuversicht
Den Holzstoß an, und ruft: Auf Wiedersehen!

Der Phönix, lieber Freund, philosophirte schlecht,
Allein er wußte froh zu sterben,
Und wer nicht fühlt, wie er, hat, wie mich dünkt, kein Recht,
Ihm seine Freude zu verderben.

19) von Krummacher.

Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunkelm Strauche saß
Eine rauchbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling hernieder:
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume, da trank er die würzigen Düfte.

Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt: Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitre Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —
Der Sommervogel sang: Getrost, mein verkleideter
Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer:
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schweben.
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubiges Kleid!

20) von Pfeffel.

Die Kirchenvereinigung.

In einer griechischen Abtei
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave singen lehrte.
Der Prior starb. — Die Reis'lust wacht
Im Virtuosen auf; er kehrte
Mit leisem Flug, bei dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurücke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle

Sein Lied begann, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn!
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebar gleich in den ersten Wochen
Die Grille: seine Psalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie.
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens, konnt' ihn nicht mehr rühren;
War für sein Ohr Kakophonie.
Zudem ist ja das Reformiren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiciren. —
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestiren.
Der Mufti drohte mit dem Bann,
Der Sultan sprach vom Stranguliren;
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel,
Und orgelten mit Angst und Pein
Das tollste Wirrwarr durch den Hain,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erscholl.
Den Vorsang führte, andachtsvoll,
Der Storch, der wälsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kukuk und der Pfau.
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.

Ein weißer Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saß bei dem Monarchen
Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
„Rebelle, warum singst du nicht?" —
„Weil dein Gebot mein Herz empöret,"
Versetzt der Alte, „glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret.
Befiehl nur meinen Tod!" — Er schwieg.
Der Sultan auch. Wie Meereswogen
Erschäumt sein Blut. — Noch schwankt der Sieg!
Doch schnell rief er: „Ich ward betrogen.
Heil dir, o Freund, du zogst mir ab
Den Schleier, der mein Aug' umgab.
Und ihr empfangt die Freiheit wieder,
Ihr Vögel; singet eure Lieder
In euerm angebohrnen Ton!"

Jetzt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum erstenmal
Hört er, was keine Mufti's hören:
In der verschied'nen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

---

4) Die dramatische Form der Dichtkunst.

51.

Charakter und einzelne Theile der dramatischen Form der Dichtkunst *).

Wenn gleich die dramatische Form der Dichtkunst der epischen näher verwandt ist, als der lyrischen und didactischen, weil sie, wie die epische, Gefühle darstellt, welche in dem Gemüthe des dramatischen Dichters mit der Vergegenwärtigung gewisser Individuen, Handlungen und Thatsachen sich vergesellschaften; so unterscheidet sie sich doch durch zwei wesentliche Puncte von der epischen Dichtkunst, und behauptet, nach denselben, einen eigenthümlichen Charakter. Denn erstens darf in keinem Erzeugnisse der dramatischen Dichtkunst die Individualität des Dichters selbst wahrgenommen werden, wie dies in der epischen Dichtkunst geschieht; vielmehr muß der dramatische Dichter die ganze Handlung durch die von ihm aufgestellten Personen beginnen, fortführen und beendigen lassen, so daß das in sich zusammenhängende und abgeschlossene Ganze des dramatischen Gedichts als ein nothwendiges Ergebniß der mensch-

*) Weil jedes echte Drama ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, das, nach seinem ästhetischen Charakter, nur als ein Ganzes richtig aufgefaßt werden kann; so war es nicht rathsam, einzelne Bruchstücke und Scenen aus den verschiedenen Formen der dramatischen Dichtkunst, als Belege für die aufgestellte Theorie, aufzunehmen, da der Umfang und die Bestimmung dieses Werkes die Mittheilung eines vollständigen dramatischen Erzeugnisses von selbst ausschloß.

lichen Freiheit erscheint, hervorgebracht durch die äußere Wirksamkeit der von dem Dichter in den Mittelpunct der Handlung gestellten Individuen. Daran schließt sich die zweite, jedem dramatischen Gedichte eigenthümliche, Bedingung, daß es durchgehends für die Bühne berechnet sey, und daß es durch die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet werde. Durch diese zweite Bedingung erhält das dramatische Gedicht eine äußere Aehnlichkeit mit der Cantate in der lyrischen Form der Dichtkunst, die zwar, als Gedicht, ein in sich zusammenhängendes ästhetisches Ganzes bilden muß, die aber, nach ihrer durchgängigen Berechnung für die tonkünstlerische Darstellung, erst durch die Verbindung mit einer gleichmäßig gediegenen musikalischen Kunstform das Gepräge der ästhetischen Vollendung erhält. — Ob nun gleich jede dramatische Form, inwiefern sie blos als Gedicht, ohne theatralische Darstellung, betrachtet wird, unmittelbar nach ihrem dichterischen Gehalte ein reines Wohlgefallen an der Einheit der ästhetischen Form bewirken kann und soll; so würde doch die Unmöglichkeit der theatralischen Darstellbarkeit derselben sie von der Reihe aller derjenigen classischen dramatischen Erzeugnisse ausschließen, deren Vollendung auf der gleichmäßigen dichterischen Einheit und theatralischen Darstellbarkeit beruht.

Fassen wir, nach diesen Vordersätzen, den Charakter der dramatischen Dichtkunst auf; so beruht er auf der vollendeten ästhetischen Form, welche, berechnet für die theatralische Darstellung, eine in sich nothwendig abgeschlossene Handlung versinnlicht, die, nach ihrem Ursprunge, aus der tiefen Bewegung und Erschütterung des menschlichen Gefühlsvermögens

stammt. Denn obgleich die dramatische Dichtkunst von der lyrischen dadurch wesentlich sich unterscheidet, daß sie nicht unmittelbare Gefühle, sondern Handlungen darstellt, welche aus der mächtigen Anregung menschlicher Gefühle stammen, und deren Vergegenwärtigung innerhalb der vollendeten Form unmittelbar auf das Gefühlsvermögen wirkt; so muß doch jedes dramatische Gedicht, wie das lyrische und epische, eine in sich abgeschlossene Einheit, sowohl nach dem Stoffe als nach der Form, bilden, und durchgehends, nach ihrer eigenthümlichen Wirkung, für die Darstellung auf der Bühne berechnet seyn.

52.

Fortsetzung.

Nach diesen Grundsätzen müssen die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles, die er von jedem dramatischen Gedichte verlangt, beurtheilt werden: die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, welche namentlich von den ältern französischen dramatischen Dichtern nicht selten mit Aengstlichkeit festgehalten wurden.

Unerläßlich für die Vollendung eines dramatischen Gedichts ist allerdings die Einheit der Handlung. Sie verlangt, daß der Stoff des Drama ein in sich nothwendiges und bestimmt abgeschlossenes Ganzes bilde. Es dürfen daher weder Personen, noch Handlungen und Ereignisse in den Stoff aufgenommen werden, die nicht in den Zusammenhang der darzustellenden Handlung in irgend einer Beziehung wesentlich gehören. Denn selbst das, was in einem dramatischen Gedichte, bei dem ersten Anblicke, zufällig zu seyn scheint, muß, am

Schlusse des Ganzen, als nothwendige Bedingung in dem Zusammenhange des ganzen Stoffes sich ankündigen. Es darf daher kein Act, keine Scene, selbst keine Stelle in den einzelnen Scenen, überflüssig und müßig dastehen; es muß vielmehr ihr Verhältniß zu dem sich allmählig bildenden und ründenden Ganzen mit Sicherheit nachgewiesen werden können. Dasselbe gilt auf gleiche Weise von der Form des Drama. Sie muß, in Beziehung auf die Forderungen des Gesetzes der Form, ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bilden, so daß die Sprachdarstellung im Drama gleichmäßig den einzelnen Eigenschaften der Sprachrichtigkeit, wie den untergeordneten Eigenschaften der Sprachschönheit Genüge leistet.

So gewiß daher ohne Einheit der Handlung kein dramatisches Gedicht auf Gediegenheit und ästhetische Vollendung Anspruch machen kann; so gewiß dürfen doch die beiden andern vom Aristoteles geforderten, Einheiten — die Einheit der Zeit und des Ortes — nicht als gleichgeltende Grundbedingungen mit der Einheit der Handlung aufgestellt werden. Denn, wenn gleich zugestanden wird, daß die Einheit der Zeit, und selbst die Einheit des Ortes in vielen dramatischen Erzeugnissen festgehalten worden sind, und, nach dem Wesen des darzustellenden Stoffes, auch in vielen derselben festgehalten werden müssen; so stehen sie doch mit der Einheit der Handlung nicht auf gleicher Linie der Bedeutsamkeit, und treffliche dramatische Dichter haben sie nicht festhalten wollen und festhalten können.

Soll aber das dramatische Gedicht als Einheit in der Form sich ankündigen; so muß in dem Mittelpuncte desselben eine Hauptperson, nach

ihrem Thun und Leiden, erscheinen, von deren Verhältnissen die ganze dargestellte Handlung ausgeht und abhängt, und auf deren Schicksale, in den einzelnen Theilen und Gruppirungen des Drama, alles sich bezieht. Diese Hauptperson im Drama muß daher der Einbildungskraft immer gegenwärtig seyn, selbst wenn sie von der Bühne, in den einzelnen Scenen, abgetreten ist; auch muß die Verwickelung und Entwickelung des dramatischen Knotens entweder von diesem Individuum selbst ausgehen, oder doch — in Angemessenheit zu seiner freien Thätigkeit — auf sein Schicksal den entschiedensten Einfluß behaupten. Nach dem Verhältnisse, in welchem der Dichter diese Hauptperson in den Mittelpunct des Drama stellt, muß er, mit künstlerischer Gewandtheit und ästhetischem Tacte, alle übrige im Drama auftretende Personen, so wie die gesammte Umgebung der Hauptperson, in Hinsicht auf den Gang ihrer Wirksamkeit und ihres Schicksals, behandeln.

Die äußere Form des Drama, nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte), hängt ab von der ästhetisch berechneten Folge in der Handlung selbst, um vermittelst derselben die innere Einheit des Ganzen fortzuführen und zu vollenden, zu welcher die gleichmäßige Behandlung der einzelnen Theile, und das innere und äußere nothwendige Verhältniß derselben gegen einander, wesentlich gehört. Die Anordnung, Verbindung und Folge dieser Aufzüge und Auftritte — als der einzelnen nothwendigen Glieder und Theile eines größern Ganzen — darf daher nicht der Willkühr und dem Zufalle überlassen bleiben; sie muß vielmehr aus dem Gesetze der innern Nothwen-

digkeit hervorgehen, die theils in den Charakteren der handelnden Personen, theils in dem Verhältnisse der aus der Verwickelung des Knotens hervorgehenden Entwickelung desselben, zur Ausmittelung der ästhetischen Einheit des Ganzen, begründet ist. Denn nach diesem Gesetze der innern Nothwendigkeit muß jede Scene in Beziehung auf den Act, zu welchem sie gehört, und jeder Act nach seinem Verhältnisse zu der gesammten dramatischen Form — mithin nach dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu dem vollendeten Organismus des Ganzen — erkannt werden können, so daß durch die Menge der handelnden Personen so wenig, wie durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Handlungen und Scenen, welche in dem dramatischen Gedichte angetroffen werden, die Einheit der Handlung und die ästhetische Vollendung der ganzen Darstellung gestört, sondern vielmehr auf die sicherste Unterlage zurückgeführt wird. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt, darf keine Person, die im Drama erscheint, keine Scene, am wenigsten ein ganzer Act, müßig dastehen und als überflüssig erscheinen; vielmehr muß Ein Geist das Ganze durchdringen, und dieser Geist muß, nach seiner Kraft, gesteigert sich ankündigen, je mehr der verflochtene Knoten der Handlung seiner Auflösung und Entwickelung, — und zugleich das dramatische Gedicht dem letzten Puncte seiner ästhetischen Vollendung sich nähert. —

Die Form der Sprache in dem dramatischen Gedichte muß, im Allgemeinen, der dargestellten ästhetischen Handlung angemessen seyn; sie wird deshalb, nach Ton, Haltung und Farbengebung im Einzelnen, im Trauerspiele anders, als im Schauspiele und im Lustspiele sich ankündigen, obgleich in

jeder Gattung und Art der dramatischen Dichtkunst das einzelne dramatische Gedicht dem Gesetze der Form, nach seinen beiden Grundbedingungen, der Wahrheit und Schönheit der Form, entsprechen muß. Je verschiedener daher die einzelnen Stoffe für das Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel sind; desto verschiedener wird auch der stylistische Ausdruck seyn; denn anders muß die Sprache im Wallenstein, als im Egmont, anders in Müllners Schuld, als in Klingers Medea auf dem Kaukasus, anders in Werners Weihe der Kraft, als in Klingemanns Luther sich ankündigen, obgleich die beiden letzten Dichter im Ganzen denselben Stoff behandelten. Dazu kommt, daß, obgleich der dramatische Dichter nicht selbst, wie der epische, in der Darstellung seines Gedichts erscheint, doch die Sprache im Drama, nach ihrer Kraft und Fülle, nach ihrer Klarheit und Gediegenheit, so wie nach der ganzen Farbengebung und Haltung im Einzelnen, von seiner Individualität ausgeht, die er nicht verläugnen kann. Nach dieser psychologischen Nothwendigkeit erkennen wir im Dichter der Jungfrau von Orleans, den Dichter des Dom Karlos, des Fiesko, des Wallenstein und der Maria Stuart, — im Dichter des Clavigo und der Iphigenia den Dichter des Tasso und des Egmont, — im Dichter der Albaneserin den Dichter der Schuld, — im Dichter des Moses den Dichter des Luther, — im Dichter der Freunde den Dichter der Erdennacht (Raupach) wieder. Denn so schöpferisch auch die Einbildungskraft des dramatischen Dichters walten, und so vielseitig sein Gefühl sich ankündigen mag; so liegt doch diejenige nothwendige Beschränkung in jedem endlichen —

selbst hochgebildeten — Geiste, daß er nicht aus seiner Individualität ganz heraustreten, und seiner eignen, bereits früher angekündigten, Classicität nach allen ihren individuellen Eigenthümlichkeiten untreu werden kann. Diese Einheit und Gleichmäßigkeit in der Wahrnehmung der Individualität des classischen Dichters ist aber, unter dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der einzelnen dramatischen Formen eines und desselben Dichters, eine sehr willkommene Erscheinung. Denn nicht das Wiedererkennen derselben Eigenthümlichkeit eines classischen Dichters in der Behandlung eines neuen dramatischen Stoffes, sondern nur die Nachahmung einer entlehnten Manier stößt uns zurück, weil diese Nachahmung als Armseligkeit des Geistes sich ankündigt, bei welcher der Aufschwung zu einer eigenthümlichen Gestaltung der dramatischen Form, und zur Festhaltung und Durchführung dieser Eigenthümlichkeit in allen einzelnen dramatischen Erzeugnissen Eines und desselben Dichters unmöglich ist.

Die Hauptklippen, welche der dramatische Dichter in Hinsicht der stylistischen Form vermeiden muß, sind: daß er weder ins Gebiet der Sprache der Prosa, noch ins Gebiet der Sprache der Beredsamkeit hinüberstreife, außer in den äußerst seltenen Fällen, daß der Stoff einen kurzen Uebergang in diese beiden Sprachgebiete verlangt. Denn selbst wenn der dramatische Dichter die Vorgänge und Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens schildert, muß doch die stylistische Form die Ergreifung dieser Vorgänge von dem Gefühlsvermögen und die Wirkung jener Erscheinungen auf das Gefühlsvermögen überall hindurch schimmern lassen, weil jede Sprachdarstellung des dichterischen Charakters erman-

gelt, die ohne irgend eine Verbindung mit dem Gefühlsvermögen sich ankündigt. — In Hinsicht auf die äußere Gestaltung der stylistischen Form ist es aber der Dialog, in Abwechselung mit dem Monologe, an welchen die Folge und Fortführung der dramatischen Handlung geknüpft ist. Je schärfer daher die Zeichnung der einzelnen, in dem Drama auftretenden Charaktere, und je bestimmter die Haltung und Durchführung dieser Charaktere von Seiten des Dichters seyn wird; desto vielseitiger, mannigfaltiger und abwechselnder wird das innere Leben und die ästhetische Farbengebung im Dialog seyn, weil — selbst bei der übrigen Gediegenheit der dramatischen Sprachform — es Mangel an Reichthum des Geistes und der Einbildungskraft ankündigt, wenn entweder alle, oder doch die meisten Personen in Einem und demselben Drama ganz einerlei Sprache reden, und so die Mannigfaltigkeit im Gepräge des Individuellen nothwendig verloren geht.

53.

Fortsetzung.

Einer der ersten dramatischen Dichter des teutschen Volkes, und was noch mehr sagen will, einer der edelsten Männer dieses Volkes, hat die Schaubühne als eine moralische Anstalt *) betrach-

*) So v. Schiller in der, von ihm zu Mannheim 1784 gehaltenen, und mit dieser Aufschrift versehenen, Vorlesung, die zuerst in der rheinischen Thalia, und dann berichtigt in s. kleinen pros. Schriften Th. 4. S. 3 erschien. — Vgl. J. H. v. Wessenberg, über den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Konstanz, 1825. 8.

tet und dargestellt. Dies macht eine kurze Erklärung nothwendig.

Nach unsrer Ansicht und Ueberzeugung ist weder der Zweck und die Bestimmung der dramatischen Dichtkunst im Besondern, noch der Dichtkunst überhaupt, der Zweck der Sittlichkeit. Der Zweck der Schönheit ist vielmehr der höchste Zweck aller Kunstwerke, mithin auch der gesammten einzelnen Formen der lyrischen, epischen, didactischen und dramatischen Dichtkunst. Die Bestimmung der Dichtkunst beruht daher auf ihrer völligen Angemessenheit zum Gesetze der Form, nicht aber zum Sittengesetze. Daraus folgt aber weder, daß sie sittliche Handlungen von sich ausschließen, noch daß sie vielleicht gar das Unsittliche als Gegenstand des Wohlgefallens auf die Bühne bringen soll. Nur so viel ergiebt sich aus dem höchsten Gesetze der Schönheit der Form, daß selbst das Sittliche, das die Bühne zeichnet, unter der Form der Schönheit sich ankündigen muß, wenn es unter die Stoffe der dramatischen Dichtkunst aufgenommen werden soll; denn, unter Festhaltung dieser Bedingung, wird allerdings der aus dem Kreise der sittlichen Welt entlehnte Stoff das Gemüth weit stärker ansprechen, als ein Stoff, der blos dem Kreise der intellectuellen Welt — z. B. der Vergegenwärtigung von Schwächen und Mängeln des menschlichen Verstandes, oder von Wirkungen des menschlichen Eigennutzes und der individuellen Eitelkeit, — angehört. Mag immer in Kotzebue's Lustspielen und Possen ein Langsalm, ein Herr von Püffelberg, oder der Page in den Pagenstreichen ein Gefühl der Lust in uns anregen, und unsre Einbildungskraft in ein freies und

lebendiges Spiel versetzen; so wird doch die sittliche Kraft und Haltung des Marquis von Posa, des Max Piccolomini, und des Klingemannischen Luthers unser Gefühl stärker und mächtiger ergreifen, als die bloße Versinnlichung menschlicher Schwächen, Lächerlichkeiten und Verirrungen. Deshalb ist auch das Sittliche dem Schönen nahe verwandt, und wirkt unaufhaltbar, sobald es unter einer vollendeten schönen Form erscheint. Nur darf weder das dramatische Gedicht, noch die Bühne, an die Stelle der Sittenlehre und der Religion auf dem Katheder und der Kanzel treten und diese beiden geistigen Bildungsanstalten ersetzen sollen, weil sie dies, nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, das Schöne in vollendeten Formen darzustellen, weder zu leisten vermögen noch dürfen. Nur also unter dieser Voraussetzung, und mit Festhaltung dieser Einschränkung unterschreiben wir folgende Sätze Schillers *): „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöset, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit, unbestechlich wie Rhadamanthus, Gericht hält. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold

---

*) Ebendas. S. 7. ff.

verblindet, und im Solde der Laster schwelgt; wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet; dann übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Winke zu Gebote. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staube vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederhohlen zum schauervollen Unterrichte der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird; keine Religion mehr Glauben findet; wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Pallastes herunter wankt, und der Kindermord geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung; so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Gesetze. — Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsre Bildung noch geschäftig. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den

Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spotte beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier durch Scherz und Satyre. Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsre Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken im Geheimen für die sanfte Ermahnung. — Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr, als jede andere öffentliche Anstalt des Staates, eine Schule der practischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten; aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einflusse zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert; hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen, oder begegnen; wir müssen sie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. — Zugleich ist die Schaubühne der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in mildern Stralen durch den ganzen Staat sich verbreitet.

Richtigere Begriffe, erläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet; die Nacht weicht dem siegenden Lichte. — Unmöglich darf auch der große Einfluß übergangen werden, den die Bühne auf den Geist einer Nation haben kann. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anders, als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates und der bessern Menschheit, das in derselben athmete."

Zugestanden, daß alle diese Stoffe, insofern sie ästhetisch darstellbar sind, im Bereiche der dramatischen Dichtkunst liegen, und daß durch die dichterische Gestaltung derselben viel auf das Gemüth der Individuen und der Völker gewirkt werden kann; so hängt doch diese Wirkung selbst zunächst ab von der Vollendung der dramatischen Form, unter welcher diese Stoffe versinnlicht werden, und deshalb bleibt, — ohne die sittliche Wirksamkeit der Bühne zu verkennen oder abzuläugnen, — das Gesetz der Form, und nicht das Sittengesetz, der höchste Maasstab für die Würdigung der ästhetischen Vollendung dramatischer Dichtungen.

Die einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst sind:

a) das Trauerspiel;
b) das Lustspiel;

c) das Schauspiel;
d) das Singspiel.

54.

a) Das Trauerspiel.

Das Trauerspiel ist, in vielfacher Hinsicht, eben so dem ernsthaften Epos, wie das Lustspiel dem komischen Epos verwandt; nur daß bei dem Trauer- und Lustspiele als allgemeiner Grundzug des Dramatischen vorwaltet: die Haltung und Durchführung der Handlung durch die handelnden Personen selbst, ohne Wahrnehmung des dramatischen Dichters, und die Berechnung der dramatischen Form für die Darstellung auf der Bühne.

Das Trauerspiel ist eine ästhetisch vollendete Form, welche durch die Versinnlichung der Art, wie die Freiheit des im Mittelpuncte der Handlung erscheinenden Helden gegen die Macht des auf ihn eindringenden Schicksals anstrebt, und durch die Versinnlichung des endlichen Unterliegens des Helden unter der Macht des Schicksals, das gemischte Gefühl der Lust und Unlust anregt und lebendig erhält, bis, in dem Augenblicke der Vollendung der Handlung, das Uebergewicht der Lust über das Gefühl der Unlust bewirkt wird durch das reine Wohlgefallen an der selbst in ihrem Unterliegen hohen geistigen oder sittlichen Kraft des Helden. — Denn, wie im ernsten Epos, steht im Mittelpuncte des Trauerspiels ein Individuum, das durch die ihm einwohnende geistige und sittliche Kraft gegen das auf ihn eindringende widrige Schicksal ankämpft, so daß, unter dem fortgesetzten Kampfe der Freiheit und des Schicksals, die Kräfte

beider gesteigert und verstärkt erscheinen, und das handelnde Individuum, nach der von ihm entwickelten Kraft, der Held der Handlung genannt zu werden verdient. Soll aber das gemischte Gefühl der Lust und Unlust nicht nur aufgeregt, sondern auch während der Betrachtung des Kampfes der Freiheit des Helden mit der Macht des Schicksals erhöht und gesteigert werden; so müssen, in den einzelnen Acten und Scenen des Trauerspiels, die Kraft der Freiheit und die Macht des Schicksals in einer fortgesetzten gleichmäßigen Haltung erscheinen, weil das Gefühl der Lust nur durch die lebhafte Versinnlichung der entwickelten und gesteigerten hohen Kraft des Helden, das Gefühl der Unlust hingegen durch die auf ihn eindringende und ihn überwältigende Macht des Schicksals genährt wird, bis endlich, wenn der Held unterliegt, das Wohlgefallen an der erhabenen geistigen oder sittlichen innern Nothwendigkeit in der Handlungsweise des Helden, im Gegensatze der äußern Nothwendigkeit in der Macht des ihn zermalmenden Schicksals, so wie zugleich das Wohlgefallen an der Vollendung der ästhetischen Form, in uns das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust hervorbringt.

Der Held des Trauerspiels, wie er in der Kraft seiner Freiheit dargestellt wird, erscheint entweder als ein Edler, der ohne seine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhängniß ankämpft (so Wilhelm Tell; die Jungfrau von Orleans; Ferdinand Walter in Kabale und Liebe; Egmont), oder als ein Verirrter, dessen sittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber selbst in der eigenthümlichen Ankündigung

ihrer Verirrungen eine hohe Theilnahme zu erregen vermag (so Karl Moor in den Räubern; so Fiesko; so Wallenstein; so Maria Stuart; so Klingers Medea; so Leisewitzens Julius von Tarent u. a.). Allein je mehr sittlich und rein menschlich der Held des Trauerspiels erscheint; je weniger er durch eigene Schuld, je mehr er um seiner sittlichen Größe und Erhabenheit willen leidet; oder, wenn er die Schuld eigener Verirrungen trägt, je öfter die sittliche Kraft in ihm sich ermannt, je entschiedener das Uebergewicht der Lichtseiten in seinem Wesen über die Schattenseiten ist, und je gereinigter er von seinen Verirrungen in dem Augenblicke seines Unterganges erscheint; je mehr überhaupt die Kraft, die er entfaltet, aus seinem innersten Wesen hervorgehet, und mit der Steigerung der auf ihn eindringenden Leiden und Gefahren ebenfalls immer höher steigt; je fester und gehaltener er, bis zum letzten entscheidenden Augenblicke, die Kraft der Freiheit gegen die Macht des Schicksals behauptet und geltend macht; desto mehr werden auch in dem Anschauenden alle edlere Gefühle der Theilnahme und der Bewunderung aufgeregt, und von dem dramatischen Dichter die Eigenschaften des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und des Pathetischen angewendet. Die hohe Kunst des Trauerspieldichters besteht also zunächst darin, die Freiheit des Helden und die Macht des Schicksals, selbst während der ununterbrochenen Steigerung ihres Kampfes, im gleichmäßigen Gegengewichte bis zum Augenblicke der Entwickelung im letzten Acte des Trauerspiels zu erhalten, so daß die Theilnahme an diesem Kampfe ununterbrochen genährt und befriedigt wird, bis sie in dem entschiedenen Siege

des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust endigt.

Die Frage über die Wiedererneuerung des Chors im Trauerspiele erhielt durch Schiller ein lebhaftes Interesse, als er in der Braut von Messina diese Wiedererneuerung practisch versuchte, und in dem Vorworte zu diesem Trauerspiele sie theoretisch rechtfertigte. Zugestanden, daß diese Anwendung des Chors in der Braut von Messina, schon wegen der Neuheit der Erscheinung und wegen der gelungenen Haltung des Chors, zu den interessantesten Erscheinungen der tragischen Dichtkunst gehören; so hat doch derselbe Dichter in dem später erschienenen Wilhelm Tell keinen wiederhohlten Gebrauch von dem Chore gemacht, und selbst Göthe hat in seiner Iphigenie, einem Trauerspiele völlig griechischen Ursprungs, desselben sich enthalten. — Gehen wir aber auf den Ursprung des Chors bei den Griechen zurück; so beruht die Anwendung des Chors auf dem ganzen örtlichen Charakter ihrer dramatischen Dichtkunst. Bei ihnen wurden die Feste der Gottheiten mit der dramatischen Darstellung einer Nationalbegebenheit beschlossen, an welcher das Volk, nach seiner republikanischen Souverainetät, Antheil genommen hatte. Deshalb erhielt es auch, wegen dieses seines Antheils, in der dramatischen Darstellung (der Kopie der Wirklichkeit) den Platz, den es im Urbilde eingenommen hatte. Der Chor ward der Repräsentant des ganzen Volkes im Trauerspiele, und Dichter, die ihren Vortheil verstanden, legten dann dem Chore öfters Gesinnungen und Urtheile bei, durch die sie die Meinung des Volkes leiten und bestimmen woll-

ten. — Allein gleich nothwendig war bei den Griechen der Chor in Hinsicht auf das Locale der dramatischen Darstellung. An jenen Festen war nämlich eine Masse von Zuschauern anwesend, die oft über zwanzigtausend stieg. Kein Schauspielhaus in unserm Sinne faßte sie, und die Stimme der einzelnen Schauspieler würde zu oft verschollen seyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Musik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Nicht also zunächst eine ästhetische, sondern eine politische und locale Ursache, die aus dem Charakter eines Volksschauspieles und zwar bei einem republikanischen Volke hervorging, war es, was in der Tragödie der Griechen die Anwendung des Chors, der Musik und des Kothurns nöthig machte, wozu noch kam, daß die alte Tragödie keine Pause zwischen den Acten kannte, sondern der Chor den Faden der Handlung fortführte.

Einen von der Tragödie der Griechen völlig verschiedenen Charakter trägt das Trauerspiel der Neuern. Handlung, sinnlich vollkommen und idealisirt dargestellt; eine innere Nothwendigkeit in der Verkettung und Folge der Verwickelung und Entwickelung, die durch nichts Fremdartiges unterbrochen werden darf; fortdauernde Thätigkeit aller wesentlich zum tragischen Kunstwerke nöthigen Personen, die durch keine Reflexion über sie zerstört wird, um die allmählig sich bildende ästhetische Einheit der Form in der Einbildungskraft des Anschauenden zu vollenden, und dann ihnen selbst die Reflexion darüber zu überlassen; dies ist der Charakter der neuern Tragödie. Der Chor wird nun beinahe in den meisten Fällen das alles hindern, was man von dem modernen Trauerspiele, als einem vollendeten Kunst-

werke, verlangt. Denn er unterbricht die nothwendige Folge der Handlung; er trägt weder zur Verwickelung, noch zur Entwickelung etwas bei; er unterbricht den Genuß an den idealisirten Charakteren, weil er selbst nichts Idealisches darzustellen vermag, das nicht bereits in dem allgemeinen Grundrisse der innerhalb der ästhetischen Form durchzuführenden tragischen Handlung läge; er tritt vielmehr als etwas Fremdartiges in die Mitte der Handlung, und wenn er auch das erstemal bei seiner Erscheinung durch Ueberraschung, so wie durch die Gediegenheit der Sprachform interessirt, so spricht doch das tragische Gefühl gegen ihn, das in seiner freiesten Bewegung durch ihn sich unterbrochen fühlt. Selbst wenn man ihm (mit Schiller) die Bestimmung beilegt, die Reflexion von der Handlung zu sondern, und Ruhe in die Handlung zu bringen; so ist dies eben dem Charakter des Trauerspiels geradehin zuwider. Das Trauerspiel soll reine, idealisirte, ästhetisch vollendete Handlung seyn; denn nur durch diese Vollendung kann es dem Gesetze der Form entsprechen. Mischt nun der Chor Reflexion in die Mitte der Handlung; so stört er das Wohlgefallen an der Form, und vernichtet den innern Organismus dieser Form in seiner Einheit für die Einbildungskraft. Bringt er ferner Ruhe in die Handlung; so dürfte er dadurch noch nachtheiliger für die Wirkung der Handlung werden, die, so erschütternd auch die Darstellung seyn mag, doch nie so tiefgreifend seyn wird, daß Menschen sie nicht ertragen könnten, soudern einer darzwischen tretenden Ruhe bedürften. Denn was von Menschen gedichtet und auf der Bühne dargestellt wird, und wenn es auch der genialischste Dichter in dem überflutendsten Strome

des Gefühls und mit der höchsten Bewegung der schöpferischen Einbildungskraft ins Daseyn ruft, kann doch, nach einem ewigen Gesetze für die Geisterwelt, von Wesen derselben Art ertragen werden, zu welchen auch der Dichter gehört. Noch kein vollendetes Trauerspiel hat seine Wirkung über die Grenzen eines menschlichen Gefühlsvermögens hinausgetrieben; denn einzelne nervenschwache Leser oder Zuschauer können nur die Ausnahme von der Regel bilden. In der Annäherung aber an die möglichst höchste Erschütterung des Gefühlsvermögens, und in der Bewirkung des möglichst freiesten Spieles der Einbildungskraft durch die Versinnlichung der dargestellten tragischen Handlung, liegt eben die große Aufgabe der tragischen Kunst.

55.

b) Das Lustspiel.

Wenn es zunächst die ästhetischen Eigenschaften des Edlen, des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und Pathetischen sind, welche, nach ihrer freiesten Versinnlichung, den Grundton in der Darstellung der Tragödie bilden; so sind es die Eigenschaften des Scherzhaften, des Lächerlichen und Komischen *), deren ästhetische Farbengebung in der Komödie vorherrscht. Denn der Scherz besteht in einer absichtlichen, von dem Andern sogleich anerkannten, Verstellung, wodurch der Scherzende das in ihm aufgeregte Gefühl der Lust nach außen mittheilen, und dem, welchem der Scherz gilt, ein unmittelbares Gefühl der Lust gewähren will.

---

*) Vgl. Th. 1. S. 402 und S. 406.

Der Scherzende tritt daher aus seinem natürlichen und bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton ein augenblickliches Gefühl der Lust bei Andern zu vermitteln. Im Gegensatze des Scherzes beruht das Lächerliche auf der äußern Ankündigung der Verirrungen des menschlichen Verstandes und Geschmackes, nach allen dadurch in den Handlungen sichtbaren Schwachheiten, Einseitigkeiten und Schiefheiten, sie mögen nun aus unreifen Meinungen und Urtheilen, oder aus Verbildungen des Geschmacks (z. B. in der Kleidung, in äußern Sitten), oder aus Selbsttäuschungen in der gesellschaftlichen Ankündigung (z. B. durch Eitelkeit, Aufgeblasenheit, Stolz, Verliebtseyn im Alter rc.) hervorgehen. Nie können aber unmittelbare sittliche Verirrungen ein Gegenstand des Lachens werden. Denn werden sie unter einer ästhetischen Form dargestellt; so verfallen sie dem Richterstuhle der Satyre. Sie sind zu wichtig und stehen mit dem höchsten Zwecke der Menschheit, dem Zwecke der Sittlichkeit, zu sehr im Gegensatze, als daß sie, wie das in der äußern Ankündigung wahrnehmbare Widersinnige, Zweck- und Verhältnißwidrige, ein Gegenstand des Lachens werden könnten. — Das Komische endlich, das, wie das Lächerliche, auf einem unmittelbaren Gefühle der Lust beruht, das durch die zur ästhetischen Form ausgeprägte Versinnlichung des Widersinnigen, Unvollkommenen und Zweckwidrigen vermittelt wird, unterscheidet sich dadurch von dem Lächerlichen, daß mit diesem allgemeinen Gefühle der Lust das Gefühl unsers Uebergewichts über das nach seinen Schwachheiten und Verirrungen dargestellte Individuum sich verbindet. Denn bei dem, was uns als komisch erscheint, fühlen wir

nicht blos überhaupt und im Allgemeinen ein Gefühl der Lust über das vermittelst der dichterischen Versinnlichung zur Einheit der Form gebrachte Unvollkommene und Zweckwidrige; wir fühlen zugleich, daß wir höher stehen, als das vor unsere Anschauung gebrachte Individuum, und daß wir nicht fähig wären, die ihm beigelegten Schwächen und Verirrungen uns zu Schulden kommen zu lassen.

Tragen wir diese ästhetischen Grundbegriffe des Scherzhaften, Lächerlichen und Komischen auf diejenige dramatische Kunstform über, die wir das Lustspiel nennen; so beruht der Charakter desselben entweder auf der ästhetisch vollendeten Versinnlichung gewisser menschlicher Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten, oder auf der mannigfaltigsten, durchgängig aber auf das Gefühl der Lust berechneten Verwickelung (Intrigue) in der dargestellten Handlung, so daß, in beiden Formen des Lustspiels, durch die Wahrnehmung des ästhetisch versinnlichten Causalzusammenhanges in der Handlung, das Gefühl der Lust angeregt, und, vermittelst der Durchführung der Verwickelung der Handlung, lebhaft erhalten und gesteigert wird, bis die Auflösung des Knotens am Schlusse der vollendeten dramatischen Form die innigste und völligste Befriedigung des Gefühls der Lust vermittelt. Wenn daher bei dem Trauerspiele, durch die Anlegung der Charaktere und durch die Fortführung der Handlung, die gemischten Gefühle der Lust und Unlust angeregt werden, die beide, während der ganzen Darstellung der Handlung, mit einander wechseln und gegen einander anstreben, bis endlich das Wohlgefallen an der Vollendung der tragischen Form, so wie das Wohlgefallen an dem in seiner Freiheit

unterliegenden Helden, den Sieg des Gefühls der Lust bewirkt, und das Gefühl der Unlust an dem widrigen Gange seines Schicksals niederschlägt; so ist dagegen in dem Lustspiele die Erfindung der Handlung, die Haltung der Hauptperson, die Durchführung der Verwickelung, die bestimmte Berechnung des Verhältnisses der Episoden zu dem Ganzen, besonders aber der Schluß, oder die Auflösung und Entwickelung des ästhetisch geschürzten Knotens, auf den völligen und entschiedenen Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust berechnet. Doch unterscheidet sich im Einzelnen das sogenannte Intriguenstück von dem eigentlichen Lustspiele und der Posse, daß in den letztern die Schilderung menschlicher Schwächen und Thorheiten, oder auch die Darstellung ununterbrochen fortgesetzter Neckereien und einer idealisch gezeichneten Petulanz, das Gefühl der Lust unaufhörlich nähren und steigern, während im Intriguenstücke das Gefühl der Lust, wegen der mannigfaltigen Verwickelung der Handlung, bisweilen durch die — ein gemischtes Gefühl der Unlust leise anregende — Besorgniß unterbrochen wird, wie der Knoten sich lösen, und ob die Person, für welche unser Gefühl sich erklärt, das Ziel ihrer Wünsche erreichen und glücklich werden dürfte. (So rechnen wir Jüngers Er mengt sich in alles, Kotzebue's teutsche Kleinstädter ꝛc. zu den eigentlichen Lustspielen; Lessings Minna von Barnhelm, Großmanns Nicht mehr als sechs Schüsseln, Ifflands Herbsttag und Aussteuer, Kotzebue's Indianer in England ꝛc. zu den Intriguenstücken; und Kotzebue's Pagenstreiche, Wildfang, Wirrwarr ꝛc. zu den Possen.)

56.

c) Das Schauspiel.

Wenn gleich der Begriff des Schauspiels an sich so allgemein ist, daß er alle für die Bühne berechnete dramatische Kunstformen umschließt; so wird doch, in der Reihe der einzelnen Gattungen und Arten der dramatischen Dichtkunst, unter der Benennung: Schauspiel eine, blos der teutschen Dichtkunst und Literatur angehörende, Mittelgattung dramatischer Formen zwischen dem Trauer- und Lustspiele verstanden, deren Eigenthümlichkeit darauf beruht, daß das Schauspiel, gleich dem Trauerspiele, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, allein nicht in der Stärke und Fülle, wie das Trauerspiel, aufregt, und den Wechsel beider Gefühle, während der ganzen Fortbildung der Handlung, lebendig erhält und steigert; mit dem Lustspiele aber die fröhliche Entwickelung und Auflösung des dichtgeschürzten Knotens theilt, und dadurch den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust vermittelt. Ob nun gleich im Schauspiele die in den Mittelpunct der Handlung gestellte Hauptperson nicht im Charakter eines tragischen Helden sich ankündigt, und die Masse widriger Verhältnisse und Ereignisse, die auf sie eindringt und ihre Kraft beschäftigt, nicht, im Sinne des Trauerspiels, Schicksal genannt werden kann; so erscheint doch die Hauptperson im Schauspiele im Kampfe mit mannigfaltig verflochtenen und widrigen Verhältnissen, die ihre geistige und sittliche Kraft in vielfache Thätigkeit setzen, und die endliche, frohe oder ungünstige, Entwickelung dieser Verhältnisse, bis zu der letzten Scene der Handlung, unentschie-

den lassen. Deshalb ist auch der Ton im Schauspiele ernst und würdevoll, und die Farbengebung im Einzelnen nicht aus den Gebieten des Lächerlichen und Komischen entlehnt. Der Stoff der Handlung selbst gehört gewöhnlich dem Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens an, so daß nicht nur die Hauptperson zunächst nach ihrer Stellung im häuslichen und bürgerlichen Leben erscheint, sondern auch die ihre Thätigkeit aufregenden und ihre Kraft spannenden Verhältnisse und Ereignisse unmittelbar aus jenen Kreisen stammen. Alles ästhetisch-Darstellbare aus den häuslichen Verhältnissen der Gatten, der Aeltern, der Kinder, der Verwandten, und der Dienstboten gegen einander, so wie aus den öffentlichen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, nach den verschiedenen Ständen, Aemtern und Berufsarten im Staatsdienste, eignet sich zum Stoffe des Schauspiels, der, in seinen unendlich mannigfaltigen Schattirungen, eben so viele Veranlassungen für die Hauptperson enthält, Adel der Gesinnung und Charakterfestigkeit zu bethätigen, wie ihm zugleich die Prüfungen und Leiden angehören, an welchen die geistige Kraft und der sittliche Charakter der Hauptperson sich üben und bewähren soll. Je neuer, vielseitiger und kräftiger die Verhältnisse sind, unter welchen der dramatische Dichter die Hauptperson im Schauspiele und die Leiden und Widerwärtigkeiten erscheinen läßt, die den Frohsinn seines Lebens und seine berufsmäßige Ankündigung im häuslichen und öffentlichen Kreise verkümmern; desto mehr wird es ihm gelingen, die gemischten Gefühle der Lust und Unlust in gleichmäßiger Lebendigkeit, während der Dauer und Fortführung der dargestellten Handlung, zu erhalten, bis endlich die dichterische

Gerechtigkeit gehandhabt, und Edelmuth und Rechtschaffenheit anerkannt, gerechtfertigt und belohnt, so wie das Laster entlarvt, beschämt und bestraft wird. Je länger und zweifelhafter der Kampf der Hauptperson gegen die widrigen Verhältnisse ihres Lebens fortdauert; je mehr sie, bei diesem fortgesetzten Kampfe, den Reichthum eines vielseitig gebildeten Geistes, und die Hoheit, Kraft und Würde eines völlig reinen Charakters entfaltet; desto mehr muß die siegende und befriedigende Entwickelung dieser verflochtenen und traurigen Verhältnisse das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust am Schlusse der Handlung herbeiführen.

Wird das Schauspiel in diesem Sinne und Geiste als eine selbstständige Gattung der dramatischen Dichtkunst festgehalten und zur ästhetischen Einheit der Form ausgeprägt; so verdient es nicht den früher ihm beigelegten Namen der weinerlichen Komödie. Es behauptet vielmehr einen eigenthümlichen Charakter in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele, und bereichert das Gebiet der dramatischen Formen mit neuen gediegenen Kunsterzeugnissen. Oder wollten wir wirklich Schauspiele, wie v. Gemmingens teutschen Hausvater, Lessings Nathan den Weisen, Ifflands Jäger, Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht, den Spieler, die Advokaten, und Dienstpflicht, selbst Kotzebue's Menschenhaß und Reue und seinen Benjowsky, — wollten wir Göthe's Tasso, Götz von Berlichingen und Stella, Schröders Ring, Kratters Mädchen von Marienburg, Babo's Strelitzen, Klingemanns Luther, Columbus und Moses, selbst Werners Weihe der Kraft und seinen Attila, so wie so viele andere zur Gattung des eigentlichen

Schauspieles gehörende einzelne Erzeugnisse, aus dem Gebiete der dramatischen Formen für immer streichen, weil es einigen Theoretikern unwillkommen war, einer neuen dramatischen Gattung in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele einen Platz zu verstatten, und das, worin die Praxis der Dichter vorausgeeilt war, in der Theorie allmählig nachzuhohlen!

So wie aber das Schauspiel die Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele hält; so auch der Ton und die Stärke der durch das Schauspiel aufgeregten und genährten Gefühle. Denn an sich schon gewährt die Mischung und der Wechsel der Gefühle der Lust und der Unlust eine eigenthümliche Befriedigung des Gefühlsvermögens, wie dies die Elegie und die ganze epische Dichtkunst beweiset. Dazu kommt beim Schauspiele, daß dieses das Gefühl der Unlust dem Gefühle der Lust mehr gegenüber stellt, als es beim Lustspiele möglich ist, wo das Gefühl der Lust fast ausschließend vorwaltet; daß es aber auch nicht so erschütternd auf das Gefühlsvermögen einwirkt, wie das Trauerspiel, weil die Hauptpersonen des Schauspiels nicht als tragische Helden, und die Hindernisse, die sie zu bekämpfen haben, nicht unter den Machtschlägen eines unwiderstehlichen Fatums sich ankündigen.

57.

d) Das Singspiel.

Das Singspiel verhält sich zu den einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst, wie die Cantate zu den übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst; es ist die ästhetisch-vollendete Einheit einer drama-

tischen Handlung, die, nach ihrer Anlage, Haltung und Durchführung, entweder auf eine beständige oder abwechselnde Begleitung der Tonkunst, und, vermittelst der Verbindung der dramatischen Dichtkunst mit der Tonkunst, auf eine hohe Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, so wie auf die Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der gleichmäßig durch Dichtkunst und Tonkunst vollendeten ästhetischen Form, berechnet ist. Es gilt daher von der dichterischen Behandlung des Singspiels alles, was (§. 29) im Allgemeinen von dem Verhältnisse der Cantate, als eines dichterischen Kunstwerkes, zur tonkünstlerischen Behandlung und Darstellung derselben gesagt worden ist. Der Dichter muß den Tonkünstler durchgehends im Auge behalten, und ihm vorarbeiten. Dies gilt sowohl von den in die dramatische Handlung aufgenommenen männlichen und weiblichen Personen, als auch von dem Umfange und Inhalte, und von der Länge und Kürze der einzelnen Scenen und Acte, so wie von dem genau berechneten Verhältnisse der Arien und Cavatinen, der Duette, Terzette u. s. w., und der Chöre gegen einander. Da die ästhetische Vollendung des Singspiels auf dem gleichmäßigen Zusammenwirken zweier Künste beruht; so müssen auch beide in der Bildung und Ausprägung der dramatischen Form des Singspiels als unauflöslich verbunden sich ankündigen.

So gewiß aber die theatralische Wirkung des Singspiels von dieser unauflöslichen Verbindung der Dicht- und Tonkunst abhängt; so kann doch in einer wissenschaftlichen Darstellung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache nur von den verschiedenen Formen des Singspiels, nach ihrem dichteri-

schen Charakter, und nach ihrer Stelle in der Reihe der übrigen dramatischen Dichtungsarten, die Rede seyn. — Das Singspiel zerfällt in die drei einzelnen Formen: das Melodrama, die Oper, und die Operette.

1) Das Melodrama — welches Monodrama, Duodrama u. s. w. seyn kann — ist ein dramatisches Gedicht, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Rede durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich wesentlich von der Oper und Operette dadurch, daß weder Arien, noch Duette und Chöre darin vorkommen, sondern die Anwendung der Tonkunst theils zur Versinnlichung und Erweiterung der in der Rede bereits ausgedrückten Gefühle, theils zur Vorbereitung auf die sogleich in der Handlung darzustellenden Gefühle dient. — Unter den Teutschen ward das Melodrama zuerst von Brandes in der Ariadne auf Naxos angebaut, welchem Benda das tonkünstlerische Gewand mit solchem Erfolge gab, daß Ariadne auf Naxos noch jetzt nicht ganz von der Bühne verschwunden ist, und mehrere Dichter und Tonkünstler diesem gelungenen Vorbilde, doch mit geringerem Erfolge, nachstrebten. So Ramler im Pygmalion, Gotter in der Medea, Fr. Rambach in dem Theseus auf Kreta, Kaffka in der Rosamunde und andere. — Ob nun gleich die dramatische Dichtkunst durch den Eintritt des Melodrama in die Reihe der dramatischen Dichtungsarten einen Zuwachs erhielt; so behauptet es doch, in dem Kreise der dramatischen Kunstformen, die unterste Stelle. Denn seine Darstellung hat, durch den Mangel mehrerer Personen, zu wenig Handlung, und folglich auch zu we-

nig Abwechselung und Mannigfaltigkeit; sein Stoff muß sich auf einen zu kleinen Kreis von Gefühlen und von Begebenheiten beschränken, durch welche Gefühle aufgeregt werden.

Es wird daher die ästhetische Vollkommenheit des Melodrama hinter der durch Dichtkunst und Tonkunst ungleich reicher ausgestatteten Oper und Operette zurück bleiben. Dazu kommt, daß die eintretende Tonkunst, und zwar je mehr sie dem Charakter der dargestellten Gefühle anpaßt, das Einförmige des Eindruckes verstärken muß, weil sie nichts anders durch Töne darstellen kann, als was bereits durch Worte ausgedrückt worden ist. Der natürlich fortschreitende Gang des Gefühls wird aber auch durch die stets wiederkehrende Tonkunst nicht selten unterbrochen und aufgehalten, und dadurch der innere nothwendige Zusammenhang zwischen den zur ästhetischen Einheit verbundenen Gefühlen gestört. Endlich häufen sich auch für den beinahe durchgehends allein auf der Bühne auftretenden Schauspieler die Schwierigkeiten dadurch, daß er die häufigen Zwischenzeiten der Tonkunst durch ein passendes mimisches Spiel ausfüllen muß.

58.

Fortsetzung.

2) Der dichterische Charakter der Oper nähert sich bald dem Trauerspiele, bald dem Lustspiele, bald dem Schauspiele. Denn in der ernsthaften Oper (opera seria) handelt ein Held nach der ähnlichen Ankündigung des Helden im Trauerspiele; in der komischen Oper (opera buffa) werden Thorheiten und Fehler versinnlicht dargestellt, oder

Intriguen ausgesponnen, an deren Darstellung der Faden bis zur völligen Entwickelung fortläuft; die gemischte Oper endlich wird auf gleiche Weise, wie das Schauspiel, gebildet, und wechselt mit ernsthaften und heitern Stoffen und Scenen. — Für den Dichter der Oper tritt, in der umschließendsten Bezeichung des Begriffes, dasselbe Verhältniß ein, in welchem der Dichter der Cantate zum Tonkünstler steht. Denn, nach der ursprünglichen Bestimmung der Oper, schreiten nicht nur in derselben Dichtkunst und Tonkunst gemeinschaftlich und unauflöslich verbunden durch Recitative, Arien und Chöre fort; es muß auch der Ausdruck der Verwickelung und Entwickelung des Ganzen an beide Künste zugleich gebunden seyn. Ob nun gleich die Verbindung der Dicht- und Tonkunst die Grundbedingung des ästhetischen Charakters der Oper bildet; so werden doch nicht selten auch die Wirkungen der übrigen Künste, namentlich der Mahlerei, der Plastik und der Tonkunst, aufgeboten, um den Gesammteindruck der Oper zu verstärken. Nothwendig wird, unter diesen Verhältnissen, die Oper zu den vollendetsten Kunstwerken gehören, sobald der Dichter eine wirklich ästhetisch gediegene dramatische Form ins Daseyn rief, und der Reichthum seiner Einbildungskraft, frei und rücksichtslos auf absichtlich berechnete Wirkungen und Theaterschläge, über die Anwendung der übrigen Künste für den Gesammtzweck der theatralischen Darstellung der Oper gebot. Denn sollen diese verbundenen Künste einen gemeinschaftlichen und unwiderstehlichen Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringen, der von der vollendeten Einheit der Oper als Kunsterzeugniß abhängt; so müssen die einzelnen Ankündigungen der

übrigen in den Kreis der Oper gezogenen schönen Künste auf dem Gesetze des ästhetischen Causalzusammenhanges beruhen, und mit der dichterischen und tonkünstlerischen Vollendung der Form zu Einem unauflöslichen Ganzen verschmelzen.

3) Die Operette ist jüngern Ursprungs, als die Oper, und dadurch von derselben verschieden, daß in der Operette die tonkünstlerische Begleitung zunächst auf Arien, Duette und Chöre beschränkt ist, und regelmäßig mit dem Dialoge abwechselt, während in der Oper, nach ihrer ursprünglichen Einrichtung, kein Wort und Laut ohne tonkünstlerische Begleitung sich ankündigen darf. Die Operette hingegen war ursprünglich ein dramatisches Kunstwerk, in welchem der Dialog vorherrschte, der nur, wenn die Gefühle der handelnden Personen mit einer höhern Lebendigkeit und Stärke aufwogten, von Arien, Duetten und Chören unterbrochen ward. Auch hatte die Oper, in ihrer ursprünglichen Gestalt, blos eine komische, dem Lustspiel ähnliche, Einfassung, und die Anlegung, Haltung und Durchführung ihrer Arien und Chöre war gewöhnlich höchst einfach, natürlich und kunstlos. (So erscheint die Operette noch in der Jagd von Weiße und Hiller, in der Liebe auf dem Lande, in Lottchen am Hofe, im Dorfbarbier, im Erntekranze u. a.) Als aber die italienischen und französischen Opern, mit Hinweglassung der Recitative, an deren Stelle der Dialog trat, auf teutschen Boden versetzt und mit teutschen Texten begleitet wurden; da ward auch bald der frühere Unterschied zwischen der Oper und Operette und der einfache Ton und Charakter der Operette vergessen; das Publicum verlangte kunstvollere Arien und Chöre in der

Operette, an welche es sich bei der Oper gewöhnt hatte, und eine fast eben so reiche Maschinerie, wie in der Oper. Entschieden hat dies auf den dichterischen und tonkünstlerischen Anbau der Operette nachtheilig eingewirkt, weil Dichter und Tonkünstler von dem frühern bestimmt ausgeprägten und eigenthümlichen Charakter der Operette sich entfernten, um durch ihre Formen dem Publicum desto sicherer zu gefallen. Daher die oft so häufigen Ueberladungen und sinnlosen Ausschmückungen der Operette mit Gegenständen, die dem dichterischen Stoffe derselben fremd sind; daher überhaupt der wesentliche Mangel an Operetten, deren dichterischer Gehalt, auch ohne die tonkünstlerische Gediegenheit der Form, anerkannt und entschieden wäre. — Denn soll die Operette auf ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit zurückgeführt werden; so muß der Dichter derselben die Gesangstücke nur dann eintreten lassen, wenn der ästhetische Zusammenhang des Ganzen den Ausdruck lebendiger und hoher Gefühle der handelnden Personen mit sich bringt, und der prosaische Ton des Dialogs von selbst in Sylbenmaas und Reim übergeht.

5) Die Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst.

59.

Begriff und einzelne Formen der Ergänzungsklasse der Dichtkunst.

Die Praxis ist in allen Künsten, und also auch in der Dichtkunst, der Theorie vorausgeeilt, so daß die Theorie, im Allgemeinen, das Abstractum von dem enthält, was in der Praxis einer und derselben Gattung oder Art von den entschiedenen Classikern zur vollendeten Form ausgeprägt ward, und deshalb als Muster für alle Zeiten gilt. Wenn denn nun auf diese Weise die Theorie der Praxis folgt, und das, der Form nach Aehnliche, Verwandte oder Gleiche, unter gewisse Hauptgesichtspuncte bringt; so entstehen dadurch die verschiedenen Klassen von Dichtungsarten, inwiefern jede einzelne Dichtungsart die Gesammtheit von dichterischen Formen in sich faßt, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet.

Nun giebt es aber im Kreise der Dichtkunst jeder Nation, wie bereits bei der Ausmittelung des Grundsatzes für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten (§. 11.) erinnert ward, gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen, bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen (der lyrischen, didactischen, epischen und dramatischen Dichtkunst) sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer dieser Klassen hervor-

gehet. Solche dichterische Formen würden nicht ohne Zwang unter eine der vier aufgestellten Hauptklassen der Dichtkunst gebracht werden können, weil z. B. wohl die einzelne, nicht aber jede Idylle zur epischen Form, und eben so die einzelne poetische Epistel, nicht aber jede poetische Epistel, zur lyrischen Form der Dichtkunst gerechnet werden kann.

Mag daher auch der Ausdruck einer Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst etwas Unbequemes haben, und zur Bezeichnung der hieher gehörenden einzelnen Kunstformen ein noch schärfer bestimmender Begriff zu wünschen seyn; so ist es doch besser, den Begriff einer Ergänzungsklasse beizubehalten und in derselben alle diejenigen dichterischen Formen aufzuführen, die nicht ausschließend einer der vier Hauptklassen der Dichtkunst untergeordnet werden können, als diese Unterordnung durch künstelnde Deutung und ästhetischen Zwang zu bewirken.

Zu dieser Ergänzungsklasse rechnen wir als einzelne dichterische Formen:

a) die Idylle;
b) die poetische Epistel;
c) die dichterische Schilderung;
d) die Parabel und Paramythie;
e) den Dialog und Monolog;
f) die Satyre;
g) die Parodie und Travestirung;
h) den Roman, das Mährchen und die Novelle;
i) das Sinngedicht und Epigramm;
k) das Räthsel, die Charade, den Logogryph, und das Anagramm.

60.

a) Die Idylle.

Je weiter die Wirklichkeit von dem Ideale eines goldenen Weltalters abliegt; desto erquickender ist die idealisirte Darstellung der Menschheit unter einem friedlichen und harmonischen Verhältnisse zu sich selbst, zu dem Schicksale, und zu der äußern Natur. Diese Darstellung enthält die Idylle. Das goldene Weltalter, das die älteste Dichtkunst in die Vergangenheit, die Philosophie in den fernen Kreis der Zukunft, nie aber ein Historiker und Philosoph in die Gegenwart und Wirklichkeit versetzt, stellt der Idyllendichter als verwirklicht, unter dem Zauber einer ästhetischen Form, vor uns hin. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Unschuld des Herzens und Wandels, Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls müssen die Ankündigung des Menschen in der Idylle bezeichnen. Noch hat ihn das Gift der bürgerlichen Gesellschaft nicht berührt; noch kennt er keine andern Bedürfnisse, als die, zu welchen ihn die einfache Natur selbst leitet; noch ist seine Liebe reiner Naturklang; noch sind seine Neigungen unschuldig und unverdorben, und noch trägt sein Charakter das Gepräge ursprünglicher Güte und Unverdorbenheit. Die äußere Natur bringt mit diesem Adel der innern Gesinnung ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, schöne, paradiesähnliche Umgebung in die innigste Verbindung, und so stralt in der Idylle die Ruhe des innern Lebens zurück in die große, harmonische Natur. Alle Thorheiten und sittliche Gebrechen der wirklichen Welt, alle beengende Formen der Convenienz und der bürgerlichen Verhältnisse, liegen tief

unter dem Kreise der Idylle. In ihr erscheinen die Menschen einander gleich, und sogar die Thiere sind in ihr weder Feinde des Menschen, noch Feinde gegen sich selbst. Der Mensch der Idylle darf aber auch von dem Dichter nicht auf die Höhe der künstlichen Cultur gestellt werden, welche blos die Folge der im bürgerlichen Leben eingeführten und bestehenden Verhältnisse ist. Daraus läßt sich erklären, warum die Idyllendichter die Menschen, die sie schildern, gewöhnlich aus dem Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jäger-Leben entlehnen, und weshalb im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrscht. Denn der Kreis des Idyllendichters ist ein Kreis neben oder außerhalb der Wirklichkeit; ja sogar nur selten mit der geschichtlichen Hindeutung, daß diese Wirklichkeit in der fernsten Vergangenheit vorhanden gewesen, aber nun auf immer verschwunden sey. Deshalb schildert die Idylle auch kein bestimmtes und mit einem geschichtlichen Namen bezeichnetes Volk der Erde und keine bestimmte Oertlichkeit des Erdbodens.

Dem Stoffe nach gehört die Idylle zur epischen, nach dem in ihr vorherrschenden Grundtone des Gefühls aber zur lyrischen Form der Dichtkunst. Die teutsche Literatur erfreut sich vorzugsweise, vor der Literatur andrer europäischer Völker, eines reichen Anbaues der Idylle; zugleich ein sicherer Beleg des reinen unverdorbenen Naturtones der teutschen Dichter und ihrer Nation, so lange sie Wohlgefallen an der milden idealischen Welt der Idylle findet. Salomo Geßner, Rost, Reckert, Ewald v. Kleist, Götz, Blum, Mahler Müller, Hölty, Jacobi, Klamer Schmidt, v. Göthe, v. Bonstetten, Bronner, Voß

Kosegarten, Krummacher, Baggesen u. a. sind gefeierte Namen im Gebiete der Idyllendichtung.

61.

Beispiele der Idylle.

1) von Salomo Geßner († 1787).

Bruchstück aus dem Tode Abels.

Die stillen Stunden führten den rosenfarbenen Morgen herauf, und gossen den Thau auf die schattigte Erde; indeß schoß die Sonne ihre frühen Stralen hinter den schwarzen Cedern des Berges herauf, und schmückte mit glühendem Morgenroth die durch den dämmernden Himmel schwimmenden Wolken. Da gingen Abel und seine geliebte Thirza aus ihrer Hütte hervor, in die nahe geruchreiche Laube von Jasmin und Rosen. Zärtliche Lieb' und reine Tugend gossen sanftes Lächeln in die blauen Augen der Thirza, und reizende Anmuth auf ihre rosenfarbenen Wangen; und weiße Locken flossen am jugendlichen Busen und ihre Schultern herunter, und umschwebten ihre schlanken Hüften. So ging sie dem Abel zur Seite. Braune Locken kräusten schattigt sich um die hohe Stirne des Jünglings, und zerflossen auf seinen Schultern; denkender Ernst mischte sanft sich in das Lächeln der Augen. In schlanker Schönheit ging er daher, wie ein Engel daher geht, wenn er in einen dichteren Körper sich hüllet, den Sterblichen sichtbar zu werden. Er soll irgend einem Frommen, der im Einsamen betet, mit guter Botschaft von dem Herrn erscheinen. Zwar umhüllet ihn ein Körper, menschlich gebildet; aber aus seiner reizenden Schönheit hervor schimmert der Engel. Thirza sah mit zärtlichem Lächeln ihn an, und sprach: Geliebter! jetzt da die Vögel zum Morgen-

lied erwachen, sey mir gefällig, und singe mir den neuen Lobgesang, den du gestern auf der Flur gedichtet hast. Was ist lieblicher, als mit Gesängen den Herrn loben? Wenn du singest, o dann wallet mein Herz voll heiligen Entzückens, wenn du die Empfindungen sagst, die ich nur empfand und nicht sagen konnte! Ihr antwortet' Abel und umarmte sie: Was deine süßen Lippen von mir begehren; das alles sey dir gewähret, meine Thirza! Les' ich einen Wunsch in deinen Augen, dann sey er erfüllt; wir wollen hier auf das weiche Moos uns setzen, dann will ich den Lobgesang singen. Sie setzten sich neben einander in der düftenden Laube, deren Eingang die Morgensonne vergoldete, und Abel hob so seinen Lobgesang an:

Weiche du Schlaf von jedem Aug', entweichet ihr flatternden Träume! Die Vernunft geht wieder hervor, und erhellet die Seele, wie die Morgensonne die Gegend erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne hinter den Cedern herauf! du gießest Farb' und Anmuth durch die Natur hin, und jede Schönheit lachet verjüngt uns wieder entgegen. Entweiche du Schlaf von jedem Aug'; entfliehet, ihr flatternden Träume, zu den Schatten der Nacht! Wo sind sie, die Schatten der Nacht? Ins Dunkel der Haine und in die Felsenklüfte sind sie gewichen, und erwarten uns da, oder in dicht verwachsenen Lauben mit erquickender Kühlung am heißen Mittage. Dort, wo der Morgen den Adler früher weckte; was dampft dort von den schimmernden Häuptern der Felsen, von den glänzenden Stirnen der Berge in die helle Morgenluft empor, wie Opferrauch dem Altar entsteigt? Die Natur feiert den Morgen, und opfert dem Herrn der Schöpfung Dank. Ihn soll jedes Geschöpf loben, ihn, der alles schaffet und erhält. Ja ihm zum Lobe zerstreuen die jungen Blumen ihre frühen Gerüche;

ihm singet der Vögel mannigfaltiger Chor, hoch in der Luft, oder von den Wipfeln der Bäume, der Morgensonn' entgegen; ihm zum Lobe geht der Löw' aus seiner Höhle hervor, und brüllet sein Entzücken fürchterlich durch die Wildniß aus. Lob' ihn, du meine Seele, den Herrn, den Schöpfer und Erhalter; des Menschen Lobgesang steige vor allen zu dir empor! Er soll dich loben, wenn jedes Geschöpf noch in seinem Lager schlummert; wenn kein Gesang noch von den Wipfeln tönt, und aus den wiegenden Büschen. Ertöne mein einsames Lied laut durch die stille Dämmerung, daß du weit umher jedes Geschöpf zum Lobe erweckest. Herrlich, herrlich ist die Schöpfung, in der er uns Unwürdigen seine Weisheit und Güte enthüllet. Jeder meiner Sinne schöpfet Entzückung aus diesem unendlichen Meere von Schönheit, und strömt sie der entzückten Seele zu.

So sang Abel an der Seite seiner Geliebten; in heiliger Andacht saß sie noch wie horchend; jetzt schlang sie ihren lilienweißen Arm um seinen Hals, sah zärtlich ihn an, und sprach: Geliebter! wie schwang sich meine Andacht mit deinem Gesange höher! Ja, Geliebter! nicht nur meinen schwächern Leib schützet deine zärtliche Sorgfalt; auch meine Seele schwinget sich unter deiner Führung empor. Wenn sie auf ihrem Pfad sich verliert, und Dunkel um sich her sieht, und in heiligem Erstaunen hinsinket; dann hebest du sie, und erhellest das Dunkel, und entwickelst das stille Erstaunen zu lauten erhabnern Gedanken.

So sprach sie, und die zärtlichste reinste Liebe goß unaussprechliche Anmuth in jeden Ton der Stimme und in jede Gebärde. Abel antwortete nicht; aber wie er zärtlich sie anblickte und an seinen Busen sie drückte; das redete von seinen Empfindungen mehr, als Worte hätten reden können. Ach! so glücklich war der Mensch,

da er noch zufrieden nichts von der Erde begehrte, als Früchte, die sie willig gab, nichts vom Himmel flehte, als Tugend und Gesundheit: eh' seine Unzufriedenheit nimmer gesättigte Wünsche aussendete, die unzählige Bedürfnisse erfanden, und sein Glück unter schimmerndes Elend vergruben.

2) von Karl Christian Reckert († 1800).

Milet.

O wie entzückt mich der schöne Abend, sprach der junge Milet. Ich will mein Mädchen hohlen; denn die Gegend schlummert, und sanfte Ruhe verbreitet sich über die Gefilde. Dann wollen wir uns dort auf den herabgerissenen Felsen setzen, und ich will ihr ein frohes Lied singen.

Jetzt ging er hin und hohlte sein Mädchen, und sie setzten sich auf den herabgerissenen Stein, und er sang ihr ein Lied, während daß seine Hand auf ihrem klopfenden Busen ruhte. Ach, Phillis, hob er an, Phillis, mein Herz ist froh, wenn du mich liebst; es fühlt sein Glück, der Busen bebt mir voll Freude! O Phillis, seit ich dich sah bei den Blumen am Wasser stehen, und dein rosenfarbener kleiner Mund zum Lächeln sich öffnete; Phillis, ach, da war ich voll Freude! Wann sie dich liebte, Milet, so sprach ich oft seufzend; dann wäre ich glücklicher, wie ein König, der weite Länder beherrschet. Aber, o Phillis, das Glück belohnte meine Liebe; du wurdest mir gewogen, und liebtest mich zärtlich. Ach, dein Herz werde nie untreu; es bleibe friedlich, wie diese Gegend, die umher lachet, indeß daß der Mond sie erhellet, und dein Mund öffne sich freundlich zu sanften Küssen.

O du, hob Phillis an, du, den ich mehr liebe, als

wie die Hirten die Blüthen, oder die Mädchen die bunten Kränze. Seit ich dich sah in meiner Hütte; als du nach einem nicht verlornen Lamme fragtest; da gabst du mir Feigen, und drücktest mir froh die Hand, und meine Mutter lachte recht freundlich, als du mich küßtest; denn, Milet, sie liebt dich. Seit der Zeit war ich voll Freude; denn dein Kuß, süßer, als wie die Feigen, machte mein Herz unruhig. — Ach, wenn er dich liebte, hob ich öfters an, Phillis; wie glücklich würdest du seyn! Dann ging ich unter das schützende Dach hervor, und sah seufzend zum Himmel, und weinend bat ich um deine Wiederkunft und Gegenliebe. Oder ich wartete deiner am Hügel, wenn das Abendroth lachte; und wenn ich dich dann sah, so hüpfte ich vor Freuden, und du brachtest mir im Körbchen Feigen mit Blumen, und dann umarmten wir uns recht lange, und weinten voll Freude über unsre Liebe. O mein Milet, ich kann, nein, ich kann es dir nicht sagen, wie ich mich freue, wenn ich dich erblicke. Drücke mich an deine klopfende Brust, und reiche mir freundlich die rothen Lippen zum Küssen.

Jetzt umarmten sie sich, und Phillis erzählte auf den herabgestürzten Steinen ein Geschichtchen. Höre, hob sie an, höre Milet, ich mußte jüngst recht lachen, als mir Daphnis erzählte: Chloe wollte ihn nicht lieben, unerachtet er ihr so oft ein Liedchen gesungen. Aber Phillis, ihr Herz ist nicht so zärtlich, wie das deine, liebe Phillis; du bist gefälliger, als Chloe; o liebe mich! Und da wollte er mich küssen. Aber Milet, wie stutzte Daphnis, als ich ihm sagte: er sollte dich fragen. Da ward er böse, recht böse, und ging von mir ohne Abschied.

So erzählte die artige Phillis, und Milet belohnte ihre Liebe mit unzähligen Küssen, und jetzt gingen sie,

unter lieblichem Scherze, sich froh umarmend, zu ihren Hütten.

3) von Blum († 1790).

Amyntas.

Zum Flötenspieler Daphnis kam
Die kleine Doris mit dem blonden Haar.
„Du, sprach sie, dessen Lieder süßer sind
Als Honig, süßer sind als Rosenduft,
Amynt ist heut der Wälder Lied,
Die Mädchen alle singen heut sein Lob,
Und ich, ich lieb' ihn sehr, und säng' ihn gern
Am besten; aber an Gesang
Bin ich nur arm, und stammeln kann ich nur.
Lehr' mich von ihm ein Lied! denn keiner singt
Wie du so schön, du lieber Hirt;
Du Freund der Mädchen mit dem blonden Haar!“

„Amyntas, sprach der Hirt, verdient Gesang,
Und hättest du sein Lob von mir auch nicht,
Du süßes Kind der Grazien, begehrt;
So hätt' ich dennoch weit umher
Den Hügeln seinen Namen kund gemacht,
Die stolzen Tannen hätten sich vor ihm
Geneigt, und alle Quellen ihm gerauscht.

Hebt an, ihr Musen, in den Büschen,
Und in dem tiefen Thal!
Der Abend röthet schon den Saum der Wolken,
Und Echo wartet auf Gesang.

Entzücken füllet meinen Busen,
Ihr guten Götter, ihr!
Mein Auge sieht, daß unter einem Dache
Die Tugend bei dem Glücke wohnt.

Amyntas, nicht die tausend Hufen
Mit Heerden überschwemmt,
Sind dein Verdienst; ein fühlend Herz im Busen
Gesellet dich den Göttern bei.

Du wirst in unsern Liedern leben,
Amyntas, bis das Meer
Versiegt, und Wälder aus den Fluten steigen,
Und Fische schwimmen durch die Luft.

Verstummet nun, ihr scheuen Musen;
Die laut're Freud' erwacht.
Amynt erschallet aus den hohlen Thälern,
Und von den Bergen schallt Amynt."

So sang der Hirt. Der kleinen Doris schlug
Das Herz vor Freude; lange sprach sie nicht,
Bis seines Liedes letzter Silberlaut
Aus tiefen Hainen sterbend wieder kam.
Da sagte sie gerührt: „Nun dank' ich dir,
Nun werd' ich nicht der Spott der Mädchen seyn;
Erquickend ist dein Lied, wie Sonnenglanz
In kalter Luft, wie Morgenthau,
Der lieblicher die Blumen macht.
Und nun, wie soll ich deine Güte dir
Vergelten, o du bester Hirt? denn ach,
Ein armes kleines Mädchen hat wohl nichts,
Das deine Lieder dir bezahlen kann!"

„Du sollst mir tausend Küsse schuldig seyn,
Sprach Daphnis, bis du sechszehn Sommer hast,
Und einen Kuß verstehst!"

4) von Franz Xaver Bronner.

Die Fische des Thierkreises.

Kühle Abenddämmerung entlockte frische Wohlgerüche den blühenden Bäumen, und der thauigen Wiese. Lüstern

umherriechend streckte der naschhafte Aal den Kopf aus dem Wasser, und wälzte sich spielend aufs Land, im jungen Hafer zu schwelgen, oder im weichen Erbsenkeime. Da saßen Amymone und Elon, beide schön, wie Latonens lockige Kinder, hinter duftenden Rosensträuchen am Bache, und beklagten thränend, und Wange an Wange geschmiegt, ihr widriges Geschick.

Schwerer Kummer preßte schon lang ihre liebenden Herzen. Denn ein strenger Spruch des delphischen Orakels hatte ihnen die Hoffnung geraubet, von Hymens sanften Banden sich jemals umschlungen zu sehen. Ihr väterliches Thal, einsam und abgesondert vom übrigen bewohnten Lande, ward in mehrern Jahren nur durch wenige Blüthen nachwachsender Jugend erfreuet. Denn die Mütter grüßten meistens nur schwächliche Kinder ins Leben, die bald hinwelkten, wie kränkelnde Pflanzen; und Niemand wußte dem Uebel zu steuern; Niemand dachte, daß die fortgesetzten Zeugungen naher Verwandten, von keinem fremden Blute erfrischt, endlich ausarten können, dem Weizen gleich, der immer eben denselben Acker besämt. Da sandte man Geschenke nach Delphi, zwei zierlich geformte Becher und eine köstliche Opferschale, den Willen der Götter zu hören. Und die begeisterte Priesterin sprach:

Heil euern Gefilden,
Ihr fragenden Boten,
Wenn künftig die Söhne
Einheimischer Mädchen
Umarmungen fliehen!

Seitdem gaben die folgsamen Väter ihre reifenden Töchter nur auswärtigen Freiern, und mannbare Jünglinge hohlten sich fremde Bräute.

„O warum, Geliebte, sprach Elon mit sanfter Wehmuth, warum trennt uns ein unerbittliches Schicksal?

Wann ich die blühende Winde sehe mit weißen Glocken, wie sie umarmend am geliebten Strauche hinanstrebt; wenn ich sehe, wie jeder summender Käfer, jeder Vogel buhlend zur wartenden Gattin hinschwebt, und jeder gesellige Fisch wollüstig sein streichendes Weibchen umhüpft; und wenn ich denn denke, daß unsre Verbindung allein ein feindliches Verhängniß verbietet; dann, Geliebte, dann weinet etwas aus meinem Innersten heraus; mir wird so bange — ich kann's nicht aussprechen! Dann wünsche ich mir das Glück des summenden Käfers oder des hüpfenden Fisches, und manchmal möchte ich sie beneiden, weil niemand bei ihnen die heiligste Neigung in lästige Fesseln zwängt. O warum mußte ich hier gebohren werden, hier, wo die Götter mir verbieten, dich, Mädchen voll Unschuld, als meine Gattin zu lieben? Glücklicher wäre ich, viel glücklicher, wenn mich einsam mit dir, auf der fernsten Insel, das große Weltmeer umschlösse, wie den fernen Mond das blaue Leere umschließt."

Amymone. O du sanft leuchtender Mond, und ihr funkelnden Lichter da oben! Schon oft hab' ich euch betrachtet, schon oft hab' ich gesagt: ihr kleinen Sterne, ihr wißt wohl auch von der Liebe; denn das reinste Feuer ist die Liebe, und ihr brennet mit dem reinsten, glänzendsten Feuer. Und wenn ihnen der holde Mond auf seiner Bahn sich nahte; wenn endlich sein wandelndes Antlitz sie langsam berührte; dann fiel mir ein heiliges Lied ein, und ich fragte mich: war das nicht ein Kuß?

Elon. Starr blickte ich neulich seine volle Scheibe an; da glaubte ich schöne Auen und leuchtende Hügel darin zu sehen; er schien mir in blauer Ferne einher zu fahren, wie eine schwimmende Insel auf unermeßlicher See. O Amymone, dachte ich, wäre ich mit

dir in diesen lichten Auen droben, in diesen wonnigen Gefilden, wo gewiß kein herbes Verhängniß treue Liebende trennt! Wie wohl wär' uns dort! Wie wohl im seligsten Genusse der Liebe! Wüßtest du mehr zu wünschen?

„Alles, alles hätt' ich dann, Geliebtester!" sprach das zärtliche Mädchen, und schlang ihren sanft bebenden Arm um ihn. „O wie glücklich wären wir dort, wie unaussprechlich selig! Die Gestirne, so glaub' ich im Ernste, sind der Liebe hold; man liebt dort auch. Ist nicht der Abendstern der Liebe geheiligt? Und sind die beiden Fische des Thierkreises nicht ein liebendes Paar? Die Priesterinnen im Tempel lehrten es neulich. Wann ich traurig bin, dann denk' ich des Liedes, das sie sangen; dann sing' ich es, und sanfte Heiterkeit erhellet meine Seele wieder, wie wenn die Sonne nach trüben Regentagen durch dünnes Gewölke das Land beleuchtet.

Vernehmt es, gefühlvolle Seelen! Mit süßem Entzücken sehen die guten Götter auf treue Liebende nieder, und krönen sie, wo nicht hinieden, doch über den Sternen mit Wonne.

62.

b) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel unterscheidet sich von dem eigentlichen Briefe, dessen Theorie in dem Sprachgebiete der Prosa aufgestellt ward, dadurch, daß sie vermittelst des Individuums, an das sie gerichtet ist, zu dem ganzen menschlichen Geschlechte spricht, und Wahrheiten, Gefühle oder Thatsachen von allgemeinem Interesse versinnlicht, während der pro-

saische Brief zunächst und ausschließend Einer Person bestimmt, und, im strengsten Sinne, auch dieser nur verständlich und interessant ist. Es beruht daher der Charakter der poetischen Epistel auf der individualisirten Darstellung gewisser allgemeiner menschlicher Wahrheiten, Gefühle, Verhältnisse oder Ereignisse, unter der Einheit einer ästhetisch vollendeten epistolischen Form. Der Dichter spricht zwar in der poetischen Epistel nur zu Einer Person; er idealisirt aber dieselbe so, daß er zu ihr, als zu seinem ganzen Geschlechte redet, und daß diese Person in der poetischen Epistel gleichsam selbst zu einem poetischen (idealisirten) Wesen wird; denn in die Darstellung der poetischen Epistel gehört nur das, was von dem Individuum, als Theil seiner Gattung, aber nach individuellen, von dem Dichter ihm beigelegten, Beziehungen ausgesagt wird. Daraus folgt, im Gegensatze des prosaischen Briefes, daß dieser so speciell, die poetische Epistel aber so generell als möglich seyn muß, und daß, je specieller der Inhalt und die Form der Darstellung in der poetischen Epistel ist, sie um so mehr von ihrer eigentlichen Bestimmung, und von ihrem ästhetischen Charakter sich entfernt. Denn der ästhetische Gehalt der poetischen Epistel steigt um so höher, je allgemeiner, d. h. je verwandter den rein menschlichen Interessen, ihr Stoff ist, und je freier der Dichter über die Form gebietet, um, vermittelst derselben, dem Stoffe die möglichst höchste Versinnlichung und das frischeste dichterische Leben zu ertheilen.

Die poetische Epistel gehört zu den gemischten Formen der Dichtkunst, weil sie eben so oft rein subjective Gefühle, wie Gefühle veranlaßt durch allgemeine Wahrheiten, oder hervorgebracht durch

Verhältnisse und Vorgänge des wirklichen Lebens versinnlichen, und bald im ernsthaften, bald im komischen, ja selbst im satyrischen Gewande erscheinen kann, je nachdem die vorherrschende Stimmung der Gefühle des Dichters in derselben sich ankündigt. Im Besondern kann jede einzelne poetische Epistel unter eine der drei Hauptgattungen der Dichtkunst gebracht werden. Denn bilden die reinen individuellen Gefühle des Dichters den Stoff der poetischen Epistel; so gehört sie zur lyrischen Form. Versinnlicht sie bestimmte allgemeine Wahrheiten und Ideen der Vernunft unter der ästhetischen Hülle; so schließt sie sich an die didactische Form an. Schildert sie endlich Individuen, Verhältnisse des Lebens und Thatsachen der Geschichte unter einer idealisirten Umgebung; so ist sie Untergattung der epischen Form. — Die Wahl des Sylbenmaases hängt von dem sichern Tacte des Dichters ab, und muß dem darzustellenden Stoffe entsprechen; doch ist das in den ältern teutschen Episteln gewöhnliche Alexandrinische Sylbenmaas, wegen seiner Unbehülflichkeit, veraltet.

63.

Beispiele der poetischen Epistel.

1) von Heinr. Anshelm v. Ziegler und Kliphausen († 1690).

Aus Th. 1. seiner: „Heldenliebe der Schrift alten Testaments" — (abgekürzt).

David an Bathseba.

Was Brand und Centnerpein aus Mund und Herzen presset;
Das wirft der schwache Kiel an ein geringes Blatt.

Was meinen matten Geist kaum Seufzer hohlen lässet,
Das suchet Klee und Trost in Jebus holder Stadt.
Ich bin nicht, der ich bin, noch der ich bin gewesen;
Ich will nicht, was ich weiß, ich weiß nicht, was mir fehlt.
Man wird in Israel von meiner Thorheit lesen,
Wo dieses Thorheit heißt, was auch die Weisen quält.
Im Feuer such' ich Eis, und Schatten bei der Sonnen,
Bei Dornen Lust und Schlaf, bei Flammen kühle Luft,
Des Geistes süße Ruh hat einen Riß gewonnen,
Der nicht zu heilen ist, bis Bathseba mich ruft.
Es starret Kiel und Hand, es schämet sich das Herze
Zu sagen, was mein Aug' im Garten hat erblickt.
Wodurch im Hui erlosch der Weisheit helle Kerze,
Wodurch Verstand und Geist mir selber wird entrückt.
Wiewohl ein König darf hier etwas freier schreiben,
Und einer Fürstenhand ist etwas mehr erlaubt.
Ich schreibe, was dir nicht kann mehr verborgen bleiben,
Was mir die Ruhe stört, was Heil und Leben raubt.
 Der Sonnen helles Rad lief nach dem blauen Westen,
Und senkte sich bereits in Thetis grünen Schoos;
Man hörte voller Lust in den belaubten Aesten
Die Sängerin der Nacht, als David sich entschloß,
Auf der erhöhten Burg sich einsam zu ergötzen.
Er setzte seinen Fuß auf das gewohnte Dach.
Es ließe keine Lust sich dieser gleiche schätzen,
Die Aug' und Herz ergötzt. Dort lief ein Silberbach
Durch das bekleete Thal, und spielte mit den Wellen;
Hier war ein grünes Thal mit Rosen überstreut.
Man hörte hier und da die Schäferhunde bellen,
Der Hirten Feldgeschrei bei brauner Abendzeit.
Der Sonnen letztes Gold bezog die bunten Matten,
Und der entfernte Berg gab einen Wiederschein.
Der Bäume dickes Laub warf einen langen Schatten,
Man trieb das müde Vieh auf allen Straßen ein.

Ach, hätt' ich meine Lust hier gleichfalls eingetrieben,
So wär' ich sonder Schmerz, so lebt' ich sonder Weh.
Ach wäre Blick und Sinn im freien Felde blieben;
So aber wandt' ich mich in der geraumen Höh,
Und ließe Aug' und Stern Jerusalem bestralen.
Der Häuser hohe Pracht, der Gassen weite Zier,
Die schienen Müh und Lust nach Würden zu bezahlen.
Der Mauern Wunderbau vermehrte die Begier
Die innre Gartenlust in etwas zu beschauen.
Nicht weit von dieser Burg war Florens holder Sitz,
Den selbst Natur und Kunst nicht schöner konnte bauen.
Hier rührte meinen Geist der Wollust strenger Blitz.
Mein Vorwitz führte mich zu einem Marmorkasten,
In welchem Perl und Fluth mit sanftem Rauschen sprang.
Hier konnte nicht mein Geist nach Willen länger rasten,
Als deine Wunderpracht die müden Augen zwang
Auf deinen Fuß zu sehn. Der Kleider leichtes Prangen
Verrieth den heißen Schluß; du suchtest Fluth und Bad.
Es spielten durch die Luft die glutbeseelten Wangen,
Ich weiß, wie sich mein Geist dadurch entzündet hat.
Die weiße Liljenhand entschnürte Rock und Kleider,
Und warf Gewand und Schmuck in das bekleete Gras.
Es schwand mir Aug' und Licht; ich starb, ich ward, ach leider
Durch dich in mich verstrickt. Bald ward ich roth, bald blaß.
Ich wußte ferner nicht fast in mir selbst zu bleiben,
Als das gewellte Haar schwamm auf der vollen Brust.
Ich kann dir meine Qual nicht, wie ich will, beschreiben,
Als deines Leibes Schnee war meine Augenlust.
Es will Vernunft und Brunst nunmehr den Zügel rauben,
Und der Begierden Roß zerreißet Zaum und Band.
Du magst, wie meiner Schrift, dem Boten kühnlich glauben;
Es ist ihm meine Noth mehr, als zu wohl, bekannt.

Laß dir des Mannes Grimm nur nicht im Wege stehen;
Im Brennen sieht man nicht, im Lieben ist man blind.
Zudem so will ich ihn durch meine Hand erhöhen,
Daß er zur Dankbarkeit mir Frau und Liebe gönnt.
Man muß verbotne Brunst nur an dem Pöbel strafen;
Gekrönten ist Gesetz und Lieben unterthan.
Ein Hirte braucht zur Kost das beste von den Schafen,
Und bei dem Fürsten gilt nicht ein gemeiner Wahn.
Es ist mein Harfenspiel durch deine Hand verstimmet,
Die Saiten sind entzwei, ich such' ein neues Spiel,
Das voller Anmuth dort im Marmorkasten schwimmet,
Der Wollust süßer Ton beseelet Geist und Kiel.
Komm Bathseba, mein Licht! Komm Bathseba, mein Leben!
Mein Lager soll der Brunn, ich deine Quelle seyn.
Es kann dich dieses Bad einst auf den Thron erheben.
Komm, komm, und gieb sofort den zarten Willen drein.

2) von Demselben.

Bathseba an David. (abgekürzt)

Kein Blitz erhellet mehr die schattenreichen Wälder,
Als mich, Durchlauchtigster, dein Schreiben hat beschämt.
Es rannte Scham und Blut durch meiner Wangen Felder.
Gewiß, ich habe mich zu Tode fast gegrämt.
Ich weiß nicht, ob ich werd' ein förmlichs Wort ersinnen;
Es irret Kiel und Hand, es zittert Arm und Fuß.
Es will die Dinte nicht, so wie sie sollte, rinnen,
Weil ich mich allzusehr vor David schämen muß.
Hat meinen Seelenbau der Fürst entblößt gesehen?
Hab ich ihm, wie er schreibt, Brust, Schoos und Haut entdeckt?
O Himmel! ach wie wird, wie soll mir nun geschehen?
Gewiß, dies Centnerwort hat mich in Tod erschreckt.

Jedoch ich kann mich nicht so, wie ich soll, verstellen;
Mein Ungehorsam wär' ein nur verstellter Zwang,
Es mag von mir die Welt ein schlimmes Urtheil fällen,
So sag ich doch: ich bin durch dich vor Liebe krank.
Wer ungehorsam ist, wenn Fürstenaugen winken,
Der weiß nicht, was ein Prinz, und was Verhängniß ist.
Er weiß den Göttertrank der Wollust nicht zu trinken,
Wenn uns ein Heldenmund auf Brust und Wangen küßt.
Ich wünsche dir durch mich ein doppeltes Vergnügen;
Ich wünsche, daß mein Leib auch Perl und Schwan beschämt.
Kann dieser nur mit Lust in Davids Armen liegen,
So hat sich Bathseba vergebens nur gegrämt.
So bald der Abend wird Burg, Stadt und Feld bedecken,
So mach' ich Leib und Geist von Kleid und Sorgen los.
Alsdann wird Aug' und Fuß sich nach der Höhe strecken,
Und meine Gaben sind die Frucht der glatten Schoos.

3) von Christian Gryphius († 1706).

Der Tempel der keuschen Liebe,
an Herrn * * Hochzeittage. (abgekürzt)

Ich saß, geehrter Freund, und wollte dieses Fest,
Das deine Liebe krönt, mit freier Hand bedienen;
Doch weil mich Phöbus nur Cypressen pflanzen läßt,
So konnte keine Blum' auf meinem Pindus grünen.
Ich griff die Saiten an; doch war kein Freudenhall,
Kein angenehmer Ton, kein Brautlied zu verfassen.
Es schien, als wollte mich der stete Trauerschall,
Nach dem ich singen muß, nichts Schönes singen lassen;
Bis mir ein seltner Trieb in Herz und Augen fiel,
Den ich, vertrauter Freund, dir jetzt entdecken will.

Ich war, ich weiß nicht wo, doch gänzlich außer mir,
In einer andern Welt, auf angenehmen Höhen;

Und sah das schönste Schloß von Jaspis und Porphyr,
In einem Cedernhain vor meinen Augen stehen.
Was weiland Rom, Athen und Babel groß gemacht,
War hier weit trefflicherund edler vorgestellet,
Weil reiche Lieblichkeit und wundervolle Pracht
Sich zu der seltnen Kunst und Zierlichkeit gesellet.
Das Auge ward entzückt; die Sinne stimmten ein,
Und schlossen, dieses Werk muß mehr als menschlich seyn.

Indem ich aber noch an diesem Wunderbau,
Der unvergleichlich war, mich freudenvoll ergötze;
So hör' ich eine Stimm': Auf, Sterblicher, komm, schau,
Wie hoch des Himmels Gunst die reinen Seelen schätze;
Halt aber Augen, Hand, Herz, Ohr' und Zunge rein,
Und zieh dich völlig ab von Venus geilem Triebe;
Hier glänzt ein göttlichs Licht, ein Engelgleicher Schein;
Hier ist, mit einem Wort, der Tempel keuscher Liebe.
Komm, lerne, daß die Welt und ihr bethörter Wahn
Nicht, wie der Himmel will, die Liebe treiben kann.

Damit bewegte sich das diamantne Thor;
Die Riegel sprangen ab; ich kam in einen Garten,
Der überirdisch war; hier wurden Aug' und Ohr
Mit höchster Lust erquickt; die hundertfachen Arten
Des schönsten Rosenstocks vermählten ihren Glanz
Mit Nelken, Lilien, Violen und Jesminen.
Hier stand kein flüchtiger, kein welker Blumenkranz;
Die sanfte Frühlingsluft war voller Seraphinen;
Die stimmten einen Ton mit Händ' und Lippen an,
Dem sich kein Lautenspiel des Orpheus gleichen kann.

Nachdem ich mich genug an diesem Ort erquickt;
So hieß ein Seraphin mich, über mein Verhoffen,
Noch etwas weiter gehn; wie ward ich hier entzückt;
Ich fand, o schönster Blick! den Tempel selber offen.

Was Rubens, Titian und Sandrart dargethan,
Was Raphael, Bernin und Küsel aufgesetzet,
Ist bloßes Schattenwerk; das stolze Vatican
Wird gegen diesen Bau nur wie ein Tand geschätzet.
Hier ist ein solcher Schmuck, dem Gold und Silber weicht,
Und dem kein Glanz, kein' Pracht der edlen Steine gleicht.

Ich warf, nicht ohne Furcht, ein Aug' auf das Altar;
Das hatte Fleiß und Kunst aus köstlichen Magneten
Bis in die Höh' geführt, und auf demselben war
Ein immer brennend Feur, das keine Kräfte tödten,
Kein Wasser dämpfen kann, in reinem Porcellan.
Hier läßt, wer stets die Glut des Himmels in dem Herzen
Zu unterhalten sucht, und vor der geilen Bahn
Der Wollust fliehen will, bei den geweihten Kerzen
Sich in ein Bündniß ein, das keinem Tode weicht,
Und Gottes milde Gunst mit Haufen auf sich zeucht.

Hier sah ich dich, mein Freund, mit deiner Liebsten knien;
Ihr trugt ein weißes Kleid, nebst grünen Lorbeerkränzen;
Der Himmel that sich auf, und wie es damals schien,
So fing der ganze Platz weit schöner an zu glänzen.
Die Flamm' auf dem Altar schlug heller in die Höh;
Ich hörte hin und her viel süße Saiten klingen;
Man wünschte Glück und Heil zu dieser neuen Eh,
Und hieß der Sterne Chor ein nettes Brautlied singen.
Bis endlich dieser Schall, selbst bei dem Saitenspiel,
Aus einer Wolke dir recht in die Ohren fiel:

Nimm hin das fromme Kind, der keuschen Liebe Pfand,
Und lebe wohlvergnügt in tausendfachem Segen,
Bis, nach vollführtem Lauf, der Kindes-Kinder Hand
Euch wird zu gleicher Zeit in Eine Grube legen.

Dies ist des Himmels Schluß. Hiermit verschwand das
Licht,
Der Tempel und Altar mit allen Wunderschätzen.
Ich aber dachte bald, dies liebliche Gesicht
Dir, werther Herzensfreund, wohlmeinend aufzusetzen,
Versichert: Trifft der Wunsch nach meinem Willen ein;
So werd' ich ein Prophet, nicht ein Poete seyn!

4) vom Freih. v. Cronegk († 1758).

Er schrieb, wenige Tage vor seinem Tode, auf seinem Krankenbette, an einen Freund:

Wann sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht;
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parze läng'res Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen;
Und dies erträgt er ohne Schmerz:
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

5) von Blumauer († 1798).

Brief eines strengen Vaters an seinen Sohn.

Ein strenger Vater schrieb an seinen Sohn:
„Durch gegenwärt'gen Postillon
Erhältst du einen Beutel, wohlbespicket
Mit Thalern, den dir — ohne daß ich's weiß —

Hier deine liebe Mutter schicket.
Nach einem Monat hohlt, wenn du mit Fleiß
Und mit mehr Emsigkeit studirest,
Mit meiner Stutte unsre Magd dich ab.
Besteige sie, sie geht den besten Trab;
Doch hüte dich, daß du sie nicht forcirest.
Von dir ist übrigens die Sage allgemein,
Du könnest nicht ein Wort Latein
Bis Dato sprechen oder schreiben.
Ich sagt' es dir ja immerhin:
Du bist und bleibst ein Eselskopf! „Ich bin
Dein treuer Vater:

Hans von Eiben."

6) von Karl Wilh. Justi.

An Engelschall. (abgekürzt)

O selig, wem nach Nacht und Stürmen
Entschleiert Gottes Sonne lacht,
Die Wogen sich nun minder thürmen,
Und Ruhe mit dem Tag erwacht:
Doch dreimal selig, wer mit Wonne
Sein Tagewerk vollendet denkt,
Und der entwölkten Abendsonne
Den frohen Blick des Dankes schenkt!
Erkenne dich in diesem Bilde,
Und lächle der Vergangenheit!
Schau froher hin in die Gefilde
Der Zukunft — deine Rosenzeit.
Nun blühet Friede deinen Tagen,
Sie fließen sanft und kummerlos;
Denn Edelsinn und Weisheit tragen
Dich lächelnd in Fortuna's Schoos.
Mir aber hätte nicht vergebens
Ein Genius den Kelch des Lebens

Gemischt aus Wermuth und aus Wein,
Um weis' und sittlich gut zu seyn;
Und wähnt' ich einsam oft zu gehen,
Verlassen, ohne Schutz und Licht;
So führt' er mich doch ungesehen,
Und gab dem Herzen Zuversicht.
Wohl blühten, Trauter, mir hienieden
Auch Rosen — unsrer Jugend Wahn —
Doch öfter, ach, war mir's beschieden,
Zu wallen auf der Dornenbahn.

Hold schwebst du nun im bleichen Bilde,
Helldüstere Vergangenheit,
Um meinen Geist! Ein Lustgefilde
Scheint mir das Thal der Jugendzeit.
Es hebt mein Geist sich mit der Sonne,
Wenn sie, vom Wolkenflor enthüllt,
Mit neuem Glanz und Himmelswonne
Die ganze weite Schöpfung füllt!

So mahlt sich deinen Seherblicken,
Freund, nach der kurzen Winternacht,
Die Welt in ungeseh'ner Pracht,
Wann einst dein Auge, ganz Entzücken,
Beim Urbild' aller Schönheit weilt.
Und hast du spät das Ziel ereilt,
Dann siehst du deinen Engel winken,
Der dich in Gottes Eden führt,
Wo deine Seele, tief gerührt,
Wird aus der Lebensquelle trinken!

Auch mir ruft einst mein Engel zu, —
Wann meiner Freunde Zähren fließen,
Und sanft sich meine Augen schließen,
Wie Blumen in der Abendruh;
Die bange Wehmuth, spricht er, schweige!

Du, trockne deine Thränen ab;
Am Hügel steht der Wanderstab,
Und wird zum Rosenzweige!

7) von v. Thümmel († 1817).

Der Liebhaber an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war.

Du übertreibst, o Freundin meiner Jugend,
Den Reiz der Schaam und Sittsamkeit,
Und in dem Fieber deiner Tugend
Betrügst du dich um Glück und Zeit.
Wie lange willst du noch, wie lange
Das treuste Band der Ehe fliehn,
Und mir zur Qual im kurzen Uebergange
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?
Du hörst mich nicht? Geliebteste! so höre
Doch deiner ersten Mutter Rath;
Sie, die das Maas der jungfräulichen Ehre
Am richtigsten gemessen hat.
Als sie der Herr, mit jedem Reiz umgeben,
Der dich jetzt schmückt, ins Leben rief,
Bewahrte sie dies jungfräuliche Leben
So lange nur, als Adam — schlief.

8) von Tiedge.

An Rosalia. (Bruchstück)

— — O Freundin, glaub' an diese Lehre:
Die Tugend ist sich gleich. Du bist
So groß, so gut in deiner Sphäre,
Wenn du sie bis zur kleinsten Leere
Ganz ausfüllst, wie der Seraph ist,
Der freilich eine größre Sphäre,
Jedoch mit Sonnenflügeln mißt.

Halbherzigkeit ist augenblicklich,
Ist nur ein Ton, nicht Melodie;
Nicht Eine Tugend, Harmonie
Der Tugenden macht glücklich.
Hier liegt die Kunst, die jeder nennt,
Die hochgepriesne Kunst, zu leben.
Das Leben ist ein Instrument,
Von Gott uns in die Hand gegeben;
Von ihm zu Wahrheit und Verstand
Ganz rein gestimmt; nur, Harmonieen
Für Geist und Herz daraus zu ziehen,
Das überließ er unsrer Hand.
Da leiert freilich mancher Stümper
An Geist und Herzen, unserm Ohr
Sein unmelodisches Geklimper
Nicht ohne eignes Bravo vor.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verstand!
Wie, Freundin, oder hörst du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Der für die Tugend starb? Wohlan!
Ich folge dir zur Felsenhöhle,
Wo dieser Göttermuth entschlief,
Der aus der größten Menschenseele
Der Tugend Harmonieen rief,
Ein Leben rief, das durch die Stürme
Des Schicksals so harmonisch floß,
So friedlich, wie es in dem Schirme
Der Zöllnerhütte sich ergoß.
Ein Geist so hell, ein Herz, vom Staube
Der Pilgerschaft so unbestreut,
Vereinen sich zur Göttlichkeit,
An die ich voller Rührung glaube.

Und dieser Geist, der sich geweiht
Im Lebensstral der Wahrheit sonnte,
Ist ein Gestirn, das hell und schön
Hervortritt, um am Horizonte
Der Menschheit herrlich aufzugehn.
Der edle Mann lebt nie vergebens;
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens,
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.
O blicke zu dem Mann des Strebens,
Mit stiller Andacht blick' hinauf!
Wir sehn ihn unter seinen Freunden,
Ganz Friede, tragende Geduld;
Dort steht er mitten unter Feinden,
Groß, wie der Sieg; sanft, wie die Huld.
Hier predigt er. Mit welcher Weihung
Reißt seiner Lehre Geist und Sinn
Zur Wahrheit seiner Tugend hin!
Dort spricht er göttliche Verzeihung
Herab auf eine Sünderin.
Hier stillt er thränenvolle Klagen,
Und dort verschmäht er einen Thron.
Wer ist der Mann, um für den Lohn
Der Wahrheit Alles das zu tragen?
Er sagt es selbst — ein Menschensohn,
Der, weil er anders war und glaubte,
Als ihm des Wahnes Täuschungsspiel
Zu glauben und zu seyn erlaubte,
Zum Opfer seiner Wahrheit fiel.
Er geht, mit ruhiger Erhebung
Zum Himmel, den er selbst sich gab,
Den dunkeln Todesweg hinab;
Sein letztes Athmen spricht Vergebung
Auf seine Peiniger herab.

Er fühlt sein Werk. Durch das Getümmel
Der Feind' und durch die Todesnacht
Drängt dies Gefühl mit Göttermacht,
Und strömt in sein: Es ist vollbracht!
Den fürchterlich errungnen Himmel.
O dieser Zauber hält uns fest;
Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;
Er reißt uns fort, daß ihren Schleier
Die Seel' im Fluge fallen läßt,
Und wie in einer Engelfeier,
Wo unter ihr die Sorge wühlt,
Die nahende Vergött'rung fühlt.

9) von Müchler.

Liebesbrief eines Sprachmeisters.

Nein, es genügt dir nicht ein Brief im Substantiv;
Verschönern möcht' ich ihn durch manches Adjectiv;
Zu schwach ertönt mein Lied von deinem Nom'nativ,
Denn meine Muse steht, ach, stets im Genitiv,
Und niemals war für mich Apollo ein Dativ;
O, Holde, sey für mich nie ein Accusativ!
Taub blieb der Musengott bei meinem Vocativ,
Und immer steh' ich nur bei ihm im Ablativ.
Nimm meine Huldigung; denn sie ist positiv,
Und meine Zärtlichkeit kennt keinen Comp'rativ;
Bis zu des Lebens Ziel bleibt sie superlativ.
Welch Glück, erschiene sie dir recht indicativ.
Stell' auf die Probe sie durch den Imperativ,
Sie übertrifft gewiß den höchsten Optativ.
In meinem Herzen bleibt die Lieb' infinitiv;
Und hiermit schließ' dein Knecht in Demuth seinen Brief.

10) von Schink.

An das Ding in Kiel.
(Aus dem Liter. Merkur, 1820. St. 99.)

Du sprichst von Christenthum, und willst ein Lutherthum
Nach deiner Mache darauf gründen?
Blödsinniger, du lästerst Luthers Ruhm,
Und ladest auf ihn deine Sünden.
Er wollte Licht, du willst die Finsterniß;
Er löste, wie sein Herr und Meister,
Von Knechtschaft die gefangnen Geister;
Du stürztest gern, wärst du des Siegs gewiß,
Zurück ins Joch die Freigewordnen wieder,
Und schleudertest, wie der in Rom
Einst vor Jahrhunderten, aus Peters heilgem Dom,
Gern Interdict und Bannstral nieder;
Wärst gern, wie er, dreifach gekrönt
Mit obermönchischer Tiare,
In deinem schwarzen Amtstalare
Kiels Papst. Dein blinder Wahn verhöhnt
Das heiligste der Menschenrechte,
Des Geistes Freiheit, die Vernunft.
Nicht Christen machst du, Priesterknechte,
An Christus Glauben nicht, an dich und deine Zunft.
Und wähnest du, es werde dir gelingen,
Zurück zu führen Nacht ins helle Reich des Lichts?
Du irrst dich, Päpstlein, irrst! Die Nacht wird dich verschlingen,
Und die Tiare, die du faselst zu erringen,
Ein Strohkranz ist sie — weiter nichts!

64.

c) Die dichterische Schilderung.

Obgleich die schöpferische Einbildungskraft über-

haupt daran erkannt wird, daß sie die ihr vorschwebenden Gegenstände schildert, indem sie jeden einzelnen Theil der dargestellten Form unter bestimmten und lebensvollen Umrissen zeichnet und die Gesammtheit dieser Theile zur Einheit der ästhetischen Form erhebt; so giebt es doch auch eine selbstständige Gattung der Dichtkunst, die dichterische Schilderung, durch welche entweder die Erscheinungen des äußern, oder die Erscheinungen des innern Sinnes, nach dem innerhalb des Gefühls wahrgenommenen nothwendigen Zusammenhange zwischen diesen Erscheinungen, gleich einer plastischen Form, zu einer in sich abgeschlossenen (objectiven) Einheit ausgeprägt werden. — Denn dem Dichter erscheint eben so die Natur- und Menschenwelt, wie die Geisterwelt und die Kunstwelt, als ein in sich abgeschlossenes vollendetes Ganzes. Schildert er daher, im Drange seiner Gefühle, die Erscheinungen der Natur (z. B. Opitz den Vesuv, Haller die Alpen, v. Kleist den Frühling, Zachariä die Tageszeiten, Kosegarten Arkona, v. Matthisson den Genfersee ꝛc.); oder schildert er menschliche Formen, oder die Regungen der Liebe; so dürfen sie nicht blos nach ihren Einzelnheiten, sie müssen vielmehr nach ihrer innigen und unauflöslichen Verbindung zu kleinern oder größern sinnlichen Ganzen dargestellt werden. So entstehen im Gebiete der Dichtkunst die Naturgemählde, nach der Aehnlichkeit verwandter Kunstformen in der Mahlerei und Bildnerei.

Auf gleiche Weise gestaltet die schöpferische Einbildungskraft des Dichters die Ankündigungen und Erscheinungen der übersinnlichen Welt in seinem Innern zu einer in sich abgeschlossenen Schilderung, in welcher die einzelnen Theile (Individuen,

Geister, Thatsachen u. s. w.) zwar als besondere Glieder des Ganzen mit Bestimmtheit erkannt, zugleich aber auch nach ihrem Verhältnisse zu dem mit hoher Lebendigkeit und Kraft gehaltenen und durchgeführten ästhetischen Ganzen versinulicht werden. (So v. Schiller die Götter Griechenlands, Manso die Inseln der Seligen, v. Matthisson Elysium, Jean Paul viele Naturgemählde, Träume u. a.)

Wenn nun auch die einzelne dichterische Schilderung, je nachdem sie entweder die Versinnlichung unmittelbarer Gefühle, oder die Versinnlichung von Gefühlen enthält, die bald durch Ideen der Vernunft, bald durch Thatsachen der Vergangenheit, bald durch Stoffe aus der Mythologie und Geisterwelt veranlaßt werden, entweder der lyrischen, oder der didactischen, oder der epischen Form der Dichtkunst angehört; so kann doch, eben wegen der großen Verschiedenheit des Ursprungs und der Anregung der individuellen Gefühle, welche der dichterischen Schilderung zum Grunde liegen, diese höchst vielseitige dichterische Form nur in der Ergänzungsklasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

65.

Beispiele derselben.

1) von Jacob Schwieger († nach 1665).

(Aus s. geharnschten Venus, die er Hamb. 1660 unter dem Namen: Filidor der Dorfferer, herausgab.)

Es ist ein Ort in düstrer Nacht,
Wo Pech und blauer Schwefel brennet,
Deß hohler Schlund nie wird erkennet,
Als wenn ein Blitz ihn heiter macht;

Mit Schlamm und schwarzen Wasserwogen
Ist sein verfluchter Sitz umzogen.

Megära denkt da Martern aus
Mit ihren Schwestern, denen Schlangen
Um die vergift'ten Schläfen hangen;
Dort ist die Grausamkeit zu Haus;
Dort wohnet Neid und Widerwillen,
Man höret da des Cerbers Brüllen.

Irions Marterrad ist da,
Und Tantalus, zum Durst verbannet;
Der Tityus steht ausgespannet,
Und wünscht, sein Ende wäre nah.
Dort sind die ausgehöhlten Fässer
In Lethens dunklem Todgewässer.

Zu dieser Höhlen ist bestimmt,
Wer mit der zarten Liebe spottet.
Wer gegen Amor auf sich rottet,
Und wilder Venus Waffen nimmt,
Treibt mit Verliebten Scherz und Possen,
Wird hier in Ketten eingeschlossen.

Hingegen ist ein grünes Thal,
Wo die beblümten Weste kühlen;
Hier höret man von Saitenspielen,
Von Lust und Freuden ohne Zahl;
Die Felder blühn in bunten Nelken
Und Rosen, welche nie verwelken.

Hier wehet eine Zimmetluft;
Man höret hier ohn' Ende schallen
Den Schlag der muntern Nachtigallen;
Hier ist kein Frost, kein Nebelduft;
Kein Blitz, kein Donnerschlag, noch Regen,
Zieht schwarzen Wolken hier entgegen.

Hier ist ein milder Liebesstreit;
Das junge Volk spielt mit Jungfrauen
Auf Elis bunten Silberauen;
Scherz, Liebe, Lust und Fröhlichkeit,
Vergnügung, Ruh und süßes Lachen
Verkürzt ihr unaufhörlichs Wachen.

Wohl dem, der sich der Lieb' ergiebt!
Der wird, bekrönt mit Myrthenkränzen,
Genießen dieses kurzen Lenzen;
Wohl dem, der keusch und treulich liebt!
Ihn wird mit Sieg, Triumph und Singen
Der bleiche Charon überbringen.

2) von Georg Schottel († 1676).

(Bruchstück aus „der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendesten Todesklage", Braunschw. 1640. 4., wo er die Geister der teutschen Vorfahren redend einführt.)

— Soll dieses Teutschland seyn? So würden sie wohl sagen,
Das alte Vaterland, worinnen wir geschlagen
Und donnergleich erlegt, wer nur kam übern Rhein?
Hie ist das Land ja nicht; es kann gewiß nicht seyn.
Es muß sein Scytherland, der Tartaren Gebiete,
Ein Land voll Grimmigkeit, erfüllt mit Höllen Wüte.
Es ist die Barbarei, da wilde Drachen seyn.
Sie speien Feur, auf daß sie selbst sich äschern ein.
Nein, es muß Teutschland seyn! Die Sternen uns nicht trügen.
Der Rhein und Elb' ist hie; die Luft selbst kann nicht lügen.
Der blau schwarz dicke Harz; schaut, hie ist noch der Ort,
Da Varus biß ins Gras. Die Donau läuft noch fort.
Hier wurden von der See die Leiber angetrieben,

Nachdem der Römer Volk samt tausend Schiffen blieben,
Hier hielt Germanicus! Dort floh hin der Cäcin!
Der Menschenwürger auch, der Cäsar, zog hier hin!
Es ist das Land, da wir gebohren und erzogen,
Und mit der ersten Milch die Tugendlust gesogen.
Es wird ohn Zweifel seyn von Grund auf umgekehrt.
Wir sehens überall verwüstet und verheert,
Der Gallier Gesind, das sehen wir bei Haufen.
Dort tritt ein Wälscher her. Schau, wie sie herrisch laufen
Die Spanier, recht aus Trotz! Hier zieht ein Schotte an;
Ein Schwede und ein Finn steht dort beim Engelsmann.
Ein Unstern böser Art muß haben dir geleuchtet;
Ein giftig reicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebstes Vaterland; bist du nun so veracht,
Erbettelst Recht und Schutz vom Glück' und fremder Macht!

3) von v. Hoffmannswaldau († 1679).
Lobrede auf das liebwertheste Frauenzimmer. (Bruchstück)

Hochwerthes Jungfernvolk, ihr holden Anmuths-Sonnen,
Ihr auserwählter Schmuck, der Haus und Gassen ziert.
Wer ist so steinern, der euch nicht hat liebgewonnen?
Und welchen habt ihr nicht mit Fesseln heimgeführt?
Wer ist so kühn, der darf vor eure Augen treten,
Wenn ihr die Waaren habt der Schönheit ausgelegt?
Wer will euch, Liebste, nicht als einen Gott anbeten,
Weil ihr das Bildniß seyd, das Venus selbst geprägt.
Jedoch ich will nur blos ein Theil von dem berühren,
Mit welchem die Natur euch herrlich hat versehn.
Der Sinnen Schiff soll mich in solche Länder führen,
Wo auf der See voll Milch nur Liebeswinde wehn.
Die Brüste sind mein Zweck, die schönen Marmorballen,
Auf welchen Amor ihm ein Lustschloß hat gebaut;
Die durch das Athemspiel sich heben und auch fallen,

Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra thaut.
Sie sind ein Paradies, in welchem Aepfel reifen,
Nach deren süßer Kost jedweder Adam lechzt,
Zwei Felsen, um die stets des Zephyrs Winde pfeifen,
Ein Garten schöner Tracht, wo die Vergnügung wächst;
Ein überirdisch Bild, dem alle opfern müssen,
Ein ausgeputzt Altar, vor dem die Welt sich beugt;
Ein krystalliner Quell, aus welchem Ströme fließen,
Davon die Süßigkeit den Nektar übersteigt.
Sie sind zwei Schwestern, die in Einem Bette schlafen,
Davon die eine doch die andre keinmal drückt;
Zwei Kammern, welche voll von blanken Liebeswaffen,
Aus denen Cypripor die goldnen Pfeile schickt.
Sie sind ein zäher Leim, woran die Sinne kleben;
Ein Feuer, welches macht die kältsten Herzen warm;
Ein Bezoar, der auch Entseelten giebt das Leben;
Ein solcher Schatz, vor dem das Reichthum selbst ist arm.
Ein kräftigs Himmelsbrod, das die Verliebten schmecken;
Ein Alabasterhaus, so mit Rubinen prahlt;
Ein süßer Honigseim, den matte Seelen lecken;
Ein Himmel, wo das Heer der Liebessterne strahlt;
Ein scharf geschliffen Schwert, das tiefe Wunden hauet,
Ein Rosenstrauch, der auch im Winter Rosen bringt;
Ein Meer, worauf man der Sirenen Kräfte schauet,
Von denen das Gesäng bis in die Seele dringt.
Sie sind ein Schneegebirg, in welchem Funken glimmen,
Davon der härtste Stahl wie weiches Wachs zerfleußt;
Ein wasserreicher Teich, darinnen Fische schwimmen,
Davon sich sattsam ein verliebter Magen speist.
Sie sind der Jugend Lust, und aller Kurzweil Zunder,
Ein Kranz, in welchem man die Keuschheitsblume sieht;
Sie kürzen Langezeit, und stiften eitel Wunder,
Weil beides Glut und Schnee auf ihrem Throne blüht.
Sie sind ein Blasebalg, ein Feuer aufzufachen,

Das durch kein Mittel nicht kann werden ausgelöscht.
Zwei Beete, wo Rubin und Marmel Hochzeit machen,
Wo süße Mandelmilch der Rosen Scharlach wäscht.
Ein werthes Heiligthum, das keusche Lippen küssen,
Vor dem sich Herz und Knie in tiefster Demuth neigt;
Ein Meer, aus dem sich Lust und Lieblichkeit ergießen;
Ein Bergwerk, dessen Grund zwei Demantsteine zeigt. u. s. w.

4) von v. Lohenstein († 1683).

Siegeskranz der auf dem Schauplatze der Liebe streitenden Röthe. (abgekürzt)

Schwarz.

Ihr Schwestern, unser Glanz führt in sich Anmuthsquellen,
Nährt Zunder reiner Brunst, hat Oele süßer Glut.
Doch können wir uns nicht in gleichen Reihen stellen;
Der steht der Vorzug zu, die größte Wunder thut.
Welch Richter soll nun nicht für mich sein Urtheil fällen?
Mein Stral zermalmet Erz, macht brennend Eis und Flut.
Wenn kalte Seelen soll'n der Liebe Wirkung fühlen,
Muß mein liebäugelnd Blitz aus meinen Wolken spielen.

Weiß.

Kein düstrer Schatten gleicht sich hellen Sonnenstralen;
Mein Glanz tilgt deinen Dunst, mein Schimmer deine Nacht.
Der schöne Himmel muß mit meinem Silber prahlen;
Schau, wie die weiße See mit meinen Perlen lacht.
Narziß und Lilie muß den Schoos der Erde mahlen;
Was schön ist in der Welt, wird weiß ans Licht gebracht.
Aus der verspritzten Milch der Juno mußten werden
Die Milchstraß' im Gestirn, und Lilien auf der Erden.

Roth.

Gebt Schwestern mir den Preis im holden Liebeskriege;
Der Liebe Glut läßt sich in Schnee nicht hüllen ein.

Die Purpurmuschel war der Venus erste Wiege;
Cupido muß gesäugt mit rothen Flammen seyn.
Selbst die Natur steckt aus Merkmale meiner Siege,
Des Himmels Garten blümt der Sterne rother Schein.
Mit Rosen prangt die Welt, das Wasser mit Korallen,
Wenn alle drei verliebt einander woll'n gefallen.

Schwarz.

Sagt, wie ihr dort und da geborgte Farben nehmet;
Wenn ihr entfärbt seyd, scheint mein nie erbleichend Licht.
Der Schnee erblaßt vor mir, die Röthe steht beschämet,
Wenn ein verliebter Stral aus schwarzen Augen bricht.
Aus diesen Wolken wird der Liebe Blitz gesämet;
Es fährt aus heller Luft, aus Regenbogen nicht.
Der Liebe Zeughaus ist in diese Nacht gebauet,
Wo man mehr Sonnenschein, als nicht am Tage, schauet.

Weiß.

Wenn meine Lilien gleich nicht woll'n den Rosen weichen,
Da, wo die Braut von sich der Liebe Samen streut;
So muß mein Silber doch nur vor der Röth' erbleichen,
Wo ihren reinen Geist der süße Trieb erfreut.
Jedoch ich werde noch des Ruhmes Zweck erreichen,
Wenn, süßes Paar, mein Trieb euch noch was Lust verleiht.
Weil sich mein Schnee nicht wird von euern Gliedern trennen,
Wird süßer Liebesreiz in euern Herzen brennen.

Roth.

Kommt, Schwestern, kränzet mich mit Ros- und Myrthen-Zweigen;
Komm, Venus, opfere den goldnen Apfel mir.
Weil meine Flamme muß die Liebesfackel zeugen;
So zieht ihr Nymphen mich jetzt allen Farben für.
Es kann die keusche Braut nicht meinen Trieb verschweigen,
Der Wangen Röthe mahlt den Liebsten ab in ihr.

Ja morgen wird die Braut durch Schamröth' uns entdecken,
Daß starke Liebeskraft im Rothen müsse stecken.

5) von Joh. Nic. Götz († 1781).

Die Welt.

Die Welt gleicht einer Opera,
Wo jeder, der sich fühlt,
Nach seiner lieben Leidenschaft
Des Lebens Rolle spielt.
Der Eine steigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferstab;
Ein Andrer, mit dem Marschallsstab,
Sinkt, ohne Kopf, herab.
Wir armer guter Pöbel stehn
Verachtet, doch in Ruh,
Vor dieser Bühne, gähnen oft,
Und sehn der Fratze zu.
Die Kosten freilich zahlen wir
Fürs ganze Opernhaus;
Doch lachen wir, mißräth das Spiel,
Zuletzt die Spieler aus.

6) von Gotter († 1797).

Die Neuvermählte an ihrem Hochzeitballe.

Leicht schwebt durch die Reihen, die staunend sich trennen,
Leicht schwebt sie am Arme des Liebenden hin,
Gott Hymens jüngste Priesterin.
Kaum wagen's die Mädchen, sie Schwester zu nennen;
Mit forschenden Blicken und trauterem Sinn
Umarmen die Weiber die neue Geweihte;
Die Männer beneiden dem Sieger die Beute;
Den Jünglingen drängen, im Taumel der Lust,
Sich Seufzer der Sehnsucht aus klopfender Brust.

So feiert, im Schauspiel, das Jauchzen der Menge,
Bewillkommnen Tänze, begrüßen Gesänge
Ein glückliches Paar, im entscheidenden Act.
O schwebt, von gefühlvollen Zeugen umgeben,
So leicht und harmonisch auf Blumen durchs Leben;
Den Ton gebe Freundschaft, und Liebe den Tact!

7) von Schubart († 1791).

Die Messiade.

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,
Und hören, was die Engel singen,
Und hören, was Jehova spricht;
So lies dies himmlische Gedicht!

Willst du den Mittler hangen sehen,
Ach, auf des Schädelberges Höhen,
Mit jammerbleichem Angesicht;
So lies dies christliche Gedicht!

Willst du in Glut und Schwefelmeeren
Das Brüllen der Satane hören,
Gedrückt vom Fluch und vom Gericht;
So lies dies schreckliche Gedicht!

Willst du gesalbte Männer, Frauen,
Und Mädchen, gleich den Engeln, schauen,
Getreu der gottgeweihten Pflicht;
So lies dies heilige Gedicht!

Willst du, bei Harmonie der Sphären,
Die teutsche Sprache donnern hören
Mit felsensplitterndem Gewicht;
So lies dies Vaterlandsgedicht!

Willst du in süßen Sympathieen,
Voll Ahnung jenes Lebens, glühen,
Und wünschen, daß dein Auge bricht;
So lies dies göttliche Gedicht!

8) von Jean Paul.

— Die Pyrenäen ruhten groß, halb in Nächte, halb in Tage gekleidet, um uns, und bückten sich nicht, wie der veraltende Mensch, vor der Zeit, sondern erhoben sich ewig, und ich fühlte, warum die Alten die Gebirge für Giganten hielten. Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Rosen aus Wolken gemacht. Aber so oft sich Sterne aus dem leeren tiefen Aethermeere herausdrängten, und aus den blauen Wolken glänzten; so erblichen Rosen an den Bergen und fielen ab. Nur das Mittagshorn schaute, wie ein höherer Geist, lange der tiefen einsamen Sonne nach und glühte entzückt. Ein tieferes Amphitheater aus blühenden Citronenbäumen zog uns mit Wohlgerüchen auf die eingehüllte Erde zurück, und machte aus ihr ein dunkles Paradies. Und die Nachtigallen wachten in den Rosenhecken am Wasser auf, und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das große menschliche. Und glimmende Johanniswürmchen schweiften um sie von Rose zu Rose; und im spiegelnden Wasser schwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle Sterne, und die Gebirge trugen, statt der Rosenketten, ausgelöschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. — O müßte dann nicht jeder entzückten Seele seyn, als falle von der gedrückten Brust die irdische Luft, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarme reif in die Vaterarme des unendlichen Genius, — als sey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unsterbliche, und erhabener vor; wir wähnten, das Sprechen über die Unsterblichkeit habe bei uns den Anfang der unsrigen bedeutet.

9) von Oehlenschläger.

Johannes in der Wüste.

Fort, fort, ihr Otterngezüchte, fort!
Verpestet mit Nebeln nicht die heilige Luft!
Fort! Suchet im Moore den Wohnungsort!
Nistet tief, tief in der Felsenkluft!
Aber fort, daß der Blüthenduft
Samenschwanger befruchte den Ort.
Flieht, gehorcht meinem Wort.

In euern Nebeln nistet nur Laster und Tod;
Ihr verschleiert das steigende Morgenroth,
Erstickt, wie Herodes, die Kindelein,
Damit der Heiland nicht soll gedeihn.
Aber er gedeiht! ich künd' es euch an.
Fort! daß er wachsen und blühen kann!

Brauset, ihr Eichen, und schüttelt das lockige Haar.
Krachet tief in die mächtigen Wurzeln hinein;
Laut will ich zornig im Winde schrein,
Damit das Gesindel verzage gar.

Es sterbe, was nicht befördert des Lebens Heil.
An Baumes Wurzel lieget das Beil,
Und welcher Baum der nicht gedeiht —
Den hau' ich um und werf' ihn weit;
Weit, ohn' alle Barmherzigkeit!

Fort vom Ort!
Ihr Schlangen, ihr Molch', ihr Kröten!
Bald wird Sonne die Luft erwärmen, erröthen,
Wecken im Waldsgrün unzählige Flöten,
Euch mit euern Dünsten tödten.
Darum flieht
Weit vom Gebiet.
Fort, gehorcht des Zornes Lied!

10) von Ludw. Tieck.

Bruchstück aus der „Frühlingsreise."

— Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen;
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört;
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.
Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand;
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt;
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er, und schläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den süßen;
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen.
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht!

In den verschloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüssel nicht warten;
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaum-Gehege,
Und feiert auch am Abend nicht;
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger;
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da;
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt:
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzt der Vögel ganzes Chor;
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und scheidet und sagt: ich muß nun gehn;
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.

Der Frühling spricht: Vollendet ist mein Thun,
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt;
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden;
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seyd,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud',
Die Blumen, die Vögel, nehm' ich mit mir,
Wann ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade! Ade! ist die Liebe nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!

11) von Schink.

Tyrannentod.

Das Angesicht vom Schrecken bleich,
Von Nacht das Aug' umgeben,

Lag ein Tyrann in kaltem Schweis,
Und rang mit Tod und Leben.
Starr stand das Hofgesind' um ihn,
Still, wie des Grabes Höhle.
Er aber zuckte, röchelte,
Und sträubend floh die Seele.

Als sie empor fuhr, schwebt' auf sie
Mit blutigem Gefieder
Aus düsterm, nächtlichem Gewölk
Ein Todesengel nieder.
Dem hochgeschwungnen Schwert entfuhr
Ein ganzes Meer von Flammen.
„Mir nach — erscholl des Rächers Ruf —
Und höre dich verdammen!"

Sie folgte. Abermals rief's laut:
„Hier weile! Dir vorüber
Gehn deines Lebens Thaten jetzt,
Sieh, und verzweifle drüber.
Der Spiegel der Vergangenheit
Sinkt deinen Augen nieder,
Und jede That des Unrechts kehrt
In dein Gedächtniß wieder!"

Also geschah's. Geschändeter,
Erwürgter Unschuld Jammer;
Entweihete Mysterien
In stiller Tugend Kammer;
Hier eine Kindesmörderin,
Dort, zugesellt den Todten,
Ein überschmeichelt treues Weib
Umschwebten den Despoten.

Dann sah er sich auf seinem Thron,
Und an des Thrones Füßen
Ein bleiches ausgemergelt Volk

Für seine Prachtsucht büßen.
Er trank der Unterthanen Fleiß
Aus funkelnden Pokalen,
Fraß seines Landes fettes Mark
Bei seinen Königsmahlen!

Sah ein unendlich Leichenfeld
Im ungerechten Kriege;
Vernahm des Elends Angstgeschrei
Bei jedem seiner Siege;
Geheul um ihn, und Ströme Bluts,
Und Schädel, halb gebrochen,
Wollt' er entfliehn, und stürzt', und sank
Bleich unter Todtenknochen.

„Verdammt, rief jeder Schädel laut.
Fluch, rauschte jede Welle
Des Blutstroms um ihn, Ungeheu'r!
Hinab, hinab zur Hölle!“
Er stürzt, umzischt vom Rächerschwert,
Umblitzt von seinen Flammen;
Und alle Knochen rasselten
Hoch über ihm zusammen!

66.

d) Die Parabel und Paramythie *).

Die Parabel enthält die Darstellung einer Handlung, die das Sinnbild einer höhern Wahrheit der Vernunft oder eines sittlichen Grundsatzes

---

*) Die Allegorie und Vision, die, als selbstständige dichterische Ganze betrachtet, auch hier aufgeführt werden konnten, sind bereits, in der Lehre von den Tropen, Th. 1. S. 461 und 465 theoretisch und practisch erläutert worden.

in sich einschließt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. So wie das Gleichniß aus einer fortgesetzten und durchgebildeten Vergleichung entsteht; so die Parabel aus einem völlig durchgebildeten Gleichnisse. Sie trägt den Charakter des Epischen, weil sie eine Handlung in den Mittelpunct der Darstellung stellt; allein sie ist auch der didactischen und lyrischen Dichtkunst nahe verwandt, weil sie die Handlung nicht ihrer selbst wegen, wie der epische Dichter, sondern als Versinnlichung einer Vernunftwahrheit oder eines ewig gültigen Grundsatzes der Sittlichkeit, unter der bildlichen Hülle darstellt, und weil dieser von der selbstthätigen Einbildungskraft bewirkten freien Versinnlichung eine hohe Bewegung des Gefühlsvermögens zum Grunde liegt, ohne welche die Parabel überhaupt nicht das Gepräge der Dichtkunst tragen könnte. Dadurch unterscheidet sich denn auch die Parabel wesentlich von der Allegorie und der Fabel. Denn die Allegorie (Th. 1. S. 461) nennt den eigentlichen Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern läßt ihn unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheinen; auch ist es nur zufällig, wenn die Allegorie eine Vernunftwahrheit oder einen sittlichen Grundsatz versinnlicht, weil sie auf gleiche Weise auch das Gegenbild von etwas Mythischen, Geschichtlichen u. s. w. ästhetisch vollendet aufstellen kann. Noch bestimmter unterscheidet sich die Parabel von der Fabel (§. 49.), deren eigenthümlicher Charakter auf der Versinnlichung menschlicher Handlungen und Zustände in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts beruht.

Die Paramythie, von Herder mit diesem Namen belegt, und (in s. zerstreuten Blättern)

in vielen gelungenen Formen ausgeprägt, enthält die ästhetisch vollendete Darstellung eines Individuums, einer Begebenheit, oder einer Handlung, die den orientalischen oder griechischen Mythen des Alterthums angehören, mit einer modernen Deutung und Beziehung. Die Paramythie hat durchgehends eine epische Unterlage; allein gewöhnlich waltet in ihr der Ton des Gefühls noch stärker vor, als in der Parabel.

Beiden, der Parabel und Paramythie, ist es wesentlich, daß ihr Ausdruck natürlich, einfach und ungekünstelt sey, damit auch der Verstand und das Gefühl des Volkes und der Jugend den gemeinten Gegenstand, oder die versinnlichte Wahrheit, unter der sinnbildlichen Hülle sogleich wiedererkenne, und diese, vermittelst der vollendeten ästhetischen Form, einen desto tiefern Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringe.

67.

Beispiele der Parabel und Paramythie.

a) der Parabel.

1) von Krummacher.

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Stralen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf, und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet. Aus dir strömet ewige

Fülle, Leben und Wärme, und nie versieget deine Kraft! Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat!

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand. Und es befremdeten ihn die Worte des Blinden. Deshalb begann er und fragte: Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen, und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge!

2) von Hamann.

Frage und Antwort.

„Wie kömmt's doch, daß von allen Blumen, die
Auf Feld und Anger blühn, so wenig nur
Den Wohlgeruch, den süßen Duft uns weihn,
Der dieses Veilchen hier so werth uns macht?
Sie trinken alle doch denselben Thau,
Denselben Stral der Sonne und des Monds;
Sie sprossen alle ja aus Einem Schoos,
Und Eine Mutter ist es, die sie nährt!" —
So sprach der Jüngling zu dem weisen Mann.
„Wie kommt's, mein Sohn, erwiedert der, daß von
Den Menschen nicht ein Jeder Wohlgeruch
Zum Himmel schickt durch edle, gute That?
Hat die Natur doch Keinen je versäumt!
Es leuchtet Jedem ja die Sonne mild,
Und milder noch der Mond. Für Jeden schmückt
Die Erde sich mit goldner Frucht. Es wölbt

Für Jeden sich der blaue Aether, weht
Mit kräft'gem Lebenshauch um seine Stirn.
Es flimmert Jedem doch der Stern des Rechts,
Und Jedem schallt die Stimme des Gefühls!"

b) der Paramythie.

1) von v. Herder.

Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos seyn? sprach seufzend der stille Schwan zu sich, und badete sich im stillen Glanze der schönsten Abendröthe; beinahe ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanze des Himmels trunken verweile. — Wie wollte ich dich singen, goldene Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben."

Stillentzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn freundlich zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Keusches, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und sie konnte dir nicht eher gewährt werden."

Kaum hatte er das Wort gesagt; so berührte er den Schwan mit seiner Leier, und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's, und aufgelöset und ergossen sang

er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besingend die schöne Sonne, den glänzenden See, und sein unschuldiges seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wieder fand, am Fuße des Apollo in seiner wahren himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösete; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen konntest, giebt dir der Augenblick deines Todes!

2) von v. Herder.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen, und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rathe der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Theile am Ende der Tage!"

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zu dem Manne, der neben ihm stand: „Meinest du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele,

sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne." — Er sprachs, und berührte ihn mit seiner Rechte, und Daniel entschlief unter dem Anblicke des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

68.

e) Der Dialog und Monolog.

Obgleich der Dialog und Monolog nach ihrer Abwechselung und Aufeinanderfolge, und beide durchgeführt nach dem Gesetze der Form, eine Grundbedingung der äußern Ankündigung der dramatischen Dichtkunst sind; so beschränken sie sich doch keinesweges allein auf die dramatische Form. Sie können eben so in die epische, wie in die didactische und lyrische Dichtkunst abwechselnd eingelegt werden, um eine höhere Mannigfaltigkeit der Form und ein verstärkteres Interesse an derselben zu vermitteln; sie können auch zur ästhetischen Selbstständigkeit erhoben und als größere, für sich bestehende Kunstformen, durchgeführt werden. Nach dieser ästhetischen Durchführung und Gestaltung unterscheiden sie sich völlig von der blos mündlichen Unterhaltung; und je nachdem durch sie entweder unmittelbare Gefühle, oder Ideen und Wahrheiten der Vernunft, oder wichtige Vorgänge des menschlichen Lebens versinnlicht werden, nähern sie sich bald mehr der lyrischen, bald mehr der didactischen, bald mehr der epischen Dichtkunst.

Erscheint der Dialog als eine selbstständige Kunstform; so wird durch ihn entweder eine

reichere Mannigfaltigkeit, Schattirung und Abwechselung im Tone und Ausdrucke derselben Gefühle, oder die Versinnlichung gewisser einander entgegengesetzter Gefühle, Wahrheiten oder Thatsachen (die Versinnlichung eines ästhetisch durchgeführten Antagonismus) beabsichtigt und bewirkt, weil die Verschiedenheit und der Contrast dieser Gefühle, Wahrheiten und Thatsachen durch ihre Gegeneinanderstellung am bestimmtesten vergegenwärtigt wird.

So wie aber die poetische Epistel gegen den zum Sprachgebiete der Prosa gehörenden Brief sich verhält; so verhält sich auch der ästhetische Dialog zum gewöhnlichen Gespräche bei der mündlichen Unterhaltung. Je specieller nämlich der prosaische Brief und die mündliche Unterhaltung sind; desto mehr entsprechen sie ihrem Zwecke. Dagegen stellen die poetische Epistel und der ästhetische Dialog idealisirte Menschen auf, die namentlich im Dialoge als Repräsentanten der gesammten Menschheit, oder doch als Repräsentanten einzelner Gattungen, Klassen und Stände derselben geschildert werden. Daher kann der Dialog eben so das Gefühl der Liebe, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung in den beiden Geschlechtern der Menschengattung, wie den Kampf zweier einander entgegengesetzten (religiösen oder politischen) Ansichten und Systeme darstellen, so, daß die schöpferische Einbildungskraft des Dichters besonders an der glücklichen Erfindung, gelungenen Haltung und erschöpfenden gegenseitigen Stellung und Durchführung der Eigenthümlichkeit der einander entgegengesetzten Individuen und Charaktere, nach der Ankündigung ihrer Gefühle, Grundsätze, Ansichten und Meinungen, erkannt wird. Ob nun gleich

durch die ästhetische Versinnlichung dieses Antagonismus menschlicher Gefühle, Grundsätze und Handlungen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust in dem Anschauenden angeregt und unterhalten wird; so soll sich doch dasselbe, in dem Augenblicke der Vollendung der Form, durch die an die Stelle dieses Antagonismus getretene Harmonie, in ein siegendes Gefühl der Lust auflösen.

Der Monolog, als eine selbstständige ästhetische Form, beruht auf der Versinnlichung und vollendeten Durchführung eines stark angeregten Gefühls, oder einer mächtig emporstrebenden Leidenschaft. Denn nur eine hohe Bewegung des Gefühls- oder des Bestrebungsvermögens kann den Zustand bewirken, daß der Mensch, der allein ist, durch lautes Sprechen sein inneres subjectives Leben gleichsam objectivisirt, weil er der Sprache bedarf, um dem Drange und Kampfe in seinem Innern Luft zu machen. — Ob nun gleich auch jedes Gebet als ein in sich vollendeter Monolog betrachtet werden kann (und Reinhard, Zollikofer, Marezoll u. a. treffliche Gebete in diesem Sinne aufgestellt haben, die aber zunächst zur Sprache der Beredsamkeit gehören); so findet sich doch der Monolog am häufigsten in der dramatischen Dichtkunst, wo derselbe, sobald ihn die schöpferische Kraft des Dichters an den rechten Ort versetzt und zur ästhetischen Gediegenheit erhebt, von hoher psychologischer und dramatischer Wirkung ist. (Viele Idyllen Geßners gehören in den Kreis der Monologe. Unter den neuern Tragikern sind die Monologe Schillers in den Räubern, im Fiesko, im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans, — Göthe's, Müllners u. a. allgemein bekannt.)

69.

Beispiele des Dialogs und Monologs.

a) des Dialogs.

1) von Kosegarten († 1818).

Das Geständniß.

Theon und Theano.

Theano.

Weg ist sie, Gottes Sonne! Wohlthuns müde,
Und wie die Tugend ruhig, schlief sie ein.
O wiegte diese Ruh, o lullte dieser Friede
Mich in den langen Schlummer ein!

Theon.

Schön sank sie hin, die Starke, Hohe, Große,
Und steigt bald wieder schimmernder empor.
So blüht Theano einst aus der Verwesung Schooße
Verschönert und verjüngt hervor.

Theano.

Wie glüht der Westen! Theon sieh, wie wallen
Die rothen Fluten um der Sonne Grab!
Es regnet Rosen, Theon; Diamanten fallen
Aus jenem Duftgewölk' herab.

Theon.

Und regnen einstens diese Rosen, fallen
Des Thaues Perlen einst auf meinen Stein;
Wird auch Theano wohl zu Theons Hügel wallen
Und Blumen auf den stillen streun?

Theano.

Wie sagst du, Theon? — Ach die klare Bläue,
Die, wie ein wogend Lichtmeer, uns umschwillt!
Wie diese lautre Flut, wie diese Füll' und Treue
Des matten Herzens Lechzen stillt!

Theon.

Dies matte Herz lechzt, Beste, nach dem Lande,
Wo das Verhängniß sich der Lieb' erbarmt;
Wo alles Zwanges los, und ledig aller Bande
Sich selig Seel' und Seel' umarmt.

Theano.

Siehst du den regen Punct hoch in den Lüften?
Hörst du der Lerche wirbelnd Abendlied?
Jetzt schweigt sie, kreist herab auf thauberauschte Triften,
Und sinkt ins hochbegraste Ried!

Theon.

Die Glückliche! Sie lebt ein seligs Leben.
Ihr kürzt den Tag, die süße Harmonie;
Die süßre Nacht verwallt ihr zephyrleicht und eben
Am Busen der geliebten Sie.

Theano.

Zurück du Rascher! Morde nicht das Veilchen,
Von Thau und Düften schwer hinabgedrückt!
Verstreue deinen Duft, verblühe, frommes Veilchen,
Von meinem Finger ungepflückt.

Theon.

Du wolltest Florens Lieblingskind verachten?
Mißgönnen wolltest ihm den Stolz, die Lust,
Sein Leben auszublühn, sein Daseyn auszuschmachten
An eines Engels reiner Brust?

Theano.

Wie meinst du, Theon? — Theon, welche Frische!
In Amboina's Würzen schwebt die Luft!
Die kleebeblümte Flur, die thaubesprengten Büsche,
Sie träufeln Balsam, strömen Duft.

Theon.

Es ist der Liebe Hauch, der um uns säuselt,
Es ist der Liebe Athem, der uns kühlt,

Der Liebe Lispel ists, der deine Locken kräuselt,
Und fächelnd um die Wangen spielt!

Theano.

Ja wohl ists Abglanz einer ew'gen Güte,
Die in den rothen Wolken dort sich mahlt.
Wohl ist es Kraft und Huld, die uns aus jeder Blüthe,
Aus jedem Halm entgegen stralt!

Theon.

Und die mir stralt in dieser Wangenblüte,
In dieser Augen himmelblauem Licht;
O wandellose Huld, o anspruchslose Güte,
Die jedem dieser Züg' entspricht!

Theano.

Ja schön bist du, du unsers Lebens Wiege
Und einstens unser Grab! — Ach wenn ich nun
An deiner kalten Brust, du gute Mutter, liege;
So laß mich schuldlos an dir ruhn!

Theon.

Ja schön ist unser Stern im Frühlingsgrüne.
Doch schöner ist ein menschlich Angesicht,
Wann leis' aus jedem Zug', und laut aus jeder Miene
Der Seele hohe Schönheit spricht.
Die Flur erschließt sich lauen Regengüssen,
Der Blume Kelch dem jungen Morgenlicht;
So fühlt zu solcher Huld mein Herz sich hingerissen,
Und liebte gern und — darf es nicht.

Theano.

Und darf nicht, Theon? — Wonne, Theon, Wonne!
Sie schlägt die Sängerin, die Nachtigall!
Entzücken, das mich schwillt, bist du noch Erdenwonne?
Bist du nicht Eden, sel'ges Thal?

Theon.

Ja Eden ist es. Wo du weilst, ist Eden,
Und wo du lächelst, blüht Elysium —

Ach lächle nicht so hold; dein Lächeln täuscht den Blöden,
Und wandelt ihn zum Helden um.
Horch, wie sie flötet! Weckt kein leises Sehnen,
Kein süßes Ahnen dieser Ton in dir?
Du wendest dich? du weinst? Was deuten diese Thränen,
Was weissagt dies Erblassen mir?
Nein, länger, länger duld' ichs nicht. Zu brechen
Droht dieses Herz, zurückgedrängt in sich —
Laß, theure Seele, laß das große Wort mich sprechen:
Theano, ach, ich liebe dich!

2) von v. Schiller.

Brutus und Cäsar.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den letzten aller Römer auf.
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Cassius, wo bist du? — Rom verloren?
Hingewürgt mein brüderliches Heer?
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

Wer mit Schritten eines Niebesiegten
Wandert dort vom Felsenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
Das ist eines Römers Gang! —
Tibersohn, von wannen deine Reise?
Steht sie noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waise,
Daß sie nimmer einen Cäsar hat!

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich ans Licht?

Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! — triumphire nicht!
Auf Philippi's eisernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zum Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäsar.

O, ein Todesstoß von Brutus Schwerte;
Auch da — Brutus — du?
Sohn, es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu.
Geh — du bist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang;
Geh, — du weißt's nun, was an Lethe's Strande
Mich noch bannte; —
Schwarzer Schiffer, stoß vom Lande!

Brutus.

Vater, halt — im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Cäsar gleiche;
Diesen Einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben;
Nur nicht Brutus mochte Cäsar stehn!
Brutus will Tyrannengut nicht erben.
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn!

b) des Monologs.

von Heydenreich († 1801).

Lebewohl an die Jugend. (abgekürzt)

Sie ist verschwunden die blühende Zeit des Lebens, die Periode des Frohsinns und harmloser Heiterkeit. — Welche unvergeßliche, genußvolle Stunden hat sie mir

gewährt! Stunden, nach denen noch im späten Alter dieses Herz sich zurücksehnen wird.

Wie war alles um mich her so lachend und heiter! Welches schöne Bündniß knüpfte der Zauber der Hoffnung zwischen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärmereien sagte er dem sinkenden Tage das Lebewohl.

Jetzt bin ich Mann, und sehe zurück in das entschwundene Gefilde der Vergangenheit; die Erinnerung stellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigste Zeitraum des Lebens, der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meisten abhängt; der Zeitraum, in welchem der Mensch eine Richtung bekommt, die ihn meistens sein ganzes irdisches Daseyn hindurch begleitet.

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum; aber sie ist es nur zum Theil. Träume sind die Freuden des Jünglings; aber keine Träume seine Thaten. O diese Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daseyn im sittlichen Reiche; sie verschwinden nicht, bekommen durch keinen Zauber der Phantasie und Erinnerung eine andere Gestalt; ihre Verwandlung ist auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Habe ich dich oft entweiht, edle Blütenzeit des Lebens; was kann ich mehr, als mit Reue an deine Grenze knieen, und mit Thränen mir selbst die Tilgung jedes Fleckens schwören, der die Menschheit herabwürdigt. Kann ich mehr, als mit Vorsätzen, in der Laufbahn der Männlichkeit fortschreiten, fest und innig genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wann ich sie je verließe? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schwebe mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beseligende Hoffnung mit dir, daß jenseits des Grabes

dem Erweckten eine Jugend aufdämmert, schöner noch, als diese. —

70.

f) Die Satyre.

Da das Satyrische, als ästhetische Eigenschaft, bereits (Th. 1. S. 413) unter den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt und mit zwei Beispielen belegt worden ist; so muß hier der Satyre als einer selbstständigen dichterischen Form gedacht werden, deren ästhetischer Charakter auf der Verbindung derjenigen Merkmale, an welchen das Satyrische als Eigenschaft des Schönen erkannt wird, zur vollendeten Einheit der Form beruht. Die Satyre enthält nämlich die Versinnlichung des Contrastes, in welchem gewisse bestimmte Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt zu den höchsten Idealen des Wahren, Schönen und Guten stehen, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Da jedes Ideal höher steht, als die Wirklichkeit; so muß schon an sich die Wirklichkeit, bei dem Zusammenhalten mit dem Ideale, jedesmal verlieren, noch mehr aber, wenn die dichterisch geschilderte Wirklichkeit einen reichhaltigen Stoff in Hinsicht der Verirrungen des menschlichen Verstandes oder der menschlichen Freiheit darbietet. Nothwendig muß die Versinnlichung des hoch über den Kreisen des menschlichen Lebens stehenden Ideals ein Gefühl der Lust, so wie die Ankündigung der menschlichen Verirrungen von diesem Ideale ein Gefühl der Unlust anregen und lebendig erhalten, bis dieses gemischte Gefühl der Lust und Unlust zuletzt, im

Augenblicke der Vollendung der ästhetischen Form, bei dem entschiedenen Siege des Ideals über alles Unvollkommene, Beschränkte und Unsittliche, das im Contraste mit dem Ideale in der Wirklichkeit erscheint, in einem Uebergewichte des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust endigt. — Soll die Satyre diese Wirkung hervorbringen; so muß der Stoff derselben ästhetisch darstellbar seyn, und die Form als vollendete Einheit erscheinen. Es ist aber nicht jede Unvollkommenheit der intellectuellen Welt, und nicht jede Verirrung der sittlichen Freiheit ästhetisch darstellbar, obgleich die letztern dem Gebiete der philosophischen Sittenlehre angehören; vielmehr sind nur diejenigen Unvollkommenheiten und Verirrungen des Menschen ein ästhetischer Stoff für die Satyre, welche von dem Dichter zur Einheit der Form erhoben werden, und das Anwogen des Gefühls der Lust und der Unlust gegen einander bewirken können. Da dies bei dem Pasquill nicht möglich ist; so wird das Pasquill ganz von der Satyre ausgeschlossen. Eben so wird die persönliche Satyre nur selten gelingen, nnd Liscov's Satyren stehen deshalb im Ganzen so tief, weil sie fast durchgehends persönlich waren. Der dichterische Gehalt der Satyre beruht vielmehr darauf, daß sie im Allgemeinen den Abstand der Wirklichkeit von dem Ideale versinnlicht, und die entarteten Individuen, Stände nnd Klassen des menschlichen Geschlechts, meistens unter angenommenen Namen, nach ihren Fehlern schildert, und dadurch als Vertreter der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit erscheint. — Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend, bald lachend seyn, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und der Wirklichkeit entwe-

der mit der Geisel des bittern Ernstes, oder mit der Geisel des schneidenden Spottes hervorhebt; auch wird die Satyre unter beiden Ankündigungen das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, und zuletzt den völligen Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust bewirken, sobald die schöpferische Kraft des Dichters sie zur Einheit und ästhetischen Vollendung der Form erhob.

71.

Beispiele der Satyre.

1) von Rachel († 1669).

Probe einer bösen Sieben. (abgekürzt)

Nichts Bessers, als ein Weib, ist, wie mich dünkt, auf Erden;
Auch kann nicht Bösers, als ein Weib, gefunden werden.
Sie träget beiderlei, Kreuz, Unglück, Glück und Heil,
Milch, Honig, Gift und Gall in ihrem Busen feil,
Und hat in einer Hand, gleichwie die Kinder pflegen,
Zu spielen Pinkewink, Lust, Leben, Fried' und Segen,
Und in der andern Hand Zorn, Tod, Fluch, Haß und Zank.
Ach, solches Pinkewink bringt Schmerz sein Lebelang.
Wer diese Hand ergreift; der kriegt nicht nur die Hände,
Ja vielmehr Haus und Hof voll Kreuz und voll Elende.
Was sag' ich Haus und Hof? Es muß was Mehrers seyn,
Ist doch die ganze Welt vor Weiberzorn zu klein.
Wann der, wie oft geschieht, hat überhand genommen;
So soll der Teufel selbst aus seiner Hölle kommen,
Und hohlen jedermann, auf den sie zornig sind,
Hund, Katze, Kuh und Kalb, Knecht, Magd, Mann und das Kind.
Da hebt das ganze Haus vom Keifen an zu sausen,

Als wie die wüsten Wind' im wilden Meere brausen.
Ihr Rachen thut sich auf, wirft Feuer aus und Gift;
Die Zähne beißen sich, die braune Zunge kifft,
Die donnert, hagelt, flucht, läßt nichts sonst von sich spüren,
Und machet ein Geschrei, als zwanzig Bauern führen.
Sie hüpft, sie rennt, sie springt, als wie ein rasend Pferd,
Ist gleich die Sach' oftmals nicht eines Dreiers werth.
Wenns hoch kommt, ist die Katz' ihr in den Topf gekrochen,
Und hat den Topf geleckt und ungefähr zerbrochen;
Die Köchin hat das Fleisch versalzen und verwürzt,
Auch ist der Essigkrug beim Ofen umgestürzt.
Wann nun der frommen Frau die Bosheit ist vergangen;
So kommt ihr wieder an ein Sehnen und Verlangen
Nach Hoffahrt. Ist dies nicht, spricht sie, die neuste Tracht?
Man hat sie nur jetzund aus Frankreich mitgebracht,
Mein herzer Mann, seht doch, wie schön steht der die Mütze;
Mein Herzensmännchen seht, wie hübsch ist diese Spitze.
Mein Rock ist hier ganz kahl, ich muß mich drinnen schämen!
Was werd' ich immermehr für Farbe wieder nehmen?
Roth, grün, blau, gelb und schwarz, die sind gar zu gemein;
Wenn ich was haben soll, so hab' ichs gern allein.
Dem armen Mann wird bang. Er sitzt dort, wie auf Kohlen;
Was hilfts? Sie läßt nicht ab, er muß den Beutel hohlen.
Ob er sich noch so sehr mit vielen Worten wehrt;
So muß er geben her, so viel sie nur begehrt.
Nun Beutel, ei, ei, ei; jetzt wirst du müssen schwitzen;
Gieb Geld zur neuen Pracht; gieb Geld zur Mütz' und Spitzen,
Gieb ganz her, was du hast, die Frau hält stürmisch an;
Ach gieb, gieb bald! sollt' auch der letzte Heller dran.
Wann nur der Kaufmann hat das Geld; so sitzt die Docke,
Und sperrt sich, prangt und prahlt in ihrem bunten Rocke.

Das Maul wacht endlich auf, will auch versorget seyn:
Wo ist das beste Bier? wo ist der beste Wein?
O Mann, seyd doch nicht so ein arger Pfenningdrucker;
Gebt Geld! ich hätte gern Citronen, Wein und Zucker.
Mir ist fürwahr nicht wohl, mir schaudert gar die Haut;
Ich aß zuvor zu viel fett Fleisch und Sauerkraut.
Geh Magd, und laß mir stracks ein gut paar Kuchen backen.
Der arme Mann sitzt dort, und klauet sich im Nacken.
Doch wann er freundlich ist; so krieget er den Rand
Vom Kuchen, und was sonst daran ist abgebrannt.
Dies alles ging noch hin, als: Banketiren, trinken,
Auch keifen, wenn sie nur den Hund nicht ließe hinken.
Bald blökt das Reh, bald kräht ein junger stolzer Hahn;
Es find't sich auch wohl oft ein Kammercapellan,
Der sich mit dieser Frau fein Tag und Nacht ergötzet,
Wodurch dem armen Mann ein Horn wird aufgesetzet,
Und ihm in seinem Hut zehn Krempen machet ein;
Doch muß der gute Mann damit zufrieden seyn.
Dies ist die Probe nun an einer bösen Sieben,
Wie sie auf der Capell der Laster abgetrieben!

2) von Benj. Neukirch († 1729).

Auf einen neuen Doctor. (abgekürzt)

Zum öftern hab' ich schon der Thorheit nachgedacht,
Warum die kluge Welt erkaufte Narren macht,
Und jüngst hat ein Athen, wo große Männer leben,
Dir dummen Eselskopf den Doctorhut gegeben.
Du bist kein Philosoph; als Weiser thätest du
Dies andern, was du willst, das man dir selber thu;
Du würdest deine Frau nicht, wie der Teufel, plagen,
Und, wie ein Lumpenhund, dich mit den Mägden schlagen.
Du bist kein Weltmann nicht; dieweil du nicht verstehst,
Warum du deiner Frau zur linken Seite gehst;

Das heißt: du sollst dein Weib nicht treiben, sondern führen,
Und sie mit Höflichkeit, nicht mit Gewalt regieren.
Du bist kein Medicus; sonst nähmst du in der Pein
Ein treibendes Klystier für deine Würmer ein.
So hast du auch nicht viel in Gottes Wort vergessen;
Sonst würdest du dein Thun nach dem Gewissen messen.
Du bist auch kein Jurist; denn wer das Recht erklärt,
Der weiß wohl, daß das Weib nicht einen Mann ernährt,
Und daß, soll eine Frau der Haushaltung befehlen,
Man ihr die Krüge nicht muß aus der Kammer stehlen.
Was Henker bist du denn? — Ein Narr, der nichts gelernt;
Ein Flegel, der nur drischt, was Andre eingeernt.
Und gleichwohl bist du doch ein großer Doctor worden?
Erhabner Eselskopf, man kommt nicht in den Orden,
Wo man bei dieser Zeit nicht Künste mit sich bringt,
Und, wenn die Kunst gebricht, von großer Zahlung singt.
Wie geht es denn nun zu? — Das Geld hat dich erhoben;
Das Geld, das dir, wie Koth, oft in der Hand verstoben,
Das deines Vaters Fleiß mit vieler Müh gehegt,
Und du schon, eh er starb, mit Schanden angelegt.
Drum fingst du nach der Zeit dich endlich an zu grämen,
Und dachtst, ich muß mir nur ein liebes Weibchen nehmen,
Die, weil ich armer Schelm in Büchern nichts gethan,
Und alles Geld verschluckt, mich noch erhalten kann.
Das Glücke war dir hold, du wurdest angenommen;
Dein Titel hat ein Weib, nicht aber du bekommen.
Nun hast du, was du willst; du lebst, wie dir's gefällt,
Die Frau ernähret dich, ihr Vater schafft dir Geld;
Die Braten müssen dir fast in die Gurgel fliegen.
Du kannst den ganzen Tag im Bette schnarchend liegen.

Du bist mehr Katz' und Aff', als einem Menschen gleich,
Die Lippen hängen dir, die Wangen werden bleich,
Dein Kinn ist zugespitzt, gleichwie die Bauernhüte,
Die Nase kommt mir vor, wie eine Krämertüte,
In welche man ein Pfund Rosinen schütten kann.
Dein Gang ist abgeschmackt, und jedes Wort zeigt an,
Daß du ein garstigs Thier in deinem Busen trägest,
Und dennoch brummest du, wenn du dich schlafen legest;
Du brummest, wann du wachst; du brummest, wann du stehst;
Du brummest, wann du frißt; du brummest, wann du gehst.

Ihr Musen, was habt ihr in euerm Rath gedacht,
Als ihr ein solches Thier zu einem Doctor macht?
Ach, hört doch einmal auf der Erde vorzulügen,
Sonst wird der beste Mann kein schönes Weibchen kriegen.

3) von Rabener († 1771).

Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen. (abgekürzt)

— Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sah den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redoutenmaske ansieht. Ich werde nicht gern sehen, wenn mir jemand hierin widersprechen, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bei mir ist dies gar nicht unwahrscheinlich, besonders da mein Körper eben nicht so gebaut gewesen, daß er mich zu einer merklichen Eigenliebe bewogen hätte. Ich berufe mich hierin auf den guten Geschmack meiner verstorbenen Frau, welche in ihrem Leben viele Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden

vermeinte, als bei mir. Ich verlange also, daß man wenigstens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig seyn sollte. In Sachen, welche die Körper und Menschengesichter angehen, kann man dem Ausspruche solcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, sicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verstand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweise fordere.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir sah; so eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen; die mürrischen Gelehrten werfen uns beständig den Nachttisch vor, und vielmals begehen sie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unserm Nachttische kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben sie mehr Eitelkeiten, als wir mit unsrer Schminke und mit dem Brenneisen. In ihren Schriften bewundern sie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, Andern zu gefallen, ihre Eifersucht — —

Es ist alles wahr, Chloris; aber jetzt will ich weiter erzählen. Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch am Abende vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten so natürlich ist, der Feder bemächtigen, um zum Troste meiner kritischen Mitbrüder diese wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war mein Entsetzen, da meine abgeschiedene Seele, als ein Geist, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber zu schreiben! Siebenmal, und noch siebenmal bemühte ich mich, zu schreiben; aber allemal umsonst. Ich schlug die Hände

über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unersetzlichen Verlustes meiner entworfenen Schrift den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Puncte offenherzig zu seyn. Genug, ich sah, daß es mit meiner Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? ist er auch wirklich todt? schrieen sie. Ja, endlich einmal ist er im Ernste todt. Geschwind schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen, — antwortete ein Vetter von mir, und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bei ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freiheit zu ihrem großen Verdrusse nicht geraubt hatten. Diese Muhme vergoß viele Thränen, und seufzte mit lauter Stimme: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen!

Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe ging es eben so. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugesehen. Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte; so fing ich an zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste

durchgesucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte standen: leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe, hatten sie eine andächtige Ehrfurcht. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wüthend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, sie zu vertheidigen. Vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend gewesen seyn, wenn nicht meiner Schwester Sohn, ein Meister von sieben freien Künsten, wider seinen Willen mir beigestanden, und das ganze Paket unter den Tisch geworfen hätte, mit der Versicherung: es sey nur Maculatur. Der Ignorant!

Als meine Erben noch mit dieser Haussuchung beschäftigt waren, merkte ich einen Haufen von Bedienten, welche im Namen ihrer Herrschaften ein gewisses Compliment hersagen mußten, das sie das herzliche Beileid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich stark und allgemein seyn; denn ihre Formulare endigten sich alle mit den Worten: daß der Himmel den betrübten Hinterlassenen diesen empfindlichen Verlust durch anderweitige Glücksfälle reichlich ersetzen möchte!

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranstaltet. Man eilte damit ganz ungewöhnlich, und gab Geld über Geld, mich aus dem Hause zu bringen. Dieses geschah unter einer ansehnlichen Begleitung.

Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller der kläglichen Gebräuche, so diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen und Mittel hinterlassen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem versiegelten Päckchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir selbst gewesen bin; so zweifelhaft war ich doch bei dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sey, welchen er

meine. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meinung, vielleicht noch eine andere Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und merkte, daß ich es selbst im ganzen Ernste seyn müßte. Er nannte mich einen großen, berühmten, gründlich gelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen. Für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Endlich aber machte er es zu arg. Er schwor, und er schwor mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwor, sage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größerer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltenen Tugenden gewesen. „Brechet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebohrnen Frauen, Frauen" — Himmel, wie erschrack ich, daß er meine verstorbene Frau citirte. Ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh vor Angst zur Kirche hinaus, und aus Furcht, die hochedelgebohrnen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe. — —

4) von Joh. Dan. Falk.

Jeremiade des ehrwürdigen Paters Joseph Hyacinth Ignatius. (abgekürzt)

Mein lang verhaltner Groll bricht endlich aus!
Leer ist der Tempel, voll das Opernhaus;
Kein Fürst vertauscht mit frommem Pilgerstabe
Sein Diadem, und wallt zum heil'gen Grabe.
Der Schloßbarbier scherzt über Salomo's

Enthaltsamkeit, und über Jericho's
Kriegsexpedition und alte Mauern;
Ihm wiehern Beifall halbberauschte Bauern.
O was erleb' ich noch für Herzeleid!
Irrglaube herrscht im Lande weit und breit.
Wem liegt noch was an seinem Seelenheile?
Nur selten labt mich eine Wildpretskeule,
Ein Eberskopf, vom Schloßhof oder Amt
Mir zugesandt im sauern Predigtamt.
Wer kümmert sich um Gott und seine Diener?
Vor Zeiten weckte mich der Gäns' und Hühner
Geschnatter oft noch vor dem Morgenroth;
Jetzt in Gehöft' und Stall ist alles todt.
Und präparir' ich mich aus der Postille,
Stört mich nicht mehr das liebliche Gebrülle.
Beglückter Mann, der fest am Glauben hält!
Graß ist sein Erbtheil schon in dieser Welt.
Voll Demuth nimmt er den Verstand gefangen;
Ihn quält kein Zweifel, roth sind seine Wangen;
Sanft ist sein Morgenschlaf und frisch sein Blut,
Er liest nur wenig, und verdauet gut.
Der Atheist wälzt schlaflos sich im Bette,
Und grübelt, und vertrocknet zum Skelette.
Uns tränkt der Herr mit seinem Segensborn,
Giebt unsern Bäumen Obst, dem Acker Korn,
Giebt unserm Tische Fleisch, dem Becher Trauben,
Dem Bett' — ihr wißt wohl was — dem Geiste Glauben.
Selbst David war ja nicht von Schwachheit rein;
Wie? und ich Staub, ich Wurm, ich sollt' es seyn?
Die Liebe lauscht am Thron' und am Altare;
Ich war erst dreißig, Klärchen sechszehn Jahre.
Ihr Vater starb, ich nahm mich ihrer an.
Und welcher Pfarrherr hätt' es nicht gethan?
Die sanftgewölbte Brust, die schwarzen Haare,

Der Rosenmund — vor seinem Stufenjahre,
Wen ließe wohl ein solch Madonnchen kalt?
Und wie gesagt, ich war erst dreißig alt:
Da trat die holde Dirn' herein ins Zimmer,
Mit einer Anmuth, ich vergeß' es nimmer,
Bot sie mir guten Tag, vor Schüchternheit
Erröthend. Ich sprang gleich voll Freundlichkeit
Entgegen ihr. — Mit sanftgebognem Nacken
Trat sie zurück. Ich kniff sie in die Backen.
Sie pflückt' am Schürzchen, sah zur Erde hin.
Lieb Klärchen, werde meine Schaffnerin,
So bat ich sie, mit lauten Herzensschlägen;
Mein schönes Klärchen hatte nichts dagegen.
Den Sonntag nickt' ich ihr blos freundlich zu.
Den Montag hieß ich sie vertraulich Du.
Den Dienstag küßt' ich sie. Roth sah sie nieder;
Die Mittwoch küßte sie mich zärtlich wieder.
Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;
Ich schenkt' ihr Freitags eine Perlenschnur;
Sonnabends wagt' ich kleine Schäkereien,
Allein sie weint', und wollt' um Hülfe schreien.
Drob ward ich Sonntags etwas aufgebracht.
Es war gerade tief um Mitternacht,
Da zog ein Wetter auf; ich lag im Bette.
Es blitzt; drauf knarrt die Thür; im Nachtcorsette,
Ein Lämpchen in der Hand — zwölf mocht' es seyn —
Schlüpft sie, gleich einer Heiligen, herein.
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:
Ich bin nicht gern allein bei Ungewittern;
Ich hab' euch wach geglaubt, verzeiht! — Ich bot
Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber;
Die Lamp' erlosch, der Donner ging vorüber.
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich, ach!

Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach.
Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise;
Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weise.
Indessen stieß kein Beichtkind sich daran.
Ich blieb ein unbescholtner, heil'ger Mann.
Nun wuchs mein Muth; nun ward ich täglich freier;
Mein Dorf gab Stoff zu süßem Abenteuer,
Und manches giftiges und faul Geschwätz,
Ihr Brüder, muß der Lehrer im Gesetz
Um Christi und der Kirche willen leiden.
Deisterei macht Alt und Jung zu Heiden.
O heil'ger Nepomuk, Dominicus,
O Augustin, o Sanct Ignatius,
Laßt eure Söhne Gnade vor euch finden!
Schützt uns den Glauben — und die fetten Pfründen!
O dreimal heil'ge Inquisition,
Bist du auf ewig unsrer Erd' entflohn?
O holde Himmelstochter, steig' hernieder!
Bau' die in Schutt zerfall'nen Klöster wieder!
Gebenedeite, komm' im Blutgewand,
Mit Beil und Folterzang' in deiner Hand!
Furchtbare Glaubensrächerin, erschein',
Und Asche, Todtenschädel und Gebein
Bezeichne deinen Schritt. O welch ein Schimmer!
Du steigst herab. Ein klägliches Gewimmer
Tönt aus den Grüften der Gewürgten hohl,
Und dumpf entgegen dir, von Pol zu Pol.
Wohin ich schau, da schlagen knatternd Flammen
Rund über Ketzerleichname zusammen.
Triumph! hier wird der Gotteslaügner Kant,
Dort Pred'ger Zöllner in Berlin verbrannt.
Hier schleppt man Maimon aus der Synagoge;
Dort bebt am Holzstoß Trapp der Pädagoge.
Mit ihnen lodert manch verruchtes Buch

Empor, dem Herrn ein lieblicher Geruch.
Vertilgt auf ewig sind die Menschenrechte;
Wohin ich schau', Bartholomäusnächte.
Herr Schirach wird beim Papst Historicus,
Und hat den Vortritt beim Pantoffelkuß.
Von Predigtstößen schwitzt nun Preß' an Presse;
Statt Mara psalmodir' ich eine Messe.
Der heil'ge Vater herrscht vom Tajostrom
Bis an den Rhein. Nun wimmelt es in Rom
Von Indianern, Galliern und Polen,
Die sich Reliquien und Ablaß hohlen. —
O Augustin, o heil'ger Busenbaum,
Gewähr' Erhörung diesem schönen Traum!

72.

g) Die Parodie nnd Travestirung.

Obgleich die Parodie und Travestirung als selbstständige ästhetische Ganze sich ankündigen, und auch als solche beurtheilt werden; so unterscheiden sie sich doch von allen andern dichterischen Formen dadurch, daß sie ein bereits vorhandenes dichterisches Kunstwerk mit einem ernsthaften Charakter voraussetzen, und ihr ästhetischer Treffpunct und Gehalt von dem Verhältnisse abhängt, in welches sie, als spätere Kunstwerke, zu dieser bereits vorhandenen Kunstform treten. Soll aber die Parodie und Travestirung von ästhetischer Wirkung seyn; so muß das parodirte oder travestirte Kunstwerk sowohl nach seiner Grundidee, als nach seiner Haltung und Durchführung, ja selbst nach vielen einzelnen Stellen und Ausdrücken so bekannt seyn, daß der Leser der Parodie und Travestirung sogleich dasselbe sich vergegenwärtigt. Denn eben diese stillschwei-

gende Vergleichung beider Kunstformen durch die Einbildungskraft vermittelt das hohe Interesse an der Parodie und Travestirung, sobald nämlich beide in ästhetischer Hinsicht als vollendete Formen sich ankündigen. —

Bei mancher äußern Verwandtschaft, sind Parodie und Travestirung doch, ihrem Wesen und Charakter nach, von einander verschieden. In der Parodie wird der Gegenstand des ernsthaften dichterischen Kunstwerkes verändert, aber der Mechanismus und der Ton der dichterischen Form beibehalten, so daß unter dieser nur wenig veränderten äußern Hülle und Einkleidung ein andrer Stoff dargestellt und zur Selbstständigkeit der Form erhoben wird. Ob nun gleich die Parodie auch für den, der den verglichenen Gegenstand nicht kennt, als ein für sich bestehendes dichterisches Kunstwerk ästhetischen Werth behaupten muß; so beruht doch das eigentliche Wohlgefallen an dem dichterischen Charakter der Parodie auf der stillschweigenden Vergleichung beider Kunstwerke, und auf der Gleichstellung beider in Hinsicht ihres ästhetischen Gehalts. Der von dem Dichter der Parodie gewählte Gegenstand kann aber entweder wieder ein ernsthafter, oder er kann ein komischer und ironisch gehaltener Stoff seyn, sobald er nur ein glücklich getroffenes und durchgeführtes Gegenbild von dem Gegenstande in dem frühern Kunstwerke enthält. Im Gegensatze der Parodie behält die Travestirung den Gegenstand des ernsthaften Kunstwerks bei, verändert aber, durch die Verwandlung der ernsthaften Form in eine komische, dessen Darstellung und Durchführung so, daß, durch die ästhetische Vollendung dieser neuen komischen Form, der bis dahin blos ernsthaft

geschilderte Gegenstand selbst, vermittelst der neuen Einkleidung und Versinnlichung, als ein komischer Stoff erscheint, der Lachen erregt, und durch dessen sinnlich vollendete Darstellung ein reines Gefühl der Lust bewirkt und erhalten wird.

Die Zahl der Parodieen ist in der teutschen Literatur weit größer, als die Zahl der Travestirungen, obgleich nur wenige Parodieen, in dem aufgestellten Sinne, zu den durchgängig gelungenen gerechnet werden können. In dramatischer Hinsicht ist Mahlmanns Herodes vor Bethlehem eine sehr treffende Parodie von Kotzebue's Hussiten vor Naumburg. Unter den Travestirungen der Teutschen behauptet, bei vielen einzelnen Derbheiten und metrischen Härten, Blumauers (nicht vollendete) travestirte Aeneis doch den Charakter des Hochkomischen und vieler gelungenen Schilderungen. Kotzebue travestirte selbst sein Trauerspiel Octavia. Ungleich tiefer in ästhetischer Hinsicht stehen die travestirte Jungfrau von Orleans, so wie der travestirte Hamlet und Nathan der Weise.

Wenn manche Theoretiker im Allgemeinen gegen alle Parodieen und Travestirungen sich erklärten, weil durch sie ein gefeiertes Kunstwerk in den Kreis des Lächerlichen gezogen würde, und dadurch an seinem ästhetischen Werthe verlöre; so beweiset eine solche Behauptung zu viel. Denn der psychologische Grund des Wohlgefallens an der Parodie und Travestirung ist der Grund des Wohlgefallens am Komischen und Lächerlichen überhaupt, und also an sich in der menschlichen Natur gegründet, und keineswegs verwerflich. Selbst das ernsthafte Kunstwerk, das parodirt und travestirt wird, kann an sich dadurch nicht verlieren, weil ihm ein selbststän=

diger ästhetischer Werth und Charakter zukommt, und weil nur ein vollendetes, und ein in der Nationalliteratur entweder hoch stehendes, oder doch allgemein bekanntes, Kunstwerk mit Erfolg parodirt und travestirt werden kann. Denn blos in dem einzigen Falle dürfte das parodirte und travestirte Kunstwerk an ästhetischem Werthe verlieren, wenn die Parodie und Travestirung als Kunstform höher stände, und dadurch das ältere Kunstwerk gleichsam verdrängte, oder doch tief in Schatten stellte. Wird aber ein an sich unvollendetes und nur mittelmäßiges Kunstwerk parodirt und travestirt; so hindert dadurch der Dichter der Parodie und Travestirung selbst die beabsichtigte ästhetische Wirkung, wenn auch seine Kunstform ästhetisch höher stände, als die parodirte und travestirte. Denn nur dann würde die Vergleichung der Parodie und Travestirung mit einem solchen früher vorhandenen parodirten und travestirten Kunstwerke ein reines Wohlgefallen gewähren, wenn der Dichter eben die ästhetische Unvollkommenheit der ältern Kunstform zum Treffpuncte seiner Parodie oder Travestirung gemacht, und diese Unvollkommenheit mit siegreichem Erfolge innerhalb seiner neugeschaffenen dichterischen Form versinnlicht hätte. — Abgesehen daher von vielen unreifen und mißlungenen Parodieen und Travestirungen, gewähren die, welche in gelungenen Parodieen und Travestirungen neue dichterische Formen ins Daseyn rufen und zur ästhetischen Einheit erheben, dem Kreise der Nationalliteratur eine wahre Bereicherung und Erweiterung.

73.

Beispiele derselben.

a) Parodieen.

1) von Gittermann.

Ein Wort, keins von Schillers drei Worten.

Ein Wort verkünd' ich euch inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Zwar stammet es nur von außen her,
Das Herz giebt nicht davon Kunde.
Und doch regiert es die ganze Welt
Mit allgewaltiger Macht — das Geld.

Es tastet des Menschen Freiheit an;
Es drohet sogar der Tugend;
Umringt mit Sorgen und Grämen den Mann,
Verleitet die liebe Jugend;
Verbittert das Leben, erschweret den Tod,
Ein reger Zunder unendlicher Noth.

Des einzigen Wortes bedarf es nur,
Um alle Verbrechen zu kennen,
Um alles Elend, das Mutter Natur
Nicht schuf, auf einmal zu nennen.
Ein Wort — ein einziges Wort: das Geld,
Begreifet das Unheil der ganzen Welt.

So ist es, so bleibt es, wie es war
Auf diesem Ringe voll Schmerzen!
Nur walte nie das Wort, voll Gefahr
Allherrschend in euern Herzen.
Der Mensch verliert seinen ganzen Werth,
Sobald sein Herz das Geld begehrt!

2) von Bretschneider.

Parodie auf Göthe's: Kennst du das Land ꝛc.

Siehst du das Licht? das jenseits unbegrenzt
Aus tausend Welten auf uns niederglänzt,
In das der Nächte Finsterniß nie dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt;
Siehst du das Licht? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst du das Blau? das jeden Stern umschließt,
Den Aether, der durch alle Welten fließt,
Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Stral des reinsten Lichtes trinkt und trägt;
Siehst du das Blau? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern? der dort so hell uns glänzt,
Wo keine Nacht des Lebens Traum begrenzt,
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint;
Siehst du den Stern? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

3) von einem Ungenannten.

(Es stand diese Parodie von Voßens: Bekränzt mit Laub ꝛc. im Hamburg. Corresp. 1819, St. 33.)

Am Rhein, am Rhein gedeihen gute Stände;
Gesegnet sey der Rhein!
Da schwingt die Willkühr keine Feuerbrände;
Da herrscht Gesetz allein.

Die Fürsten sind der treuen Stämme Väter,
Ihr Heil beglücket sie,
Und nimmer stören feile Volksverräther
Die schöne Harmonie.

Der Völker Liebe schirmet ihre Rechte
Bei drohender Gefahr;
Denn Undank wohnet nur im feigen Knechte,
Der niemals Bürger war.

Vergebens tobt der Herr Feudalphilister;
Denn Fürst und Volk sind wach;
Und hülfen ihm der Kukuk und sein Küster,
Er wäre doch zu schwach!

Wohl manche Länder zum Exempel haben
Ein Ding, sieht aus wie Stand,
Ists aber nicht; — mit solchen Bettlergaben
Beglücket man kein Land.

Wann Fürstenrecht und Bürgerrecht sich einet,
Nur dann gedeiht der Staat;
Wo man nicht sä't und nur zu säen scheinet,
Da reifet keine Saat.

So wollen wir's am Rheine nimmer halten,
Auch unsre Fürsten nicht;
Bei uns soll Recht und Bürgerfreiheit walten; —
Nur Recht gebahr die Pflicht.

Am Rhein, am Rhein gedeihen gute Stände;
Da herrscht Gesetz allein;
Da schwingt die Willkühr keine Feuerbrände;
Gesegnet sey der Rhein!

4) von Müchler.

Trinklied (aus dem Weinkeller).
Parodie auf: In diesen heilgen Hallen rc.

In dieses Kellers Hallen
Weiß man vom Durste nicht;
Ein frohes Lied zu lallen,

Ist jedes Zechers Pflicht;
Hier leert er manchen Schoppen aus,
Und wanket dann berauscht nach Haus.

In diesen kühlen Mauern
Kauft jeder Wein für Geld,
Bald süßen und bald sauern,
Wie jedem es gefällt.
Doch trinkt er nicht vom besten Wein,
Verdient er nicht, hier Gast zu seyn.

5) von einem Ungenannten.

Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen 1787 *).

Parodie auf das alte Kirchenlied: Wie schön leucht't uns der Morgenstern ꝛc.

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater,
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder,
Zunder
Zum Magismus,
Prophetismus,

*) Lavater befand sich im Jahre 1787 in Bremen, wo er zum Mysticismus und selbst zum Katholicismus sich hinzuneigen schien. — Bekanntlich parodirte selbst Semler das Lavater'sche Gedicht vom Jahre 1785: Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche: „Der kennt noch nicht dich Jesus Christus, wer deinen Schatten nur entehrt" ꝛc.

Zauberkuren
Zeigen seines Fingers Spuren.

Was war das für ein Freudenschein,
Als er trat mitten zu uns ein,
Die Jünger hier zu grüßen!
Im liebetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In Eins mit ihm zu fließen.
Kinder,
Sünder,
Matadoren,
Weise Thoren,
Groß und Kleine
Taumelten, als wie vom Weine.

Da ward mit sonderlicher Ehr',
Als wenn's der Dalailama wär,
Dem theuern Gast hofiret.
Das Institut, das große Faß
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was nur Bremen zieret.
Damen,
Kamen,
Wo er weilte,
Wo er eilte,
Ihm entgegen,
Bettelten um Kuß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr'
Die Kirchen, Häuser, Gassen er
Thät mildreich überschwemmen.
Gleich wie Papst Pius thät in Wien,
Also agiren sah man ihn
In unserm lieben Bremen.
Leise,

Weise,
Im Gedränge
Von der Menge
Hinzuschreiten,
Thät man ihm zur Demuth deuten.

b) Bruchstück aus **Blumauers** travestirter Aeneide.

(Der geflüchtete Aeneas wird durch einen, von der Juno veranlaßten, Sturm nach Afrika verschlagen.)

— — Herr Zeus saß — **salva venia** —
So eben frisch und munter
Auf seinem Leibstuhl, und da sah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war ja der Augenblick,
An dem er mit der Menschen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam, und machte da
Dem Donnerer Visite;
Denn da versagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa, so fing sie an,
Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr so sehr ihn hudelt?"

„Er soll, nicht wahr, ich merk' es schon,
Italien nicht finden?
Verspracht ihr mir nicht selbst, er soll
Noch Roms Triregnum gründen?
Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her, und neckt
Mir meinen armen Jungen."

Der Alte schnitt ein Bocksgesicht,
Und küßt' ihr sanft die Wange:

„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir ist für ihn nicht bange.
Wird nicht dein Sohn der Großpapa
Der Datarie und Curia;
So heiß mich einen Schlingel!"

„Und daß du so gerade hier
Mich trafst, soll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Bischen prophezeien:
Gieb Acht! Für's erste baut dein Sohn
In Latium sich einen Thron,
Und stiftet die Lateiner."

„Hierauf kommt Romulus, und den
Wird eine Wölfin säugen.
Drum wird er einen mächtigen
Instinkt zum Rauben zeigen.
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der schiebt die halbe Welt in Sack,
Und schenkt sie seinen Römern."

„Nach diesem wird ein Reich entstehn,
Das hat nicht Weib, noch Kinder,
Und dennoch wird die Welt es sehn;
Es dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird sich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren."

„Der aber dieses Reich regiert,
Wird sehr die Welt kuranzen;
Ein jeder fromme König wird
Nach seiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel."

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren.
Thut's einer nicht; so wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut,
Als ich, und blitzt sogar; — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden."

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist,
Von Rom zu dependiren;
So wird, so lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht exspiriren.
Der Römer Herrschsucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So les' ich in den Sternen." —

„Was deinem Sohne heut geschah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er soll sich jetzt in Afrika
Ein Bischen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und sag: ich ließ der Königin
Den Mann recommandiren." —

74.

h) Der Roman, das Mährchen und die Novelle.

Wenn der ästhetische Charakter des Romans nach der Mehrheit von Romanen bestimmt werden sollte, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, in Teutschland verbreitet wurden; so würde allerdings der dichterische Gehalt desselben nicht hoch anzuschlagen seyn. Denn unter der Unzahl von Romanen in der teutschen Literatur sind es im Ganzen

nur wenige, die wirklich das dichterische Gepräge an sich tragen, und unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form sich ankündigen. Zu diesem ästhetischen Charakter des Romans darf übrigens Metrum und Reim nicht gerechnet werden, weil sonst alle Romane, die des Sylbenmaaßes und Reimes ermangeln, von dem Kreise dichterischer Formen ausgeschlossen werden müßten. Eben so wenig darf man den dichterischen Charakter des Romans nach den ältesten Formen desselben auf teutschem Boden bestimmen; denn diese waren, in der zweiten Hälfte und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, theils prosaische Umarbeitungen früherer epischer Gedichte; theils Darstellungen, die aus den Ereignissen der Zeit und des teutschen Volkes selbst hervorgingen; theils Erzählungen, die den unverkennbaren Stempel ihres ausländischen Ursprungs verrathen. Selbst die Behandlung der eigentlichen Geschichte war in jenen Zeiten nicht selten reichhaltig mit Mythen und Fabeln ausgestattet, so daß, unter diesen Verbrämungen, der unterscheidende Charakter zwischen Geschichte und Roman nicht streng festgehalten ward. Zu den ältesten romantischen Darstellungen in teutscher Sprache gehören die Melusine, die Magelone, und der Kaiser Octavianus, welche, mit Einschluß des Tristan, des Flos und des Blankeflos, und mehrerer andrer, im sechszehnten Jahrhunderte unter dem Titel: das Buch der Liebe (zu Frankfurt am Main, 1587 in Folio) zusammengedruckt wurden. Eben so gehört zu den volksthümlichen Romanen des funfzehnten Jahrhunderts der Till Eulenspiegel, der wahrscheinlich zuerst niederteutsch geschrieben, dann aber ins Hochteutsche übersetzt, und vielfach bearbeitet ward. Noch ent=

fernter von dem Ideale einer ästhetisch vollendeten Dichtung waren in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die überspannten Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig: seine durchlauchtigste Syrerin Aramena, und seine römische Octavia, so wie die asiatische Banise des Heinrichs Anselm von Ziegler und Kliphausen. Nur der Anfang des ersten Buches dieser asiatischen Banise stehe hier als Beleg, wie in jener Zeit der Charakter des Romans aufgefaßt und gehalten ward.

„Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken, und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden. Ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem Götter- und Menschenverhaßten Anhange, überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken übrig bliebe. Doch ach, wie irre ich? was rede ich? Sollte wohl solche Rache ohne Unterschied und ohne einiges Bedenken vollzogen werden? Wo bliebe dann die überirdische Banise? um derentwillen einig und allein der Himmel noch die abscheulichste Strafe über Pegu zurück hält, und welche das gütige Verhängniß noch sonder Zweifel von dem ganzen kaiserlichen Stamme wird übrig, ach wer weiß, ob nicht in der Hand eines

grausamen Besitzers, gelassen haben, um so viel mehr die geschlagenen Gemüther der fast entseelten treuen Unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es sey noch ein Stern vorhanden, welcher leicht wiederum zu einer Sonne werden könnte, wenn man ihm aus seiner jetzigen Finsterniß zu seinem vorigen Glanze verhülfe. Auf derowegen Prinz von Ava; erinnere dich desjenigen, womit du Banisen verpflichtet bist, und wisse, daß du die glückselige Besitzung einer so himmlischen Schönheit nicht eher würdig genießen kannst, du habest dich denn durch wirkliche Rache an ihren Feinden sattsam um sie verdient gemacht. Ach aber, was schwärmst du noch weiter, unglückseliger Prinz! Erinnerst du dich nicht, daß du zwar ein König vom Stande, doch nicht vom Lande bist?" u. s. w.

Der Roman jener Zeit stand übrigens eben so weit von dem Ideale des Romans ab, wie überhaupt der Charakter der Dichtkunst jenes Zeitalters von den Forderungen des Gesetzes der Form an jedes vollendete dichterische Erzeugniß; auch ward diesem Mangel weder durch den vielgelesenen Simplicissimus des Samuel Greifenson, der unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort auftrat, noch durch die vielen, dem brittischen Robinson des Daniels de Foe nachgebildeten, Robinsonaden, noch durch Schnabels vielgepriesene Insel Felsenburg, und durch ähnliche Romane des angehenden achtzehnten Jahrhunderts abgeholfen. Erst als seit dem Jahre 1740 die teutsche Sprache, und namentlich die teutsche Dichtkunst einen Riesenschritt vorwärts that, erhielt die Nationalliteratur unsers Volkes allmählig Romane, die einen echten dichterischen Charakter trugen, wenn gleich — bei der weit verbreiteten Lesesucht unter allen Ständen — des Mittelgutes

und der schlechten Waare aus dieser Gattung von Kunstformen weit mehr zu Tage gefördert ward, als der gehaltvollen Werke. Deshalb darf aber auch die Theorie des Romans nicht von den unvollkommenen, sondern nur von den gelungenen und vollendeten Formen aus dieser Gattung von Kunstwerken abgeleitet werden. Nach diesen beruht der Charakter des Romans auf der idealischen Darstellung der menschlichen Gattung, so wie der Schicksale und der gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen ihrer Individuen auf einander, nach allen möglichen Aeußerungen der menschlichen Freiheit, und nach allen möglichen Schattirungen des öffentlichen, häuslichen und individuellen Lebens, unter der Bedingung, daß der aus den Ankündigungen, Schicksalen und Handlungen dieser Individuen hervorgehende Stoff unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form dargestellt werden könne. Die Stoffe des Romans können daher eben so gut aus der wirklichen, wie aus der idealischen Welt entlehnt werden; der Romanendichter darf die Individuen, Thatsachen und Handlungen im Kreise der Geschichte nach ästhetischen Gesetzen gestalten, und einen ästhetischen Causalzusammenhang vermitteln, der von dem geschichtlichen völlig sich entfernt; denn ihn bindet nicht, wie den Geschichtsschreiber, das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit, sondern das Gesetz der Form. Er hat seine Aufgabe gelöset, und dichterisch über den von ihm behandelten Stoff geboten, sobald er dem Gesetze der Form Genüge leistet, d. h. sobald er einen Stoff auswählt und gestaltet, der an sich ästhetisch darstellbar ist, und der durch seine schöpferische Einbildungskraft zur vollendeten Einheit der

Form erhoben wird. Er ist daher in der Wahl des Stoffes aus beiden Kreisen des Wirklichen und Möglichen nur durch die ästhetische Darstellbarkeit dieses Stoffes beschränkt. Die Zeichnung, Haltung und Durchführung der aufgestellten Charaktere, die Gruppirung der Begebenheiten, die Vertheilung von Licht und Schatten, die Farbengebung in den einzelnen Theilen, die Berechnung der Verwickelung und Entwickelung des Knotens gegen einander, und die Duchführung des Ganzen zur Bewirkung eines Gesammteindruckes auf das Gefühlsvermögen, sind die Bedingungen, an deren Erfüllung die ästhetische Vollendung der Form des Romans erkannt wird.

75.
Fortsetzung.

Der Roman gehört zur Ergänzungsklasse dichterischer Formen, weil, nach den gelungenen Erzeugnissen in dem Kreise romantischer Dichtungen, drei Hauptgattungen unterschieden werden müssen, je nachdem entweder die Hauptperson in dem romantischen Ganzen sich ankündigt, oder ein bestimmter Grundton des Gefühls in demselben vorherrscht: der lyrische Roman, der didactische Roman, und der epische Roman.

Zu den lyrischen Romanen gehören alle diejenigen, welche ausschließend die Darstellung und Versinnlichung von Gefühlen nach allen ihren Schattirungen, besonders aber des Gefühls der Liebe — sey es nun die höhere platonische, oder die veredelte sinnliche Liebe, überhaupt die Ankündigungen der Geschlechts=, der Aeltern=, Kindes=, Gatten=,

Geschwister- und Freundesliebe — enthalten, so daß die dargestellten Individuen und Handlungen an diesem gemeinsamen Ausdrucke der Gefühle erkannt werden. Romane dieser Art verdienen, sobald ihre ästhetische Form vollendet ist, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Ausdrucke der höchsten und reinsten individuellen Gefühle in den einzelnen Erzeugnissen der lyrischen Form der Dichtkunst, die Benennung: lyrische Romane. Zu ihnen gehören die idealisirten Schilderungen hoher Leidenschaft, die vollendeten Familiengemälde, und alle sogenannte sentimentale Romane (z. B. Werthers Leiden; Siegwart; Sophiens Reise von Hermes; Ewalds Rosenmonde; Heinse's Ardinghello; viele Romane von Jean Paul, Lafontaine u. a.).

Im Gegensatze des lyrischen Romans, hat der didactische Roman die Aufgabe, den Menschen, wie er seyn soll, und das menschliche Leben überhaupt nach seiner idealischen Haltung und Ankündigung darzustellen. Er will so wenig, wie das Lehrgedicht, im eigentlichen Sinne belehren, und den Verstand durch Mittheilung von Begriffen aufklären; allein die im Dichter aufgeregten Gefühle veranlaßten seine Einbildungskraft, ein Ideal des Menschen und des Lebens zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit nicht getroffen werden, um, nach diesem Vorbilde, die Wirklichkeit zu gestalten, das menschliche Leben von seinen Unvollkommenheiten, Beschwerden und von den Folgen der Verirrungen der menschlichen Freiheit zu befreien, und die ganze Denkart und Handlungsweise der Menschen zu einer Höhe hinaufzuläutern, die ihrer sittlichen Würde entspricht. So wie nun die Schöpfung, Haltung und Durchführung solcher idealisirter menschlicher Charaktere

der Einbildungskraft blos nach ihrem Zusammenhange mit dem tief bewegten Gefühlsvermögen möglich-ist; so wird auch die vollendete Einheit eines didactischen Romans wieder tief auf das Gefühlsvermögen wirken, und ein reines Wohlgefallen an der gediegenen dichterischen Form vermitteln. (Zu den didactischen Romanen rechnen wir: den Grandison, die Clarissa, Wielands Agathon, Fr. Heinr. Jacobi's Woldemar, Meyers Dya-Na-Sore, Engels Lorenz Stark u. a.)

Der epische Roman endlich beruht auf der Darstellung von Individuen, Ereignissen und Handlungen unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei dem epischen Romane müssen aber mehrere Untergattungen unterschieden werden. Denn er kann, wenn er einen Helden im Kampfe mit seinem widrigen Schicksale schildert, und ihn zuletzt entweder über dasselbe siegen, oder demselben unterliegen läßt, so nahe an den Epos grenzen, daß beinahe blos der Abgang des Metrums den epischen Roman von dem eigentlichen Epos unterscheidet. (So z. B. Klingers Raphael de Aquilas und sein Giafar der Barmecide; Schillers Geisterseher u. a.) Er kann ferner große und gefeierte Individuen des Alterthums oder der neuern Zeit idealisirt darstellen, und ihnen, unter der ästhetischen Form, viele psychologische Ansichten abgewinnen. (So z. B. Hallers Alfred; Feßlers Marc Aurel, sein Attila, Matthias Corvinus; — Karl der Große u. a.) Er kann aber auch bisweilen nur eine ins Große gesponnene Erzählung von Ereignissen des gewöhnlichen Lebens unter einem ernsthaften oder komischen Gewande seyn (z. B. Müllers Siegfried von Lindenberg; Anton Walls [Heyne]

Amathonte, Corane, das Lamm unter den Wölfen; Musäus physiognomische Reisen; viele Romane von Friedr. Laun [Schulz] u. a.). Er kann endlich unter der humoristisch-satyrischen Einkleidung sich ankündigen (z. B. Hippels Lebensläufe nach aufsteigender Linie; Noldmanns Aufklärung in Abyssinien, und die Papiere des Etatsraths von Schafkopf von Knigge; Jean Pauls Fibels Leben, der Komet; Hoffmanns Elixiere des Teufels u. a.)

76.

Schluß.

Zu dem Kreise des Romans gehören auch das Mährchen und die Novelle.

Der unterscheidende Charakter des Mährchens beruht theils auf der völligen Erdichtung des Stoffes, ohne denselben entweder ganz oder theilweise aus den Begebenheiten der Wirklichkeit zu entlehnen und dichterisch zu gestalten; theils auf der Einmischung überirdischer Wesen in die Verwickelung und Entwickelung der ästhetisch durchgeführten und zur Einheit der Form erhobenen Handlung. So wie der epische, und theilweise selbst der dramatische Dichter höhere Kräfte und Wesen mit dem Kreise der Menschheit in Verbindung und Wechselwirkung bringen darf; so auch der Dichter des Romans, der dabei, wie der epische und dramatische Dichter, nur an das Gesetz des ästhetischen Causalzusammenhanges gebunden ist, weil der thatsachlich unerklärbare Zusammenhang zwischen der Geisterwelt und der Welt freier Wesen zu dem unermeßlichen Gebiete des Möglichen gehört, über welches der Dichter, unter der Bedingung der ästhetischen Dar-

stellbarkeit des Stoffes, eben so frei, wie über den Kreis des Wirklichen gebietet. Die reichste Quelle und die ansprechendste Form des Mährchens ist das sogenannte Volksmährchen, wo der Stoff der Darstellung aus dem einheimischen Sagenkreise des vaterländischen Volkes entlehnt ist.

Die Novelle ist an sich ein abgekürzter Roman, oft selbst im metrischen Gewande. In dem Worte selbst liegt kein, seinem Wesen nach von der allgemeinen Bezeichnung des Romans abweichender, Begriff; allein nach den ästhetischen Erzeugnissen zu urtheilen, die unter dem Namen der Novelle sich ankündigen, verstehen die Dichter derselben solche romantische, bald kürzere, bald längere, Erzählungen, in welchen die dargestellten Individuen unter sehr verschiedenartigen Verhältnissen des Lebens und nach einem oft räthselhaften Gange ihres Schicksals erscheinen. Wenn die Erfinder der Novellen, die Spanier und Italiener, zunächst unter diesem Namen scherzhafte Liebesabenteuer schilderten; so haben die Teutschen diesen Namen im weitern Sinne gebraucht, und nicht selten ernsthafte und sentimentale Kunstformen unter dieselbe Bezeichnung gebracht.

77.

i) Das Sinngedicht und Epigramm.

Die Benennung und Form des Epigramms ist griechischen Ursprungs; es enthielt eine sinnvolle kurze Ueberschrift oder Aufschrift auf Tempeln, Gebäuden, Kunstwerken u. s. w. — In der neuern Dichtkunst beruht der Charakter des Epigramms auf der Versinnlichung Eines hervorstechenden Gedankens, in der möglichst kleinsten, aber ästhetisch voll-

endeten Form der Darstellung. Nur Ein Gedanke darf in dem Epigramme herrschen; dies sey nun ein in Worte gekleidetes Gefühl; oder ein von der Einbildungskraft und dem Witze hervorgehobener Begriff; oder ein bestimmt bezeichnetes Individuum oder Ereigniß. Dieser Gedanke muß aber hervorstechend (frappant) seyn, und vermittelst der Form versinnlicht, so wie durch die ästhetische Vollendung der Form dem Gefühle so nahe gebracht werden, daß im Bewußtseyn ein unmittelbares Wohlgefallen an der Einheit der ästhetisch vollendeten Form sich ankündigt. Zugleich muß die Form des Epigramms, so weit es der darzustellende Gedanke verstattet, die möglichst kleinste seyn, weil der Eine im Epigramme herrschende Gedanke seine Kraft und Wirkung bei einer weitern Ausführung verlieren würde. Endlich muß der ästhetische Treffpunct (Pointe) im Epigramm, wo möglich, auf den Schluß fallen, so wie Lessing die ästhetische Vollkommenheit des Epigramms in zwei Puncte: Erwartung und Aufschluß setzte. Das Epigramm gehört zu den gemischten dichterischen Formen, weil sein Stoff eben so gut individuelle Gefühle, wie Begriffe des Verstandes, und einzelne Handlungen und Thatsachen versinnlichen kann.

Man unterscheidet, nicht ohne Grund, zwischen dem eigentlichen Sinngedichte, und dem Epigramme im engern Sinne. In dem eigentlichen Sinngedichte wird ein sinnvoller Gedanke anschaulich, neu, kurz und treffend dargestellt, ohne die bestimmte Absicht, dadurch zu loben oder zu tadeln. Dagegen erscheint im Epigramme, im engern Sinne, Ein Gedanke, der, als Ausdruck des Witzes, entweder loben, oder tadeln, oder im

Allgemeinen spotten soll. Das lobende Epigramm enthält das verdiente, und durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ästhetisch versinnlichte, Lob eines Individuums, oder einer Handlung und Thatsache. Das tadelnde Epigramm vergegenwärtigt, unter der Einheit einer vollendeten Form, bald die intellectuellen ästhetischen Mängel, Irrthümer und Thorheiten, bald die sittlichen Fehler, Verirrungen und Gebrechen der Menschen. Nicht selten ist es durch bittern Witz gewürzt, und heißt auch das Strafgedicht. Das spottende Epigramm endlich enthält den Ausdruck eines leichten, mit Gewandtheit dargestellten, Witzes über irgend einen Gegenstand, den man von seiner schwachen Seite ergreift.

78.

Beispiele des Sinngedichts und Epigramms.

a) des Sinngedichts.

1) von v. Logau († 1655).

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit, durch Welt und Grab,
Wandert in die Ewigkeit.

2) von Heydenreich († 1801).

Das Leben, ein Traum.

Brüder, ein Traum ist unser kurzes Leben,
Aber ein Traum von großer wahrer Bedeutung.
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch,
Vor dir die Zukunft!

3) von Conz.

Die Bewährung.

Der Demant wird nur an dem Demant hell;
Der große Geist nur an dem Großen groß;
Das reine Herz bewährt sich nur am Reinen.

4) von J. Geo. Jacobi († 1814).

Grabschrift zweier Schwestern, welche im blühendsten Alter bald nach einander starben.

Sie flochten unschuldsvoll am Kranz der Jugendfreude;
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Frühlingspalme wehn;
Und sie umarmten sich. „Komm Schwester," sagten beide,
„Der Engel winkt uns, heimzugehn!"

5) von v. Schiller († 1805).

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

6) von Pfeffel († 1809).

Das Epheu.

Seht diesen Eichenstamm; gestürzt vom Ungestüm
Des Wettersturms, liegt er im traurigen Gefilde;
Um ihn schlang Epheu sich, und fiel und starb mit ihm.
O Freundschaft! dich erkennt mein Herz in diesem Bilde!

7) von Klamor Schmidt († 1824).

An die sterbende Agathe, als sie sagte: „Wir sehen uns zum letztenmale!"

Dein Gott so groß! dein Geist so schön!
Wie könnten wir zum letztenmal uns sehn!

8) von Klinkicht († 180 .).

Mit der Zeit fortgehen.

Fortgehst du mit der Zeit? Wie wenig thust du dann!
Der Weise geht der Zeit voran.

9) von Mnioch.

Philosophieen und Philosophie.

Wie es den Philosophieen ergehen wird? — Nun Freund, sie gehen
Um die Philosophie — diese doch dreht sich um sich.

10) von einem Ungenannten.

Friedrich der Einzige.

Auch Friedrich führt im Göttersaale
Sein Genius zu Lethe's Schale.
Nein, sprach der hohe Schatten, die
Trinkt nur ein Nero, Friedrich nie!

β) des Epigramms.

1) von Flemming († 1640).

Grabschrift eines Hundes.

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein;
So konnten Herr und Frau mit mir zufrieden seyn.

2) von v. Logau († 1655).

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

3) von Christian Gryphius († 1706).

Sieben Eigenschaften des Prügels.

Daß die Hunde sich verlieren,
Narren sich als klug aufführen,

Kinder etwas Gutes fassen,
Schläfer von dem Schlaf' ablassen,
Müßiggänger Fleiß erzeugen,
Eitle Prahler stille schweigen,
Säufer nicht stets trunken bleiben —
Ist dem Prügel zuzuschreiben.

4) von Wernike († um 1720).

Segen eines Bischoffs.

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Wie nun der Bischoff dieses schaute,
Und mit der Kirchenbuß' ihm draute;
So sagt er: Ist der Segen gut;
So geht er wohl durch meinen Hut.

5) von Wernike.

Römische Beichtbuße.

Es fand sein zartes Weib ein Ehmann in Gefahr,
Und wollte, weil es so zu Rom gebräuchlich war,
Aus großer Liebe sich bequemen,
Die Ruthenstreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Mönch ihr heilig auferlegte.
Als nun der Pater ihm den Rücken lustig fegte;
So rief sein Weib: Haut zu, Herr Pater, denn ich bin
Gar eine große Sünderin.

6) von Lessing († 1781).

An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? Das will ich dir gedenken!

7) von Lessing.

Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand,
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

8) von Bürger († 1794).

Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan,
Fing Ursula am Sonntagsmorgen an.
Nun will ich in die Predigt gehen,
Und Wunders halber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.

9) von Karl Fr. Kretschmann († 1809).

Der gefundene Reim.

Längst schon suchte Mäv einen Reim auf Muse.
Endlich kam sein Weib, und der Reim — Meduse.

10) von Kretschmann.

Auf Maladett, den Wucherer.

Viel Silber hat sein grauer Schopf,
Viel Gold sein Kasten aufzuweisen;
Die Nase Kupfer; Blei sein Kopf;
Die Stirn viel Erz; das Herz viel Eisen.
Kurzum, der ganze Maladett
Ist Satans Stufenkabinett.

11) von Pfeffel († 1809).

Auf Radulphs Grab.

In dieser Marmorgruft
Verwesen Radulphs kalte Reste;

Er war Minister — sonst verwes'te
Er in der freien Luft!

12) von **Haug.**

Erhörung.

„Minister wär' ich nun durch Schmeichelei und Kosten,
Ach, und Minister seyn, fällt unser Einem schwer.
O, gieb mir, guter Gott, Verstand zu diesem Posten!"
Da gab der gute Gott ihm einen Secretair.

13) von **Buddeus** († 18..).

Eigene Grabschrift, wenige Tage vor seinem Tode gemacht.

Ich habe geliebt, geträumt und gewacht,
Gescherzt, getrunken, geweint und gelacht,
Mich glücklicher oft, als ein Kaiser, gedacht;
Auch, Gott verzeih mir's, viel Verse gemacht.
Hier hat man mich endlich zum Schweigen gebracht,
Bis diese stumme Gesellschaft erwacht.

14) von **Herklots.**

Goldmacherei.

Im Menschenblut, versichert ein Adept,
Kann man den echten Keim des Goldes finden.
Hat er geglaubt, was Neues zu ergründen?
Das ist ein altes fürstliches Recept.

15) von **Weißer.**

Ueber das Verbot des Bettelns in Teutschland.

Wie grausam ists von dir, Germania,
Das Betteln deinem Volke zu verwehren;
So raubst du deinen besten Köpfen ja
Das letzte Mittel, sich zu nähren.

16) von einem **Ungenannten.**

Raub eines Diploms.

Ach, ihm ward geraubt, worauf er Alles baut:
Ehre, Glanz und Ruhm — kurz — seine Eselshaut.

17) von einem Ungenannten.

Der Censor.

Der Herr der Welten sprach: „Auf dieser Erde
Sey Wort und Schrift des Geistes Zeuge!"
Ein kleiner Censor sprach im Zorn: „Es werde
Hier alles stumm, und jeder schweige!"

18) von einem Ungenannten.

Katechisation.

Prediger. Wie denkst du dir das Paradies, mein Kind?
Mädchen. Als Garten, wo verbot'ne Früchte sind.

19) von einem Ungenannten.

Auf einige Romanenschreiberinnen.

Verschont mit Schriften uns, ihr lieben zarten Puppen;
Zum mündlichen Geschwätz leihn wir euch gern das Ohr.
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen;
Nur setzt sie uns nicht auch in euern Büchern vor.

20) von Bouterwek.

Die neue Epoche.

Pfeif', o Vortrefflicher, mit uns aus Einem Loche;
Dann machst du alle Tag' Epoche.

21) von v. Kyaw.

Parallele zwischen dem Zeitungsschreiber Matz und dem Pastor Stentor.

Sie gleichen sich natürlicher und schöner,
Als je zwei Menschen auf der Welt;
Sie lügen beiderseits für Geld,
Von dieser Welt lügt Matz — und Stentor lügt von jener.

79.

k) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph, und das Anagramm.

Mehr als leichte Spiele des Witzes, die für

den Augenblick ein unmittelbares Wohlgefallen erregen, denn als tief im Gefühlsvermögen begründete dichterische Formen, müssen das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm betrachtet werden. Nie wird man sie mit den höhern Erzeugnissen der lyrischen, didactischen und epischen Dichtkunst auf gleiche Linie des ästhetischen Gehalts stellen können, wenn gleich ihre Stoffe bald der einen und bald der andern dieser drei Klassen der Dichtkunst nahe verwandt sind.

Das Räthsel enthält innerhalb einer kleinen dichterischen Form die ästhetische Darstellung eines Gegenstandes, der in der Form nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen genau bezeichnet wird, um an diesen angegebenen Merkmalen erkannt und errathen werden zu können.

Die Charade, oder das Sylbenräthsel, ist eine Abart des Räthsels, in welcher zuerst die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenstand bezeichnet wird, und dann das Ganze selbst nach den ihm eigenthümlichen Merkmalen in der ästhetischen Form versinnlicht werden müssen, damit man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathe.

Der Logogryph, oder das Buchstabenräthsel, enthält eine ganze Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Sylben einzeln darin geschildert sind, so wie dessen Buchstaben, nach ihrer Versetzung, andere Wörter bilden, die gleichfalls in dem Logogryphe bezeichnet werden.

Das Anagramm endlich, oder das Worträthsel, behauptet seine Eigenthümlichkeit dadurch, daß, nach der völligen Versetzung der Buchstaben eines Wortes, ein völlig neuer Begriff, mit einer

von der ursprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedenen Bedeutung, entsteht.

80.

Beispiele derselben.

α) des Räthsels.

von Müchler.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden;
Denn ich gedeih' und reif' im wärmern Süden nur.
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden.
Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar,
Und schimmere an ihrem Hals und Busen;
Es brachte selbst ein Priester teutscher Musen
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.
Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen;
Der Kühnste wird durch meine Glut geschreckt;
Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt;
Denn nichts erlös't ihn aus des Todes Reichen.

(Die Granate.)

β) der Charade.

1) von einem Ungenannten.

Die erste Sylbe fällt vom Himmel;
Die zweite Sylbe steigt gen Himmel;
Das Ganze ist eine Stadt.

(Schneeberg.)

2) von Langbein.

Wenn Regen rauscht und Wind und Wetter weht,
Mag man sich gern zur ersten Sylbe retten.
Nur die erschreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten
Die zweite steht.
Zählt Mancher auch zu den vom Glück erhalt'nen Gaben
Das Eigenthum der ersten nicht;
So kann doch wohl der arme Wicht
An seiner Frau das Ganze haben.

(Hauskreuz.)

γ) des Logogryphs.

von Friedr. Kind.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?
Setz nur zu sieben noch den achten zu!
Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.
Nimmst du noch eins; so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.
(Schleier, Schleie, Leier, Eier.)

δ) des Anagramms.

1) von Heyne († 1812).

Austria — vastari.
(Aus Heyne's Leben von Heeren.)

2) von Fr. Kind.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung!
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte nichts mir zur Belohnung,
Als umgekehrt die Drei zu seyn.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben,
Hat Iffland drin der teutschen Welt
Zwei wack're Teutsche dargestellt.
(Vaterhaus —
Schauspiel von Iffland;
Der Hausvater vom Freih.
v. Gemmingen.)

Ende des dritten Theiles.

Das

Gesammtgebiet

der

teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

4

Vierter Band.

Sprache der Beredsamkeit.

Leipzig, 1825.
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vorrede.

Der dritte und vierte Theil dieses Werkes, welche zusammen ausgegeben werden, haben die Bestimmung, das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst und der Sprache der Beredsamkeit, als selbstständige Ganze, nach demselben Charakter und Plane durchzuführen, wie es im zweiten Theile mit dem Gesammtgebiete der Sprache der Prosa geschah, und wie die allgemeinen Grundsätze für alle drei selbstständige Formen der Sprachdarstellung — für Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — in der, im ersten Theile enthaltenen, Philosophie der Sprache aufgestellt wurden.

Was ich, in Beziehung auf die durchgängige Verbindung der Theorie und Praxis, in diesem Werke beabsichtigte, sprach ich in der Vorrede zum ersten Theile aus. Es würde unnöthig seyn, dies hier zu wiederhohlen, nachdem be-

reits die Stimmen geachteter Männer in öffentlichen Blättern, bei Beurtheilung der beiden ersten Theile, dafür sich erklärt haben. Namentlich ging ich bei der Auswahl der Beispiele für die einzelnen Formen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit bis in das zwölfte Jahrhundert zurück, um in geschichtlicher und ästhetischer Hinsicht den Standpunct der Fortbildung der teutschen Sprache in den verschiedenen Jahrhunderten zu versinnlichen, und den ersten kräftigen Jugendton der Dichter und Redner des Mittelalters mit den Fortschritten der Dichtkunst und Beredsamkeit im ausgehenden funfzehnten und im sechszehnten, so wie mit den Rückschritten beider im siebenzehnten und im beginnenden achtzehnten, besonders aber mit dem erneuerten und unaufhaltbaren Fortschreiten beider zur Classicität seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, vergleichend zusammen zu stellen. Denn ob ich gleich die uns erhaltenen Ueberreste der teutschen Sprache aus den Zeiten des Mittelalters um keinen Preis hingeben möchte; so bin ich doch weit davon entfernt, dieselben über ihren innern Gehalt zu erheben. Sie sind und bleiben der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme werth; sie bedürfen noch manches kritischen Bearbeiters, um genießbarer und theilweise geschichtlich verständlicher zu werden; allein daß die Sprache selbst, nach ihren drei Grundformen, erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur Classicität sich erhob, und daß erst seit

dieser Zeit die Zahl der Musterschriften sich vermehrte, bedarf wohl für alle Sachkundige keines weitern Beweises.

Da übrigens die ursprüngliche Berechnung der vier Theile dieses Werkes auf ungefähr 100 Bogen, wegen der gleichmäßigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Formen und Gegenstände, schon um dreizehn Bogen überschritten werden mußte, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen; so sah ich mich genöthigt, besonders in der zweiten Abtheilung des vierten Theiles, die Aufnahme der Beispiele etwas zu beschränken, damit das Werk nicht die festgesetzte Bogenzahl zu sehr überstiege.

Was aber diesen vierten Theil überhaupt betrifft, der die Sprache der Beredsamkeit als ein selbstständiges, von der Sprache der Prosa wesentlich verschiedenes, Ganzes behandelt; so mögen die, in der Einleitung zu diesem Theile aufgestellten, Grundsätze meine eigenthümliche Ansicht der Sprache der Beredsamkeit rechtfertigen. Es würde mir eine hohe Befriedigung gewähren, wenn unbefangene Forscher, dieser Darstellung des selbstständigen Charakters der Sprache der Beredsamkeit ihre Prüfung und ihre Zustimmung nicht versagten. Wenigstens bin ich mir bewußt, den selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit, gleichmäßig, wie den Charakter der Prosa und Dichtkunst, im ursprünglichen Wesen des menschlichen Geistes aufgesucht, und die eigenthümliche Ankündigung dieses selbststän-

digen Charakters im Umfange der Sprache durch die mitgetheilten Beispiele aus gediegenen religiösen und politischen Rednern, nachgewiesen zu haben.

Daß übrigens nicht ganze Reden, sondern nur Bruchstücke aus religiösen und politischen Reden mitgetheilt werden konnten, verstand sich von selbst, weil eine vollständig aufgenommene Rede oft mehr als einen Bogen gefüllt haben würde. Doch galt mir dabei als Gesetz, daß jedes aufgenommene Bruchstück wenigstens so viel enthalten mußte, theils die Eigenthümlichkeit des Redners bestimmt zu versinnlichen, theils das, was er, dem Stoffe nach, darstellen wollte, unter allgemeinen und sichern Umrissen erkennen zu lassen. Nur bei der Festhaltung dieses Grundsatzes war es möglich, eine mannigfaltige und reichhaltige Beispielsammlung aus dem allmähligen Anbaue der Sprache der Beredsamkeit, nach der Folge der Jahrhunderte, mit der aufgestellten Theorie durchgehends zu verbinden.

Leipzig, am 16 Septbr. 1825.

Pölitz.

Inhalt des vierten Theiles.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

Einleitung.

3) Die politische Rede.

Berichtigungen.

Im dritten Bande:

S. 248 Z. 3 v. o. l. milde st. wilde
S. 476 Z. 10 v. u. l. Claudius st. Voß

Im vierten Bande:

S. 103 Z. 2 v. u. l. gott
S. 125 Z. 2 v. o. l. auflehnen

Das
Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

Einleitung.

1.
Vorbereitende Begriffe.

Wenn das menschliche Bewußtseyn nicht täuscht; so giebt es drei Vermögen des menschlichen Geistes, die, nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, so wie nach ihrer Verschiedenheit von einander, in den einzelnen Zuständen sich ankündigen, deren wir uns bewußt werden: das Vorstellungs-, das Gefühls- und das Bestrebungsvermögen. So wie aber im Bewußtseyn die Gesammtheit aller Vorstellungen den Umfang des individuellen Vorstellungsvermögens, die Gesammtheit aller Gefühle den Umfang des individuellen Gefühlsvermögens, und die Gesammtheit aller Bestrebungen den Umfang des individuellen Bestrebungsvermögens bildet; so entspricht auch, innerhalb des abgeschlossenen Kreises der Sprachdarstellung, das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa dem Gesammtgebiete der menschlichen Vorstellungen, das

Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst dem Gesammtgebiete der menschlichen Gefühle, und das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit dem Gesammtgebiete der menschlichen Bestrebungen. Denn obgleich jeder einzelnen Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes vorausgeht, weil Gefühle und Bestrebungen nicht eher durch Sprache dargestellt werden können, als bis sie vorher als Vorstellungen zum Bewußtseyn gelangten; so muß doch bei dem vermittelst der Sprache darzustellenden Stoffe wesentlich unterschieden werden, ob er ursprünglich aus dem Vorstellungsvermögen, oder aus dem Gefühlsvermögen, oder aus dem Bestrebungsvermögen stammt, weil der ursprüngliche Charakter der unmittelbaren Gefühle und Bestrebungen, selbst durch den Eintritt in den Kreis der Vorstellungen, nicht ganz verwischt werden und verloren gehen kann.

Ist daher das Bestrebungsvermögen ein ursprüngliches und selbstständiges Vermögen des menschlichen Geistes, das einen von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen verschiedenen, und im Bewußtseyn wahrnehmbaren, Charakter nach allen seinen Ankündigungen behauptet; so ist auch die Sprache der Beredsamkeit eine selbstständige Urform der Sprachdarstellung, die mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst auf gleicher Linie der Selbstständigkeit und Bedeutsamkeit stehet, und deren eigenthümliche Ankündigung nie mit der Ankündigung der Sprache der Prosa und Dichtkunst verwechselt werden darf, obgleich auch für die Sprache der Beredsamkeit, wie für die Sprache der Prosa und Dichtkunst, das Gesetz der Form der höchste Maasstab aller stylistischen Vollendung bleibt.

Wenn nun auch im Gesammtumfange der Sprache die einzelnen selbstständigen Gebiete der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit so nahe an einander grenzen, wie die drei Vermögen des menschlichen Geistes selbst innerhalb des Bewußtseyns, und in jenen Sprachgebieten bisweilen eben so unmerkliche Uebergänge aus dem einen in das andere statt finden können, wie es mit den einzelnen Zuständen der drei geistigen Vermögen geschieht; so muß doch in der Philosophie der Sprache eben so scharf das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit von dem Gesammtgebiete der Prosa und Dichtkunst unterschieden werden, wie in der Philosophie selbst die ursprüngliche Ankündigung, und die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen unterschieden wird.

2.
Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Prosa auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Dichtkunst auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Gefühlsvermögens vermittelst der Sprache beruht; so beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit auf der Darstellung der Zustände des selbstständigen menschlichen Bestrebungsvermögens, oder auf der Versinnlichung der individuellen Bestrebungen und Triebe, vermittelst der vollendeten Einheit einer stylistischen Form.

Nach dieser Begriffsbestimmung unterscheidet sich die Sprache der Beredsamkeit theils nach ihrem Ursprunge, theils nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprachdarstellung, theils nach ihrem eigenthümlichen Zwecke, wesentlich von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und kann, sobald man ihren Charakter mit Bestimmtheit auffaßt und festhält, mit beiden nicht verwechselt werden. Denn nach ihrem Ursprunge stammt die Sprache der Beredsamkeit weder unmittelbar aus Vorstellungen, noch unmittelbar aus Gefühlen, sondern aus den menschlichen Bestrebungen und Trieben. Nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, können diese Bestrebungen und Triebe nie die Farbe und den Ton verläugnen, unter welchen sie im Bewußtseyn, nach ihrer Verschiedenheit von Vorstellungen und Gefühlen, wahrgenommen werden, und welche nothwendig auch der Sprache der Beredsamkeit das ihr eingenthümliche Gepräge, im Gegensatze der Prosa und Dichtkunst, ertheilen. Eben so behauptet die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, der weder auf die Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes und der Vernunft, wie die Sprache der Prosa, noch auf die tiefe Bewegung und Erschütterung des Gefühls, wie die Sprache der Dichtkunst, sondern unmittelbar auf die Belebung und Bestimmung des Willens zu Handlungen berechnet ist, die in Angemessenheit zu den im Bewußtseyn des Redners anfgeregten Bestrebungen und Trieben erfolgen sollen.

Die Sprache der Beredsamkeit erscheint daher im Gesammtgebiete der menschlichen Sprache überhaupt eben so selbstständig und eigenthümlich, wie die Sprache der Prosa und der Dichtkunst. Sie

ist von diesen weder abhängig, noch ihnen untergeordnet, sondern beiden gleichgeordnet (coordinirt). Sie ist, zur Vollendung der Mittheilung durch Sprache, eben so nöthig und unentbehrlich, wie die Prosa und Dichtkunst, weil sie, die aus dem Bestrebungsvermögen stammt, wieder zunächst auf das Bestrebungsvermögen wirken soll. Denn wenn die Prosa das Vorstellungsvermögen beschäftigt und belehrt, und die Dichtkunst das Gefühlsvermögen bewegt und rührt; so soll die Beredsamkeit unmittelbar auf die menschlichen Bestrebungen und Triebe wirken, und den menschlichen Willen zu freien Handlungen beleben.

3.

Verhältniß des menschlichen Bestrebungsvermögens zur Sprache der Beredsamkeit.

Es ist in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens (Th. 1. S. 155 f.), nächst dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen, ein drittes selbstständiges Vermögen begründet, dessen Eigenthümlichkeit, nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn, in der Verwirklichung der Gegenstände der menschlichen Vorstellungen und Gefühle durch freies Handeln besteht. Wenn daher die beiden andern geistigen Vermögen zunächst nach innen gerichtet sind; so ist das Bestrebungsvermögen, in Hinsicht seiner Ankündigung und Wirksamkeit, nach außen gerichtet. Es will das, was im Bewußtseyn Vorstellung oder Gefühl war, durch eine nach außen gehende Thätigkeit in den Kreis der Wirklichkeit versetzen, und durch eine unvertilgbare Handlung in der Sinnenwelt ausführen. Be-



vor aber dies geschehen kann, muß, in Angemessenheit zu der vorausgegangenen Vorstellung oder zu dem wahrgenommenen Gefühle, ein von beiden verschiedener; und die freie Handlung vermittelnder, geistiger Zustand im Bewußtseyn wahrgenommen werden, der, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung, bald Hang und Neigung, bald Bestrebung, Trieb und Begierde genannt wird. Ob nun gleich der Hang und die Neigung nicht unmittelbar in freie Handlungen übergehen; so liegen sie doch im Bewußtseyn der Bestrebung, und der Steigerung der menschlichen Bestrebungen zum Triebe und zur Begierde, zum Grunde. Denn mit der Vorstellung eines Gegenstandes muß sich die Theilnahme an demselben, oder ein Gefühl der Lust oder der Unlust, vergesellschaften, wenn im Bewußtseyn das Streben sich ankündigen soll, daß etwas geschehe, oder daß es nicht geschehe. In der ersten Hinsicht begehren, in der zweiten verabscheuen wir. Erfolgt nun eine äußere Thätigkeit in Angemessenheit zu diesem innern Begehren oder Verabscheuen; so nennen wir diese Thätigkeit eine Handlung. Der innere zureichende Grund der Möglichkeit der Handlung aber ist die Freiheit des Willens, oder die Selbstbestimmung des menschlichen Geistes zu einer Thätigkeit, die unabhängig von dem Einflusse der Naturkräfte erfolgt. Bei jeder Handlung wird also zweierlei unterschieden: eine innere Thätigkeit der Freiheit, — das Bestreben, das Wollen der Verwirklichung eines bestimmt gedachten Gegenstandes; und eine äußere, diesem Wollen angemessene Thätigkeit — die Handlung selbst. — Mehr bedarf es für den Beweis der Selbstständigkeit des menschlichen

Bestrebungsvermögens nicht; denn die Lehre von dem übersinnlichen Vermögen der menschlichen Freiheit gehört nicht der Philosophie der Sprache, sondern der Metaphysik an.

Allein für die Ankündigung der menschlichen Bestrebungen und Triebe durch freie Handlungen, und für die Aufregung von Bestrebungen und Trieben, so wie für die Veranlassung von menschlichen Handlungen durch die Kraft der Sprache der Beredsamkeit, ist die Eintheilung des menschlichen Bestrebungsvermögens in das sinnliche und geistige, oder in das niedere und höhere, von großer Wichtigkeit. Denn das sinnliche oder niedere Bestrebungsvermögen ist auf die Verwirklichung des Zweckes der sinnlichen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der individuellen Glückseligkeit, dagegen das geistige oder höhere Bestrebungsvermögen auf die Verwirklichung des Zweckes der geistigen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der reinen Sittlichkeit gerichtet. Ob nun gleich der Zweck der Glückseligkeit, an sich betrachtet, nicht verwerflich, sondern in den ursprünglichen Anlagen und Kräften der sinnlichen Natur begründet ist; so ist er doch, im Gegensatze des höhern Zweckes der Sittlichkeit, der aus der geistigen Natur des Menschen stammt, der niedere Zweck, der, wenn er weder dem handelnden Individuum, noch andern Wesen nachtheilig und verderblich werden soll, in jedem Falle dem höhern Zwecke der Sittlichkeit untergeordnet werden muß, weil der Zweck der Sittlichkeit unbedingte, der Zweck der Glückseligkeit aber nur bedingte Gültigkeit behauptet.



4.
Fortsetzung.

Aus diesem im Wesen des menschlichen Geistes begründeten Verhältnisse des niedern zum höhern Bestrebungsvermögen folgt für die Sprache der Beredsamkeit, daß sie zwar eben so auf das sinnliche, wie auf das geistige Bestrebungsvermögen wirken, und eben so den Zweck der Glückseligkeit, wie den Zweck der Sittlichkeit berücksichtigen darf, daß sie aber, nach allen von ihr beabsichtigten und hervorgebrachten Wirkungen auf den Willen Andrer, an das ewige Gesetz im menschlichen Geiste selbst — an das Gesetz der Unterordnung des Zweckes der Glückseligkeit unter den Zweck der Sittlichkeit — gebunden ist. Denn alles, was durch Sprache nach außen dargestellt wird, ist abhängig von den vorausgegangnen innern Zuständen des Bewußtseyns, und nicht umgekehrt; und die Art und Weise, wie der Redner nach außen sich ankündigt, ist ein Wiederschein seiner Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, ein treues Abbild des Zustandes seines Bestrebungsvermögens, der seiner Sprachdarstellung in der Form der Beredsamkeit vorausging.

Das Festhalten dieses Standpunctes ist von unermeßlichen Folgen für die Ausmittelung und Bestimmung des wahren Wesens und der unmittelbaren Wirkungen der Sprache der Beredsamkeit. Wäre man nämlich von diesem Standpuncte ausgegangen; so würde man nie das Wesen der Beredsamkeit in die genau berechnete Kunst der Ueberredung und Täuschung Andrer gesetzt, oder den Werth und die Wirksamkeit der Sprache der

Beredsamkeit unter den Werth und die Wirksamkeit der Sprache der Dichtkunst gestellt haben. Denn zugestanden, daß die Sprache der Beredsamkeit auf gleiche Weise, wie alles Gute und Treffliche in der menschlichen Natur, für bloße sinnliche Zwecke entwürdigt und entweiht werden kann; so liegt diese Verirrung und dieser Mißbrauch weder in ihrem ursprünglichen Wesen, noch in ihrer eigenthümlichen Bestimmung. Sie kann und soll vielmehr — ohne doch den Zweck der Glückseligkeit darüber zu vernachlässigen — den höhern Zweck der menschlichen Natur, den Zweck der Sittlichkeit, zunächst befördern; der Ton und die Farbe ihrer Sprache soll aus einem rein sittlichen Gemüthe stammen, dem nichts Höheres gilt, als die Verwirklichung reiner Sittlichkeit; die ganze Kraft und Fülle der Sprache der Beredsamkeit soll daher aufgeboten werden, das Bestrebungsvermögen Andrer zu Handlungen zu bestimmen, die dem Zwecke der Sittlichkeit angemessen sind.

Aus diesem Standpuncte betrachtet, steht die Sprache der Beredsamkeit in der unmittelbarsten und wohlthätigsten Verbindung mit dem Endzwecke des menschlichen Daseyns überhaupt. Denn dieser Endzweck, wenn er gleich ein aufgeklärtes und gebildetes Vorstellungsvermögen, so wie ein tiefes und geläutertes Gefühlsvermögen voraussetzt, hängt doch weder zunächst vom Vorstellungsvermögen, noch vom Gefühlsvermögen, sondern von der Thätigkeit des Bestrebungsvermögens ab, und also von der Gewalt der Sprache der Beredsamkeit auf den menschlichen Willen, der für die Verwirklichung des Ideals des Sittlich-Guten gewonnen, erhoben und begeistert werden soll.

Mißbraucht daher ein Redner die ihm gegebene Kraft der Sprache der Beredsamkeit zur Aufregung unlautrer Absichten und Triebe, und zur Erstrebung blos sinnlicher oder verderblicher Zwecke; so trägt die ursprüngliche Bestimmung der Sprache der Beredsamkeit davon so wenig die Schuld, als wenn der Mensch, ausgestattet mit Freiheit des Willens, [illegible] von dem Zwecke der Sittlichkeit sich absichtlich entfernt, oder wenn der einzelne Dichter die [illegible] Weihe der Dichtkunst so weit verkennt, daß er [illegible] Glanz der dichterischen Farbengebung zur Schilderung der gröbsten Sinnlichkeit mißbraucht.

[illegible] unmittelbare und hohe Zweck der Sprache der [illegible]keit steht und fällt vielmehr mit dem höchsten und [illegible]ecke des Menschen, mit dem Zwecke der Sit[illegible]. Beide, der religiöse und der politischen Redner, haben keine höhere Aufgabe, als die [illegible]wirklichung des Zweckes der Sittlichkeit dur[illegible] ganze Kraft und Stärke der Sprache der Ber[illegible]nkeit: der erste in dem heiligen Kreise des rel[illegible]sen, der zweite in dem heiligen Kreise des bürgerlichen Lebens. Von diesem großen Ziele entfernt sich gleich weit der Baalspfaffe, der, durch trüg[illegible]sche Sophismen und verschrobenen Mysticismus, den Aberglauben, den Unglauben und die sittli[illegible] optische Täuschung an die Stelle der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit setzt, wie der Demagog, der in der gewaltsamen Umkehrung aller Formen des innern und äußern Staatslebens das Wohl der Reiche und der Völker sucht, und die Masse zu Bestrebungen, Trieben und Handlungen aufregt, welche eben so den Staat, wie der Aberglaube und der Mysticismus das Kirchenthum gefährden. Mögen daher auch politische Redner

des Alterthums und der neuern Zeit das wahre Wesen der Sprache der Beredsamkeit verkannt, und die Kraft der Sprache für bedenkliche und selbst gefährliche politische Zwecke aufgeboten haben; so stehen diesen entarteten Führern der Völker hundert andre entgegen, welche dem Ideale des vo[illegible]nenen Staates in ihrer Brust nach außen di[illegible] Sonnenglut der gediegenen Sprache der [illegible]mkeit ertheilten, und die Mehrzahl der Unver[illegible]n unwillkührlich auf ihre Seite brachten. M[illegible], auf ähnliche Weise, geistliche Redner dem [illegible]erglauben, dem todten Glauben, der Scheinh[illegible]it, der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht [illegible]ndersdenkenden das Feuer der rednerischen [illegible]erung ertheilen, und zur Erneuerung der [illegible]scenen der Inquisition die leicht zu überredende[illegible] des Volkes fortreißen; so stehet solchen Ei[illegible] eine ehrwürdige Zahl von religiösen Rednern g[illegible] über, die dem Heiligen in ihrer Brust die unwi[illegible]liche Kraft der Sprache der Beredsamkeit zu [illegible]ilen, und, vermittelst derselben, auf den Wi[illegible] ihrer Leser und Zuhörer für die Ergreifung der Zwecke des sittlich-religiösen Lebens zu wirken verstehen. — Denn so hoch der Zweck der Sittlichkeit über dem Zwecke der Sinnlichkeit, so hoch das geistige Leben über dem physischen Leben steht; so hoch steht auch der für Heiligkeit des Sinnes und Lebens, für Unsterblichkeit und Gott begeisterte religiöse Redner, und der für die Verwirklichung der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, in dem innern Staatsleben und in der gegenseitigen Wechselwirkung und Verbindung der einzelnen Staaten und Völker, ergriffene politische Redner, über denen, welche den sinnlichen Lüsten und Begierden schmei-

cheln, es gelte nun dieser Mißbrauch der Sprache der Beredsamkeit entweder der kirchlichen oder der bürgerlichen Trugwelt der Sinnlichkeit.

Diese Verständigung über das Wesen, die Bestimmung und die hohe Wirksamkeit der Sprache der Beredsamkeit war — am Eingange der Theorie derselben — um so nöthiger, je häufiger, bis auf die neuesten Zeiten herab die Redekunst — oder die Fertigkeit in der Handhabung der Sprache der Beredsamkeit — von vielen Aesthetikern bald tiefer, als die übrigen Künste gestellt, und hinter diese zurückgesetzt, bald, in ihren Theorieen, blos als eine Zugabe zur Sprache der Prosa, mit einigen oberflächlichen und schielenden Bemerkungen über ihren Unterschied von der Prosa, behandelt ward. Wie, sollen wohl politische Redner, wie Demosthenes, Cicero, Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Canning, Brougham, Royer-Collard (gegen das Sacrileggesetz), — oder religiöse Redner wie Massillon, Flechier, Saurin, Tillotson, Joh. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Tzschirner, Bretschneider, Röhr, Schuderoff u. a. in ästhetischer Hinsicht tiefer stehen, als die gefeierten Dichter Griechenlands, Roms, Frankreichs, Britanniens und Teutschlands? Soll die Sprache der Beredsamkeit nicht auf gleicher Linie und Höhe mit der Sprache der Dichtkunst erscheinen? Vielleicht deshalb, weil thatsächlich die Zahl der Meisterstücke in derselben kleiner, und der Kreis der gediegenen und vollendeten politischen und religiösen Redner beschränkter ist, als der Kreis der classischen

Dichter? — Es gehört zu den Sonderbarkeiten in der teutschen Literatur, daß das Wesen der Sprache der Beredsamkeit schon von Gottsched ziemlich richtig aufgefaßt, in späterer Zeit aber wieder verkannt ward. Gottsched sagt (in s. ausführl. Redekunst, S. 76) bereits vor mehr als 80 Jahren: „Wir müssen unter der Beredsamkeit eine Geschicklichkeit verstehen, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Auf Ueberredung muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er diesen Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther in sich. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobt, seine Gedanken und sinnreichen Ausdrücke erhebet. Er gehet viel weiter, und fordert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage vollkommen beipflichten; man soll mit ihm einerlei Meinung annehmen; man soll das für wahr und für falsch halten, was er dafür hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frohlocken und trauern, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, ja thun und lassen, was und wie es ihm gefällt. Wer diese Absichten nicht hat, wenn er redet, oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hat; der rühmt sich umsonst einer wahren Beredsamkeit." Bald darauf (S. 87) sagt er: „Weiter schließen wir von dem Namen eines Rednes alle bloße Stylisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart sehr geschickt ihre Gedanken zu entwerfen

wissen, aber demungeachtet keins von den Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir zur Beredsamkeit fordern." — Wie wenig befriedigt doch Kant (in s. Kritik der Urtheilskraft, S. 205), wenn er die Beredsamkeit für die Kunst erklärt, „ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben," und (S. 215) die Beredsamkeit tief unter die Dichtkunst setzt. — Der in vielfacher Hinsicht um die Philosophie verdiente Maaß kannte (in s. Grundriß der reinen Rhetorik, 2te Aufl. S. 11) nur einen Unterschied zwischen Dichtkunst und Rhetorik, nicht aber zwischen Prosa und Rhetorik. Er sagt ausdrücklich: „Die Lehre von der Schönheit der prosaischen Reden ist die Rhetorik, und die Kunst, schöne prosaische Reden hervorzubringen, die Beredsamkeit in der engern Bedeutung." — Adelung (über den Styl, Th. 2. S. 183) erklärte die Beredsamkeit „für die Fähigkeit, Andre auf eine wirksame Art zu überreden." — Heydenreich drang tiefer ein. Bereits in s. Systeme der Aesthetik (Th. 1. S. 217) versuchte er eine feste Grenzlinie zwischen Beredsamkeit und Dichtkunst zu ziehen. Schärfer faßte er diesen Gegenstand in dem Artikel: Beredsamkeit (in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die schönen Künste, Lpz. 1794. 8. Th. 1. S. 143), wo er die Beredsamkeit bezeichnet als „die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf Bestrebungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nach-

theilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringe.“ Dagegen stimmt Schott (Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, Lpz. 1815. 8. 2te Aufl.) der, in diesem Werke aufgestellten, Ableitung der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aus den drei geistigen Vermögen bei, und bezeichnet (S. 7) die eigentliche Beredsamkeit dahin, welche aus dem Zustande des innigen Bestrebens hervorgeht, und auf das Begehrungsvermögen Andrer einen kräftigen Einfluß zu gewinnen sucht, damit zwischen den Bestrebungen des Redenden und den Bestrebungen Andrer Einheit entstehe.“ Ihm ist (S. 10) Rede „eine zusammenhängende Darstellung unsrer Vorstellung in Worten, welche ganz dazu geeignet ist, durch eine gleichmäßige Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen, oder das ganze Gemüth für einen Gegenstand zu gewinnen. Die Beredsamkeit (die Kunst der Rede) liegt daher zwischen der eigentlichen Prosa und der Poesie mitten inne.“ — Einen gehaltvollen Commentar zu diesem Compendium bearbeitete Schott in folgendem Werke, wovon erst zwei Theile (1818 und 1824) erschienen sind: Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Hauptsächlich gehört (Th. 1. S. 35) hieher: „Entwickelung der Prosa, Poesie und Beredsamkeit aus dem menschlichen Gemüthe.“ — Weit weniger genügt in Hinsicht auf das Eindringen in das wahre Wesen

und in den selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit: Arn. Mallinckrodt, über Beredsamkeit überhaupt, und über geistliche, Staats- und gerichtliche Beredsamkeit insbesondere. Schwelm, 1821. 8.

5.

Verhältniß der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst.

Die wesentliche Verschiedenheit der Sprache der Beredsamkeit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst ergiebt sich aus der im Bewußtseyn wahrgenommenen Verschiedenheit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen. Denn diese Verschiedenheit (§. 3) beruht nicht blos auf der Verschiedenheit ihres Ursprungs, sondern auch auf der Verschiedenheit ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, und auf der Verschiedenheit ihres Zweckes. Allein, dieser Verschiedenheit ungeachtet, stehet doch auch die Sprache der Beredsamkeit mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst in einer gewissen Verwandtschaft und Verbindung, weil die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und freie Handlungen zu veranlassen, nicht erreichen kann, wenn sie nicht zugleich den Verstand und die Vernunft von dem zu verwirklichenden Gegenstande belehrt und überzeugt, und diesen Gegenstand sodann der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen so nahe bringt, daß beide von demselben angesprochen und in eine gleichmäßige Bewegung gesetzt werden, bevor die Hauptwirkung der

Sprache der Beredsamkeit auf das Bestrebungsvermögen — die Vermittelung eines freien Handelns, um den erstrebten Gegenstand zu verwirklichen — erfolgt. Weil nun zu diesem Erfolge alle drei geistige Vermögen wirksam seyn müssen, wiewohl das Bestrebungsvermögen dabei die entscheidende und überwiegende Wirksamkeit äußert; so ergiebt sich daraus von selbst, daß die Sprache der Beredsamkeit, sobald sie unter einer vollendeten stylistischen Form sich ankündigen soll, größern Schwierigkeiten unterworfen sey, als die Erreichung der Classicität in der Sprache der Prosa und Dichtkunst, weil sie eine völlig gleichmäßige Bildung aller drei geistigen Vermögen verlangt. Es erscheint daher aber auch die Sprache der Beredsamkeit, in ihrer vollendeten Gediegenheit, als die Krone der stylistischen Darstellung, und selten wird ein Classiker in der Sprache der Beredsamkeit getroffen werden, der nicht zugleich in der Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, als Schriftsteller sich ausgezeichnet, und eben durch diese, früher in der Sprache der Prosa oder Dichtkunst bewährte, Gediegenheit zur Classicität in der Sprache der Beredsamkeit sich vorbereitet hätte.

Denn sobald wir die Meisterwerke in der Sprache der Beredsamkeit näher betrachten; sobald erhellt auch, daß sie alle drei geistige Vermögen in eine harmonische Thätigkeit bringen, weil die unmittelbar beabsichtigte Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, in Beziehung auf das Vorstellungsvermögen nicht blos die Belehrung und Ueberredung, sondern die wirkliche Ueberzeugung von den Behauptungen und Forderungen des Redners, und eben so die Theilnahme des Gefühlsvermögens, d. h. die Auf-

regung eines Gefühls der Lust oder der Unlust durch die in der Sprache der Beredsamkeit vollendete stylistische Form, voraussetzt. Wenn denn nun auch für die Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit nicht die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens erfordert wird, welche die classischen Erzeugnisse der Sprache der Dichtkunst bezeichnet; so darf doch die Anregung der Thätigkeit des Gefühlsvermögens nicht von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden; nur daß sich die Stärke dieser Thätigkeit des Gefühlsvermögens theils nach dem, in der Rede behandelten, Stoffe, theils nach der individuellen geistigen Kraft des Redners, theils nach der größern oder geringern Reizbarkeit des Gefühls- und Bestrebungsvermögens bei den Zuhörern richtet. Daraus ergiebt sich für die wissenschaftliche Stellung der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst, daß bei dem, der über die Sprache der Beredsamkeit nach ihrer ganzen Fülle und Kraft gebieten will, die sichere Handhabung der Sprache der Prosa vorausgegangen seyn muß, so wie er auch dem Sprachgebiete der Dichtkunst nicht fremd seyn darf, wenn gleich der Redner, der eben so Dichter wäre, als Redner leicht in die Versuchung gerathen könnte, die beiden wesentlich von einander verschiedenen, und an sich selbstständigen Sprachgebiete der Dichtkunst und der Beredsamkeit mit einander zu verwechseln. Es hindert aber die wahre Classicität in beiden Sprachgebieten nichts mehr, als wenn entweder der Dichter rhetorisirt (d. h. wenn er, statt ausschließend das Gefühlsvermögen zu bewegen und zu erschüttern, zunächst auf das Bestrebungsvermögen einwirkt), oder wenn der Redner als Dichter erscheint

(wenn er, statt unmittelbar das Bestrebungsvermögen zu freien Handlungen zu bestimmen, nur das Gefühlsvermögen beschäftigt und aufregt). Der wahre Dichter wird daher daran erkannt, daß er, durch die Allgewalt der in seiner Individualität mächtig aufgeregten Gefühle, wieder zunächst und ausschließend auf das Gefühlsvermögen wirkt; so wie der wahre Redner, daß seine unmittelbare Thätigkeit der Aufregung des Bestrebungsvermögens zur Vollbringung freier Handlungen gilt.

6.

Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Beredsamkeit.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ausmittelung des **Verhältnisses der Einbildungskraft zur Sprache der Beredsamkeit.** Denn obgleich kein vollendetes Erzeugniß des Styls, es sey prosaisch, oder dichterisch, oder rednerisch, **ohne** Mitwirkung der Einbildungskraft an der classischen Form entsteht; so ist doch der Antheil der Einbildungskraft an den gediegenen Formen der Prosa anders, als an den classischen Erzeugnissen der Dichtkunst und der Beredsamkeit. Die Einbildungskraft hat nämlich die doppelte Aufgabe zu lösen, daß sie **theils** früher gehabte und dem Kreise der Wirklichkeit entsprechende Bilder wieder zu erneuern, **theils** ganz neue Urbilder hervorzubringen vermag, für welche in dem ganzen Kreise der Wirklichkeit kein Stoff und keine Aehnlichkeit vorhanden ist. Sie erzeugt diese Urbilder oder Ideale, indem sie die Ideen der Vernunft **versinnlicht**, und die Ideen der Vernunft unter einer sinnlich vollendeten Hülle

den drei geistigen Vermögen im Bewußtseyn vorhält. Weil aber die drei geistigen Vermögen an sich ursprünglich verschieden sind; so müssen auch die von der Einbildungskraft geschaffenen Ideale anders auf das Vorstellungs-, als auf das Gefühls- und Bestrebungsvermögen einwirken. Denn wenn sie dem Vorstellungsvermögen als die höchsten Endpuncte aller menschlichen Erkenntniß sich ankündigen; so erscheinen sie dem Gefühlsvermögen als die unermeßlichen Quellen der reinsten, tiefsten und gewaltigsten Bewegung der Gefühle, und dem Bestrebungsvermögen als die letzten Zielpuncte, deren Verwirklichung der menschlichen Freiheit geboten ist. Es idealisirt daher der Prosaiker, wenn er die wichtigsten Gegenstände und die Endpuncte der menschlichen Erkenntniß unter der Einheit einer vollendeten stylistischen Form darstellt; es idealisirt der Dichter, der durch die stylistische Vollendung seiner dichterischen Formen das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert; es idealisirt der Redner, der, durch die classische Vollendung seiner stylistischen Form in der Sprache der Beredsamkeit, Verstand und Vernunft von dem dargestellten Gegenstande überzeugt, das Gefühl für denselben gewinnt, zunächst aber den Willen bestimmt, den idealisch vorschwebenden Gegenstand durch freie Handlungen zu verwirklichen. Sind daher die Ideale die höchsten Erzeugnisse der menschlichen Einbildungskraft; so stehet auch die Einbildungskraft mit der Sprache der Beredsamkeit in einer wesentlichen und nothwendigen Verbindung, und behauptet auf dieselbe einen eben so starken Einfluß, wie auf die Sprache der Dichtkunst, weil in den von ihr vermittelten Idealen die höchsten Zielpuncte liegen, deren Ver-

wirklichung der Redner durch die Kraft der Sprache der Beredsamkeit beabsichtigt.

7.
Das Gesetz der Form in Beziehung auf die Sprache der Beredsamkeit, und mit Hinsicht auf die sogenannten rhetorischen Figuren.

Das Gesetz der Form gilt eben so unbedingt für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte, wie das Sittengesetz für alle freie menschliche Handlungen. Das Gesetz der Form ist daher auch, nach seinen beiden Grundeigenschaften, der Richtigkeit und der Schönheit der Form, der höchste Maasstab für alle stylistische Gediegenheit und Vollendung in der Sprache der Beredsamkeit (Th. 1. S. 224 ff). Ob nun gleich in diesem Werke, wo die selbstständige Sprache der Beredsamkeit nach ihrem Zusammenhange mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und nach ihrer mit beiden gemeinsamen Unterlage in der Philosophie der Sprache dargestellt wird, die in der Philosophie der Sprache vollständig durchgeführte Lehre von den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Th. 1. S. 243.) nicht wiederhohlt werden kann; so muß doch daran erinnert werden, daß die Richtigkeit der rednerischen Form, wie die der prosaischen und dichterischen, auf dem Daseyn der der Richtigkeit untergeordneten, Eigenschaften der Deutlichkeit, der Klarheit, der Reinheit, der Ordnung, der Treue, der Vollständigkeit, der Kürze und der logischen und grammatischen Einheit, —

und die Schönheit der rednerischen Form (Th. 1. S. 276) auf der Anwendung der, der Schönheit untergeordneten, Eigenschaften der freiesten Versinnlichung des Stoffes, der Natürlichkeit, der Mannigfaltigkeit, der ästhetischen Einheit, der Schattirung, der Vertheilung von Licht und Schatten, des Kontrastes, des Witzes und Scharfsinns, des Neuen, der edlen Einfalt, der Kraft, des Edlen und Würdevollen, des Großen, ja, in einzelnen Fällen, auch auf der Anwendung des Unerwarteten, des Kühnen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen, des Rührenden, und selbst des Humoristischen und des Satyrischen beruht.

Hauptsächlich aber muß dem, noch in vielen Theorieen vorwaltenden, Irrthume entgegengewirkt werden, als ob die sogenannten rhetorischen Figuren ausschließend der Sprache der Beredsamkeit angehörten, weshalb sie auch gewöhnlich blos in den Lehrbüchern der Rhetorik und Homiletik nach ihrem ganzen Umfange erörtert werden. Allerdings wird kein einziges Erzeugniß in der Sprache der Beredsamkeit ohne Anwendung einzelner oder mehrerer Figuren und Tropen getroffen werden; allein Figuren und Tropen gehören eben so gut zur ästhetischen Farbengebung in der Sprache der Prosa und Dichtkunst, wie in der Sprache der Beredsamkeit, und deshalb sind sie — als gemeinsame Merkmale aller drei Grundformen der Sprachdarstellung — in der Philosophie der Sprache (Th. 1. S. 422) ausführlich entwickelt, und nicht blos der Einleitung in die Sprache der Beredsamkeit vorbehalten worden. Denn so wie sie in ihrer Vereinzelung nur als armselige Verbrämungen ästhetischer Vorstellungen sich ankündigen können; so erscheinen

sie, in ihrer Gesammtheit betrachtet, als das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache selbst, und bestehen, nach dieser Ansicht, in einer vollendeten und in sich abgeschlossenen Bildersprache, welche zunächst durch die Thätigkeit der schöpferischen Einbildungskraft ins Daseyn gerufen, und vermittelst welcher der Zweck der höhern Versinnlichung und lebendigern Darstellung des Gegenstandes, so wie des tiefern Eindruckes auf das Gefühlsvermögen, beabsichtigt und erreicht wird.

Uebrigens wird nach dem Verhältnisse, in welchem die Einbildungskraft, und der von ihr ausgehende bildliche Ausdruck, zu der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit im Einzelnen stehet, der Gebrauch der Figuren und Tropen verhältnißmäßig am häufigsten und stärksten in der Sprache der Dichtkunst, sodann in der Sprache der Beredsamkeit, in der Sprache der Prosa hingegen in einem verminderten Grade statt finden, weil — wenn gleich keine stylistische Form, sie gehöre übrigens zur Prosa, Dichtkunst oder Beredsamkeit, ohne Mitwirken der Einbildungskraft entstehen kann, — die Thätigkeit der Einbildungskraft an der Sprache der Dichtkunst den meisten, an der Sprache der Beredsamkeit und Prosa aber nur einen verhältnißmäßigen Antheil hat, der in dem Sprachgebiete der Beredsamkeit zunächst von der höhern oder geringern Sinnlichkeit des behandelten Stoffes, von der Individualität des Redners, und von dem allgemeinen Zwecke der Sprache der Beredsamkeit überhaupt, so wie von dem besondern Zwecke jeder einzelnen Rede abhängt.

8.
Die Technik der rednerischen Form.

Wenn in Hinsicht auf die Anwendung der sogenannten rhetorischen Figuren die Sprache der Beredsamkeit der Sprache der Dichtkunst verwandter ist, als der Sprache der Prosa; so steht dagegen in Hinsicht der äußern Technik der rhetorischen Form die Sprache der Beredsamkeit der Sprache der Prosa näher, als der Sprache der Dichtkunst. Denn wenn das Eigenthümliche der Technik der dichterischen Form hauptsächlich (doch freilich nicht in allen Fällen) an dem Rhythmus, mit den von ihm abhängenden Gestaltungen der verschiedenen Sylbenmaaße und des Reims, erkannt wird; so gehört der Numerus zunächst der Sprache der Beredsamkeit und der Prosa, doch nach verschiedenen Schattirungen im Einzelnen, an. Deshalb ist der Gebrauch des Rhythmus in der Sprache der Beredsamkeit und der Prosa ein unverzeihlicher Verstoß gegen den ästhetischen Charakter der rhetorischen und prosaischen Form, wodurch eine solche Form sogleich das Gepräge des Classischen verliert (Th. 3. §. 7.).

Wenn aber auch der Rhythmus von der Sprache der Beredsamkeit nothwendig ausgeschlossen werden muß; so darf sie doch keinesweges des Wohlklanges ermangeln, auf welchem der musikalische Charakter alles durch Sprache Dargestellten beruht, der von der Sprache der Beredsamkeit in einem höhern Grade gefordert wird, als von der Sprache der Prosa, weil die Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, die sie beabsichtigt, von der möglichst freiesten Versinnlichung des rednerischen Stoffes abhängt. Der Wohlklang in der Technik der rednerischen Sprachformen umschließt drei we-

sentliche Bedingungen: den Klang (Euphonie), den Numerus und die Symmetrie. Der Klang beruht zunächst auf der Wahl und Stellung der einzelnen Wörter, nach dem in ihnen enthaltenen Verhältnisse der langen und kurzen Sylben gegen einander; nach der Abwechselung, Vertheilung und Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter in Hinsicht ihres musikalischen Gehalts, und nach der Verbindung und Ründung der einzelnen Sätze, besonders in Beziehung auf ihren Schlußfall am Ende der Perioden. So wird der Klang die Grundlage der Melodie in der Sylben- und Wortfolge, und folglich auch die Grundlage des musikalischen Charakters in dem größern oder kleinern Umfange einer ästhetisch vollendeten rednerischen Form. Er schließt daher alle Härten, allen Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Buchstaben, Sylben und Worten, und alle Eintönigkeit (Monotonie), so wie alle zufällige, oder absichtliche Einmischung eines dichterischen Metrums, von sich aus. — Der Numerus entsteht, sobald der Wohlklang der einzelnen Sylben, Wörter und Sätze auf die Folge und Verbindung ganzer Perioden ausgedehnt, und nach dem Gesetze des Wohlklanges besonders die Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder einer Rede, namentlich der Vorder- und der Nachsätze in den einzelnen Perioden, berechnet und durchgeführt wird. Inwiefern durch den Numerus der ästhetische Periodenbau begründet wird; insofern stehet er dem grammatischen und logischen gegen über. Denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede völlig richtig nach der allgemeinen Sprachlehre, und nach der empirischen Sprachlehre einer gegebenen Sprache, so wie nach den Gesetzen der Denklehre auf einander folgen, und

doch ist es möglich, daß das Ganze des Wohlklanges ermangelt. So wenig nun auch die grammatische und logische Richtigkeit dem Numerus aufgeopfert werden darf; so gewiß hat es doch der Schriftsteller, welcher über die Sprache der Beredsamkeit gebietet, in den meisten Fällen in seiner Gewalt, den ästhetischen Periodenbau mit dem grammatischen und logischen in Verbindung zu bringen, und das Gesetz des Wohllauts zu erfüllen, ohne das Gesetz der Wahrheit zu beeinträchtigen. Zugleich beruht auf dem Festhalten des Numerus hauptsächlich die declamatorische Darstellbarkeit einer rednerischen Form. — Wird aber dieser Numerus gleichmäßig festgehalten und durchgeführt in einer ganzen größern rednerischen Form, so daß die sämmtlichen einzelnen Theile derselben, bei aller Mannigfaltigkeit und Abwechselung in den auf einander folgenden Perioden, doch denselben musikalischen Charakter tragen; so ist dies die in der Technik der rednerischen Form wahrgenommene Symmetrie im Periodenbaue, inwiefern sie auf dem innern Ebenmaase und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines größern rednerischen Ganzen beruht, wodurch der an sich todte Mechanismus der Wortverbindung und der Aufeinanderfolge der Sätze in einen lebensvollen, und in sich nach allen einzelnen Theilen nothwendig zusammenhängenden, Organismus der vollendeten rednerischen Form übergeht.

9.

Die Sprache der Beredsamkeit als schöne Kunst.

So wie die Dichtkunst in das Gebiet der schö-

nen Künste und dadurch in die Aesthetik — als wissenschaftliche Darstellung des Gesammtgebiets aller schönen Künste — gehört; so auch die Redekunst, welche, als Kunst, zweierlei in sich faßt: die stylistische Vollendung der einzelnen Erzeugnisse in der Sprache der Beredsamkeit, und die sinnlich vollkommene äußere Darstellung dieser Erzeugnisse vermittelst der öffentlichen Rede, welche die Declamation und Gesticulation in sich einschließt. — In einer systematischen Durchführung der Redekunst muß daher eben so von der sinnlich vollkommenen äußern Darstellung der rednerischen Kunstformen durch freies Gebieten über die Sprache, als Inbegriff aller menschlichen Laute und Töne, und über das sie begleitende körperliche Gebärden- und Zeichenspiel, wie von den Bedingungen der Classicität der stylistischen rednerischen Form gehandelt werden, während in einem Werke, welches das Gesammtgebiet der teutschen Sprache überhaupt umschließt, nur das innere Wesen der Sprache der Beredsamkeit, nicht aber die äußere Darstellung der rednerischen Erzeugnisse durch Declamation und Gesticulation, behandelt wird. Aus diesem Grunde ist es zweckmäßiger, in dem Gesammtgebiete der teutschen Sprache die Benennung: Sprache der Beredsamkeit, statt des Ausdrucks: Redekunst, beizubehalten, weil der letzte Begriff mehr in sich faßt, als der erste. Weil aber das, was die Sprache der Beredsamkeit in Hinsicht auf die Bedingungen der Classicität der rednerischen Formen enthält, den ersten und wesentlichsten Bestandtheil der Redekunst bildet; so darf auch die Theorie der Sprache der Beredsamkeit keinesweges von dem Gebiete der schönen Künste ausgeschlossen werden.

Dadurch unterscheidet sich denn die Sprache der Beredsamkeit wesentlich von der Sprache der Prosa, welche, obgleich auch sie nach dem Gesetze der Form beurtheilt wird, doch nicht in den Kreis der schönen Kunst gezogen, und, in dieser Beziehung, weder der Sprache der Dichtkunst noch der Beredsamkeit gleichgestellt werden kann. Denn weil die Sprache der Prosa zunächst aus der Thätigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens stammt, wenn sie gleich die Mitwirkung des Gefühls- und Bestrebungsvermögens nicht ganz von sich ausschließt, kann sie nicht in das Gebiet der schönen Künste gezogen werden. Dagegen gehören die Dichtkunst und die Redekunst diesem Gebiete nach demselben Rechte an, nach welchem Tonkunst, Malerei, Plastik, Tanzkunst u. s. w. zum Kreise schöner Künste gerechnet werden. Doch unterscheiden Dichtkunst und Redekunst, als Künste, sich wesentlich dadurch von einander, daß in der Dichtkunst Gefühle unmittelbar den Stoff der Darstellung bilden, während in der Sprache der Beredsamkeit die Gefühle nur nach ihrem Zusammenhange mit den dargestellten Bestrebungen des Redners sich ankündigen. — Der Redner ist daher von dem Prosaiker und dem Dichter völlig verschieden; die Stimmung seines Geistes, der er folgt und die er durch die eigenthümliche Sprache der Beredsamkeit versinnlicht, ist ein von der geistigen Stimmung des Prosaikers und des Dichters ganz verschiedener Zustand. Mithin muß auch die erkennbare Form der äußern Darstellung dieses innern Zustandes des Redners einen ihm ganz eigenthümlichen Charakter an sich tragen, und diese äußere Form, — die Sprache der Beredsamkeit, — wird um so vollkommener und vollen-

deter seyn, je vielseitiger und gleichmäßiger der Geist nach den ihm einwohnenden drei Vermögen ausgebildet, und je reicher bereits die Sprache ist, in welcher er den classisch gehaltenen Ausdruck der in ihm zum Bewußtseyn gebrachten Zustände seines Bestrebungsvermögens niederlegt.

Uebrigens läßt sich nur daraus, daß die Sprache der Beredsamkeit die reichste Mannigfaltigkeit der stylistischen Darstellung, die vielseitigste Gewandtheit in der Anwendung der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, und das sicherste Festhalten der Mittellinie zwischen Prosa und Dichtkunst verlangt, die kleine Zahl der vollendeten Classiker in der Sprache der Beredsamkeit bei den Teutschen erklären, während das Sprachgebiet der Dichtkunst von einer ungleich größern Menge von Classikern angebaut ward, und selbst das Sprachgebiet der Prosa eine größere Zahl von Classikern besitzt, als die Sprache der Beredsamkeit. Aus dieser verhältnißmäßigen kleinern Zahl der Classiker in der Sprache der Beredsamkeit, im Gegensatze der Sprache der Dichtkunst und der Prosa, läßt sich zugleich die an sich befremdende Erscheinung erklären, daß auch die Theorie der Beredsamkeit bis jetzt verhältnißmäßig nicht so umschließend angebaut, und im Einzelnen nicht so durchgebildet ist, wie die Theorie der Prosa und der Dichtkunst, weil jeder vollständig durchgeführten Theorie ein vielseitiger und gleichmäßiger Anbau aller einzelnen in der Theorie aufgestellten Formen nothwendig vorausgehen muß. Denn durchgehends folgt im Gebiete schöner Künste die Theorie der Praxis, und große Geister in der Praxis (z. B. ein Mozart, Haydn, Cherubini u. a. in der

Tonkunst) bereichern das Gebiet der Theorie mit neuen Ansichten, Regeln und Formen.

Gehört, nach den aufgestellten Grundsätzen, die Sprache der Beredsamkeit in das Gebiet der Redekunst, und, zugleich mit der Redekunst, in das Gesammtgebiet der schönen Künste; so muß die Theorie der Beredsamkeit scharf von der Theorie des prosaischen Styls unterschieden werden, welche die Gesetze verzeichnet, nach welchen die zum Bewußtseyn gelangten Begriffe und Ideen des Verstandes und der Vernunft zur Einheit der stylistischen Form verbunden werden. Es ist daher eben so fehlerhaft, die Theorie der Beredsamkeit unter den einzelnen Abschnitten der Theorie des prosaischen Styls, und zwar als Untertheil des Lehrstyls aufzuführen, wie es fehlerhaft seyn würde, in die Theorie der Sprache der Beredsamkeit die Theorie des Lehrstyls, des geschichtlichen Styls, des Briefstyls und des Geschäftsstyls aufzunehmen. Durch die hervorstechende Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens in der Sprache der Prosa, und durch die hervorstechende Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens in der Sprache der Beredsamkeit sind bereits in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes im Bewußtseyn die Grenzen genau gezogen, welche in der Theorie der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit wissenschaftlich aufgestellt und festgehalten werden müssen. Wo also in der Sprachdarstellung die unmittelbare Wirksamkeit des Verstandes und der Vernunft — oder auch nur des bloßen Gedächtnisses — erkannt wird; da gehört die stylistische Form in das Gebiet der Sprache der Prosa, von welcher übrigens die Theilnahme und Mitwirkung der beiden andern geistigen Vermögen an der Be-

gründung und Durchbildung der stylistischen Form nicht ausgeschlossen wird. Wo aber in der Sprachdarstellung der unmittelbare Charakter und Ausdruck menschlicher Bestrebungen, und die beabsichtigte Wirkung der stylistischen Form auf die Belebung des menschlichen Willens zu Entschlüssen und Handlungen nicht verkannt werden kann; da gehört die stylistische Form in das selbstständige Gebiet der Sprache der Beredsamkeit.

10.

Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit.

Nach diesen, aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst und aus dessen Ankündigungen im Bewußtseyn abgeleiteten, Grundsätzen über das Wesen der Sprache der Beredsamkeit, und deren Verschiedenheit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, ist es möglich, die allgemeinsten Ergebnisse über den selbstständigen und eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredsamkeit, nach ihrer Ankündigung im Gesammtgebiete der Sprache, neben der von ihr verschiedenen Sprache der Prosa und der Dichtkunst, — und, an der Spitze dieser Ergebnisse, den Begriff des Redners selbst aufzustellen.

Redner ist daher, wer über die Sprache der Beredsamkeit, nach dem aufgestellten Begriffe derselben, in ihrem ganzen Umfange und für jeden Zweck des Lebens, wo die Sprache der Beredsamkeit angewandt werden kann, mit Sicherheit gebietet. Der Redner muß also, als erste und unnachlaßliche Bedingung, die Zustände seines Bestrebungsvermögens

zum deutlichen Bewußtseyn erheben, und sie vermittelst der Sprache unter einer vollendeten Form darstellen können, durch welche der Wille der Leser oder Hörer zu festen Entschlüssen gebracht, und zur Verwirklichung des von dem Redner Verlangten durch freie Handlungen bestimmt wird.

Diese erste und wesentlichste Bedingung schließt aber mehrere andere Grundbedingungen in sich ein.

Sie setzt zunächst voraus, daß der Redner einen hohen Grad geistiger Bildung überhaupt erreicht habe, und daß namentlich die drei geistigen Vermögen gleichmäßig in ihm entwickelt seyen. Seine Vorstellungen müssen Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit, seine Gefühle Innigkeit, Reinheit und Wärme, seine Bestrebungen einen sittlichen Zweck, und Kraft und Beharrlichkeit, ihn zu erreichen, haben. So wie die Armuth des Geistes in den Werken des Redners unaufhaltbar zurückstößt; so auch die Halbheit und Schiefheit der Bildung der einzelnen, oder aller drei geistigen Vermögen.

Doch reicht die ursprüngliche glückliche Ausstattung und gleichmäßige Entwickelung der drei geistigen Vermögen nicht aus, den Redner zu bilden. Denn vielseitige und reichhaltige Kenntnisse aus den verschiedensten Kreisen des menschlichen Wissens, besonders aber philosophische und geschichtliche, als die Unterlage aller höhern Wirksamkeit vermittelst der Sprache der Beredsamkeit, muß der Redner sich erworben haben, wenn er für die von ihm behandelten Gegenstände Ueberzeugung und Entschluß, und von ihnen die lebendigste und ansprechendste Versinnlichung bewirken will. Nie hat es einen großen religiösen und politischen Redner gegeben, der nicht entweder Philosoph, oder Historiker, oder

beides zugleich war. Je mehr aber der Redner **beides zugleich** ist; desto mächtiger wird auch seine Rede wirken, sobald sie übrigens in stylistischer Hinsicht dem Gesetze der Form entspricht. Der Philosophie bedarf er, um nicht blos Begriffe aufzustellen und zu zergliedern, sondern um **Ideen** aufzufassen, ihnen, wo möglich, das Gepräge der Neuheit zu geben, sie unter sich selbst richtig und genau zu verbinden, und ihre Aufeinanderfolge mit Sicherheit anzuordnen, damit durch ihre Darstellung Ueberzeugung bewirkt, und die Idee dem Kreise des Handelns und des wirklichen Lebens näher gebracht werde. Ohne Zurückführung des rednerischen Stoffes auf Vernunftideen, wird jede Rede nur ins Flache und Breite übergehen, und ohne die sichtbaren Spuren der Vernunftthätigkeit an der Gestaltung der Rede wird diese des innern Zusammenhanges und der organischen Einheit ermangeln. Allein gleich nothwendig sind die **geschichtlichen** Kenntnisse, damit das von der Vernunft ausgehende Wort durch Beispiele erläutert, versinnlicht und verstärkt werde, und das, was aus dem Kreise der Wirklichkeit zurückstralt in dem Spiegel der Geschichte, durch seine lebendige Kraft zu ähnlichen Handlungen führe und begeistere. Soll aber der Redner in einzelnen Fällen diese Begeisterung bewirken, und überhaupt seine Sprachform Leben, Fülle, Kraft und Feuer haben; so muß seine **Einbildungskraft** Antheil nehmen an der Hervorbringung und Gestaltung der rednerischen Form, damit er durch das Gleichmaas und die Fülle seiner Sprache, so wie durch die innere lebensvolle Verbindung aller einzelnen Theile der Rede, eben so auf die Mindergebildeten, wie auf die Gebildeten seiner Zu-

hörer wirke, wenn er gleich zunächst die Gebildeten im Auge behält, während er die Mindergebildeten an sich heraufzuziehen, für seinen Standpunct zu gewinnen und eben so ihre lückenvolle Erkenntniß, wie ihre mangelnde Thatkraft fortzubilden sucht. Nie darf aber die Einbildungskraft des Redners mit den Farben des Dichters zeichnen; nie darf seine Anwendung der Figuren und Tropen über den Reichthum des bildlichen Ausdruckes hinausgehen und in eine bloße Bildersprache verwandelt werden. Denn dies ist die gefährlichste Klippe, namentlich für den jungen, über eine lebendige Einbildungskraft gebietenden Redner, die er nur dann glücklich umschifft, wenn er sich neben dem darzustellenden Bilde jedesmal der Vernunftidee deutlich bewußt ist, die er unter der Hülle des Bildes zeichnet, und wenn er nicht, wie der Dichter, die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, sondern die Belebung, Aufregung und Spannkraft des Bestrebungsvermögens beabsichtigt. In dem Redner muß, bei aller Wärme des Gefühls und bei allem Feuer der Einbildungskraft, doch die Vernunft die Herrschaft über die Einbildungskraft, und die Idee das Uebergewicht über das versinnlichende Bild behalten. Denn ihm ziemt es nicht, blos an die Einbildungskraft seiner Zuhörer sich zu wenden. Sie sollen nicht reicher an Bildern, wohl aber reicher an richtigen Begriffen und bestimmten Ideen, und durch diese zu festen Entschlüssen und bestimmten Aeußerungen der Thatkraft gebracht werden. Nicht also in dem Schwalle rauschender Töne, nicht in dem Schellengeläute bunter Floskeln und Redensarten, nicht in der Häufung der Epitheten, nicht in der Dunkelheit stark gefärbter Bilder und gewaltsam gruppirter

Gegenstände besteht die Fertigkeit und Kunst des Redners, sondern in einer gleichmäßigen Wirksamkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, in einem gleichmäßigen Reichthume wahrer und tiefer Ideen und treffender und reicher Bilder, die nicht ihrer selbst, sondern der Ideen wegen da sind, und die, während die Idee mit unaufhaltbarer Kraft den Geist überzeugend ergreift, über das Ganze der Darstellung ein frisches, wohlthuendes Leben verbreiten.

11.

Fortsetzung.

Bei dem Redner muß aber zu der gleichmäßigen Bildung seiner drei geistigen Vermögen, zu dem Reichthume seiner philosophischen und geschichtlichen Kenntnisse, und zu der harmonischen Thätigkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, eine genaue Menschenkenntniß überhaupt, besonders aber eine umschließende Kenntniß des bestimmten Kreises seiner Zuhörer hinzukommen. Der wahre Redner darf nicht Stubengelehrter seyn; er muß das menschliche Herz, nach seinen Licht- und Schattenseiten, und eben so nach seinen rechtlichen und sittlichen Neigungen, wie nach seinen Schwachheiten, Fehlern und Verirrungen, erforscht haben. Er muß zugleich die Welt kennen; d. h. er muß den Geist des Zeitalters, in welchem er lebt, nach seinen Hauptbestrebungen verstehen; er muß den Standpunct der Cultur der jetzt lebenden Völker richtig auffassen; er muß die Bedingungen und Ankündigungen ihres innern und äußern Lebens bestimmt sich vergegenwärtigen; er muß wissen, welche Thatsachen im Kreise der Ver-

gangenheit die Zustände der Gegenwart vermittelten und herbeiführten; er muß einen sicher berechneten Blick in die Zukunft thun, die aus der Gegenwart sich entwickeln wird; besonders aber muß er das Volk, unter welchem er lebt, nach allen seinen geistigen, sittlichen und bürgerlichen Verhältnissen und Bedürfnissen erforscht haben, und namentlich denjenigen Kreis von Menschen, welchem seine unmittelbare Thätigkeit angehört. Denn anders spricht der religiöse Redner in Teutschland, als in Spanien, anders in Schweden, als in Italien; anders spricht der teutsche Prediger in einer Universitäts- oder Hofkirche, als vor einer Landgemeinde. Dasselbe gilt von dem politischen Redner. Anders spricht ein Redner in dem brittischen Oberhause, als in der Pairskammer zu Paris; anders ein Mitglied der zweiten Kammer zu München, als ein Redner des Storthings zu Christiania. Anders sprach Demosthenes in Griechenland, als Cicero in Rom. — So gewiß der Redner seine geistige Individualität und das Volk nicht verläugnen kann, unter welchem er aufwuchs, gebildet ward, und zu welchem er spricht; so gewiß ist auch der größte Theil seiner Wirksamkeit durch die genaue Kenntniß des Culturgrades, der Sitten, der Verhältnisse und der Bedürfnisse seines Volkes und seines unmittelbaren Berufskreises bedingt. Damit wird aber nicht geläugnet, daß es nicht Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse gebe, die eben so am Ohio wie an der Weichsel, eben so am Tajo wie an der Themse, eben so am Ganges wie an der Donau auf die Menschen wirken. Denn welche menschliche Brust fühlte sich nicht erhoben, wenn der religiöse Redner den Glauben an Weltregierung,

an Unsterblichkeit, an Vergeltung und an das Daseyn Gottes, und der politische Redner die hohe Idee der bürgerlichen Freiheit, oder die Idee der Freiheit des gegenseitigen Verkehrs unter allen gesitteten Völkern verkündigt? Deshalb wird auch der Redner seiner Wirkung desto mehr sich versichern, je mehr der besondere Gegenstand, welchen er behandelt, den Ideen der Vernunft nahe liegt, und auf die höchsten und allgemeinsten sittlichen oder bürgerlichen Interessen des ganzen menschlichen Geschlechts zurückgeführt werden kann. Mögen immer diese höchsten Ideen und Interessen der Menschheit nicht selbst in dem ausgesprochenen Worte des Redners vorkommen; so werden sie doch, als Grundtöne, in dem Gemüthe der Zuhörer mehr oder weniger angeregt werden, und gleichsam die stillschweigende Unterlage der von dem Redner in den Zuhörern vermittelten Gesinnungen, Ueberzeugungen und Entschlüsse bilden.

Soll aber der Redner die von ihm beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen; so muß die Versammlung, zu welcher er spricht, von der strengen Sittlichkeit seines Charakters und von seiner eignen Ueberzeugung von dem, was er sagt, durchdrungen seyn. Sey es also auch ein religiöser oder politischer Irrthum, den der Redner aufstellt und durchführt; so werden doch seine Zuhörer den Glauben an ihn nicht verlieren, und selbst die Andersdenkenden und Hellsehendern werden ihn nicht verkennen, sobald jeder weiß, der Redner spricht, wie er denkt, und giebt nichts, als was ihm als innige Ueberzeugung sich darbietet. Doch reicht dieser Glaube der Zuhörer an die intellectuelle Redlichkeit des Redners nicht aus, sobald

damit nicht die Ueberzeugung von der unbefleckten Reinheit und Güte seines Charakters sich verbindet. Denn diese ist es, welche eben so den Gebildeten, wie die Masse mit sich fortreißt. Der Mann, der Strenge der Sitten fordert, und die Gebrechen der Zeit mit starker Sprache rügt, wird nicht mißfallen, sobald alle wissen, daß er unerbittlich streng gegen sich selbst ist. Wer daher Reinheit der Gesinnung und des Wandels als Redner fordert, muß selbst der ernsten Stimme des Sittengesetzes folgen. Wer gegen Sklaverei und Leibeigenschaft sich erklärt, darf nicht seine Hausgenossen und Dienstboten mißhandeln. Wer Wohlthätigkeit empfiehlt, darf nicht geizig, wer Demuth und Bescheidenheit preiset, darf nicht aufgeblasen und eitel seyn. Wer die unbedingte Herrschaft des Rechts auf der Erde und in der Wechselwirkung der einzelnen Staaten verkündigt, darf nicht dem Despotismus schmeicheln, nicht die geheime Polizei empfehlen, nicht Kabinetsbefehle zur Beugung der Gerechtigkeitspflege entschuldigen, und nicht die Erhöhung der Steuern und Abgaben bis zum Drucke der einzelnen Volksklassen rechtfertigen. — Von einer Wirksamkeit aber, die nicht im Augenblicke des Haltens der Rede zu berechnen ist, und die in ihren Folgen oft über das lebende Menschengeschlecht hinausreicht (man denke an Pitt und Fox, an Zollikofer und Reinhard), ist die Kraft der Rede, sobald der politische und religiöse Redner die öffentliche Meinung für sich hat, daß er nie von seiner individuellen Ueberzeugung sich entfernt, und daß sein Leben selbst der sicherste Beleg zu den Wahrheiten ist, die er verkündigt, und zu den Pflichten und Rechten, deren Anerkennung und Verwirklichung er von Andern verlangt. Damit läßt sich

sehr gut vereinigen, daß der religiöse und politische Redner in einzelnen Fällen den Kreis, zu dem er spricht, noch nicht reif findet für gewisse Ideen und Ansichten, und daß er mit Jesu denkt: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen." Er wird dann über Gegenstände schweigen, die noch nicht in den Gesichtskreis seiner Zuhörer fallen, und wofür noch kein anerkanntes Bedürfniß auf der von ihnen erreichten Stufe ihrer Cultur spricht; er wird aber nie das Gegentheil von dem sagen, was er denkt, und nie das öffentlich als Wahrheit aussprechen, was ihm als Irrthum erscheint. Er wird daher nie die Kraft der Beredsamkeit zu einem unedlen Zwecke mißbrauchen, sondern nur das empfehlen, wovon sein ganzes Wesen durchdrungen ist, und was er als das Beste und Wirksamste anerkennt. Er wird in seiner öffentlichen Ankündigung den Vorwurf vermeiden, daß er „weder kalt noch warm" sey; denn jedesmal wird der Kreis seiner Zuhörer es wahrnehmen, daß er von seinem Gegenstande fest überzeugt und innig durchdrungen ist.

12.
Schluß.

Wenn dies, in einem kurzen Umrisse, die innern Bedingungen des wahren Redners sind; so müssen sich an diese auch zwei äußere Bedingungen anschließen: die classische Vollendung der rednerischen Form, und die sinnlich vollkommene äußere Darstellung der Rede.

1) Da für die classische Vollendung jeder rednerischen Form das Gesetz der Form überhaupt als

allgemeinster und höchster Maasstab gilt; so gestaltet sich auch dessen Anwendung im Einzelnen nach der geistigen Individualität des Redners; nach dem Stoffe, den er behandelt; nach dem Zwecke, den er beabsichtigt; nach dem Culturgrade, auf welchem seine Zuhörer stehen, und nach dem jedesmaligen Verhältnisse, unter welchem eine religiöse oder politische Wahrheit ins wirkliche Leben eintreten soll. Allein unerläßlich bleiben zwei Forderungen. Die erste, daß die Sprache des Redners gleich weit von der Sprache der Prosa, wie von der Sprache der Dichtkunst abliege, und durchgehends den eigenthümlichen und selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit behaupte, so mannigfaltig auch im Einzelnen die Schattirungen derselben seyn mögen; die zweite, daß jede Rede, selbst die freie (extemporirte), inwiefern sie unter dem Gesetze der Form stehet, — bei aller Verschiedenheit der Ausführung im Einzelnen — den beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form, der Richtigkeit und der Schönheit, entsprechen muß. Denn weder blos das Vorhandenseyn der Richtigkeit, noch das bloße Vorhandenseyn der Schönheit der Form, ertheilt der Rede den Charakter der Gediegenheit und stylistischen Vollendung.

2) Weil aber an sich jede Rede für die äußere Mittheilung und Darstellung berechnet ist; so folgt von selbst — was bereits (§. 8.) unter der Lehre von der Technik der rednerischen Form erinnert ward — daß sie nur dann ihre beabsichtigte Wirkung erfüllen wird, wenn sie als sinnlich vollkommen in der Darstellung erscheint. Diese sinnlich vollkommene Darstellung beruht theils auf der Wortsprache, theils auf der Gebärdensprache.

Die Wortsprache des Redners, oder die Fertigkeit in der mündlichen Darstellung, setzt die möglichst höchste Gewandtheit und Ausbildung der Sprachfähigkeit (der Zunge) voraus, und kündigt sich darin an, daß die äußere Darstellung der Rede eben so zu einer ästhetischen Einheit erhoben wird, wie die stylistische Form der Rede eine abgeschlossene ästhetische Einheit bildet. Die äußere ästhetische Einheit der Rede ist aber blos durch die Anwendung der Grundsätze der Tonkunst auf die declamatorische Darstellung möglich. Denn diese Rücksicht auf die Grundsätze der Tonkunst verlangt zunächst eine vielseitige Uebung und Bildung des Sprachorgans, damit die Stimme Reinheit, Umfang und Wohllaut gewinne, und der Redner durch Uebung und Kunst eben so die Naturanlage veredle, wie der Sänger durch lange Uebung sein Organ verbessert und vervollkommnet. Dazu gehört, daß der Redner alle einzelne Buchstaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig, und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute ausspreche; daß er die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i) und der Diphthonge frühzeitig einübe; daß er nicht mit der Zunge anstoße, keinen Buchstaben und keine Sylbe verschlinge, oder am Schlusse der Wörter und Sätze ganz fallen lasse; daß er keinen singenden Ton sich aneigne, und nach der Fertigkeit strebe, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne — nach den in den darzustellenden Ideen selbst enthaltenen Schattirungen — mit Leichtigkeit und Sicherheit hervorzubringen; besonders aber, daß er nie zu hastig und übereilt, sondern mit Besonnenheit und Ruhe spreche. — Allein, nächst der sorgfältigen und vielsei-

tigen Uebung des Sprachorgans, verlangt die Rücksicht auf die Grundsatze der Tonkunst von der Wortsprache, daß die rednerische Form vermittelst einer der Tonkunst nachgebildeten Behandlung nach außen als ästhetische Einheit sich ankündige. Dazu gehört, daß der Redner in der Wortsprache den eigenthümlichen Charakter des rednerischen Erzeugnisses getreu wiedergebe und bestimmt versinnliche (denn anders muß eine Festpredigt, anders eine Trauerrede, anders die Parlamentsrede, anders die Schulrede u. s. w. nach außen erscheinen); daß er — nach dem Verhältnisse, wie in der Tonkunst jedes größere oder kleinere Tonstück in einer bestimmten Tonart gehalten, und für den Vortrag desselben eine bestimmte Tactart (Mensur) vorgeschrieben wird, — für die in der Wortsprache darzustellende Rede den ihr angemessenen Grundton ergreife und festhalte, die Ausweichungen aus demselben in verwandte Töne im Voraus genau berechne, und das für die Rede gewählte Zeitmaas in den einzelnen Schattirungen des Vortrages — nach der Betonung der einzelnen Sylben und Wörter, als Viertel, Achtel u. s. w., wie in der Tonkunst, — durchführe, so wie er über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, nach der Aehnlichkeit des Forte und Piano in der Tonkunst, frei und sicher gebieten muß. Dies wird dem Redner aber nur dann gelingen, wenn er der richtigen Betonung (Accentuation) mächtig geworden ist; denn das musikalische Leben und die äußere ästhetische Darstellung der vollendeten Rede beruht auf dem richtigen Legen und Festhalten des Accents, namentlich in der teutschen Sprache, die — wie in der Lehre von der Prosodie (Th. 3. §. 9.) bewiesen ward — keine quantitirende, son-

dern eine accentuirte Sprache ist. In der teutschen Sprache hat nämlich jedes Wort eine Sylbe, welche, als die wichtigste, den Ton erhält; dies ist der Wort- oder Begriffsaccent. Nächst diesem Wortaccente muß aber der declamatorische (oder ästhetische) Accent berücksichtigt werden, der, in den einzelnen stylistischen Perioden, zuerst das Hauptwort, dann die wichtigsten Nebenwörter, und, nach demselben Verhältnisse der Schattirung des sinnlichen Ausdruckes, alle einzelnen Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte und nach ihrer gegenseitigen Stellung bezeichnet. Denn wie, für die innere Gediegenheit der Rede, das Gesetz der Form die beiden Grundeigenschaften der Richtigkeit und Schönheit aufstellt; so gehört auch für die äußere Richtigkeit der Wortaccent, und für die äußere Schönheit der declamatorische (oder ästhetische) Accent. Keiner von beiden kann den andern ersetzen; keiner darf den andern verdrängen; beide müssen in der äußern Darstellung aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden seyn, weil die sinnliche Wirkung der Rede auf den Kreis der Zuhörer von ihrer gleichmäßigen Anwendung abhängt. Denn so unerläßlich die Wahrheit und Richtigkeit des Ausdrucks in der äußern Bezeichnung bleibt; eben so wichtig ist der declamatorische Accent für die ästhetische Farbengebung, die — sobald sie nicht in absichtlich gesuchte Malerei ausartet — ihre Wirkung auf das Bestrebungs- und Gefühlsvermögen nicht verfehlt.

Nächst der Wortsprache gehört aber auch zur sinnlich vollkommenen Darstellung der Rede die Gebärdensprache, oder die vollendete ästhetische Einheit in den verschiedenen Bewegungen des menschlichen Körpers und seiner Theile in Beziehung auf die

Versinnlichung gewisser Ideen, Gefühle und Bestrebungen vermittelst dieser Bewegung. Da diese Gebärdensprache bei der äußern Redekunst nicht — wie in der selbstständigen schönen Kunst der Mimik — ein von der Wortsprache verschiedenes und besonderes Ganzes bildet, sondern nur die Wortsprache begleiten, unterstützen und verstärken soll; so folgt auch daraus, daß, bei dem Redner, die Gebärdensprache durchgehends von der Wortsprache abhängig ist. Sie steht daher zur Wortsprache ungefähr in demselben Verhältnisse, unter welchem in der Tonkunst das accompagnirende Instrument zu dem obligaten erscheint. Die Gebärdensprache darf daher nicht jedes Wort, nicht jeden Ausdruck begleiten; sie folgt vielmehr, in einer sorgfältig berechneten Abstufung und verhältnißmäßigen Steigerung, dem Bedeutendern nnd Wichtigern in der Sprachdarstellung, mit Festhaltung des Gesetzes der Sparsamkeit, der Richtigkeit und der Schönheit. Denn soll das Gebärdenspiel unter ästhetischen Gesetzen stehen; so muß es im Voraus durchdacht, dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen, sinnvoll, in sich selbst harmonisch, und — nach seinen einzelnen Theilen — zu einer ästhetisch vollendeten Form ausgeprägt worden seyn. Nur unter diesen Bedingungen werden die äußern Zeichen des Redners den Wiederschein der hohen Bildung, Tiefe und Gediegenheit seines innern geistigen Lebens enthalten, und das Innere und Aeußere der Rede wird ein gleichmäßig verbundenes, ein in sich übereinstimmendes, ein unauflösliches Ganzes bilden, das, nach dieser Verschmelzung der innern Classicität der Rede mit der vollendeten äußern Wort- und Gebärdensprache, seines

tiefgreifenden Eindruckes auf das Gemüth der Zuhörer nicht verfehlen wird.

13.

Die drei Schreibarten in der Sprache der Beredsamkeit.

So wie in der Sprache der Dichtkunst und Prosa jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Beredsamkeit. Jede einzelne Rede gehört, nach ihrem Grundtone und nach der Haltung und Durchführung der Sprache, entweder zur niedern, oder zur mittlern Schreibart, weil in der höhern Schreibart nie eine ganze Rede — höchstens eine Harangue — gehalten werden kann und darf. Am meisten eignet sich die mittlere Schreibart, nach ihrem in der Philosophie der Sprache aufgestellten Charakter, zur stylistischen Darstellung der Rede, weil sie, im Gegensatze der niedern und der höhern Schreibart, theils die gleichmäßigste Bildung aller drei geistigen Vermögen voraussetzt, theils nach ihrer Wirkung wieder die gesammten drei geistigen Vermögen umschließt, während die niedere Schreibart zunächst auf das Vorstellungsvermögen, und die höhere Schreibart zunächst auf das Gefühlsvermögen wirkt. Doch ist die niedere Schreibart, nach ihrer Faßlichkeit und Einfachheit des stylistischen Ausdruckes, ebenfalls zur religiösen und politischen Rede geeignet, sobald als sie zunächst für den Gesichtskreis und für die Belebung des Wil-

lens der untern Volksklassen und der großen Masse bestimmt sind, welche gewöhnlich zu wenige geistige Entwickelung, Bildung und Uebung besitzt, um der mittlern Schreibart, nach der Tiefe und dem Reichthume der Ideen, nach der Hoheit und Würde ihrer Sprache, und nach der Fülle, Haltung und Ründung ihres Periodenbaues folgen zu können.

Was die Uebergänge aus der einen Schreibart in die andere betrifft; so dürfen diese in der Rede nicht zufällig und willkührlich eintreten, vielmehr müssen sie von dem Redner sorgfältig berechnet seyn. Denn ist die Rede zunächst in der niedern Schreibart gehalten; so muß die Steigerung des zu behandelnden Stoffes nach seinen innern Gründen, und die unmittelbare Beziehung desselben auf das Bestrebungsvermögen, die Veranlassung darbieten, aus der niedern Schreibart in die mittlere überzugehen. Auf gleiche Weise findet — doch immer nur in den seltenen Fällen, wo der Redner eine unmittelbare und vorübergehende Wirkung auf das Gefühlsvermögen seiner Zuhörer beabsichtigt — ein Uebergang aus der im Grundtone der Rede festgehaltenen mittlern Schreibart in die höhere statt, und vielleicht eben so selten ein Abwärtssteigen aus dem Grundcharakter der mittlern Schreibart in die niedere.

Wenn bei der Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart für die stylistische Darstellung einer Rede theils die Individualität des Redners, ob er mehr der niedern, oder der mittlern Schreibart gewachsen ist, — theils der für die Rede gewählte Stoff, theils der durch die Rede zu erstrebende Zweck, theils die Mehrzahl des Kreises der Zuhörer in Anschlag kommen muß; so ist es doch eine unnachläßliche Forderung, daß der Redner in der

einmal gewählten Schreibart bestimmt sich gleich bleibe, und daß er über den Umfang der Sprache mit der Sicherheit gebiete, daß jeder gebildete Leser oder Zuhörer der Rede in der ganzen stylistischen Haltung und Durchführung derselben einen und denselben Charakter der Schreibart erkennt. Denn eben auf dieser weder ängstlich gesuchten, noch künstlich herbeigeführten, sondern im natürlichen Erguße des gereiften Geistes entstandenen und gleichmäßig durchgeführten, stylistischen Form der Rede beruht die ästhetische Einheit und die Classicität derselben.

Ob nun gleich die Eigenthümlichkeit der geistigen Bildung und Reife, so wie die individuelle hohe Bewegung des Bestrebungsvermögens bei dem Redner über die Kraft und Gediegenheit seiner Sprache entscheidet (Pectus est, quod disertum facit, et vis mentis); so wird doch, bei aller Verschiedenheit der von ihm behandelten Stoffe, derselbe Redner, in seinen rednerischen Erzeugnissen, an gewissen eigenthümlichen Bezeichnungen und Wendungen — sie mögen nun die Anordnung und Vertheilung des Stoffes betreffen, oder die Behandlung und Ausprägung der Form — wieder erkannt werden, welche man, in gutem Sinne, die ihm eigenthümliche Manier nennen kann. So wird, an seiner individuellen Manier, Demosthenes wie Cicero, Flechier wie Saurin, Burke wie Pitt, Zollikofer wie Reinhard, Schleiermacher wie Tzschirner, erkannt. Dieses Festhalten einer selbstgeschaffenen Manier ist übrigens nichts weniger, als fehlerhaft, sondern vielmehr die nothwendige Folge der ganz eigenthümlichen Entwickelung und Richtung der geistigen Vermögen bei ausgezeichneten Individuen. Wer wagt es an Horaz und Virgil, an Ariost

und Tasso, an Shakespeare und Milton, an Bürger und Kosegarten, an Schiller und Göthe zu tadeln, daß man, unter den verschiedensten dichterischen Formen ihres classischen Geistes, dennoch ihre Individualität und das eigenthümliche Gepräge ihrer stylistischen Formen wieder erkennt? Was aber dem Dichter verstattet ist, gebührt auch dem Redner, der, als Künstler betrachtet, jenem durchgehends gleich berechtigt ist. Auch ist es nicht die selbstgeschaffene Manier des gediegenen Redners, die, bei ihrer Wiederkehr in seinen Erzeugnissen, uns auffällt; wohl aber die nachgeahmte und nachgeäffte Manier des großen Redners, wenn er dem traurigen Schicksale nicht entgehen kann, daß minder Begabte, ohne seinen Geist zu fassen und die Höhe seiner stylistischen Classicität zu erreichen, nur an dem Außerwesentlichen und Zufälligen — nur an der Außenseite des wahren Redners — haften, und in der ängstlich gesuchten Nachahmung dieser äußern Zufälligkeiten sich gefallen, indem sie vermeinen, auf diese Weise den Ehrenplatz neben ihm zu erreichen. Allein, wenn diese, nur für den Augenblick bisweilen ansprechenden und gepriesenen, blos nachahmende Redner längst vergessen sind, trägt für alle künftige Zeiten der Name des wahren Redners den Charakter der Unsterblichkeit.

14.

Eintheilung der einzelnen Gattungen und Klassen der Reden.

Es giebt an sich nur zwei Hauptgattungen von Reden, in welchen der Grundcharakter der Sprache der Beredsamkeit nach seiner classischen Vollen-

dung erkannt wird: die religiöse (oder geistliche), und die politische Rede, nach ihren Arten und Untertheilen, wovon die erste das reiche Gebiet der religiösen Erkenntniß und des religiösen Glaubens, die zweite aber den weiten Kreis des ganzen Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, umschließt. Allein, wie bei der Eintheilung der einzelnen Dichtungsarten, eine Ergänzungsklasse (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Formen nöthig ward, die nicht ohne Zwang den aufgestellten Hauptgattungen der Dichtkunst ein= und untergeordnet werden konnten; so muß auch bei der Sprache der Beredsamkeit eine dritte gemischte Klasse von Reden — gleichsam als Ergänzungsklasse — angenommen werden, welche alle diejenigen Reden umschließt, die nicht ohne Zwang zur religiösen oder politischen Gattung der Reden gerechnet werden können, wohin die akademischen Reden, die Universitätsreden, die Schulreden, die Haranguen u. s. w. gehören.

Weil aber mehr oder weniger an alle Reden ein gemeinsamer logischer und ästhetischer Maasstab gelegt werden muß, nach welchem der in ihnen aufgestellte Hauptgedanke nach seiner Erfindung, Eintheilung und Durchführung, mithin die ganze innere und äußere Oekonomie der Rede, beurtheilet wird; so muß die Ausmittelung dieses Maasstabes, oder die Lehre von dem Grundcharakter der Rede, der Entwickelung der einzelnen Formen der Reden in der wissenschaftlichen Anordnung des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit vorausgehen. Es zerfällt daher dieses Gebiet in folgende vier Theile:

1) in die Lehre von dem Grundcharakter

der Rede überhaupt in logischer und ästhetischer Hinsicht;
2) in die Darstellung der Gattung der religiösen Reden;
3) in die Darstellung der Gattung der politischen Reden;
4) in die Darstellung der Klasse der gemischten Reden.

---

1) Vom Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

15.

Der Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

Soll durch die Rede, als dem Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit, dem Gesetze der Form, welches gleichmäßig die beiden wesentlichen Bestandtheile jeder Rede, die Richtigkeit und Schönheit der Form, umschließt, Genüge geleistet werden; so muß man drei Hauptgegenstände berücksichtigen:
a) die Erfindung des Thema;
b) die Eintheilung und Anordnung des Ganzen; und
c) die stylistische Form der Darstellung.

16.

a) Die Erfindung des Thema.

Unter der Erfindung wird die Wahl des Stoffes verstanden, der behandelt und unter

einen Hauptbegriff — Thema — gebracht werden soll. Der natürliche Beruf zum Redner wird hauptsächlich an dieser Ausmittelung des in den Mittelpunct der Rede zu stellenden und auszuführenden Hauptgedankens erkannt; denn der Gedanke muß theils den Charakter des Rednerischen an sich tragen; theils wahr und dem Sittengesetze angemessen, theils möglichst neu, wichtig und interessant, theils so einfach, als möglich, ausgedrückt seyn.

Die erste Forderung, daß der in den Mittelpunct einer Rede gestellte Gedanke den Charakter des Rednerischen an sich trage, schließt alle blos didactische, so wie alle dichterische Stoffe von dem Thema einer Rede aus. Es kann sehr zweckmäßige Themata zu Lehrvorträgen, und auf ähnliche Weise zu Gedichten geben, die aber der Sprache der Beredsamkeit völlig fremd sind, weil nur derjenige Stoff zum Thema einer Rede sich eignet, der einer Hauptwirkung auf das Bestrebungsvermögen fähig ist, und selbst aus dem tiefbewegten Bestrebungsvermögen des Redners stammt. Daraus folgt, daß jeder Stoff von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden muß, der nicht in seiner stylistischen Behandlung und Gestaltung einen Eindruck auf den Willen und das Bestrebungsvermögen zu bewirken vermag. Denn wenn es gleich von selbst sich versteht, daß nicht alle in den Mittelpunct der Reden gestellte Stoffe eine gleiche rednerische Kraft und Fruchtbarkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem menschlichen Bestrebungsvermögen haben können; so ist es doch eine unnachläßliche Bedingung an das Thema der Rede, daß es in irgend einer Verbindung mit der

Belebung des Willens stehen und, in seiner zweckmäßigen Behandlung, eines bestimmten Eindruckes auf das Bestrebungsvermögen sich versichern könne.

17.

Fortsetzung.

Wenn gleich diese Grundbedingung für die Erfindung und Auswahl des Thema zu einer Rede in gewisser Hinsicht die übrigen Bedingungen in sich einschließt; so müssen diese doch einzeln aufgestellt werden.

Es soll nämlich das Thema, welches den Charakter des Rednerischen an sich trägt, zugleich das Gepräge der Wahrheit haben, und dem Gesetze der Sittlichkeit angemessen seyn. Denn wenn auch ein Thema sich völlig dazu eignete, menschliche Neigungen zu veranlassen, Triebe und Begierden aufzuregen, und den Willen zu Handlungen zu leiten; so ist doch die ganze Rede, bei aller ästhetischen Vollkommenheit, nur auf Täuschung, oder auf bloße Ueberredung der Masse berechnet, sobald dem aufgestellten Hauptgedanken nicht Wahrheit und Angemessenheit zu dem Sittengesetze zukommt. Mögen solche blos auf Täuschung und Ueberredung berechnete Themata selten in der religiösen Beredsamkeit vorkommen (obgleich auch diese der jesuitischen Casuistik und der zelotischen Controverspredigten nicht ganz ermangelt); so finden sie sich desto häufiger in der politischen Beredsamkeit, die reich an Beispielen ist, wo durch ein rednerisches Thema, mit Kraft und Feuer in der Sprache der Beredsamkeit durchgeführt, die irrigsten und schädlichsten Lehren aufgestellt, und die nachtheiligsten

Erfolge im innern und äußern Staatsleben bewirkt worden sind. Solche Themata werden aber von dem Wesen der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, sobald, nächst dem rednerischen Charakter des darzustellenden Stoffes, die Wahrheit des Hauptgedankens, so wie seine Angemessenheit zu dem Sittengesetze verlangt wird. Die Wahrheit des Thema kann entweder blos formell, oder materiell seyn. Formell ist sie, wenn sie blos auf der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen, Begriffe und Ideen mit sich selbst beruht und ihr kein Gegenstand in dem Kreise der Erfahrung und Wirklichkeit entspricht (z. B. die Idee der Unsterblichkeit; die Idee des ewigen Friedens unter den Völkern und Staaten); dagegen ist sie materiell, wenn der aufgestellte Hauptgedanke mit den Gegenständen der Erfahrung, der Geschichte und des wirklichen Lebens übereinstimmt.

Der Hauptgedanke der Rede soll aber nicht blos wahr seyn; er soll auch in Angemessenheit zu dem Sittengesetze sich ankündigen. Zwar kann es rednerische Stoffe geben, die in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Sittengesetze stehen, bei welchen man sich also auf die Forderung beschränkt, daß sie dem Sittengesetze nicht widersprechen dürfen. Allein die meisten, und zwar die wirksamsten, rednerischen Stoffe gehören in den Kreis des menschlichen Lebens, es sey dies nun das häusliche, oder öffentliche Leben; und in beiden waltet als höchster Maasstab das ewig heilige Sittengesetz. Denn wie die Sittlichkeit die festeste Unterlage jeder Religion bildet, weil keine wahre Religion etwas lehren und gebieten kann, was gegen das Sittengesetz in dem menschlichen Gemüthe strei-

tet; so stammt auch das höchste Rechtsgesetz für die politische Ordnung der Dinge mit dem höchsten Pflichtgebote aus einer und derselben Quelle, aus dem Ideale der Sittlichkeit überhaupt. Würde also ein religiöser oder politischer Redner ein Thema aufstellen und durchführen, welchem man den absichtlichen Verstoß und den entschiedenen Contrast mit dem Sittengesetze nachweisen könnte; so würde eine solche Rede — selbst bei gelungener stylistischer Form — von dem Gebiete der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, weil jeder Stoff **unter der Würde des Redners** ist, dessen Inhalt das Sittengesetz umgeht und beleidigt. Gegen das Sittengesetz würde aber der kirchliche Redner verstoßen, welcher die Verfolgung der Ketzer, die Vertilgung der Ungläubigen, die ewige Verdammniß des Andersdenkenden predigte; und auf gleiche Weise der politische Redner, der entweder das Recht der Völker zu gewaltsamen Revolutionen verkündigte, oder die Ordnung und Sicherheit im Innern in die Thätigkeit der geheimen Polizei, oder die Wohlfahrt und Blüthe der Staaten in eine jährlich gesteigerte Schuldenlast setzte.

18.

Fortsetzung.

Doch wenn sogleich das Thema der Rede die Zuhörer ansprechen und für den darzustellenden Gegenstand im Voraus gewinnen soll; so muß das Thema auch **möglichst neu, wichtig** und **interessant**, und so **einfach**, als möglich, **ausgedrückt** seyn.

Neu ist ein Thema, das entweder bis dahin noch gar nicht von einem Redner behandelt, oder

wo wenigstens der Hauptgedanke noch nicht aus dem aufgestellten Gesichtspuncte gefaßt ward. (So war es z. B. ein ganz neues Thema, das Reinhard aufstellte: „Wie man sich gegen die Verführung zu verwahren habe, welche uns vermittelst des Guten, das wir besitzen, zum Bösen verleiten will!" — Allein nicht neu, doch eigenthümlich gefaßt und durchgeführt war Zollikofers Thema: „Betrachtungen über den gestirnten Himmel.") — Wichtig ist das Thema, das entweder eine Hauptwahrheit der Religion und des Bürgerthums, oder einen Hauptgegenstand des wirklichen Lebens behandelt, so daß, bei der Ankündigung desselben von dem Redner, sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer darauf geleitet und gespannt wird. Mit dieser Wichtigkeit steht das Interesse an dem Thema in Verbindung, inwiefern der Zusammenhang des im Thema enthaltenen Gedankens mit den menschlichen Gefühlen und Bestrebungen bei dessen Ankündigung entweder von den Zuhörern nur dunkel gefühlt, oder sogleich nach seiner Bedeutsamkeit erkannt wird. (So waren es Themata von Wichtigkeit und Interesse in der politischen Beredsamkeit, wenn im brittischen Parlamente die Emancipation der Katholiken in Irland und die Anerkennung der vormaligen spanischen Kolonieen in Südamerika als selbstständige Freistaaten verhandelt — oder in der ersten Kammer Frankreichs von Royer-Collard gegen das Sacrileggesetz, und von Frayssinous für dasselbe gesprochen ward.)

Soll aber das Thema der Rede klar aufgefaßt, als der Hauptgedanke der Rede anerkannt, und von den Zuhörern leicht behalten werden; so muß es so einfach, als möglich, und ohne alle Bei-

mischung von Bildern, ausgesprochen werden. Von dieser Regel macht nur der seltene Fall eine Ausnahme, wo die ganze Aufgabe der Rede in der Vergleichung eines Bildes mit einem ihm verwandten Begriffe steht (z. B. das Ende des sterbenden Gerechten unter dem Bilde der untergehenden Sonne; — die Pflicht christlicher Aeltern, Engel ihrer Kinder zu werden [am Michaelistage]) *).

*) Im siebenzehnten Jahrhunderte war diese Bildersprache besonders gewöhnlich. So predigte im Jahre 1667 ein Prediger in Prettin:

Gott hat der Obrigkeit nicht einen Flederwisch, sondern das Schwert in die Hand gegeben.

1) das Schwert Gottes als keinen Flederwisch, sondern
2) als ein Schwert, das
   a) hat einen tüchtigen Griff zum Festhalten;
   b) eine scharfe Schneide zum Zerhauen;
   c) eine flache Klinge zum Rückenklopfen;
   d) eine tüchtige Spitze, das Gewissen zu ritzen;
   e) ein brokatenes Wehrgehänge, sich Glanz und Ansehen zu verschaffen;
   f) eine gute Scheide, zum Ausruhen von seiner Kraft.

In neuerer Zeit hat der würdige Dräseke bisweilen in verfehlten Bildern sich gefallen. Z. B. in dem Thema: „Glaube, Liebe und Hoffnung, die Schwalben des großen Weltfrühlings." — Oder in seinen Predigten „über die Reichsunmittelbarkeit der christlichen Kirche" die dritte: Wozu erhebt uns diese Reichsunmittelbarkeit:

1) Wir sind des Reiches Freie;
2) des Reiches Ritter;
3) des Reiches Kinder und Erben;
4) des Reiches engverbrüderte Bürger.

und die vierte: Wie verhält sich diese Reichsunmittelbarkeit der Kirche zum Staate? Sie steht:

1) nicht unter dem Staate als seine Tochter;

Die glückliche Erfindung und treffende Wahl des Thema beurkundet den wahren Redner, dem, bei dem Reichthume und der Vielseitigkeit seiner geistigen Bildung, bei seinem tiefen psychologischen Blicke in das menschliche Herz, bei seiner genauen Bekanntschaft mit dem Gange der Weltbegebenheiten und der Entwickelung der Menschen und Völker, und bei seiner innigen Wärme für alle heilige Angelegenheiten unsers Geschlechts, es nie an neuen Stoffen fehlen kann, die er behandelt. Wo hat sich ein Zollikofer und Reinhard ausgepredigt, oder ein Pitt, Fox und Burke seinen Zuhörern Langeweile gemacht?

Es muß aber im wörtlichen Ausdrucke des Thema die ganze Reihe der Vorstellungen, welche in der Rede dargestellt werden sollen, in einen Satz zusammengedrängt, und zugleich unter einer möglichst bestimmten, deutlichen und kurzen Form erscheinen. — Ob nun gleich der Stoff der Rede keinen Einfluß auf den Willen äußern kann, wenn nicht zugleich die Ueberzeugung von der Wahrheit der mitgetheilten Sätze im Vorstellungsvermögen, und zwar durch die für den aufgestellten Satz erforderlichen Gründe und Beweise, bewirkt wird; so ist doch die bloße Ueberzeugung nicht der letzte Zweck des Redners (sonst gehörte sein Erzeugniß blos unter die Gattung des didactischen Styls in der Prosa), sondern nur die Bedingung und das Mittel für seinen eigentlichen Zweck: für die An-

---

2) nicht hinter dem Staate als seine Dienerin;
3) nicht neben dem Staate als seine Gefährtin;
4) nicht gegen über dem Staate als seine Widersacherin, — sondern über ihm.

regung und Belebung des Willens, und für die Vermittelung eines Entschlusses zu freien Handlungen. Wenn übrigens in der Neuheit und dem hohen Interesse des Thema, so wie in der eigenthümlichen Gestaltung des ganzen Stoffes, die schöpferische ästhetische Kraft des Redners sich ankündigt; so hängt die Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes im Thema von seiner logischen Fertigkeit und Gewandtheit ab, so wie auch dessen Prüfung nur nach logischen Gesetzen geschehen kann.

19.

Beispiele der Erfindung des Thema.

Folgende neubehandelte Themata sind vom verewigten Reinhard:

Von der Weisheit, mit welcher Gott den innern Werth der Geschöpfe durch äußerliche Merkmale bezeichnet.

Betrachtungen über die wohlthätigen Absichten, die Gott dadurch erreicht, daß er immer Menschen von mancherlei Alter neben einander leben läßt.

Wie viel darauf ankomme, daß man bei jeder guten Handlung mit der rechten Art aufzuhören wisse.

Von dem Fehler, das Böse mit einem gewissen Wohlstande zu thun.

Daß jeder Mensch seinen Preis habe, für welchen er sich hingiebt.

Ueber die traurige Mittelmäßigkeit, die sich überall an unserm Geschlechte zeigt.

Daß man in guten Menschen immer auch Andere kränkt.

Von der Gewohnheit, etwas Gutes zu thun, um eine Beschwerlichkeit los zu werden.

Die Gewohnheit unsers Herzens, gegen lang und sehnlich gewünschte Güter gerade dann gleichgültig zu werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt.

Ueber die viel zu wenig erkannten Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, wenn wir die Mittel zu unsern Absichten wählen.

Ueber die Fortleitung der Wahrheit durch Mittel, die ihr fremd sind.

Daß heilsame Veränderungen die Frucht schmerzhafter Anstrengungen und trauriger Erschütterungen sind.

Folgende von v. Ammon:

Die weise Ansicht unsers Standpuncts zwischen einer unvollkommenen Vergangenheit und einer bessern Zukunft.

Wie heilsam es sey, seinen Worten Kraft zu geben.

Von dem traurigen Loose der Vergessenheit, das uns bevorsteht.

Wozu uns die Bemerkung auffordern muß, daß sich alle unsre Kenntnisse im Unbegreiflichen verlieren.

Von dem Einflusse der Religion auf die Feinheit der Sitten.

Von der sittlichen Herrschaft über unsre Lieblingsneigungen.

Die freie Stimme der Religion unter den Gewaltereignissen des Krieges.

Folgende von Tzschirner:

Von dem Schlechten, das hinter dem Namen der Bildung sich verbirgt.

Von der Läuterung der sündigen Welt durch die Gerichte Gottes.



Wie der Glaube den Christen über das Schicksal erhebe.

Von der christlichen Weisheit in dem Urtheile über die unvollkommene Entwickelung einer vielversprechenden Zeit.

Folgende von Marezoll:

Daß das Loos der Menschheit nicht so traurig ist, als es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.

Wie man die Menschen behandeln müsse, um sie für das Gute zu gewinnen.

Daß es uns nicht befremden darf, wenn die Menschheit nur langsam zum Bessern fortschreitet.

20.

b) Die Eintheilung und Anordnung des Ganzen.

Die Eintheilung und Anordnung (die Disposition) einer Rede beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der formellen Wahrheit; mithin auf der Eigenschaft der logischen Richtigkeit in dem Gesetze der Form. Ob nun gleich nicht alle Reden, in Hinsicht der Eintheilung, nach einerlei Maasstabe behandelt werden können; so sind doch folgende wesentliche Bestandtheile der äußern Anordnung der Rede zu berücksichtigen:

1) Der Eingang. Er hat die Bestimmung, auf die Ankündigung und Aufstellung des Hauptsatzes vorzubereiten. Nach dieser Bestimmung darf er nicht zu lang und ausführlich seyn; er darf nicht einer selbstständigen und unabhängigen Abhandlung gleichen; denn er ist nicht seiner selbst wegen da, sondern wegen der darauf

folgenden Durchführung des Thema. Soll er aber auf den Hauptsatz der Rede vorbereiten; so muß er mit demselben in nothwendigem Zusammenhange stehen, um das Interesse der Zuhörer im Voraus für den darzustellenden Gegenstand zu gewinnen, und sie in die Stimmung zu versetzen, welche die von dem Redner beabsichtigte Wirkung seiner Rede auf den Willen verlangt. Der Eingang muß daher in den meisten Fällen in einer ruhigen Sprache die den Hauptsatz einleitenden Begriffe aufstellen; bisweilen wird er von dem Gegensatze des Hauptgedankens ausgehen können; sehr selten aber die Sprache der Beredsamkeit in ihrer ganzen Fülle, Kraft und reichen Farbengebung aufbieten dürfen. Am zweckwidrigsten würde der Eingang sich ankündigen, wenn er als ein der Rede fremdartiger Theil erschiene, der mit dem Hauptgegenstande in keiner nähern Verbindung stände, und eben so gut ganz weggelassen, oder selbst einer andern Rede vorangestellt werden könnte. Allein eben so wenig darf der Eingang bereits Gegenstände im Voraus wegnehmen, welche erst der Ausführung angehören, wodurch — die lästige Wiederhohlung derselben Begriffe abgerechnet — die ganze innere Oekonomie der Rede zerrüttet werden müßte. Dabei ist Kürze eine Haupteigenschaft des Eingangs, weil er, nach seiner Abhängigkeit von dem Hauptgegenstande, keinen selbstständigen Charakter trägt. Am sichersten wird der Eingang erst nach völliger Ausarbeitung der Rede niedergeschrieben, um nichts in denselben zu ziehen, was zur Rede selbst gehört; um jeder Wiederhohlung der einzelnen Gegenstände im Voraus zu begeg-

nen, und um das materielle und formelle Verhältniß des Eingangs zur Rede selbst genau berechnen zu können. — In einzelnen seltenen Fällen bedarf die Rede gar keines Eingangs.

2) Das Thema (oder die Proposition) enthält die Aufstellung des durch den Eingang vorbereiteten Hauptsatzes, mit Angabe der Art der Behandlung und Durchführung desselben. Die mit dem Thema angekündigte und der ganzen Ausführung zum Grunde liegende Eintheilung des Hauptsatzes muß — sie beruhe nun auf Partition oder Division — logisch richtig und vollständig seyn. Denn (vgl. Th. 1. S. 201) Partitionen und Divisionen sind logische Ganze, in welchen eine vollständige Ideenreihe, oder ein Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe, nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination), zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbunden wird. Ein solches logisches Ganzes heißt Partition, wenn das Thema nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile vollständig und erschöpfend aufgelöset wird. Das logische Ganze wird aber Division genannt, sobald ein im Thema enthaltener Gattungsbegriff in seine Arten (Species), nach dem Verhältnisse der Gleichstellung und Unterordnung dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird. Es unterscheiden sich daher Partition und Division so:

gleich in der Ankündigung des Thema dadurch von einander, daß in dem Thema der Partition alle Theile bereits enthalten sind, welche darauf als einzelne Theile bestimmt ausgesprochen werden; dagegen in dem Thema der Division blos der Gattungsbegriff nach seiner Allgemeinheit enthalten ist, der, ohne daß seine Arten bei der Ankündigung des Thema sogleich vollständig ermessen werden können, nach seinem Umfange in der Eintheilung weiter entwickelt wird. — Wenn aber das Thema nebst seinen Theilen richtig, bestimmt und vollständig aufgestellt worden ist; so muß auch die angekündigte Eintheilung von der Art seyn, daß sie auf eine möglichst gleichmäßige Durchführung der einzelnen Theile berechnet, und nicht — ohne innere Gründe — in zu viele Untertheile zersplittert ist, damit das Gedächtniß nicht überladen werde, das an dem logischen Netze des Thema, nebst seiner Eintheilung, einen leitenden Faden zum Festhalten aller einzelnen Abschnitte der ganzen Rede haben soll.

21.

Fortsetzung.

3) Die Ausführung (Exposition) des Thema und seiner Theile, welche, nach den Grundsätzen der Alten, die narratio und argumentatio umschließt. Denn weil die meisten Reden der Alten geschichtlich-politische Stoffe behandelten; so mußte in denselben die deutliche und den Willen ansprechende Aufzählung (narratio) und Entwickelung der wesentlichen Verhältnisse und Umstände, unter welchen der Hauptgegenstand be-

trachtet werden sollte, an die Spitze der Ausführung gestellt werden. Diese Darstellung mußte den Gegenstand von allen Hauptseiten beleuchten, und nichts übergehen, wodurch das Interesse der Zuhörer für ihn gewonnen werden konnte, ohne doch ins Weitschweifige und Gedehnte zu fallen. Obgleich dies auch von allen geschichtlich-politischen Reden der Neuern gilt; so beruht doch die Ausführung der religiösen und politischen Reden bei den cultivirten Völkern unsrer Zeit zunächst auf der Argumentation, oder auf der Anordnung in der Folge der Beweise, und auf der zusammenhängenden Entwickelung des gesammten, in dem Hauptsatze enthaltenen, Stoffes nach allen Gründen für die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben, und nach allen Bedingungen, durch den dargestellten Stoff auf den Willen der Zuhörer unmittelbar zu wirken, und diesen zu festen Entschlüssen und bestimmten Handlungen zu vermögen. Deshalb müssen die überzeugenden Gründe vorausgehen, um die Vernunft der Zuhörer durch sie zu befriedigen, worauf die überredenden folgen können, um durch sie den Eindruck der Ueberzeugung zu verstärken, und den Gegenstand auch der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen näher zu bringen. Die Exposition hat daher die Aufgabe, das Ganze des dargestellten Gegenstandes zu erschöpfen, so daß weder eine Lücke, noch ein Sprung, weder eine fehlerhafte Stellung der einzelnen Theile, noch eine unrichtige Schlußfolge, weder eine Wiederhohlung, noch eine Uebertreibung in Hinsicht der aufgestellten Gründe und in Hinsicht der beabsichtigten Wirkung auf den Willen, sichtbar wird. — Nach

logischen Gesetzen gehen, bei der Führung des Beweises, die schwächern Gründe den stärkern voraus; auch können die ersten zusammengezogen, die letzten aber müssen völlig umschließend behandelt werden. Eben so muß der Redner zuerst den Verstand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgestellten Gründe zur Ueberzeugung bringen, bevor er durch Rührung des Gefühls und durch Belebung und Erschütterung des Bestrebungsvermögens den Hauptzweck der Rede zu erreichen sucht. Die geistige Gewandtheit und vielseitige Bildung des Redners wird aber besonders in der Wahl und dem Gebrauche der Gleichnisse und Beispiele, in der Aufführung ähnlicher Fälle, und — namentlich in der politischen Rede — in der Aufnahme einzelner sinnvoller Sprüche, in der Versinnlichung des Stoffes durch stete Rücksichten auf die Geschichte, und selbst in der Anwendung eines leichten und treffenden Witzes sich bewähren. Nur wird der wahre Redner in diesem allem Maaß und Ziel halten, damit er der Wirkung der Rede nicht eben so durch Ueberladung und Ueberfülle schade, wie sie von der andern Seite durch Armuth des Geistes zum bloßen prosaischen Aufsatze herabsinken würde; denn eben das Festhalten der Mittellinie des Schicklichen, des Treffenden und völlig Angemessenen bezeichnet die classischen Erzeugnisse in der Sprache der Beredsamkeit. In ihnen ist weder Ueberfluß, noch Mangel; die aufgestellten Gründe sind nicht bunt durch einander gewürfelt und ungleichartig behandelt; vielmehr wird die Wirkung der Rede im Voraus auf die Gesammtheit der geistigen Vermögen der Zuhörer mit Umsicht berechnet, und

nach diesem Verhältnisse der Reichthum der Sprache aufgeboten.

4) Der Schluß der Rede enthält die Beendigung derselben, und muß mit dem Ganzen der Rede so in Verbindung stehen, daß entweder in demselben der ganze Inhalt der Rede noch einmal in einem gedrängten Umrisse wiederhohlt (recapitulirt) und dadurch dem Verstande und der Vernunft desto bestimmter vergegenwärtigt, oder, durch die unmittelbare Ergreifung des Willens und Gefühls, theils ein bleibendes Bild von dem Gegenstande für die Einbildungskraft vermittelt, theils ein unvertilgbarer und gleichmäßiger Gesammteindruck desselben auf alle geistige Vermögen der Zuhörer hervorgebracht wird. Denn der Zuhörer soll beim Schlusse entweder deutlich wahrnehmen, oder doch dunkel fühlen, daß der im Thema angekündigte Gegenstand wirklich erschöpft und abgeschlossen dargestellt worden sey. Für diesen Zweck, und um einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth der Zuhörer zu hinterlassen, drängen gewöhnlich die großen Redner in wenige Schlußsätze die ganze Kraft des rednerischen Lebens zusammen, und religiöse Redner schließen öfters ihre Reden nicht ohne Grund mit einem Gebete, welches, als Monolog des bewegten Gefühls, am Schlusse der Rede von ungleich größerer Wirkung ist, als an dem Eingange derselben, wo die in dem Gebete enthaltene Wirkung auf das Gefühlsvermögen durch nichts vorbereitet wird, so daß das Gebet entweder an die Sprache der Prosa hinstreift, und die Wirkung verfehlt, oder das Gefühlsvermögen in der That für einen

Gegenstand ergreift, der noch nicht nach seinen Gründen und Beweisen entwickelt, geschweige dem Willen und der Bestrebung nahe gebracht worden ist.

22.

Beispiele der Ausführung der einzelnen Theile der Rede.

A) Beispiele des Eingangs,

α) aus der religiösen Beredsamkeit.

1) von Reinhard († 1812).

(Er predigte am Weihnachtsfeste: Die Geburt Christi, der Ursprung einer neuen bessern Zeit, und bewies, am ersten Festtage, die Wahrheit, und am zweiten die Wichtigkeit des Satzes, daß die Geburt Jesu der Ursprung einer neuen bessern Zeit sey. Der folgende Eingang gehört zur zweiten Predigt.)

Die Macht der Zeit, und die strenge Gewalt, mit der sie unser Geschlecht beherrscht, kann durch nichts mehr ins Licht gesetzt und bewiesen werden, als durch die demüthigende Erfahrung, daß Millionen von Menschen gebohren werden, leben und wirken, ohne einen merklichen Einfluß auf dieselbe zu äußern, ohne zu ihrer Verbesserung oder Verschlimmerung auch nur das Mindeste beitragen zu können. Daß die Zeit uns gemeiniglich zu allem macht, was wir sind, ist bekannt. Wir sammeln die Kenntnisse, die sie uns darbietet; wir nehmen den Geist auf, den sie uns einhaucht; wir gewöhnen uns zu den Sitten, welche sie fordert; wir richten uns nach den Gewohnheiten, welche sie eingeführt hat; unsere ganze Bildung ist ihr Werk, und wird durch die Um-

stände bestimmt, die von ihr abhängen. Mit unserm Schicksale hat es dieselbe Bewandtniß; es ist die Zeit, die fast alles bei demselben entscheidet. Wir leiden, wir fühlen uns auf allen Seiten gehindert und beschränkt, wir leben in einem immerwährenden Wechsel von Unfällen, Gefahren und Mühseligkeiten, wenn die Zeit unglücklich und traurig ist, und wir finden ihren Druck so gewaltsam, so unwiderstehlich, daß wir die Hoffnung, ihr gebieten zu können, völlig aufgeben, daß uns nichts weiter übrig bleibt, als uns in sie zu schicken. Dagegen gelingt uns auch alles, wir werden reich, mächtig und glücklich, wenn die Zeit uns begünstigt, wenn sie uns die Gelegenheiten, die Vortheile und die Unterstützungen verschafft, welche wir bedürfen. Aber der wie Vielste von allen, die gebohren werden und leben, ist stark genug, diesen Einfluß der Zeit auf seine Bildung und auf seinen Zustand nicht blos nach Gefallen zu mäßigen und zu leiten, sondern auch auf sie selbst zurück zu wirken, und ihr eine andere Einrichtung zu geben? Durchlaufet die ganze Reihe von Jahrhunderten, welche die Geschichte unsers Geschlechts ausmachen; wie viele große, ausgezeichnete Menschen werdet ihr wohl finden, deren Geburt und Leben der Anfang einer neuen Zeit war, von denen man sagen kann, durch ihre Wirksamkeit und Ueberlegenheit sey die Zeit im Allgemeinen besser oder schlechter geworden? Verschwinden nicht Millionen, verlieren sich nicht ganze Völker, ganze Geschlechter, ganze Zeitalter wieder von der Erde, ohne bedeutende Spuren ihres Daseyns zurück zu lassen, ohne in der Zeit selbst eine merkliche Veränderung hervorgebracht zu haben?

Doch heute, heute feiern wir das Andenken einer Geburt, die wirklich der Ursprung einer neuen, und zwar bessern Zeit geworden ist; wir erinnern uns an das Erscheinen dessen, der eine Folge schönerer Jahrhun-

derte für unser ganzes Geschlecht gründen, und der Schöpfer eines glücklichern Weltalters werden wollte. Und er hat geleistet, M. B., was noch nie geschehen war; mit einer Kraft, die ihn über alle Stifter großer Veränderungen, über alle ausgezeichnete Männer unsers Geschlechts unverkennbar erhebt, hat er die Zeit verändert, ihre alten Finsternisse zerstreut, ihre schädlichsten Mißbräuche abgeschafft, und ihre hartnäckigsten Uebel gehoben; er hat ihr mit einem Eifer, durch welchen er sich als den Retter unsers ganzen Geschlechts rechtfertigte, die wohlthätigste Einrichtung gegeben, die sie annehmen kann. Ich habe dies gestern bewiesen.

Wollen wir es aber dabei bewenden lassen, dies blos zu wissen? Wollen wir das Glück der neuen bessern Zeit, die Jesus Christus gestiftet hat, nur betrachten, ohne Gebrauch davon zu machen? Wollen wir es erkennen und verstehen, es könne noch weit größer, noch weit allgemeiner, noch weit herrschender werden das Glück der neuen von Christo gestifteten Zeit, sobald die Menschen nur wollen; ohne zu fragen, was uns denn in Absicht auf dasselbe obliegt, ohne Entschließungen zu fassen, die solcher Umstände würdig sind?

2) von Balth. Münter († 1793).

(Der Eingang zu seiner Trauerrede am Tage der Ausführung der Leiche Friedrichs 5, Königs von Dänemark, in das königliche Begräbniß zu Rothschild, am 18 März 1766.)

Noch zittern die Säulen des Thrones, den der Blitz des Allmächtigen getroffen hat. Noch beben unsre Herzen; noch stürzen gerechte Thränen über unsre Wangen herab; noch steigen aus der beklemmten Brust traurige Seufzer zu Gott auf. Friedrich, unser König, ist ge-

fallen. Erde und Asche ist der, der Millionen Sterbliche beherrschte, und dessen Befehl, bis an das Ende der Welt im Norden, die Stimme Gottes war. Friedrich, unser König, ist nicht mehr. Seine Königsstadt hat weiter nichts von ihm, als des Göttlichen modernde Gebeine. Von der Höhe ihrer stolzen Thürme verkündigten uns bisher die Tempel Gottes seinen Tod, und riefen uns zusammen, noch einmal des Vaterlandes entseelten Vater zu sehen, Thränen der Treue an seinem Sarge zu weinen, und, gerührt durch die traurige Pracht seines Todes, ihm ein dankbares und ewiges Gedächtniß zu versprechen. — Nun sehnen sich Friedrichs Gebeine nach ihrer Ruhe in dem Grabe seiner Väter. Der traurige Tag ist da; Pracht und Majestät, die sich von den Göttern der Erde auch im Tode nicht trennen lassen, beeifern sich, seinen Eingang in die Stille des Grabes ehrwürdig und rührend zu machen. Bald werden sich die weiten Pforten des Todtengewölbes eröffnen, in welchem Dänemarks Könige den großen Tag des Weltgerichts erwarten. Ich höre schon den Schall von dem Fußtritte der Edlen, die Friedrichs Asche an den Ort ihrer Ruhe tragen. —

Doch wohin verliere ich mich? Ich eile zurück, und bemühe mich von nun an, die Absicht zu erreichen, die mich heute in diesen Tempel, auf diesen Lehrstuhl beruft. Ich will der betrübten Versammlung, vor der ich rede, den Verlust zeigen, den Dänemark durch den Tod seines Königs erlitten hat. Du süße Ruhe, die er seinen Völkern schenkte; ihr belebenden Künste, und du, fruchtbarer Fleiß, die ihr unter seiner Regierung so viele Aufmunterungen hattet; ihr ehrwürdigen Wissenschaften, von ihm geliebt und befördert; prächtiges Kopenhagen, durch ihn verschönert, und unter Europa's Städten eine der herrlichsten; ernährender Handel, durch Friedrichs

weise Veranstaltung bis in die entferntesten Theile der Erde ausgebreitet; Hülfe und Trost, die er für die dürftige Armuth erfunden; ihr Tempel der Gottheit, die Friedrich erbaute; ihr alle, ewige Werke einer kurzen Regierung: ihr seyd der Glanz der Zeiten, in denen er lebte; ihr seyd die Stimme der Wahrheit, die sein unvergängliches Lob verkündigt; ihr rechtfertigt den Schmerz der Völker, die diesen ihren König verloren haben.

β) aus der weltlichen Beredsamkeit.

1) von Fr. Jacobs.

(Eingang zu seiner am 12 Oct. 1808 zu München, am Namenstage des Königs von Bayern, gehaltenen akademischen Rede: über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.)

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in diesem den Wissenschaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeiert werden, als durch das Andenken an das, was der weise und vielgeliebte König, mit dessen Namen geschmückt er unter seinen Brüdern hervortritt, mit so mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wissenschaften auch in dem Laufe dieses Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieser Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner ist, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannigfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand seine Freude laut werden lassen, dem hier ein Verein gestiftet ist, wie in keiner andern Stadt des teutschen Vaterlandes, wo die Würde der Wissenschaft anerkannt, ihre Freiheit geschützt und jede ihrer Bestrebungen gefördert wird; wo

keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften der Huld des allgeliebten Königs sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabene Verdienste würde, als die schönste Feier dieses schönen Tages, ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüthe und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königs schien etwas anders zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorbeeren, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eignes Haupt, sondern daß sie erquickenden Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht, ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannigfaltigem Stoffe, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühle, welcher die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die

Phantasie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht blos, wie so manches andere, das welterobernd die geängstigte Menschheit beschäftigt hat, in der Geschichte lebt, sondern durch Kunst und Wissenschaft, als das auserwählte Geschlecht der Musen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar ist das alte Griechenland gleichsam den Grenzen entwichen, welche vormals seine freien und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herabgesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahnung, und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theile mit ihren ehemaligen Namen genannt, schleichen trauernd durch ein verödetes Land; die Götter sind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauschenden Ohre eines freien und empfänglichen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormals, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten; das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der hellenischen Vorzeit in allen

Gemüthern; noch sind die Ueberbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reize ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet; so weht auch aus seiner Sprache noch eine höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden, den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will ich erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von dem weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lang, als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literärischer Cultur die ganze Nation umschlang. — Denn nicht so bald hat sich unter einer

Nation ein Mittelpunct der Cultur erzeugt; nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammen gethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war; so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frei gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstabe römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedichte ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. rc.

2) von Posselt († 1804).

(Eingang einer Rede, am ersten Jahrestage des Todes Friedrichs 2 von Preußen — am 17 Aug. 1787 — gehalten.)

Ich bin nicht geübt in den Künsten der Redner; was sollte bisher in Teutschland, bei dem tiefen politischen Schlafe, die ernsthaftere Beredsamkeit? — Aber heute; wer kann schweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geschah? — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Sorr und Roßbach und Lissa jene Schlachten schlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den stillen Lorbeerhainen seines Sanssouci

mit demselben Arme für die Nachwelt schrieb, oder die verborgensten Geheimnisse der Könige, seiner Zeitgenossen, mit einem Blicke seines Auges bis ins Mark aufschlang; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm Keiner; Er, dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangst, kalt, athemlos, starr, — fühlte kaum im schon gebrochenen Ohr den schweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Riesenarme zu fassen; — wenige Diener mit weggewandtem Jammerblicke um ihn her. Nur Herzberg trägts, den großen Sterbenden zu sehen, dem er so viel war. — Immer heftiger arbeitete des Königs Körper im Todeskampfe. Die Natur, welche Formen, wie diese, nur nach Zwischenräumen von Jahrtausenden schafft, scheint zu zweifeln, ob sie ihr Meisterwerk zerbrechen soll? — Zeit und Ewigkeit drücken sich an ihn an, und hadern um ihn. — Ach, der königliche Blitzstrahl des Auges, den er bis ins zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug, als auch der ins umwölkte Trüblicht des Todes erstarb; und jene hohe Gegenwart des Geistes, die ihn nimmer verließ, — als auch sie, nach vier und siebenzig Jahren zum erstenmale, ihres Brennpunctes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Gesicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und die Brust, die nie gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt empor warf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven pochten mit ihrer letzten Kraft und sich gegen die Auflösung stemmten, bis nach und nach des Lebens immer schwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des Größten aller Könige auf

ewig schloß: wer weinte — staunte — bewunderte nicht?

Staunen — bewundern . . . wird wetteifernd mit uns noch die letzte Fortzeugung der Menschen, wann sie, wie in Gesichte verloren, am Riesenbilde seines Lebens hängt; aber weinen — weinen müssen nur wir. — Wenn du von den Wohnungen des Himmels, aus der Stralenmenge der Helden, die rund um dich her ist, noch herabblickst auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms; so freue dich der Thränen, die nah und fern der Teutschen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen diese Thränen. Wer ist der Verworfene, der sich grämt, wenn die Sonne sinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind, erst am Schlusse deiner mühsamen Laufbahn ganz verstanden, wie du nicht nur so groß, sondern auch so herzvoll, so edel warst; daß im Todesschauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte: „ich gehe hinüber zu dir, du ewiges Wesen! Zwar dort, wo du die Wage hältst, werd' ich nicht König seyn, aber thätig doch, und nicht mehr vom Undank gedrückt"; das preßt uns glühende Thränen aus. — Nicht alle Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe seines Volkes that, will ich aufführen; aber rührungsvoller weiß ich sein Andenken nicht zu feiern, als indem ich näher entwickele, was ihm für das letzte und schönste seiner Werke, für den teutschen Bund, dessen Stifter er war, Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Teutschland schuldig ist. rc. rc. rc.

23.

B) Beispiele des Thema und der Disposition *).

a) der Partition.

א) Thema: Wozu die Betrachtung der Aehnlichkeit der sinnlichen Geschöpfe mit den vernünftigen führe.

1) Worin diese Aehnlichkeit bestehe?

a) Bei beiden zeigt sich ein großer Reichthum und eine mannigfaltige Verschiedenheit von Anlagen und Kräften.

b) Bei beiden geschieht die Entwickelung und Ausbildung dieser Anlagen nach ewigen Gesetzen.

c) Bei beiden geschieht diese Entwickelung zu gewissen fest bestimmten Zwecken.

d) Bei beiden wird der Werth und das Schicksal der Geschöpfe nach ihren Früchten bestimmt (Matth. 7. 15—23).

2) Wozu uns die Betrachtung dieser Aehnlichkeit führe?

a) Zur dankbaren Achtung der Anstalten Gottes in der Natur.

b) Zur Demüthigung unsres Stolzes.

c) Zur Belebung des Gefühls unsrer erhabenen Würde.

d) Zur gewissenhaften Anstrengung unsrer Kräfte.

e) Zum weisen Gebrauche der sinnlichen Geschöpfe.

f) Zur Erinnerung daran, daß wir Alle dereinst nach unsern Früchten behandelt werden.

---

*) Obgleich in unmittelbarer logischer Beziehung der Partition und Division bereits im ersten Theile S. 201 ff. gedacht ward; so konnten sie doch hier, in Beziehung auf das logische Netz jeder vollendeten Rede, nicht übergangen werden.

ב) Thema: Wie viel davon abhänge, dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen.

1) Was heißt es: dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?

Diese Frage zerfällt in zwei andere:

a) was verstehen wir unter fruchtbaren Ansichten überhaupt?
(Unter fruchtbaren Ansichten verstehen wir alles, was auf irgend eine entfernte oder nahe Weise mit unsrer geistigen Bildung, mit der Vermehrung unsrer Kenntnisse, mit der Vervollkommnung unsrer Tugend, und mit der Erweiterung unsers Wirkungskreises in Verbindung steht.)

b) Wie kann man dem menschlichen Leben in jedem Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?
(Unser Leben besteht aus einer ununterbrochenen Kette von Thätigkeiten, die wir äußern, und von Schicksalen, die uns begegnen. Haben wir uns daher gewöhnt, überall fruchtbare Ansichten aufzusuchen; so werden wir alles, was wir vollbringen, oder was uns begegnet, so betrachten und behandeln, daß wir es auf unsre Erkenntniß und Gesinnung, oder auf unsre Tugend, oder auf unsre Wohlfahrt und auf unsre Verbindung mit andern Menschen beziehen.)

2) Es hängt viel davon ab, daß man dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen weiß:

a) für unsre Bildung und Tugend;

b) für unsre Brauchbarkeit in unserm Berufe;

c) für unsre Tugend;
d) für unsern Genuß.

β) der Division.

א) Thema: Ueber den Einfluß einer frohen Gemüthsstimmung auf unsere Tugend.

Die Tugend wird, unter dem Einflusse einer frohen Gemüthsstimmung:

1) in ihren Gründen reiner und uneigennütziger;
2) in ihren Aeußerungen wohlwollender;
3) in ihrem Ausdrucke liebenswürdiger;
4) in ihren Wirkungen nachdrucksvoller;
5) in ihrem Beispiele nachahmungswürdiger;
6) in ihren Rechten auf die Dankbarkeit Andrer geltender.

ב) Thema: Der Gott, an den wir glauben, ist ein einiger Gott. Denn

1) so stellt ihn uns die Schrift ausdrücklich dar.
   a) Alle Schriften des alten Testaments, in so verschiedenen Zeiten sie auch geschrieben und gesammelt seyn mögen, stimmen in der Lehre überein, daß ein einiger Gott sey.
   b) Dieselbe Lehre ist in den Aussprüchen Jesu und in den Schriften seiner Evangelisten und Apostel enthalten.
2) so kündigt ihn die Natur an.
   a) Ueberall zeigt sich in der Natur nur Ein unendlich thätiger Verstand, und
   b) Eine unendliche allwirksame Kraft.
3) so zeigt ihn die Vernunft. Sie erkennt in dem Urheber der Welt
   a) nur Einen heiligen Gesetzgeber;

b) nur Einen höchsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts;

c) nur Einen künftigen Richter.

4) so fühlt ihn unser Herz.

a) Wir können nur Einen Vater lieben, bewundern und ihm danken.

b) Wir können nur Ein vollkommenes Wesen nachahmen.

c) Wir können uns der Segnungen nur Eines unendlichen Wesens sowohl dies= als jenseits des Grabes getrösten.

24.

C) Beispiele des Schlusses der Rede *).

a) von Starke (in Ballenstedt).

(Schluß einer Schulrede: Ueber die Unsterblichkeit.)

— Wir sind unsterblich, und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich im Genusse dieser Harmonie. Freundschaft und Zärtlichkeit sind nun keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Särgen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände über ihren Gräbern zu zerringen. Sie scheiden und sagen uns: lebt wohl auf Wiedersehn! Wir scheiden und sagen: lebt wohl auf Wiedersehn! Unsre Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund; unsre Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht.

*) Da die Beispiele für die Ausführung (Exposition) der Rede unter den religiösen, politischen und gemischten Reden vorkommen; so werden sie hier übergangen.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von jeher, streben noch jetzt alle einigermaßen gebildete Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunkeln Gefühle seiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust, und jauchze: wir sind unsterblich! Der Anblick von Jugend und Blüthe und Schönheit erwecke das Gefühl: wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bei seinem ernsten Geschäfte Ermunterung bedarf: wir sind unsterblich! sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich! Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Uebungen der Jugend beachtet, weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: wir sind unsterblich!

β) von Reinhard († 1812).

(Schluß der Predigt, welche Reinhard am 3. Adv. 1808 in der Leipziger Universitätskirche über das Thema hielt: der Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.)

— Ich spreche diesmal in einer Stadt, welche für den Kampf, den ich bisher beschrieben habe, eine ganz eigene Wichtigkeit hat. Einen Verein von Männern, die sich verpflichtet haben, ihr Leben der Wahrheit und dem Rechte zu widmen, und alles zu erforschen und zu lehren, was Tugend und Menschenwohl betrifft; deren großes heiliges Geschäft ist, über den Geist der Zeit gleichsam die Aufsicht zu führen, und jeder Verirrung desselben entgegen zu arbeiten; einen solchen Verein hat Leipzig schon fast vierhundert Jahre lang in seinem

Schoose: und unzählbar sind die Siege, welche diese Zeit über für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt hier errungen worden sind. Welches Heer junger muthiger Kämpfer, die hier mit edlem Eifer für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt erfüllt worden sind, hat sich noch überdies aus dieser Stadt fast in alle Länder Europa's verbreitet, und in allen Verhältnissen des Lebens, auf allen Stufen der Gesellschaft, für die gute Sache gestritten! Möge es Ihnen, verehrte Männer, die Sie gegenwärtig den großen Verein bilden, der alles Wahre und Gute befördern und dem verderbten Geiste der Zeit entgegen arbeiten soll, möge es Ihnen gelingen, die erhabenen heiligen Zwecke, für welche Sie leben, denen Sie Ihre Zeit und Ihre Kräfte widmen, immer glücklicher zu erreichen! Möge die Aufmerksamkeit, mit welcher Friedrich August Ihr Werk betrachtet; möge das Vertrauen, mit welchem das ganze Vaterland auf Sie siehet, und von Ihnen die Bildung seiner Söhne erwartet, Ihren Muth stärken, und die Beschwerden Ihres großen Berufs Ihnen erleichtern! Möge Ihre Anstrengung mit allem belohnt werden, was das Leben auf Erden Wünschenswerthes und Ehrenvolles hat! Wie erhaben ist Ihre Bestimmung! An ihr einst selbst Theil gehabt, ihr die muntersten Jahre meines eigenen Lebens gewidmet zu haben: wie freue ich mich dieser Ehre, wie preise ich Gott für dieses Glück!

Und Sie, theure Jünglinge, die Sie in dieser Stadt leben, sich zu unterrichten und zu bilden; verstatten Sie es einem väterlich gesinnten Freunde, Sie an die unendliche Wichtigkeit Ihres Geschäfts, und an den nicht zu berechnenden Werth der Jahre erinnern zu dürfen, welche Sie hier zubringen. Sie haben den edelsten und heiligsten Beruf gewählt, dem sich ein Mensch widmen kann. Zeugen der Wahrheit, Handhaber des Rechts,

Beförderer der Tugend wollen Sie werden; zum Kampfe wider Irrthum und Laster, wider Unordnung und Verderben wollen Sie sich rüsten; die Bewahrer und Beschützer des Heiligsten, das die Menschheit hat, wollen Sie einst seyn, und die wichtigsten Angelegenheiten derselben besorgen; und es sind die flüchtigen, unwiederbringlichen Tage der Vorbereitung, der Weihe zu Ihrem großen Berufe, welche Sie jetzt durchleben. O wenn Sie Ihre Würde vergessen, wenn Sie diese Tage verschwenden, wenn Sie die kostbaren Augenblicke der Weihe durch Ausschweifungen entheiligen, wenn Sie dem verderbten Geiste der Zeit, den Sie einst bekämpfen sollen, huldigen könnten: wie würden Sie sich entehren, welcher Verantwortung bei Gott und Menschen würden Sie sich aussetzen, mit welcher qualvollen Reue würden Sie einst auf diese Tage zurück blicken! Doch nein, nein, das fürchte ich nicht! Sie fühlen es, geliebte Jünglinge, Sie können sichs unmöglich verbergen, wie verderbt der Geist der Zeit ist, in welcher Sie leben; welch ein Kampf Ihnen bevorstehet, wenn Sie einst Ihrer Pflicht Genüge leisten sollen; wie viel Sie lernen und üben, wie weit Sie es in allem Guten bringen, welche Muster der Religiösität und Tugend, der Gerechtigkeit und Menschenliebe Sie werden müssen, wenn Sie die Erwartungen des Vaterlandes erfüllen und Ihrem Daseyn einen wahren Werth verschaffen wollen. So ermuntern Sie sich denn, und fassen Sie Muth. Ist es Ihnen ein Ernst, Ihrer großen Bestimmung zu leben; so wird Gott mit Ihnen seyn, und sein Geist Sie leiten. Und uns, die wir jetzt in den öffentlichen Aemtern wider den verderbten Geist der Zeit kämpfen, aber uns auch mit jedem Tage dem Ende unsers Kampfes nähern; o gönnen Sie uns die Freude, in Ihnen schon jetzt die Männer zu ahnen, die einst mit Erfolg an

unsre Stelle treten werden, denen wir den Kampf für Wahrheit und Recht, für Religion, Tugend und Menschenwohl beim Scheiden getrost überlassen können. Möge Gott Sie mit einer bessern Zeit segnen, als die unsrige war, und durch Ihren Dienst, durch Ihre Mitwirkung, ein schönes Weltalter vorbereiten und herbeiführen!

Du aber, Vater des Lichts, von dem jede gute und jede vollkommene Gabe auf uns herabkommt, fahre fort, diese gute Stadt mit allem zu segnen, was Menschen wichtig und erwünscht seyn kann; und laß sie bis an das Ende der Tage einen Wohnsitz deines Evangelii, eine Pflegerin alles Wahren, Schönen und Guten, und die Zierde des Vaterslandes bleiben!

γ) vom dän. Staatsrathe v. Schmidt=Phiselbek.

(Aus s. Proben politischer Redekunst, Kopenh. 1823. 8. Schluß der Rede am Feste aller Teutschen, zum Gedächtnisse der Leipziger Schlacht.)

— Wie möchten wir uns kräftiger ermuntern zum Fortwandeln auf der Bahn, die zum Ziele führt, als durch die festliche Erinnerung an jene Edeln, welche diese Bahn eröffnet haben, und erkämpft und bereitet den Boden, über welchem sie fortläuft! Darum windet den Kranz des heiligen Eichenlaubes um die Denkmäler der Helden, welche ihr Vaterland mehr als ihr Leben geliebt haben, und gefallen sind in den Reihen der Streiter für die heilige Freiheit! Schmücket die Gräber der Jünglinge, die das kühne frische Blut mit Freuden verspritzten um die süße Heimath und die fernen Geliebten, und hebet eure Herzen und Hände empor zu den leuchtenden Sternen, von denen die Geister der großen Todten mit Wohlgefallen herab schauen auf unsre Feier!

Ja, meine Brüder, wenn ein Gedanke ist über den Gräbern, und eine Freude bei denen, die da ausgezogen haben die Hülle der Vergänglichkeit und aufgenommen sind in die Wohnungen des ewigen Friedens; so gedenken sie Eurer auch heute, und freuen sich der Rettung des Vaterlandes und der Thaten, die Gott ausgeführt hat durch die Hand derer, die treu zu ihm hielten in den Tagen der Bedrängniß! Und wie sie Unsrer gedenken; so lasset auch uns gedenken der Gefährten, welche mit ihnen die Siegesbahn wandelten, und deren rühmliche Narben noch unter uns glänzen, und das Vaterland mahnen an die heilige Schuld, die es ihnen zu entrichten hat!

Und so lodere denn wieder auf aus der tief gerührten Brust, du Feuer der Begeisterung, das zu Kampf und Sieg uns entzündete, und brenne fort als mildere Flamme, und erhöhe und kräftige in uns den treuen Vaterlandssinn und die Beharrlichkeit in jeglicher Tugend, auf daß höher steige und weiter sich verbreite der Ruhm des teutschen Namens, und von Geschlecht zu Geschlecht ein freies und edles Volk das Andenken der Wiedergeburt feiere, durch die wir erstanden sind, und ernte, was wir gesäet, und vollende, was wir begonnen haben, und festhalte für und für an der Einfalt und dem Glauben und der Liebe der Väter!

δ) von Reinhard.

(Schlußgebet einer Predigt am zweiten Pfingsttage, worin er zeigte: wie die Veredelung der menschlichen Natur durch Jesu Geist und Lehre bewirkt werden solle.)

— Geist des Allmächtigen, der du Kraft und Leben in jede Seele gießest, die sich dir öffnet; der du mit

deinem alles belebenden Hauche jeden Funken des Guten anfachest, der in unsrer Brust verborgen liegt: siehe, wir fühlen es, daß wir deine Hülfe bedürfen; wir schmachten nach deinem Beistande. Wenn wir in dieser Dunkelheit auf Erden nach Wahrheit forschen, und sie in dieser Finsterniß mit bangem Verlangen suchen; Geist der Weisheit, so gieb uns Licht, und leite unsre schüchternen Schritte! Wenn unser mattes Herz nur schwach gegen das Böse kämpft; wenn des Fleisches Trägheit uns niederdrückt und verzagt macht; Geist der Stärke, so gieb uns Kraft; so erfülle uns mit Munterkeit und mit männlichem Muthe. Wenn wir die Bürde dieses Lebens fühlen; wenn wir, von banger Schwermuth geängstigt, uns nicht zu helfen wissen; Geist des Trostes, so erquicke uns, so laß uns mit Ueberzeugung fühlen, daß Gott uns liebet, daß wir bestimmt sind, das ewige Leben zu haben! Offen sey dir unser ganzes Herz; geheiligt sey dir unsre ganze Natur; bessere, bilde, veredle sie, Geist des Herrn, Kraft des Allmächtigen, und führe sie zum ewigen Leben!

25.

c) Die stylistische Form der Darstellung.

Wenn die beiden ersten Hauptgegenstände, nach welchen das Verhältniß der Rede zu dem Gesetze der Form beurtheilt wird, — die Erfindung, und die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen, — zunächst der grammatisch-logischen Grundbedingung des Gesetzes der Form, d. i. der Richtigkeit der Form, entsprechen; so beruht der dritte Hauptpunct — die stylistische Form der Rede — auf beiden Grundbedingungen des Gesetzes der Form — auf Richtigkeit und Schönheit —

zugleich. So wenig nun hier die in der Philosophie der Sprache aufgestellten Grundsätze für die innigste Vereinigung der Richtigkeit und der Schönheit innerhalb der Form, und die bereits in der Einleitung (§. 9—12.) entwickelten Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit wiederhohlt werden können; so wenig darf doch auch in der Lehre von dem Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht, nach der Ausmittelung der Begriffe von der Erfindung und Eintheilung eines rednerischen Ganzen, das Eigenthümliche ganz übergangen werden, wodurch eine Rede von jedem Erzeugnisse der Prosa und der Dichtkunst sich unterscheidet. Denn, wenn der Redner nie vergessen darf, daß er in der Rede, wie der Dichter in dem Gedichte, ein Kunstwerk ins Daseyn rufen soll; so muß er doch zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit sich vergegenwärtigen, der nicht blos auf der äußern Unterscheidung des Numerus von dem der Dichtkunst zugehörenden Sylbenmaaße und Reime, sondern auch auf dem Ursprunge der Sprache der Dichtkunst aus dem Gefühlsvermögen und der Sprache der Beredsamkeit aus dem Bestrebungsvermögen, so wie auf der berechneten Wirkung jedes rednerischen Erzeugnisses auf den Willen und das menschliche Bestrebungsvermögen beruht. Dadurch erhält nothwendig der Periodenbau in der Sprache der Beredsamkeit sein ganz eigenthümliches, von dem Periodenbaue in der Sprache der Prosa und Dichtkunst völlig verschiedenes, Gepräge. Denn wenn der Stoff für die rednerische Darstellung unmittelbar aus dem Bestrebungsvermögen stammt; so wird auch, bei der

durch diesen Stoff vermittelten höhern Belebung mehrerer geistigen Vermögen, und namentlich bei dem Antheile der Einbildungskraft an der Idealisirung des dem Bestrebungsvermögen vorgehaltenen Gegenstandes, der rednerische Periodenbau von dem prosaischen durch einen höhern Wohlklang sich unterscheiden, bewirkt durch die Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung der einzelnen Worte, Sätze und Glieder der Perioden; durch ein höheres Leben des Ganzen, hervorgebracht durch die stärkere Versinnlichung des Gegenstandes vermittelst der Einbildungskraft, und durch die höhere Kraft, welche von allem ausgeht, was den menschlichen Willen mächtig ergreift, und als Grundton menschlicher Triebe und Bestrebungen in der Sprache sich ankündigt. Durch dieses höhere Leben und durch diese höhere Kraft, abstammend aus dem Bestrebungsvermögen und aus dem Zusammenhange der Einbildungskraft mit der Thätigkeit des Bestrebungsvermögens, erhält aber die stylistische Form der Darstellung den eigenthümlichen rednerischen Charakter, und wird der mannigfaltigen Schattirung und der reichen Farbengebung fähig, wodurch die Rede von jedem Erzeugnisse der Sprache der Prosa sich unterscheidet. Nicht also ein gesuchter und außerwesentlicher Schmuck in gehäuften Figuren und Tropen, noch weniger eine Verirrung in das Sprachgebiet der Dichtkunst, bezeichnet die Eigenthümlichkeit des rednerischen Lebens; wohl aber, wenn Geist, Wohlklang und Fülle der Sprache mit sich selbst im Ebenmaaße stehen, und die innere geistige Vollendung des Redners aus seiner zur Classicität erhobenen stylistischen Form der Rede unverkennbar hervorleuchtet.

(Die Beispiele für die vollendete stylistische Form der Darstellung gehören in die drei folgenden Abschnitte, welche von den einzelnen Gattungen und Arten der Reden handeln.)

---

2) Die religiöse Rede.

26.

Begriff der religiösen Rede.

Die religiöse Rede, — mit einer schielenden Nebenbedeutung auch die geistliche Rede genannt, — ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem Kreise sittlicher und religiöser Wahrheiten entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche jene Wahrheiten ins Leben treten sollen. Weil aber unter allen Lehren und Wahrheiten die sittlichen und religiösen das Bestrebungsvermögen am stärksten zu ergreifen im Stande sind, so wie sie auch dem wirklichen Leben selbst am nächsten liegen; weil übrigens mit diesen sittlichen und religiösen Wahrheiten die höchsten Ideale des Menschen, so wie seine lebendigsten Ueberzeugungen und seine edelsten Hoffnungen, in der innigsten Verbindung stehen; so kann auch der religiöse Redner einer entschiedenen Wirkung auf das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer sich versichert halten, sobald er nur überhaupt die im Gesetze der Form enthaltenen Grundbedingungen für die Vollendung seiner Rede erfüllt; sobald er den Zusammenhang des rednerisch darzu-

stellenden Stoffes mit den Kreisen des häuslichen und öffentlichen Lebens durchschaut, und sobald er den Grad individueller Bildung und Reife erreicht hat, sein eigenes inneres Leben übertragen auf die ihm entströmende Rede. Gelingt ihm aber dies; so wird seine Rede nothwendig die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, und eben so ihre sittlich-religiöse Ueberzeugung begründen, befestigen und steigern, wie ihre Gefühle beleben, ihre Triebe läutern, und ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen, durch welche das Gute deshalb geübt werden soll, **weil** es das Gute ist.

27.

Eintheilung der religiösen Reden.

Wenn gleich die religiöse Rede innerhalb des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit nicht nach allen den Einzelnheiten entwickelt werden kann, welche der **Homiletik**, oder der besondern Anweisung zur religiösen Beredsamkeit für den Zweck der Bildung künftiger Religionslehrer, angehören; so dürfen doch die verschiedenen Formen, unter welchen die religiösen Reden sich ankündigen, nicht übergangen werden.

Man kann die religiösen Reden eintheilen nach ihrem **Inhalte**, und nach ihrer **äußern Form**.

28.

a) Eintheilung nach ihrem Inhalte.

Dogmatische, moralische, gemischte Reden.

Ihrem **Inhalte** nach sind die religiösen Reden entweder

a) **dogmatische**, wenn sie zunächst Glaubenswahrheiten aufstellen, und durch diese auf den Willen zu wirken suchen; oder

b) moralische, wenn sie zunächst Vorschriften der Sittenlehre entwickeln, Tugenden und Laster nach ihren Ankündigungen im Kreise des wirklichen Lebens, nach ihren Gründen in der menschlichen Gesinnung, nach dem Verhältnisse derselben zu dem Sittengesetze, und nach deren Wirkungen und Folgen sowohl für das handelnde Individuum, als für die ganze menschliche Gesellschaft schildern; oder

c) gemischte, wenn die religiösen Reden, sogleich mit dem Vortrage der Glaubenslehren, die Nachweisung ihres Verhältnisses zum wirklichen Leben und zum Sittengesetze verbinden.

Im engern Sinne des Begriffes soll jede religiöse Rede practisch seyn; d. h. sie soll nicht blos Wahrheiten lehren und entwickeln, sondern auch jedesmal den Zusammenhang derselben mit dem wirklichen Leben versinnlichen, und auf die Belebung des Willens zu guten Entschlüssen und Handlungen hinwirken.

29.

Fortsetzung.

Wenn nun gleich die dogmatischen, moralischen und gemischten Reden die drei Hauptklassen religiöser Reden bilden; so entstehen doch, durch die Verbindung geschichtlicher, politischer, naturgeschichtlicher und psychologischer Stoffe entweder mit Lehren und Wahrheiten der Religion, oder mit sittlichen Vorschriften fürs Handeln, gewisse Unterarten jener drei aufgestellten Hauptgattungen.

Unter den zuletzt genannten Stoffen sind die geschichtlichen die wichtigsten, die häufigsten und die reichhaltigsten. Sie sind die wichtigsten, weil

jede positive Religion auf einer geschichtlichen Unterlage beruht, und diese — namentlich bei der Feier der kirchlichen Feste — nicht von der großen Mehrzahl der aus dem innern Heiligthume einer positiven Religion hervorgehenden Glaubenswahrheiten getrennt werden kann. So sind christlich-religiöse Reden nicht möglich, ohne geschichtlich der Menschwerdung, des Lebens und Wirkens, des Leidens und Todes, und der Verherrlichung Jesu zu gedenken, und eben so wenig christlich-protestantische Reden, ohne die Kirchenverbesserung nach ihren vorbereitenden Veranlassungen, nach ihren Stiftern, nach ihren Folgen, und nach den jetzigen Verhältnissen der protestantischen Kirchen zu schildern. Weil aber diese geschichtlichen Thatsachen nicht blos mit Wahrheiten der Religion, mit Lehren des Glaubens und mit Vorschriften für das Leben in Verbindung stehen, sondern viele jener Wahrheiten und Lehren, und dieser Vorschriften sich unmittelbar auf diese geschichtlichen Vorgänge gründen; so erhellt daraus von selbst, daß sehr viele geschichtliche Stoffe mit den übrigen dogmatischen, moralischen und gemischten Stoffen für die religiöse Rede gleichsam verwachsen, und aufs unzertrennlichste verbunden sind.

Allein auch die großen Vorgänge des bürgerlichen und des öffentlichen Staatslebens können und müssen aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden. Thronbesteigungen, Huldigungen der Regenten, wichtige Vorgänge im Schicksale der regierenden Familie (Geburt eines Kronprinzen, Vermählungen, Todesfälle, das Erlöschen regierender Häuser u. s. w.), Kriege, Verheerungen der Reiche und Staaten im Laufe des Krieges, wichtige Siege oder Verluste, innere oder äußere

Revolutionen, und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen des gesammten Staatslebens, bald durch innere, bald durch äußere Verhältnisse herbeigeführt, behaupten auf das bürgerliche Leben einen so mächtigen Einfluß, daß die richtige Beurtheilung derselben des Lichtes der Religion, so wie das christlich-würdige Betragen bei denselben bald der Belehrung, bald der Aufmunterung, bald der Warnung und Zurechtweisung, und bald des Trostes und der Ermuthigung durch die Religion bedarf. Nie darf aber ein rein-politischer Gegenstand, ohne dessen Zusammenhang mit der Religion auszumitteln und zu versinnlichen, von dem religiösen Redner behandelt werden, weil dies dem Wirkungskreise der Staatsberedsamkeit zusteht. — Die Ereignisse der neuesten Zeit seit den letzten dreißig Jahren haben sehr gediegene religiöse Reden, mit steter Hinsicht auf die öffentlichen Schicksale der Völker, Reiche und Staaten, veranlaßt.

Was die Aufnahme von **Naturbetrachtungen** und Schilderungen von Gegenständen der Natur in religiösen Reden betrifft; so kann und soll, an sich betrachtet, die Natur mit ihren Erscheinungen und Geschöpfen, eben so aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden, wie das bürgerliche und öffentliche Leben der Völker und Staaten. Unverkennbar bietet das Reich der sichtbaren Natur einen unermeßlichen Reichthum von Stoffen dar, welche zur Versinnlichung, Erweckung, Belebung und Befestigung sittlich-religiöser Wahrheiten, Gesinnungen und Bestrebungen gebraucht werden können. Nur darf der religiöse Redner nicht blos **sogenannte Naturpredigten** halten, wo nicht selten die gewöhnlichsten Gegenstände des Ackerbaues, der Feld-

wirthschaft u. s. w. im Einzelnen und ausführlich erzählt, und die Ansichten der Naturwelt entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehen, aus dem Gesichtspuncte des religiösen Lebens gefaßt werden.

Von hohem Interesse sind endlich die anthropologisch-psychologischen Stoffe für den religiösen Redner, sobald er die religiöse Rede nicht in einen bloßen physiologischen, anthropologischen oder psychologischen Vortrag verwandelt, sondern aus dem Kreise der Erfahrungsseelenlehre, und aus den so vielseitigen, und oft so räthselhaften Ankündigungen des Menschen im Gebiete des wirklichen Lebens seine Stoffe entlehnt, um aus denselben wichtige Aufschlüsse über das menschliche Herz und dessen Neigungen, Wünsche und Bestrebungen abzuleiten, und mit diesen psychologischen Ergebnissen und Aufschlüssen die Belehrungen, Warnungen, Ermunterungen und Tröstungen der Religion aufs innigste zu verbinden.

30.

b) Eintheilung der religiösen Reden nach ihrer Form.

So vielfach verschieden, selbst nur im Umfange der teutschen Kanzelberedsamkeit, die einzelnen Formen der religiösen Rede gewesen sind, und noch sind; so lassen sie sich doch auf drei Hauptarten zurückführen:

a) auf die eigentliche Predigt;
b) auf die Homilie;
c) auf die religiöse Rede im engern Sinne.

Die eigentliche Predigt ist ein logisch angelegtes und logisch-ästhetisch durchgeführtes Ganzes der religiösen Beredsamkeit, wo, aus dem gewählten oder

vorgeschriebenen Texte, das Thema abgeleitet, und dieses Thema mit der Vollständigkeit und Erschöpfung behandelt wird, welche der im Thema aufgestellte und angekündigte Stoff erfordert. Sobald das Thema unmittelbar aus dem Texte hervorgehet; so ist es nicht wesentliche Bedingung einer solchen synthetischen Predigt, daß der Redner den ganzen — oft langen — Text zur Ausmittelung seines Thema benutze, oder, bei der Ausführung des aufgestellten Thema, auch die im Texte vorkommenden Nebenbestimmungen erläutere, und vielleicht sogar mit Zwang in die Darstellung des aufgestellten Satzes ziehe.

Die Predigt ist aber analytisch-synthetisch (oder Homilie im weitern Sinne), sobald sie den ganzen Text benutzt und anwendet, indem sie dessen einzelne Theile und Sätze, nach deren Aufeinanderfolge, unter einen im Thema aufgestellten Hauptbegriff bringt, der entweder unmittelbar im Texte liegt, oder doch als Gesammtvorstellung des ganzen Inhalts des Textes leicht an denselben angeknüpft werden kann.

Die eigentliche Homilie selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von der Predigt, daß sie, nach Aufstellung eines im Thema gewöhnlich sehr allgemein ausgesprochenen Hauptbegriffes, den gesammten Inhalt des Textes erläutert und anwendet, so daß zwar ein leitender Begriff durch das Ganze hindurchgehet, den religiösen Redner aber, in Hinsicht der für die eigentliche Predigt scharf berechneten logischen Gliederung und Abstufung der Theile und Untertheile, weniger bindet, als in der synthetischen und in der analytisch-synthetischen Predigt, so wie auch die Homilie zunächst mehr auf

fromme Erbauung, als auf mächtige Ergreifung des Willens hinarbeitet, und deshalb gewöhnlich im Tone der Sprache nicht so kräftig sich ankündigt, wie die eigentliche Predigt.

(Die sogenannten Fest- und Casual-Predigten und dgl. können nicht als verschiedene Unterarten der Predigten aufgestellt werden, weil sie, nach dem besondern Stoffe, den sie behandeln, unter die im §. 28 und 29 enthaltene Classification gehören, nach ihrer Form aber entweder Predigten, oder Homilien sind. — Eben so wenig kann auch die Casualrede als eine besondere Untergattung der religiösen Rede aufgeführt werden.)

Die religiöse Rede im engern Sinne unterscheidet sich von der Predigt und Homilie dadurch, daß sie, der äußern Form nach, gewöhnlich kürzer ist, als beide; daß sie nicht, wie diese, von der Kanzel, sondern gewöhnlich vor dem Altare, oder selbst in der Mitte einer abgeschlossenen Versammlung gehalten wird; daß sie nicht immer einen bestimmten Text, wohl aber ein an die Spitze der Ausführung gestelltes Thema, behandelt; daß sie bei der Entwickelung der aus dem Thema abgeleiteten Begriffe sich freier bewegt, als die synthetische Predigt, ob sie gleich die logische Anordnung und Durchführung des Stoffes nicht vernachlässigen darf, nur daß sie gewöhnlich die logische Gliederung des Ganzen in weniger scharfen Umrissen hervorhebt, als in der Predigt geschieht; und daß sie nach der Veranlassung, bei welcher die Rede gehalten wird, den Ton und die ästhetische Farbengebung der Sprache gestaltet. Allein unerläßlich bleibt auch für sie die Forderung, daß sie nicht

blos belehre und überzeuge, sondern auch auf den Willen und die Bestrebung wirke, und, nach einem genau berechneten Verhältnisse, das Gefühlsvermögen belebe und die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetze, um das möglichst höchste Interesse für den aufgestellten Gegenstand zu veranlassen. — Zu den einzelnen Arten der religiösen Rede gehören die Taufreden, die Reden bei der Abendmahlsfeier, bei Trauungen, bei Begräbnissen, und bei Casualfällen, wohin Einweihungen, Jubelfeste u. s. w. gehören können.

(In Hinsicht auf die Veränderungen, welche die religiöse Beredsamkeit, namentlich im protestantischen Teutschlande, seit den letzten Jahrhunderten erfuhr, enthält folgendes Werk sehr lehrreiche Beiträge: Phil. Heinr. Schuler, Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Teutschland, mit Actenstücken im Auszuge belegt. 3 Theile. Halle, 1792—1794. 8. Der Verfasser nimmt folgende Zeiträume für diese Veränderungen an: 1) von Luther bis zu dessen Tode; 2) von Luthers Tode bis auf Arndt; 3) von Arndt bis auf Spener und die Stiftung der Universität Halle; 4) von Spener bis auf Rambach und Mosheim; 5) von da bis zur Erscheinung der allgemeinen teutschen Bibliothek und des Prediger-Journals; 6) von da an bis auf die neueste Zeit. — An dieses Werk schlossen sich, von demselben Verfasser, an: Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen unter den Protestanten, von der Reformation bis auf jetzt. Halle, 1799. 8. worin noch manche treffende Beispiele nachgehohlt wurden.)

Unverkennbar hat die teutsche Sprache überhaupt, namentlich aber seit dem zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, dadurch viel an Würde, Gediegenheit und innerer und äußerer Vollendung, vor allen jüngern europäischen Sprachen, gewonnen, daß die Kanzelberedsamkeit so große Fortschritte auf teutschem Boden machte, und daß kein anderes gesittetes und christliches Volk unsers Erdtheils in dieser Hinsicht mit den Teutschen sich messen kann, wenn gleich Franzosen und Britten früher noch, als die Teutschen, gediegene Kanzelredner hatten, unter welchen Flechier, Massillon, Bourdaloue, Saurin, Tillotson u. a. einen geachteten Namen behaupten. So viel auch die classischen Dichter in der Mitte des teutschen Volkes für die Fortbildung der vaterländischen Sprache gethan und so unsterbliche Verdienste sie um dieselbe sich erworben haben; so dürfen doch die Verdienste der religiösen Redner Teutschlands darüber nicht vergessen und vernachlässigt, oder geringer angeschlagen werden, als die der Dichter. Denn der sittlich-religiöse Grundcharakter des teutschen Volkes, der, bei allen vom Auslande her auch über die Teutschen gekommenen Verirrungen, doch nicht ganz erschüttert zu werden vermochte, hat seine feste Unterlage und seinen kräftigen Stützpunct in der religiösen Beredsamkeit seit Luthers Zeiten, und wird durch die großen religiösen Redner unserer Zeit genährt, erhalten und gekräftigt. Wegen dieses wichtigen Ergebnisses der religiösen Beredsamkeit in der Mitte Teutschlands ward der Abgang der eigentlich politischen Beredsamkeit bei dem teutschen Volke weniger nachtheilig gefühlt, als er sich sonst nothwendig angekündigt haben müßte.

31.

Beispiele aus der religiösen Beredsamkeit der Teutschen.

a) aus der Zeit des Mittelalters bis auf Luther.

1) Bruchstück einer Predigt aus dem zwölften Jahrhunderte, von einem Ungenannten; aus Eckarti Comment. de rebus Franciae orientalis T. 1.

Unser Herro *) der almahtigo Got der sprichet in desmi Evangelio, suenne der achirman sait sinen samen, so fellit sumelichiz pi demo wega, unde wirdet firtretin oder iz ezzant die vogile, sumelichiz fellit uf den Stein, unde irdorret sa, wanda iz dere fûohte nieth ni habit. Sumelichiz fellit unter die dorne, daz pichumet ouh unte pidruchent iz die dorne, daz iz nieth ni mac fure bringen dez wuocher. Sumelichiz fellit ana die gûoten erda unte fure bringet cehincic valtigiz wuocher.

Der accherman der pizeichinet unseren Herrun den

*) Uebertragung. Unser Herr, der allmächtige Gott, der spricht in diesem Evangelio: Wenn der Ackermann säet seinen Samen; so fällt etliches bei dem Wege, und wird vertreten, oder es essen's die Vögel; etliches fällt auf den Stein, und verdorret so, weil es der Feuchtigkeit nicht hat. Etliches fällt unter die Dornen; das verkömmt auch und vertrocknen es die Dornen, daß es nichts mag hervorbringen der Frucht. Etliches fällt an die gute Erde, und bringt hervor hundertfältige Frucht.

Der Ackermann der bezeichnet unsern Herrn den

heiligen Christ, der di tagilichen in dera heiligun Christinheite durh die munda dera lerari sait in dei herzi sinere holden die keistlichan lera. Diu misseliche dere guoten unte dere ubilen erde, diu pizeichinet dei misselichen muot dere menniscono, den di emzic kiprediget werdunt die Gotis wort.

Der sami pizeichinet daz Gotis wort; der acchirnigi erda pizeichinet die, die di minnent die wertlichen scazze, vona den si kiiret werdent dero guoten werchun.

Diu guote erda diu di vone demo samen furi bringet cehincic valtigiz wuochir, diu pizeichinet die, die Got furhtent unte minnent, unte dar ana vole wonent, so daz si alla wila williclichen wurchent sinin werh.

Diu bona erde diu furebringet ire wuocher durh die kidult, daz sculi wir so firsten, daz unsera

---

heiligen Christ, der da täglich in der heiligen Christenheit durch die Munde der Lehrer sagt in die Herzen seiner Holden die geistlichen Lehren. Die Mißgleichheit der guten und der üblen Erde, die bezeichnet das mißgleiche Gemüth der Menschen, denen da emsig geprediget werden die Gottes Worte.

Der Same bezeichnet das Gottes Wort; die ackerlose Erde bezeichnet die, die da lieben die weltlichen Schätze, von denen sie geirret werden in den guten Werken.

Die gute Erde, die da von dem Samen hervor bringet hundertfältigen Gewinn, die bezeichnet die, die Gott fürchten und lieben, und daran völlig wohnen, daß sie williglich wirken seine Werke.

Die gute Erde, die hervorbringet ihre Frucht durch die Geduld, das sollen wir so verstehen, daß unsre

werh nieth guot ni sint, ubi wir si Gote nieht zi lobe ni pizellan, unte ube wir nieht kidultlichen ni firtragan die urdrizze unserin nahiften. Wir sculen daz pidencbin, daz der win unte daz ole niemir liuter noh guot ni werdunt e dei peti kitretan unde kipreſſit werdent, noh daz chorin niemir ni chumet in daz chorenhus, e iz kidroskin wirdit; nieth mera ni mac unser niheinir chomen in daz himelrih, wir ni werdan kilutera durh die fillate des werltlichen truobeſſalis.

Werke nicht gut sind, ob wir sie Gott nicht zu Lobe bezahlen, und ob wir nicht geduldig vertragen die Verdienste unserer Nächsten. Wir sollen das bedenken, daß der Wein und das Oel nimmer lauter noch gut werden, ehe die beiden getreten und gepresset werden, noch das Korn nimmer nicht kommt in das Kornhaus, ehe es gedroschen wird; nicht mehr mag unser irgend einer kommen in das Himmelreich, (wenn) wir nicht werden geläutert durch die Fülle des weltlichen Trübsals.

2) Bruchstück einer Predigt von dem Franziskaner Berthold (aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts) *).

(Die Predigt versinnlicht die vier Haupttugenden durch ein Natursinnbild von dem Wagen.)

---

*) Es ist entlehnt aus Berthold des Franziskaners teutschen Predigten, herausgegeben von Kling, mit Vorwort von Neander. Berl. 1824. 8. S. 101. In der Vorrede (S. X) wird nachgewiesen, daß er zu Augsburg im Zeitalter der Kreuzzüge, und nicht zu lange nach Rudolph von Habsburg lebte.

Uns hat der almehtige got zwei groze büch gegeben, da wir an lesen süln nnd lernen guete ding und nütze ding, die uns zu libe (Leibe) und zu selen not ist. Wanne der almehtige got hat uns alle ding zu nütze und zu güte geschaffen, ein halp zu dem libe (Leibe) und ander halp zu der sele. Und also hat er uns die sternen gegeben an dem himmel und alles daz uf ertrich ist. Und wie ir uch daz nütze machen sült an der sele, und do von süllet ir lesen an uwern buchen, an dem himmel und an der erden. Ir sült an der erden lernen und an bäumen u. an dem korne und an den blümen und an dem grase, als det (thät) der gute sant bernhart. „Ich suche den gehüren an allen creatüren." So mohten alle creatüre wol sprechen, ob sie künden sprechen: „Unser vil manigfalten wünder enhaben wir von uns selber nit; wir haben sie von dem, dez dine sele gernde ist." „So süche ich den gehüren an allen creatüren, an aller seiten klange." So mohte aller vogelin sange und harpfen klange wol sprechen, ob sie künden sprechen: „Unser manigfalte wünnecliche stimme und unser süßen stimme, die haben wir von uns selber nicht, wir haben sie von dem, dez dine sele begernde ist." „Ich süche den gehüren an alle creatüren, an aller blümen varwe und aller würtze krefte." So mohten vil wol sprechen blümen und würtze, ob sie künden sprechen: „Unser maniger ley liehte varwe, die haben wir von uns selber nicht; wir haben sie von dem, dez din sele begernde ist, und unser wünnecliche suße kraft." Und also hat der almehtige got alle Ding dem menschen zu dienste und zu nütze geschaffen, zu dem libe und zü der sele. Wanne swenne du eine blumen sihst, die schönre ist danne die ander; so soltu dir gedenken: „o wol dir, lieber gottt, wie schöne und genehme du eine blüme wider die andern hast geschaffen.

Und also hast du einre würtz mer kraft gegeben danne der andern. Und also hast du einem menschen me tůgende gegeben, danne dem andern." Und dez soltu got loben und ern, und solt im danken der manigfalten gnaden, die er an dir begangen hat, daz er dir als maniger hande creature zu dinste und zu nütze hat beschaffen, einhalp zu dem libe und anderhalp zu der selen, als der gute sant bernhart. Da man den fragte, wie er als wise were? do sprach er: „ich lern' ez an den bäumen." Da mûgt ir gar vil an lernen guter dinge. Wann die bäume glichent den lûten, und die lûte den bäumen. Und ein wiser man sieht an einem baume wol, ob er gût obs (Obst) treit oder nicht. Uzen an der rinden sieht ers wol, ob halt niergent kein obs an den bäumen ist noch dehein blût. Und also sieht ein wise man wohl an den lûten, weder sie tûgendhaft sin oder nit. Daz sieht ein wiser man gar wol, ob du reine frûht in dinem hertzen treist, daz ist reine tûgent, die got liep ist. Und als du einen baum sihst, der gut obs treit, so soltu dir gedenken: „o we! lieber herre, wann wer ich so tugenthaft, daz ich dir wol geviele an minen tugenten, als daz obs den lûten gevellet!" Und also sûlt ir uch flißen, daz ir den edeln bäumen glichet. Ir sûlt uch an guten gedenken uben, als die bäume mit der blûte. Swanne ein baum gût obs tragen wil; so nûz er dez ersten bluwen mit edeler blûte; und darnach treibt er obs, daz die lûte labt. Und also soltu dich mit gedanken üben mit gûten Dingen u. s. w.

3) Bruchstück einer Weihnachtspredigt „von dreierlei Geburt" des Dominicaners, Johann Tauler zu Strasburg (geb. 1294, † 16 Jun. 1361). Entlehnt aus der

Baſeler Ausgabe ſ. Predigten vom J. 1521. Fol.)

Heut begat mann dryerley geburt in der heiligen chryſtenheit, in der ein yetlicher menſch ſo groſſe fröd vnnd wunne ſolt haben vnd nemen, das er recht ſolt vß im ſelber ſpringen in jubel vnd in lieb vnd in danckberkeit in innerlicher freude, vnd wölcher menſch des nit in im befindt, mag ſich wol förchtenn.

Nu die erſt vnd oberſt geburt iſt, ſo der hymmelſch vatter gebürt ſinen eingebornen ſun in götlicher weſenlicheit, in perſönlicher vnderſcheid. Die ander geburt, die man hüt begat, iſt die müterlich berhafftigkeit, die geſchach in iunckfreulicher küſcheit vnd in rechter lauterkeit. Die dryt geburt iſt, das got alle tag vnd alle ſtunnd würt warlich geiſtlichen geboren in einer guten ſele mit gnaden vnd mit liebe. Dieſe dry geburtten begat mann hüt mit den dryen meſſen. Die erſten meſſe ſingt mann in der finſtern nacht und gat an alſo: Dominus dixit ad me, der herr hat geſprochen zu mir: du biſt min ſun, ich hab dich heut (das iſt in ewigkeit) geboren. Vnd diſe meß bedüt die verborgenen geburt, die geſchach in der vinſteren verborgenheit vnbekanter gotheit. Die ander meß gat alſo an. Lux fulgebit hodie super nos. Das liecht ſchient heut über vnß. Vnd die bezeichnet den ſcheine der vergötterden menſchlichen nature. Diſe meſſe iſt ein teill in der nacht, vnd ein teil im tag. Wann ſy wz ein teil bekannt vnd ein teil vnbekannt. Die dryt meß ſingt man an dem claren liechten tag, vnd die hebt an alſo: Puer natus est nobis et filius datus. Ein kind iſt vnß geboren vnd ein ſun iſt vnß geben. Vnd anzeigt die minniglichen geburt, die alle tag vnd in allen ougenblicken ſol geſchehen, vnd geſchicht in einer yeglichen gu-

ten säligen seel, ob sy sich darzu keret mit warnemen vnd mit lieb. Wann sol sy diser geburt in ir befinden vnd gewar werden; das muß geschehen durch inkeren vnd wyderkeren aller ir krefften. Vonn diser minnigklichen geburt, die dise letste messe bedůt, wellen wir nu allererst reden, wie wir darzu kommen mögenn vnd sollen, das dise edell geburt in vnß adenlichen vnnd fruchtbarlichen geschehe. Das söllen wir lernen an der eigenschafft der ersten vätterlichen geburt, so der vatter gebůrt sinen sun in der ewigkeit. Wann von überflüssigkeit des überschwencklichen rychtumbs der gůte gottes mocht er sich nit innen enthalten; er můßt sich vßgiessen vnd gemeinsam machen. Wann als Augustinus spricht: Gottes natur vnd art ist, das er sich vßgiesse, vnd also hat der vatter sich vßgossen am vßganng der götlichen person, vnnd fürbas hat er sich ingossen in die creaturen. Darumb sprach sant Augustinus: So got gut ist, send wir gut, vnd alles das alle creatur gutes hat, daz ist als von der wesentlichen gůte gottes allein gut. Welches ist nu die eigenschafft, die wir in der vätterlichen geburte merken vnd lernen söllen? Das ist also zu verston, der vatter an siner persönlichen eigenschafft keret sich in sich selber mit siner götlichen verstentnůß, vnd durchsyhet er sich selber in klarem verstan (Verstehen) in dem wesenlichen abgrund synes ewigen wesens; vnnd denn von dem blossen verstan sin selbs spricht er sich gantz vß, vnd das wort ist sin sun, vnd das bekennen sin selbs, ist das geberen sins suns in der ewigkeit, er ist bliben in wesentlicher einigkeit, vnd ist vßgen on personlichen vnderscheid. Also gat er in sich vnd bekennet sich selber, vnd gat denn vß im selber in ein begert sin selbes bild, das er da bekant vnd verstanden hat in personlichem vnderscheid. Vnd gat wyder in sich in volkommer geuelligkeit sin selbs. Die geuelligkeit sin selbes fleusset

vß in ein vnußsprechliche liebe, das da ist der heylig geist. Also belybt er inne vnd gar vß vnd gat wyder in. Also ist des menschen lauff aller edelst vnd volkommest, wann er aller eigentlichst in sinen vrsprung gat. Nu die eigenschafft, die der hymellisch vatter hat in sinem ingange vnd in sinem vßgang, die soll ouch ein yegklich mensch an im haben, der ein geistliche muter wil werden diser gőtlichen geburt. Er sol gantz in sich gon, vnd denn vsser im selber gon, als wie die sele dry edel krefft hat, in denn sy ist, ein war bilde der heiligen dryualtigkeit, gedechnůß, verstentnůß, vnd fryer wylle, vnd durch diese krefft ist sy gottes begriffig vnd entpfengklich, das sy alles entpfengklich werden mag, das got ist, vnnd hat vnd geben mag, vnd ist durch dyß sehenn in ewigkeit u. s. w.

4) Bruchstück aus einer Predigt des Johann Geiler von Kaisersberg: „von den neun Früchten oder Nützen eines rechten Klosterlebens.“ (Johann Geiler ward zu Schafhausen 1445 geboren, und, nach seines Vaters Tode, bei seinem Großvater zu Kaisersberg im Elsaß erzogen, wovon er seinen Beinamen erhielt. Er war erst Professor zu Freyburg und dann Prediger im Münster zu Strasburg; er starb 10 März 1510.) Das Bruchstück ist entlehnt aus der Strasburger Ausgabe s. Predigten vom Jahre 1508 in kl. Fol. —

Es sind dreii ding, die da fast gemaingklich alle menschen zu fall bringen. Das erst ist bőser gegenwurff. Das ander ist bőse geselschafft. Das dritt ist bőse gewonhaitt. Das seind drey strauchstain, über die manig tausent menschen oft vnd vil fallent in schwäre grosse todtsünden.

Der erst straüchstain vnd vrsach des fals der sünden ist gegenwurff böȣer üppüger sündiger ding. Wenn nun ain mennsch ist an sollichen stetten da er hat süntliche gegenwürf. Er sicht soliche ding, die yn raitzen zu vnkeüschheit. Er hört böſ vnschamhafftige wort, liegen (lügen), schelten vnd fluchen. Er sicht hochffart treiben mit zierlichen klaidern, mit grossem Haußgesind, oder ander herrschafft. Er nimpt war, wie man zeitlichem gut nachstelt, auch des leibes mitt allem fleyß pfligt mitt zartheit vnd sanffthait. Wenn dise gegenwurff ainem menschen eingeend durch die fenster seiner fünff sinn; so würt er dargegen beweget; die begirlich krafft falt daruf, so er sunst nimer darnach gedacht het. Hör dem Dauid, der tod einstig durch die fenster seiner augen. Als der selbig was in seim künglichen sol. Do sach er die haußfraw Vrie (Urias) bersabee sich waschen; von demselben gesicht ward er bewegt, daß er beede eebrüchtig vnd manschlachtig ward. Dann er sant (sandte) nach der frowen vnd brach die ee (Ehe) mit ir. Vnd an dem was es nitt genug; er schuff auch, das ir man, der fromm ridter Vrias, erschlagenn ward, wann (denn) er schryb dem haubtmann der ritterschaft in dem hör (Heer), er solt Vriam stellen an das ortt, da der streitt an dem aller hartosten wäre, allso das er nit dauon möcht kommen. Do was (war) dem Dauid der tod der sünden durch die fenster eingegangen.

Der ander streichstain, und daß andre, dauon ain mensch vrsach hatt zu sünden, das ist böse geselschafft. Dauid spricht: bey dem hailigen würst du hailig, vnnd bey dem verkörten würstu verkört. Wilt du wissen, wie ain mensch gesitt ist; so nym ware, wie die seyen, zu denen er sich gesellet. Seind die selben ernsthafft vnd gotzförchtig; so ist er och also. Seind sy aber verlassen vnnd leichtfertig; so muß er ynen gleich sein. Wenn

ain fauler apffel ist vnder anderen öpflen; der macht annder faul. Desgeleichen wa ain verkerter vngehorsamer oder vngaistlicher mensche ist; der mag vil nach ym ziehn. Die oberkait soll sich halten gegen iren vnderthonen in der straff, als der artzt thut gegen ainem verwuntten menschen, dem er ain pflästerlin über sein wunden legt, in deren jm faul flaisch gwachssen ist. Wie haltet sich derselbig? Er spricht dem krancken zu mit gutigen worten, vnd halt sich gegen ym mit sänfften gebärden; er thutt ym hübschlich, vnd legt jm doch dabey daz pflaster nicht desterminder über. Dasselb laßt er etzen. Deßgleichen sol och die oberkait thun. Ich sprich nit, daz man müg on sünd leben; aber dieselbenn sünd sol man besseren mit saufter straff, das nit die ding in ain verachtung komen, sondern mit fleissigem warnemen alle vnordnung aufgeetzt werd.

Der dritt straichstain, vnnd das drit daz aim menschen vrsach bringt zu sünden ist böße gewonhait. Ain mensch, der in der welt bey anderen weltlichen leuten wonet, die der sünden gewont haben, vnd jnen gemain ist, wenn er nun derselben sünden auch gewont, also das er hüt (heut), morgen vnd ymerzu anhin fällt; so kommt er darzu, daz er mainet, er müß sünden, vnd müg nitt mer auffhören. Ain mensch, der der laster lannge zeit gewonet hat, der nimpt des an jm selber nymmermer war; aber er faltt on alles widersteen von ainem in das ander. Herwiderumb, welcher mensch hatt tugent in sich eingeübt, vnd die in gewonhaitt bracht; der mag sich das laster gar leichttigklichen erweren. Aber ee (ehe) das ain mensch darzu kommet, das er allso ains weys beraitt ist, den lastern zu widersteen, vnnd tugennd zu üben; da gehörtt grosse arbait auff. Ain mensch muß ym selbs on vnderlaß gewaldt anthun, vnnd den anfechtungen ymmer zu widerston. Also gewont

man tugentlicher übung vnd guter werck, daz sy ainem menschen nit mer schwär seind, noch vnmüglich bedun- cken, sunder er findet in jm ain zunaigen zu dem, das gut vnd ersam ist u. s. w.

32.

Fortsetzung.

β) Beispiele aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte.

1) von D. Luther († 1546).

Ueber Matth. 20, v. 20—23.

(Aus Luthers ungedruckten Predigten, herausgeg. von Paul Jac. Bruns. Helmst. 1796. 4.)

Die Parabel von den Arbeitern im Weingarten, und das hernach folgt, wie der Herr seinen Jüngern von seinem Leiden verkündigt, wollen wir stehen lassen; denn es kommt beides nach Weihnachten. Dahin wollen wir es sparen, und jetzo für uns nehmen den Text von den zweien Söhnen Zebedäi, welche man vor Zeiten am St. Jacobstag pflegte zu predigen. Weil wir nun dasselbige Fest nicht halten; so predigen wir auch nicht davon. Darum können wir jetzo, weil wir auf diesen Text kommen, nicht fürüber gehen. — Die zween Söhne Zebedäi sind Johannes der Evangelist und der große St. Jacob; die waren des Herrn nahe Freunde. Wie nahe aber, kann ich nicht wissen. Denn daß man vor Zeiten von St. Anna gesagt hat, sie habe drei Männer gehabt, und von dem ersten, Joachim genannt, habe sie Mariam, unsers Herrn Mutter, gebohren; von dem andern Cleopha, die Mariam Cleophe, vom dritten Salome, die Mariam Salome, so doch Salome eines Weibes Name ist. Solche grobe unflätige Zoten haben

sie gerissen. Das sind eitel Lügen und Fabeln. Denn man findet nirgend in der Schrift, wer von unsrer lieben Frauen Vater oder Mutter gewesen sey, und haben dennoch mit St. Anna und Joachim so viel Wesens angerichtet, daß man auch Städte, als Annenberg und Joachimsthal ihnen zu Ehren erbauet hat. Ist nun Anna nicht gewesen; so wird die andere Rechnung auch falsch von ihren drei Männern und von dem Geschlechte. Ihm sey nun, wie ihm wolle; es seyen die zween Jünger nahe oder weit dem Herrn gefreund; wir fragen nichts darnach. Daraus sehen wir aber, daß sie ihm etwas mehr in der Vetterschaft oder Schwägerschaft haben zugehöret, denn die andern; denn sie haben bei ihm etwas Sonderliches seyn wollen. Von ihrem Berufe stehen droben im neunten Capitel, daß, da der Herr Petrum und Andream berufen hatte, findet er, am Meere Zebedäum mit seinen zweien Söhnen ihre Netze flicken; da ruft er sie auch. Nun hatten sie viel und oft von ihm gehört, wie er ein König sey, und ein Reich haben würde, welches sie als gute grobe Gesellen von einem weltlichen Reiche verstanden hatten, wie sie auch noch in dem Wahn stecken, wie in Geschichten steht, nachdem der Herr auferstanden war. Darum machen sie auch einen klugen Anschlag, sind wahrlich kluge Fischer, und denken, sie müssen zeitlich dazu thun, ehe Andere kommen, und nehmen ihnen die Ehre hinweg; denken nun, wie sie Andern zuvorkommen und die nächsten am Brod werden möchten. Auf daß sie aber mit Ehren bestünden, bereden sie die Mutter, die Sache vorzutragen, denken, wo wir gleich fehlen, so wird er sagen: die Mutter habe närrisch gehandelt, als ein Weib gehandelt; aber so bestehen wir mit Ehren. Er wird es aber der Mutter nicht wohl können abschlagen, wie es gemeiniglich geschieht, daß die Weiber leichtlicher etwas erbitten,

denn die Männer; denn sie können es fein und klüglich machen. Sie gehen hin, die Mutter und Söhne, und thun die Bitte, wie ihr gehört habt. Da giebt ihnen der Herr wahrlich eine stumpfe Antwort: Du bist mir eine gute Frau, du und deine zwei Söhne, sonst alle drei Narren. Ihr wisset viel, das ihr daher lallet. Jedoch hält er ihnen diese Thorheit zu gut, darum, daß sie es nicht aus Bosheit und Stolz, sondern wie Kinder aus Unverstand thun.

Daraus sollen wir nun uns zum Trost das lernen, was wir für einen Herrn haben, der mit den Seinen also umgehet. Ob er sie wohl ein wenig für die Stirn schlägt; so wirft er sie nicht hinweg darum, sondern trägt und duldet ihre Schwachheit und Thorheit. Wie ein Vater seinen Kindern thut, denen man als Narren viel muß zu gute halten; so thut er allhier mit diesen armen Thoren, den zweien Jüngern, die daher narren und alfanzen, und wissen nicht, wo sie daheim sind. Da spricht er: Ihr seyd mir gute, albern einfältige Leute, was soll ich mit euch machen? Ihr seyd grob gar satt, und strauchelt; wie denn auch geschah, auch nach des Herrn Auferstehung; was ist zuvor geschehen, da sie ihn verläugnen, und alle von ihm laufen. Ja, da sie den heiligen Geist hatten, wohl 18 Jahre hernach, that Petrus einen guten groben Fall zu Antiochia, und Paulus und Barnabas wurden uneins, daß sie von einander ziehen; ich meine, es sey grob genug. Noch ists alles vergeben und verziehen. So beschreiben uns die Evangelisten allenthalben den lieben Herrn freundlich und holdselig, der den Seinen viel kann zu gut halten. Wiederum, wenn ihm die Pharisäer und stolzen Heiligen vorkamen; da ist er doch gar nicht der vorige Mann, und ist so eigensinnig, so störrig, so unfreundlich, daß genug ist. Da heißt er sie Otterngezücht und

schreiet Ach und Weh über ihren Hals, läßt ihnen kein Wort gut seyn. Wenn sie an ihn kommen; so haben sie verloren, und hat ihr keiner Gnade überall, es sey denn, daß sie sich bekehrten. Warum denn? Die sind seine ärgsten Feinde, und können ihn in keinem Wege leiden, die stolz und hoffärtig sind, und pochen auf ihre eigene Heiligkeit und Frömmigkeit, und wollen nicht Unrecht gethan haben, wenn sie gleich Grundschälke im Herzen sind. Mit diesen kann er kein Mitleid haben. Aber allhier hat er Geduld mit den Seinen, die aus Unverstand und Grobheit sündigen, und bleiben bei ihm, setzen nicht von ihm.

Da sehe nun ein Jeder zu, daß er nicht muthwilliglich sündige, und bleibe bei seinem lieben Herrn. Sündigt er aus Schwachheit; so tröste er sich dieses Exempels allhier, des lieben Herrn, der mit den Seinen nicht rumort, noch unfreundlich handelt, jetzo eben so wenig, als vorhin. Denn wenn er nicht so freundlich wäre; so kämen wir übel zu Maße; wir sind eben die Leute, die allhier die Jünger sind, habe gute grobe Klick auf uns, bitten auch eben so närrische Dinge oft, als sie hier bitten, daß Gott oft sagen muß: Wenn ich euch gäbe, was ihr bittet; so wäre ich ein Narr, wie ihr seyd. So bitten wir oft, wenn wir gleich das Vater Unser beten. Aber da ist unser lieber Herr so freundlich, so gütig, daß er uns unsre Thorheit nicht verarget, wie er es seinen Aposteln und andern Heiligen nicht verarget hat, die eben das Fleisch und Blut sind gewesen, als wir sind. Denn er wird diesen zweien Jüngern nicht desto feinder, wiewohl es gute grobe Gesellen sind, und redet mit ihnen ganz freundlich wieder, da er sie ein wenig schamroth vorhin gemacht hatte; ihr sorget, wie ihr zu großen Ehren kommet, dasselbige wird sich von ihm selbst wohl finden. Der Stuhl ist

lang gemacht, darauf ihr sitzen sollet; denn in meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, da sehet zu, wie ihr dazu kommen möget. Ihr werdet aber also dazu kommen, wie ich dazu kommen werde. Ich werde leiden und sterben müssen; könnt ihr nun auch den Kelch trinken, und mit der Taufe getauft werden? Ja, ja, sagen sie, sollten wir das nicht thun können? Wohlan, so sorget nicht, wo ihr bleibet, ihr werdet wohl versorget werden. Kelch heißt in der Schrift Leiden, das einem jeglichen gegeben wird. Unser Herr Gott, wie im Psalm stehet, schenket einem jeglichen sein Maas ein, das er austrinken muß. Andere werden leiblich geplaget und verfolget. Wir allhier haben keine äußerliche Verfolgung; wir haben aber dieweil etwas anders, daß uns der Zweifel in unserm Herzen und Gewissen plagt. Das ist wohl ein härter Leiden, denn äußerlich geplagt werden. Also wird ein jeder das Seine haben; sollte es gleich erst in der letzten Stunde seyn, daß er leiden muß, und dadurch seinen Herrn Christum erkennen. Das heißt sein Kelch und auch seine Taufe, darin er sich baden muß, bis der alte Adam an ihm ersäuft, und wohl gewaschen und gereiniget werde. Da sehe nun ein jeder zu, und trage das Seine, und weiche nicht von seinem Herrn und Heiland; sorge darnach nicht, wo er bleibe; er wird Stuhl und Krone zu seiner Zeit wohl finden.

2) Bruchstück aus Luthers letzter Predigt, die er zwei Tage vor seinem Tode zu Eisleben (Febr. 1546) am Matthiastage über Matth. 11, 25—30 hielt.

Das ist ein schön Evangelium, und hat viel feiner Lehre in sich begriffen; aber wir wollen jetzt zum Theil davon reden, als viel wir können, und Gott Gnade

verleiht. Der Herr lobt und preißt seinen himmlischen Vater allhie, daß er habe verborgen solches den Klugen und Weisen, d. i. daß er das h. Evangelium den Weisen und Klugen nicht hat kund gemacht, sondern den Kindern und Unmündigen offenbart, die nicht reden noch predigen können, noch klug und weise seyn. Aber das ist vor der Welt sehr thörlich und ärgerlich geredt, daß Gott den Weisen so feind solt seyn, und sie also verdammen; so wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leute dazu haben. Aber er hat diese Meinung: Die Weisen und Klugen in der Welt machens also, daß ihnen Gott nicht günstig oder gut seyn kann, denn sie haben das Herzleid, machen in der christlichen Kirche, wie sie es selbst wollen; alles, was Gott thut und macht, das müssen sie bessern, daß also kein ärmer, geringer, unrechter Discipel nicht auf Erden ist, als Gott; er muß Aller Jünger seyn, jederman will sein Schulmeister und Präceptor seyn. Das sieht man von Anbeginn der Welt in allen Ketzern. Arius und Pelagius, und jetzt zu unsrer Zeit die Wiedertäufer und Sacramentirer, und alle Schwärmer und Aufrührer, die sind damit nicht zufrieden, was Gott gemacht und eingesetzt hat, meinen, sie müssen auch etwas machen, auf daß sie etwas Bessers seyen vor andern Leuten und rühmen können: Das hab ich gemacht!

Das ist die Natur der schändlichen Weisheit auf Erden, sonderlich in der christlichen Kirchen, da ein Bischoff auf den andern, ein Pfarrherr auf den andern hakt und beißt, und einer den andern hindert und stößt, wie man allzeit im Kirchenregiment solches mit großem Schaden erfahren hat. Dasselbe sind die rechten Meister Klügling, davon Christus hie redet, die das Pferd im Hintern zäumen, und nicht auf dem Weg bleiben

wollen, so uns Gott selbst vorgestellt. Der Papst hat gleich auch also gethan. Als da Christus das Predigtamt und das Sacrament seines Leibes und Blutes eingesetzt und bestätigt, wie es die Christen brauchen sollen, ihren Glauben damit zu stärken und zu kräftigen; da schreit der Papst: Nein, nein, es muß also nicht seyn; denn sein Decret sagt, es sey nicht fein, daß das Sacrament zu Stärkung der Christen Glauben soll gereicht werden, sondern es müsse ein Opfer seyn, wenn der Priester die Messe liest für die Lebendigen und die Todten. Also daß Gott die Taufe hat eingesetzt; das ist dem Papst ein gering Ding und bei ihm bald verloren und kraftlos worden. Dagegen macht er seine Schürling, die da Kappen und Platten tragen; die müssen mit ihren Orden und Möncherei der Welt helfen, daß wer in solchen Orden tritt, der habe eine neue bessere Taufe, dadurch nicht allein ihnen, sondern auch andern Leuten, wo sie wollen selig werden, geholfen werde. Das ist des Papstes Weisheit und Klugheit. Also gehts unserm Herrn Gott in der Welt, daß alweg, was er stiftet und ordnet, das muß vom Teufel und den Seinigen verkehrt, dazu gelästert und geschändet werde.

In weltlichem Regiment und Sachen gehts auch also zu, daß etliche Leute sind mit großer Weisheit und Verstand begnadet, und nicht gemeine Leute; als Gott oft einen feinen, hohen, verständigen Mann giebt, der mit Weisheit und Rath Landen und Leuten dienen könnte; aber solche fliehen vor den Geschäften, daß man sie schwerlich zur Regierung kann bringen. Aber darnach sind andre, die wollens seyn und thun, und könnens doch nicht thun; die heißt man denn im weltlichen Regiment Naseweisen und Meister Klügel. Darum sagen auch die Leute von ihnen: hat uns der Teufel mit Narren beschmissen?

So man nu solchen im weltlichen Regiment billig feind ist, die da wollen klug seyn, und sinds doch nicht; vielmehr sind das verdrüßliche Leute, denen beide Gott und Menschen billig gram sind, die in der h. christl. Kirche klug seyn wollen, und sinds nicht; denn diese hindern das Predigtamt, daß die Leute nicht zu Gott kommen können. Als da ist gewesen zu unsrer Zeit Münzer, die Wiedertäufer und Sacramentirer, die dem Evangelio seinen Lauf hindern und wehren, verführen die Leute, meinen, sie sind allein klug und weise, weil sie im Amt und Regiment der Kirche sitzen.

Also will auch der Papst ein sehr kluger Mann seyn, ja der allerweiseste, allein darum, daß er hoch sitzt und fürgiebt, er sey das Haupt der Kirchen; damit ihn der Teufel so aufbläht, daß er meint, was er nur darf vornehmen und sagen, das sey eitel göttliche Weisheit; wie er in seinem großen Narrenbuche darf unverschämt sagen, es sey nicht zu vermuthen, daß eine solche Hoheit, als er seyn will, könne irren. Also auch Kaiser, Könige, Cardinäle, dieweil sie hoch sitzen, so meinen sie, daß sie nicht irren, noch fehlen können.

Das ists nu, daß der Herr Christus hie spricht, er sey den Naseweisen feind, wolle sie nicht leiden in seiner christlichen Kirchen, sie heißen Papst, Kaiser, Könige, Fürsten, Doctores, die ihm sein göttlichs Wort meistern, und mit ihrer eignen Klugheit in den hohen großen Sachen des Glaubens und unsrer Seligkeit regieren. Aber das will und kann Gott nicht leiden; er will nicht Schüler seyn. Er ist die ewige Weisheit, und weiß wohl, was er thun oder lassen will.

Darum sagen wir also: Ich laß geschehen, daß Kaiser, König, Papst, Cardinal, Fürsten und Herren klug und weise seyen; aber ich will an meinen Herrn Christum allein glauben, der ist mein Meister und Herr,

den mich Gott hat heißen hören, und von ihm lernen, was rechte göttliche Weisheit und Klugheit sey.

O sagt man, was ist das, predigt man doch alle Tage; was haben wir davon? Wohlan, so fahre hin, lieber Bruder; magst du des nicht, daß Gott täglich mit dir redet, so sey nur immerhin klug, und suche dir ein andres. Zu Trier ist unsers Herrn Gottes Rock, zu Aachen sind Josephs Hosen und unsrer lieben Frauen Hemde; da laufe hin, verzehre dein Geld, und kaufe Ablaß und des Teufels Trödelmarkt. Das ist köstlich Ding; darum hat man müssen weit laufen und groß Geld verzehren, Haus und Hof stehen lassen. Sind wir aber nicht toll und thöricht, ja vom Teufel geblendet und besessen? Da sitzt der Kauz zu Rom mit seinem Gaukelsack, und lockt alle Welt zu sich mit ihrem Geld und Gut, da doch ein jeglicher zu seiner Tauf, Sacrament und Predigtstuhl laufen sollt. Aber da sagen die rohen, gottlosen Leute dagegen: was Tauf, Sacrament, Gottes Wort; Josephs Hosen, die thuns. Das ist der Teufel in der Welt, daß die hohen Personen, Kaiser, König, solches nicht achten, und sich durch die Erzbuben und Lügner, den Papst und seine Plättlinge und Schürlinge also gröblich betrügen und narren lassen, und ihres Unflaths gar voll schmeißen. Aber wir sollen Gottes Wort hören, daß der unser Schulmeister sey, und nichts wissen von Josephs Hosen, oder des Papstes Narrenwerk.

Das ist das erste Stück vom Evangelio, wie Christus und Gott der Vater selbst den Klugen und Weisen feind ist; denn sie ihm auch großen Verdruß thun, und sollen wir zu ihnen sagen: Willt du mir Christum weisen und sein Wort lehren; so will ich gern zuhören, sonst nicht, und wenn du ein Engel vom Himmel wärest. Ob nun darob die großen Herren, Kaiser, Papst, Car-

dinal und Bischöffe feindlich zürnen, thun uns in Bann, wollen uns alle gern verbrennen und morden; das müssen wir leiden. Christus sagt: Kommt zu mir, die ihr mühselig seyd. Als wollt er auch sagen: Haltet euch nur an mich, bleibt bei meinem Worte, und laßt gehn, was da gehet. Werdet ihr darob verbrannt, geköpft; so habt Geduld, ich wills euch so süß machen, daß ihr wohl sollt ertragen.

Das, und viel mehr wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen; aber ich bin zu schwach; wir wollens hierbei bleiben lassen. Nachdem ich nu eine Zeitlang allhie gewesen, und euch gepredigt hab, auch nu anheim muß, und vielleicht euch nicht mehr predigen möchte; so will ich euch hiermit gesegnet und gebeten haben, daß ihr fleißig bei dem Worte bleibt, das euch eure Prediger und Pfarrherren von der Gnade Gottes treulich lehren; und euch auch gewöhnt zum Beten, daß euch Gott vor allen Weisen und Klüglingen behüten wolle, so die Lehre des Evangelii verachten: denn sie oft viel Schaden gethan, und noch thun möchten.

3) Bruchstück aus einer Predigt von Huldreich Zwingli († 1531) vom Jahre 1521, von der reinen Gottesgebährerin Maria *), über Luc. 1.

— Auf das Gewißmachen des Engels hat sich die unbefleckte Jungfrau ergeben, wohl versichert, daß Gott nit redt noch verheißt, das nit beschehe, und hat zum Engel gesprochen: sich ich bin eine Dienerin des Herren, mir beschehe nach dinem Wort. Hierbei sollen wir aber

*) Mir liegt diese Predigt, zu Zürich einzeln gedruckt aus dem Jahre 1522, vor. Es ist im Text kein Wort verändert, sondern nur die alte Orthographie mit der gegenwärtigen vertauscht.

von ihr lernen, ein recht in Gott gelassen Gemüth haben; also daß wir ihm also seynd ergeben, daß wir nit weiter fragen, was er uns zum Lohn geben werde um dies oder das Werk, sondern mit der recht vertrauten Marien sprechen: Herr, ich ergebe mich dir zu einem Diener, handle nun hinführo mit mir nach deinem Gefallen; dein Wille werde erfüllt, nit meiner, wir leben oder sterben Herr, so sind wir dein. Ob ich schon große Dinge von dir begehrte, wäre das selbst vielleicht nun eine Thorheit. Dein Geist, der für uns bei dir redt, bessert das wir aus Unwissenheit thun; darum verleih mir solchen Glauben, daß ich mich allein an deine Gnade frei (über) lasse. Aber viele sind leider, ja der größte Theil, wenn sie Almosen geben, wollen sie vorhin wissen, wie viel es gelte, wie viel es sünde abnehme; und wird ihnen nit viel Lohnes verheißen, sind sie träge, es zu thun. Also in andern Dingen auch. Beten sie nun ein Vater Unser, wollen sie von Stund an wissen, wie viel es ihnen gelten werde. Und hat das einfältig Volk solches auch von uns gelernt. Ja wir haben sie solch Irrthum gelehrt, indem daß wir mit dem Ablaß ihnen alle gute Werke handfeil geboten und angezeigt, wie viel ein jegliches gilt; ist doch allweg das Becken, Kübel oder Kisten darneben gestanden. Demnach haben sie nimmer nachhin gefraget, was der Wille Gottes sey, sondern nur, wie sie die begangenen Sünden lösen und bezahlen möchten, bis es dahin ist kommen, daß ein jeder toller Phantast um die Sünde, Hölle, und Himmelreich gemärzelt hat, als um ein Roß, Sau, oder Rind. Darumb sollen wir von Maria lernen, sich Gott ganz und gar unterwerfen, daß, wenn Gott ein Wort redet, wir uns demselben unterwerfen und glauben, ob es schon nach unserm Verstand uns nit möglich dünkte. u. s. w.

4) Schluß der letzten Predigt des Joh. Matthesius, (eines Zöglings Luthers und Melanthons zu Wittenberg,) Predigers zu Joachimsthal in Böhmen, am 16 Trin. 1565 über das Evangelium vom Jüngling zu Nain gehalten; an welchem Tage er vom Schlagflusse gerührt ward und starb. — Vgl. s. machtvolle Sonntags-Postilla. s. a. 1718. 4. —

— Wir wissen aber aus Christi wahrhaftigem Worte und Berichte, daß die künftige und gehoffte Seligkeit ein englisch, himmlisch und geistlich Leben ist in einem unsterblichen, geistlichen und unverweslichen Leibe, da wir keines Ehestandes, noch einer Kreatur nothdürftig seyn werden; sondern Gott wird alles in allen Seligen seyn und bleiben, wie Christus sagt zu den spöttischen Sadducäern: Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien; welche aber würdig seynd, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten; die werden weder freien, noch sich freien lassen, weil sie können hinfort nicht sterben; und werden gleich seyn denen Engeln Gottes im Himmel.

Denn, wie Moses schreibt, und St. Paulus das Wort Mosis auslegt, hat Gott uns Menschen zu zweierlei Leben erschaffen; erstlich zum natürlichen, darnach zum geistlichen. In diesem natürlichen Leben hat Gott den Ehestand geordnet und eingesetzt, da ihrer Zwei mit einem unauflöslichen Band zusammen mit Gottes Wort verbunden, daß sie in dem Fleische, nach Gottes Ordnung, wachsen und sich mehren sollen, damit die Erde erfüllet und das Himmelreich erbauet; aus welchem menschlichen Geschlecht ihm Gott, auf die ewige Vorbitte und Verdienst seines Sohnes, eine ewige Kirch und himmlische Gemeine durchs Wort und Sacrament sammlet, und die Zahl der gefallnen Engel erstattet.

Wenn aber die Menge der Auserwählten erfüllet, und Christus, der Richter alles Fleisches, mit seiner fröhlichen Zukunft in Wolken erscheinen und alle Lebendige im letzten Feuer in einem Augenblicke verwandeln und durch die letzten Posaunen alle Todten erwecken; da wird das Wesen dieser Welt vergehen, das natürliche Leben aufhören, Lehramt, Regiment, Ehestand und das ganze Hauswesen abgeschafft; und ein neu, himmlisch, geistlich und englisches Leben bei den Auserwählten angehen. Da wollen wir bei Gott ewig seyn, und sein Angesicht in vollkommner Freude anschauen; und wiederum zu unsern Allerliebsten kommen, und in ewiger Freude und rechter göttlicher charitate, in dem neuen Himmel und Erden ohne Aufhören bei einander leben. Was hier in wahrer Erkenntniß Jesu Christi, in rechtem Glauben und gutem Gewissen mit guter Einigkeite und Freundschaft beharret, und aufs lebendige Wort Gottes zusammen verbunden; das wird beständige und ewige Freundschaft und Gemeinschaft behalten.

Da will ich meine lieben Pfarrkinder, so Gottes Wort mit Ernst von mir gehört, angenommen und bewahrt, mein liebes Weib, Kinder, und gute Freunde in allen Ehren wieder finden; da ich zu ihnen und sie zu mir kommen werden, einander sehen, kennen und freundlich ansprechen, und in dem seligen Freudenthale eine rechtschaffene, Gliedganze und fröhliche Freundschaft erhalten, in vollkommener Freud und Gerechtigkeit, vor dem Angesicht Gottes, aller Heiligen und Auserwählten. Dahin freu ich mich, der ich nun alt und schwach, und alle Stund um ein seliges Stündlein bete, und wollte von Herzen gern ausgespannet seyn; ich hab mich eben müde gezogen. Dies, Geliebte im Herrn, soll nun euer und mein Trost seyn, die wir unsre Liebsten zuvor heimgeschickt, und bald (ob Gott will) auf unsern Herrn

und Heiland hinnach gedenken, daß wir gewiß seyn, daß Jesus Christus am jüngsten Tage uns alle wieder zusammen bringen wird, und was er von uns mit Schmerzen eine Zeitlang gerissen, mit Freuden und Ehren restituiren und wiedergeben. Da wollen wir Freude und Liebe ohne Ende haben und behalten.

Komm, Herr Christe, komm, und bring uns alle mit Freuden vor deinem Angesichte zusammen. Amen.

5) Bruchstück aus der Predigt vom Hosenteufel, von Andreas Musculus, Prof. der Theol. und Generalsup. zu Frankfurt an der Oder († 1581) *).

Der heilge Paulus saget zu den Römern am sechsten Capitel, daß der Sünde Sold sey der Tod, und nicht allein der zeitlich oder ewig Tod, sondern alles Unglück, Trübniß, Krankheit, und was für Unfall dies Leben auf sich hat, wie denn solches alles, als zu einer Strafe der Sünden, unsern ersten Aeltern, Adam und Eva, Gott auferlegt. Aber nach dem alten und gemeinen Sprüchwort, crescentibus peccatis, crescunt et poenae, läßt es Gott bei solchem gemeinen Unglück nicht bleiben, sondern wie die Sünde in der Welt zunimmt, wächset und steiget; also läßt Gott auch mit und neben der Sünde seinen Zorn und Strafe wachsen und aufsteigen. In solcher Wachsung, Mehrung und steter Aufsteigung Gottes Zorns, Strafe und vielfältigen Unglücks, thun wir gleich wie die Hunde, wenn sie geworfen sind, laufen sie zum Stein, damit sie verletzt worden, beißen ganz grimmig darein, und denken noch sehen nicht, von wem, oder aus was Ursache sie geworfen sind worden. Eben

*) aus dem Theatrum Diabolorum. Frankf. am M. 1575. Fol. Blatt 430.

dieser Art und Eigenschaft nach verhalten wir uns jetzunder auch. Wir beklagen diese böse Zeit, mit so viel Unglück überladen, hängen den Kopf in die Achseln, und beißen uns mit unserm Unglück.

Und daß wir nichts sagen von vielen wichtigen Hauptsünden, in welche wir in diesen letzten Zeiten verfallen sind; so verdienet Teutschland jetzunder nit allein den Zorn Gottes und dies gegenwärtige Unglück, darinnen wir bis über die Ohren stecken, sondern wäre kein Wunder, daß uns auch die Sonne nicht ansähe, die Erde nicht mehr trüge, und Gott mit dem jüngsten Tage gar drein schlüge, von wegen der gräulichen, unmenschlichen und teuflischen Kleidung, damit sich jetzunder die jungen Leute zu Unmenschen machen, und so schändlich verstellen, daß nicht allein Gott, die lieben Engel, und alle fromme ehrbare Leute, sondern auch die Teufel selber einen Ekel und Gräuel davor tragen, wie man denn für wahr und gewiß saget, daß jetzunder in kurz vergangner Zeit ein fremder Mann bei einem Mahler eine Tafel bestellt, und gebeten, daß er ihm das jüngste Gericht ernstlich und erschrecklich mahlen, und sonderlich die Teufel gräulich machen solle, welches der Maler sich beflissen, und die Teufel als aufs allergräulichste, mit solchen pludrichten Hosen gemahlet, wie sie jetzt die jungen Gesellen tragen. Da sey der Teufel gekommen, und dem Mahler einen gewaltigen Backenstreich gegeben, und gesagt: Er habe ihm Gewalt gethan, mit Unwahrheit also gemahlet; denn er nicht so schrecklich und gräulich sey, als er ihn mit den Luderhosen abconterfeyet habe.

Demnach hat mich mein Amt und Beruf, darein ich von Gott (wiewohl ganz unwürdig) gesetzt, verursacht, daß ich nicht allein in meiner Kirche und Universität, mit Predigen und Lesen, sondern auch mit einem öffentlichen Schreiben und Wehklagen, wider solche große

Bosheit, welche den jüngsten Tag ohne Zweifel bald wird rege machen, mich habe wollen aulehnen, unangesehen, was ich für Undank damit verdienen und auf mich laden werde.

Wohlan, wir wollen uns an dem Hosenteufel versuchen, und ihn angreifen, damit er sich bei seiner Gesellschaft nicht zu rühmen habe, er allein habe seine Sache ohne allen Widerstand hinausgeführet. Und wollen es da anheben.

1) Die erste Sünde des pludrichten Hosenteufels wider die Schaam, Zucht und Ehrbarkeit, von Natur den Menschen angebohren und eingepflanzet. Im Buch der Schöpfung, am andern Cap. sagt Moses, daß Adam und sein Weib sind nackend gewesen, und haben sich nicht geschämet, wie wir denn deß noch ein Fünklein und kleine Anzeigung haben an den kleinen Kindern, welche von wegen der Unschuld auch von keiner Scheu oder Schaam wissen, auch nicht ob andere Leut Nackenheit sich scheuen, sondern am liebsten also bloß sehen und handeln. Aber folgende in der Historia des Erbfalls, da Adam die Schanz versehen hat, da ihm die Augen aufgethan und er sich nackend siehet, macht er ihm alsbald samt seiner lieben Eva von Feigenblättern einen Schurz, hüllet und decket sich zu, aufs allerbeste er kann, aus Ursach, daß er wohl erkannte, was er ausgerichtet hat, und in was Schande er gerathen. Darum ist nun hieraus erstlich und unwiderspre̲chlich zu schließen, daß dieser jetziger pluderischer Hosenteufel gar eine neue Sünde in die Welt bracht und rege gemacht hat, die auch wider die Natur selbst ist. Darum kann auch jederman leichtlich urtheilen und erkennen, was für ein boshaftiger und unverschämter Teufel jetzunder die jungen Leute regiert, die so vergeßlich mit kurzen Röcken, die nicht recht die

Nestel erreichen, und mit höllischen Flammen das entblößen, und jederman so unverschämt das für die Augen stellen, zum Aergerniß und Anreizung böser Begierde und Lüste, das auch die Natur bedeckt und verborgen haben will.

Die andere Sünde des lumpenden Hosenteufels wider Gott, seine Einsetzung und Ordnung.

Weiter schreibt Moses im Buche der Schöpfung am 3. Cap. Da nu Adam also bedeckt mit dem Feigenblatte vor Gottes Gericht geführt, und sein Urtheil ausgestanden hat, damit Adam mit allen seinen Nachkömmlingen ein ewigs Memorial und Gedenkzettel habe, machet Gott Adam und seinem Weibe einen Rock von Fellen, und zog sie an, daß Adam sich an solcher Kleidung seiner Sünden, Schaden, Schand und Unfalls erinnern soll. Wie aber nun vor Gott ein Greuel und zu Schanden geworden ist; wie gar fleißig wird sich der liebe Adam vor aller Entblößung gehütet, und mit seiner lieben Eva mit dem Pelz sich bedecket haben, zu vermeiden und dämpfen seiner verderbten Natur böse Lüste und Anreizung. — Hieraus haben nu zum andernmal zu sehen die Junggesellen, so sich zu diesen Zeiten unter des Hosenteufels Dienst begeben haben, ob diese jetzige Tracht und Kleidung ein solch gering Vornehmen sey, welches ohn alles Aergerniß oder Sünde geschehen mag, wie sie es denn dafür achten und halten, sintemal es stracks ist wider Gottes Ordnung, welche es aufhebet, und zu nichte macht, indem daß sie das Theil entblößet, und mehr denn bloß entdecket, was Gott selber zugedeckt und zu hüllen geordnet hat.

Die dritte Sünde des zulumpten Hosenteufels wider den Bund, Pflicht und Eid der heiligen Taufe. Hiermit wollen wir zum drit-

tenmal zu bedenken geben, und die pludrichten Hosen unsern jungen Leuten vor die Nasen halten, daß sie sich wohl darin spiegeln, und sehen, wie so so ganz vergeßlich an Gott, und an ihrer h. Taufe meineidig und zu Buben werden, indem daß sie nicht allein solche böse Lüste im Herzen tragen, sondern, was sie im Herzen haben, auch äußerlich mit der Kleidung, Gott zuwider und dem Nächsten zum Aergerniß erweisen. Denn, Lieber, sage mir, aus was andere Ursache geschieht es, daß unsre Junggesellen ihnen lassen so kurze Röcke und Mantel machen, die nicht die Nestel, geschweige denn den Latz bedecken, und die Hosen so zuludern lassen, den Latz vornen also mit höllischen Flammen und Lumpen unmenschlich und groß machen, die Teufel auf allen Seiten lassen also herausgucken, denn allein zum Aergerniß und Anreizung der armen unwissenden und unschuldigen Mägdlein. Das sollst du aber wissen, daß dir viel besser wäre, daß du nie gebohren wärest, oder dir ein Mühlstein am Halse hinge, und lägest im Meere, da es am tiefsten ist, mit deinen teuflichen lumpigten Hosen, damit du so freventlich und bübisch die jungen unschuldigen Mägdlein, Jungfrauen und Frauen ärgerst und zum Bösen reizest.

Die vierte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider das vierte Gebot und Gehorsam der Aeltern. Ich halte es gewißlich dafür, wenn jetzunder unsre Aeltern zum Theil sollten aufstehen und an ihren Nachkömmlingen solche pludrichte Hosen sehen; sie würden sie anspeien und verfluchen: erstlich wegen des Uebelstandes, dadurch sie sich zu Unmenschen machen; zum andern wegen der Aergerniß und Anreizung zu allen bösen Begierden; zum dritten von wegen der Unkosten, daß jetzunder ein junger Rotzlöffel, ehe er noch das Gelbe vom Schnabel gar gewischet,

mehr Gelds zu einem Paar Hosen haben muß, als sein Vater zum Hochzeitkleid, wie ich denn berichtet werde, nachdem jetzunder 20, 30 oder 40 Ellen gemein ist zum Unterfutter (wie man es aber darein bringet, da lasse ich die Schneider für sorgen; ich achte wohl, sie behalten auch ihr Theil darvon). Ich darf auch wohl nicht sagen, daß einer 130 Ellen habe unter ein paar Hosen gefüttert. Wie kann doch Gott solchen Muthwillen leiden und zusehen? Aber ich halte es dafür, daß unsre Sünden jetzunder so groß sind, daß sie mit unzähliger Strafe nicht können bezahlet werden, und Gott deshalben seinen gefaßten Zorn aufschiebe bis zum jüngsten Tage, an welchem er denn desto grimmiger vergelten und bezahlen wird, was er uns jetzt aufs Kerbholz borget.

Die fünfte Sünde des zerflammten Hosenteufels wider die Gewohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker auf Erden. Das ist am Tage, und erweiset es auch die gemeine Erfahrung, daß alle Völker unter dem Himmel, nach Eingeben der Natur, gleichwie Adam mit dem Feigenblatte, als oben vermeldet, sich an dem Theile des Leibes, den jetzund unsre Jugend so unzüchtig entblößet, aufs fleißigst bedecken und verhüllen, daß auch die Leute, so doch sonst der Hitze halben in den heißen Ländern gar nackend gehen, dennoch aus eingepflanzter Zucht, Schaam und Ehrbarkeit, mit Schurzen von schönen Federn oder andern köstlichen Dingen ihre Schaam zudecken. Alle Nationen, Spanier, Franzosen, Polen, Ungern, Tartaren, Türken haben ihre Kleider und gewöhnliche Zudeckung des Leibes, wie sie es von ihren Aeltern empfangen, behalten; allein Teutschland hat der unverschämte Teufel gar besessen, daß jetzunder mehr Zucht, Schaam und Ehrbarkeit im Venusberg, und vor Zeiten in den Hin=

terhäusern gewesen ist, als bei uns Teutschen, die wir doch uns alle jetzunder ehrbar, ehrsam und ehrenfest schreiben und nennen, und nicht so viel Ehrbarkeit, Ehre und Zucht haben, als eine Mücke mag auf dem Schwanz wegführen.

Die sechste Sünde des höllenflammichten Hosenteufels wider unsre jetzige Religion und Lehre des heiligen Evangelii. Sie sprechen: Kleider verdammen nicht; das ist wahr. Sie machen auch nicht selig; das ist auch wahr. Demnach bleibet das auch wahr, wie das Sprichwort lautet: an Federn erkennet man einen Vogel. Demnach ob dich deine zerhackten Hosen nit verdammen; so verdammt dich doch dein eigen Herz, das du durch solche Kleidung offenbar machest. An deinen Kleidern siehet man, was du für Sinn, Gedanken und Muth hast. An deinen unzüchtigen, unmenschlichen, zerfladerten Lumpenhosen siehet und spüret man wohl, ob der Geist Gottes oder der Geist des Bösen, der Unzucht und Unreinigkeit, in dir wohnet.

Die siebente Sünde des Zucht- und Ehrvergessenen Hosenteufels wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen. Da Gott am sechsten Tage den Menschen mit sonderlichem Gepränge, Ceremonien und Rath der ganzen heiligen Dreifaltigkeit geschaffen hat nach seinem Ebenbilde, gefällt ihm vor allen solch Geschöpf also wohl, daß er selbst schier nicht weiß, wie er sich fröhlich, lieblich und freundlich gegen den Menschen halten und stellen soll; und das dies alles weit übertrifft, hat Gott den Menschen so geliebet, daß er seinen eigenen Sohn für die Welt gegeben hat, auf daß der Mensch, nach seinem Ebenbilde geschaffen, nicht in Verderbniß und in der Gewalt des Teufels bliebe. Demnach ist nun leichtlich

zu schließen, wie sich selber verunehren, wider sich selber sündigen, sich selbst so gering, unflätig, verächtlich und so scheußlich machen, als kein Meerwunder seyn kann, die Gott so schön und lieblich geschaffen. Willst du aber nicht glauben, daß dir solche Kleidung übel anstehe, und dich verstelle; so wende dich nur um, wenn du auf der Gasse so zerhackt und lumpicht hereingehest, und siehe, wie die Leute nach dir still stehen, dir nachsehen, und deiner Unmenschlichkeit sich verwundern. Sehen dir aber die Menschen nach, Pfuy dich an; so denke, mit was Augen dich Gott viel mehr ansehen, zornig und grimmig über dich werde. Aber hier hilft kein Sagen: der Teufel hat jetzunder die Jugend gar verblendet, und sitzet ihnen mit ganzen Legionen in den Lappen und Lumpen. Darum wollte ich wünschen, damit sie es doch möchten erkennen, wie feine Gesellen sie wären, und wie schön ihnen die Hosen anstünden, daß die Jungen auf der Gasse sie mit Dreck, und die Mägde mit faulen Eiern würfen, daß sie es doch fühlten, sintemal ihnen der Teufel die Augen zugethan, daß sie es nicht sehen können.

Die achte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider den gemeinen Nutzen und Wohlfahrt teutscher Nation. Ich sage das, wo Teutschland noch länger stehen soll; so würde kein Pferd darin bleiben, nachdem es die Krämer und Kaufleute mit Wagen und Schiffen hinausführen, und bringen uns Hosenlappen, Karthek, Seide, Vorstoß und andere Dinge mehr, herwieder; daß man wohl sagen darf, es geschieht uns teutschen Narren recht, also wollen wirs haben. Und dieweil Fürsten und Herren zusehen, solche Pracht von ihren Unterthanen dulden, und können es leiden, daß jetzunder junge Leute schier mit ihren Hosen allein das Geld aus dem Land bringen,

daß ein junger Rotzlöffel mehr ein Jahr zu Hosen muß haben, als sein Großvater für alle seine Kleidung; so müssen sie auch vorlieb nehmen, daß sie mit den Unterthanen in Armuth gerathen, und wenn heute oder morgen uns eine Noth anstößet, daß man sich vor fremder Nation soll schützen, daß wir kein Geld im Lande haben, und unser armes Vaterland zum Raube gesetzt werde fremden Völkern; daß derhalben Fürsten und Herren sich neben uns wider den Hosenteufel legen, und mit Gewalt wieder aus Teutschland jagen in das Loch, da er ausgekrochen ist.

6) Bruchstück einer Predigt am Palmsonnsonntage von Megerle — Pater Abraham a Sancta Clara — († als kais. Hofprediger zu Wien 1709); aus s. Reimb dich, oder ich liß dich; Kölln 1702. 4.

Heut schenke ich euch ein paar Esel; das ist ja eine ehrliche Schenkung. Der h. Regulus hat einst aus einer besessenen Person einen Teufel ausgetrieben, worüber dieser höllische Gast also ergrimmet, daß er gleich hat wollen in den Esel des h. Regulus fahren, der Esel aber hat alsobald mit dem Fuße ein Kreuz auf die Erde gemacht, und solchergestalt den Satan vertrieben. Von diesem Eselskopfe wollen wir lernen, wie wir in der Noth unsre Zuflucht sollen zu Gott nehmen. Cantipratanus schreibt, daß in einer Stadt in Niederland sey ein Wucherer gestorben, welcher auf keiner Weise hat können in geweihter Erde begraben werden. Ist derowegen beschlossen worden, den Körper auf einen Esel zu laden, und wo dieser ihn würde hintragen, allda sollte sein Begräbniß seyn. Siehe, der Esel läuft schnell eifrig dem Galgen zu, und schüttelt daselbsten den verdammten Körper vom Rücken herab. Von diesem

Eselskopfe können wir lernen, wie abscheulich vor den Augen Gottes sey das Wuchern. — Heutiges Tages befiehlt der gebenedeite Jesus seinen Aposteln, sie sollen die Eselin samt dem Füllen ablösen und zu ihm führen. Diese zwei Esel schenke ich euch heute, und von diesen zwei Eselsköpfen könnt ihr lernen. Was? Das. Gleichwie nicht allein die große Eselin ist losgemacht worden, sondern auch das kleine Eselein; also sollen wir uns frei und ledig machen nit allein von großen Sünden, sondern auch von kleinen Sünden, zumalen diese kleine Funken seynd, aus welchen große Brünste entstehen, und pfleget auch der gerechte Richter solche in jener Welt auf das schärfste zu strafen im Fegfeuer.

33.

Fortsetzung.

Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhunderte.

1) von August Herm. Francke († 1727).

(Bruchstück aus der Predigt: der zweifältige Sieg der Kinder Gottes über das Böse.)

— — Paulus spricht weiter: überwinde das Böse mit Gutem! Dem Apostel ists nicht genug, so jemand sich vom Bösen nicht überwinden lässet, sondern er will, daß auch das Böse mit Gutem überwunden werde. Es sollen die Gläubigen, wenn sie gleich allerhand Bosheit von den Menschen wider sich erfahren müssen, nichts desto weniger in allem Guten fortfahren, und sich im Geringsten daran nicht verhindern lassen, sondern vielmehr sich eben dadurch desto mehr aufmuntern lassen, desto größeren Fleiß daran zu wenden, daß sie den guten, wohlgefälligen und vollkomme-

nen Willen Gottes thun möchten, und desto mehr Gott den Herrn bitten, daß er sie in dem Guten dergestalt stärke und befestige, daß, ungeachtet alles ihnen widerstände, sie dasselbe dennoch vollbringen möchten zu seinem Lobe und Preise. Da will denn der Apostel sie versichern, so sie nur dergestalt in dem Guten würden fortfahren; so würde nicht allein das Böse sie nicht überwinden, sondern sie würden auch selbst über das Böse einen herrlichen Sieg davon tragen.

Seine Meinung aber ist, sie sollen äußerlich und innerlich in dem Guten fortfahren. Aeußerlich in Beweisung aller Liebe gegen den Nächsten, sowohl insgemein, als auch insonderheit gegen diejenigen, welche sie beleidigt, wie auch in Verrichtung der Geschäfte ihres äußern Berufes. Denn wenn der Mensch von andern Menschen beleidiget wird, läßt er sich in seinem Berufe leichtlich stören, daß er verdrossen wird, und um der Bosheit der Menschen willen nicht gern darin fortfahren will. So wird nun hie von dem Apostel dem Menschen angewiesen, er soll im Guten, und also auch sonderlich in dem, was sein eigner und besonderer Beruf erfordert, fortfahren, sich durch die Beleidigungen der Menschen darin im Geringsten nicht hindern lassen, so werde er denn in der beständigen Ausübung des Guten alles Böse, das ihm von Menschen begegnet, weit überwinden.

Innerlich soll der Mensch also im Guten fortfahren, daß er in seinem Glauben desto mehr trachte, sich mit Christo zu vereinigen, und unter aller Beleidigung, die ihm widerfährt, sehe er auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, wie derselbe es gemacht habe, da er von Menschen beleidigt ward. So soll ihm nun der Mensch Jesum zu seinem Muster und Vorbild nehmen, daß, wie derselbe von den Menschen

auch allerhand Böses erduldet hat, sogar den schmählichen Kreuzestod, und nichts desto weniger in der Liebe gegen sie blieben ist, beständig und unverweilt für sie gebetet hat, und sich aus derselben Festung der Liebe nicht treiben lassen; also er auch unter allen seinen Beleidigungen, die ihm begegnen, von Andern sich aus seiner Festung des Glaubens an Jesum und der Liebe gegen Gott und seinen Nächsten nicht herauswerfen lasse, sondern vielmehr solches als eine Gelegenheit ansehe, daß er desto mehr Sanftmuth ausübe, desto mehr seine Lindigkeit allen Menschen lasse offenbar und kund werden; desto mehr seine Hoffnung lasse grünen, welche er auf die Ewigkeit und auf die große Seligkeit in derselben gerichtet hat; desto mehr seine Geduld lasse wachsen und zunehnen; desto mehr Gelegenheit nehme, zu wachen und zu beten, auf daß er nicht hingerissen werde durch das Böse in einen Unmuth, als wodurch er gegen dieselben sich leichtlich würde entrüsten und Rache ausüben, die ihm doch so sehr verboten ist, und welche Gott der Herr ihm selbst vorbehalten hat, der einem jeglichen sein Thun vergelten wird. Wo dieses nun also geschieht; so überwindet der Mensch das Böse mit dem Guten. —

Und also bleibts denn vor Gott wahr, daß das Böse nicht das Gute überwinde, auch wo es äußerlich nicht das Ansehen hat, sondern es vielmehr scheinet, als wenn die bösen Menschen den Sieg behielten über die Frommen. Und hieran muß sich ein Christ begnügen lassen, daß, ob er gleich nicht äußerlich vor der Welt den Sieg erhält, er sich im Geringsten das nicht irren lasse; genug, wenn er den Sieg des Glaubens und guten Gewissens vor Gott, und den Triumph einer lebendigen und grünenden Hoffnung der ewigen Herrlichkeit davon trägt. Ach ja, ein ruhig, friedsam

und fröhlich Gewissen bei Gott ist der edelste und köstlichste Sieg. Wenn der Mensch das behält; so hat er genug überwunden, wenn gleich der Andere sich rühmet, daß er ihn überwunden habe. So nur der Mensch sich nicht lässet vom Bösen überwinden, von der Liebe zu weichen um des Bösen willen, so ihm von Andern erwiesen, und dennoch über sein Herz wachet und betet, dennoch streitet gegen die Sünden, die sich in unsern Gliedern regen, daß er sie durch den heiligen Geist überwinde, und bleibe in der Liebe; so bleibet er in Gott, und Gott in ihm!

2) von Joh. Lorenz v. Mosheim († 1755). Bruchstück aus seiner im Jahr 1735 zu Braunschweig vor dem herzogl. Hause über Matth. 20, 12 gehaltenen Predigt: die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

Wir nehmen uns heute etwas Großes und Wichtiges vor, gel. Freunde. Wir wollen euch alle, die ihr hier zugegen seyd, so unterschieden ihr auch der Macht, dem Stande, den Gütern, der Wissenschaft nach seyn möget, in eine Heerde sammeln. Wir wollen das, was hoch unter euch ist, erniedrigen, und das, was gering und niedrig, erhöhen. Wir wollen euch, Hohe dieser Erde, die ihr über uns nach der Ordnung Gottes herrschet und Gesetze gebet, von eurer Höhe durch die Macht der göttlichen Wahrheit herunterführen und zur Liebe gegen die Allerniedrigsten bringen. Wir wollen euch Arme und Verachtete aus den Gruben, worin euch Furcht, Mangel und Kummer gefangen hält, hervorziehen und von der beschwerlichen Herrschaft des Neides, von dem Verdruß und Unwillen über das Glück anderer Menschen, von der Zaghaftigkeit, die euch die Macht

und Ehre der Erhabenen einbläset, erretten. Billig sollte euch allen das, was wir vorzutragen gedenken, lange bekannt seyn. Billig solltet ihr alle wissen, daß der Unterschied der Stände, der Würden, der Ehren, der Güter, nur zur Erhaltung und Ordnung der menschlichen Gesellschaft nöthig sey, und keinesweges die natürliche Gleichheit der Menschen aufhebe. Allein was ist leider unbekannter, als dieses? Die, so von dem Herrn etwas höher gesetzet worden, als andre, sehen auf die, so unter ihnen stehen, wie auf den Schaum der Welt und als auf Gefäße, die nur zu ihrem Dienste bereitet sind, herab. Die hingegen, so zu schwach und kraftlos sind, als daß sie sich aus der Armuth und Mühe erheben könnten, stellen sich die Höheren entweder als Götter vor, die sie anbeten müssen, oder als Tyrannen, die ohne Fug und Recht dasjenige erobert, was andern gehörte. Und wie kläglich sind die Früchte, die daher entstehen? An der einen Seite Unbarmherzigkeit, Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Stolz, Eigensinn, Rachgier, Ueppigkeit; an der andern sündliche Menschenfurcht, Ungeduld, Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, Nachstellung, Betrug! Die reine Vernunft verdammt diese Meinungen. Allein was hat sie ausgerichtet? Das Wort unsers Gottes kann allein den bezauberten Geist der Menschen zurecht bringen, und die Decke zerreißen, die uns unsre wahre Gestalt verbirgt.

Die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

Wir theilen unsre Zuhörer in zwei Haufen, in Reiche und Arme, und reden einen jeden Haufen insonderheit an. Wir sind bereit

1) jenen darzuthun, daß sie wegen der Vorzüge, Güter, Würden, die sie in der Welt besitzen, in der That nicht höher und größer, als andere Menschen, sind;

2) diesen zu zeigen, daß ihre Niedrigkeit, Armuth und Schwachheit sie in der That nicht unter die andern erniedrige, denen sie in der Welt sonst weichen müssen.

1) Wir gönnen euch den Vorzug, dessen ihr in der Welt genießet, Große, Begüterte und Angesehene, und richten unsre Rede zuerst an euch. Ist ein ungefälschtes Verlangen nach der reinen Wahrheit in euch; so werden wir euch überzeugen, daß euer Reichthum, eure Macht, eure Würden, eure Ehren, und was euch sonst über andre Menschen erhöhet, eingebildete Güter sind, die euch in der That nicht größer machen, als ihr von Natur seyd. Ihr seyd denen gleich, die euch so tief unter euch gesetzet scheinen, als wenn es Menschen von einer andern Gattung wären. Sehet, wenn euch euer Wohlstand zum Hochmuthe verführen will, erstens auf die Ursachen des Glückes, das euch so aufbläset; sehet vors andere auf die Natur und Beschaffenheit der Dinge, die ihr Glück und Vorzüge heißet; sehet endlich auf den Zustand derer, denen das entzogen ist, worauf ihr euern Vorzug gründet.

Sehet zuerst auf die Ursachen der Dinge, die eure Seelen so hochmüthig machen. Die Menschen, die höher, als andre, sind, sind durch zwei Wege zu dem Gipfel gelangt, worauf sie stehen. Einige haben das, was sie groß macht, einem Zufall zu danken, woran ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihre Bemühung und Sorgfalt keinen Theil genommen. Dieser hat es blos seiner Geburt zuzuschreiben, daß ihn die Welt anbetet. Jenen ziehet ein unvermutheter Fall, eine Begebenheit, woran weder er, noch andere gedacht, aus dem Staube hervor. Dort wird jemand, man weiß nicht wie, hinaufgerücket, der es selbst nicht läugnen kann, daß Andere des Glückes, das ihm begegnet, würdiger sind.

Hier kommt ein Andrer empor, weil der Eigensinn oder die blinde Neigung eines Gewaltigen ihn durchaus erhöhen will. Andre steigen durch sich selbst, und erhalten ihre Vorzüge nicht sowohl durch einen unverhofften Zufall, als durch ihren Fleiß, Bemühung und Arbeit. Es sind viele, die sich ein gewisses Ziel vorstellen, und mit allen Kräften nach demselben ringen, die einen jeden Fußbreit des Weges zu ihrer Wohlfahrt mit ihrem Schweiße erkaufen und benutzen, und am Ende ihrer Bahn die Menge der Hindernisse bewundern, die sie überwunden haben. Weder diese, noch jene können, wo sie weise handeln wollen, von dem Glücke, das ihnen zugefallen, Anlaß zum Hochmuth nehmen. Was hat der zu rühmen, dem die Vortheile, womit er versehen ist, sich von selbsten zugesellet haben? Nichts, als die Güte des Herrn, die, nach ihrer Freiheit, ihm vor Andern einen Theil ihrer Gaben zugemessen, damit er dieselben wohl verwenden möchte. Was hat der zu rühmen, der seine Vorzüge durch einen wachsamen Eifer erjagt hat? Nichts, als die Barmherzigkeit Gottes, die den Trieb zu arbeiten in seine Seele gepflanzet, die seinem Geiste die Kräfte verliehen, welche Anderer Menschen Augen auf ihn gezogen, die den Ueberlegungen seines Geistes und den Arbeiten seiner Hände das nöthige Gedeihen gegeben, die seine Lebensumstände so weise geordnet, daß er Zeit und Gelegenheit gefunden, mit seinem Pfunde zu wuchern.

Sehet vors andre auf die Dinge selber, die man Glück zu nennen pflegt, und auf den Werth derselben. Ein Theil legt ihnen zu viel, ein Theil legt ihnen zu wenig zu. Jesus hat sowohl diese, als jene, durch das Licht seiner Lehre besser unterrichtet. Die das, was Glück heißt, weder sich, noch Andern gönnen wollen, weil es, ihrer Meinung nach, schädlich und böse ist,

denken nicht daran, daß der Herr den Seinen diese Güter, als eine Belohnung ihrer Treue in diesem Leben, bisweilen zugeworfen. Sie sehen nicht, daß diese Güter in dem jetzigen Zustand der Welt zu vielem Guten können gebraucht werden, und daß einige mit denselben begabt seyn müssen, wo die Verbindung und Gemeinschaft der Menschen nicht zerfallen und alle Ordnung zerstört werden soll. Sie erwägen nicht, daß nichts von denen Dingen, die der Herr gemacht, böse sey, sondern allein durch die Unart und den Mißbrauch der Menschen schädlich und böse werde. — Doch diejenigen sind noch in einem größeren Irrthume, die den Grund aller Wohlfahrt und Glückseligkeit in dem Reichthum, in der Ehre, in dem Ansehen zu finden vermeinen. Vergessen diese denn, daß alles dasjenige kein wahres und rechtes Gut heißen könne, was unsre Seele nicht weiser, nicht heiliger, nicht gewisser von ihrer künftigen Seligkeit macht? Vergessen diese denn, daß Erkenntniß des Geistes, Gesundheit des Leibes, Standhaftigkeit des Gemüths, Gelassenheit des Herzens keine nothwendigen Folgen der Macht und des Ueberflusses sind? Vergessen diese denn, daß jene Welt sie von allen diesen Gütern entblößt aufnehmen, und daß alle Pracht an dem Rande der Grube, die ihnen schon bereitet ist, zurück bleiben werde? Wir legen diesen Dingen, die man Glück nennt, etwas von einem Werthe bei. Es sind Geschenke Gottes, die als Mittel weise können gebrauchet werden, mancherlei Gutes durch den Menschen auszurichten. Es sind Seile, welche die mannigfaltigen Glieder der menschlichen Gesellschaft zum allgemeinen Besten zusammenhalten, und zu einem Leibe verbinden. Es sind Vortheile, die denen, welche sie haben, viel Gutes, wo sie nicht verkehrt gebraucht werden, schaffen können. Allein wir läugnen, daß sie den

Werth haben, den ihnen der größte Theil der Menschen beileget. Wir läugnen, daß die, welche sie gegeben, deswegen in der That größer und höher, als ihre Brüder sind, denen sie fehlen. Es ist etwas, in Hoheit, Ehre und Ansehen zu seyn. Es ist etwas, über viele Tausende zu regieren. In der Welt haben die sich eines großen Vorzugs zu rühmen, die der Herr in hohe Würden, Aemter, oder sogar auf den Thron der Gesetzgeber gesetzt hat. Allein kennt ihr auch die unausbleiblichen Gefährten dieser irdischen Vortheile? Was für ein Uebel ist der beständige Zwang des Leibes und Gemüthes, in dem die Großen und Gewaltigen ihre Tage zubringen müssen? Was für ein Uebel ist das Uebermaas der Begierden, das sich der Herzen der Großen fast nothwendig bemeistert? Stellet euch hingegen einen Menschen vor, der sich den Namen eines rechtschaffenen Christen und redlichen Mannes zu wege gebracht; dem die Arbeit seiner Hände so viel giebt, als er brauchet, sich und die Seinen zu erhalten; der sein wohlerworbenes Brod ohne Zwang in Ruhe und Gelassenheit verzehret; den Niemand störet, sein Herz zu untersuchen, seinen Wandel zu prüfen, seine Seele zu jener Welt zu bereiten; dem keine irdische Pracht den Verstand beraubt, den kein Schmeichler zum Hochmuthe reizet; der nichts mehr begehret, als aus dem Stande, darin er lebet, zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes durch einen sanften Tod zu gelangen; ist das Gute, das ein solcher Mensch besitzet, nicht allen Würden und Ehren dieser Erde, die nichts weniger, als Ruhe der Seele versprechen, vorzuziehen?

Sehet endlich auf den Zustand derer, die arm, niedrig und gering sind. Ihr seyd glücklich; jene sind unglücklich. Und wer ist denn Schuld und Ursache an dem Unglücke dieser, die doch eure Brüder bleiben; sie

mögen euch noch so schlecht scheinen? Wer macht es, daß so viele Unglückliche den Erdboden bewohnen, dessen Früchte doch allen Menschen gehören? Thut ihr es nicht selber? Kommt das Elend, die Armuth, der Jammer unzähliger Menschen nicht von der Gewaltthätigkeit, der Ungerechtigkeit, der Ueppigkeit und den unersättlichen Begierden derer, welchen der Herr Gewalt, Reichthum und Ehre anvertraut hat? — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Es sey so. Und wer hat denn euer Glück, wer hat jener Unglück ausgetheilet? Wer hat die Stufen und Ordnungen unter den Menschen gemacht? Wer hat diese erhoben und jene unterworfen? Wer hat euch auf den Thron gesetzet, und jene auf den Acker gewiesen? Ist dies alles nicht ein Werk der Vorsehung und Regierung des Höchsten, der nach seinem freien Willen einem Jeden das Seine giebt? Und ihr haltet euch unendlich hoch, und ihr unterdrücket und schimpfet Andre, weil es dem Herrn gefallen, euch einen höhern und diesen einen niedrigern Platz unter den Menschen anzuweisen? Ist es ein Unglück, das euer Nächster träget, der euch so verächtlich vorkommt; so ist es ein Unglück, das ihm der Herr aus weisen Ursachen auferleget. — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Und wie lange währet denn dieser Unterschied? Wie lange wird euch euer Glück erfreuen? Wie lange wird euern Bruder sein Unglück betrüben? Ist der Tag nicht nahe, der euch alle in den Schoos der Erde sammeln wird? Eilet die Stunde nicht herzu, die euch in eine Welt führen wird, die von keiner Ungleichheit des Standes und der Güter weiß?

2) Alles, was wir bisher zur Erniedrigung der Großen und Reichen dieser Welt gesaget, findet wiederum seine Stelle in dem andern Theile unsrer Betrachtung,

in dem wir die Armen und Niedrigen erhöhen wollen, um die Gleichheit aller Menschen desto klarer zu beweisen. Niemand hat Ursache, mißvergnügt zu seyn, niemand hat Ursache, über Gott sich zu beschweren, niemand hat Ursache, Andre für glücklicher, als sich selbst, zu halten, als Derjenige, dem etwas von den Dingen fehlt, die zur wahren Glückseligkeit eines Menschen unentbehrlich sind. Es liegt also nur daran, um uns zu beruhigen, die wir scheinen von Gott vergessen zu seyn, daß wir forschen, ob die Güter, ob die Ehren, ob die Wollüste, die wir Andern mißgönnen, und uns mit einer so heftigen Begierde wünschen, unserm wahren Glücke einen Zusatz geben könnten. Die dieses untersuchen wollen, müssen vor allen Dingen nicht bei den Menschen, die dem Scheine mehr, als der Wahrheit einräumen, nicht bei gewissen Lehren einer vermeinten Weisheit, die ihre Beschreibungen des höchsten Gutes nach dem Willen ihrer eigenen Natur abfasset, nicht bei sich selber und ihren angebohrnen Neigungen nachfragen, worin das Glück der Menschen bestehe? sondern allein dem Ausspruche des Geistes Gottes und der Vernunft Gehör geben. Wer ist eigentlich nach diesem untrüglichen Ausspruche glücklich? Der, dessen Geist mit so viel Verstand begabt ist, als er brauchet, seinen Wandel in der Ordnung, worin er stehet, vorsichtig und weise zu führen; der, dessen Wille so gemäßigt ist, daß ihm seine Begierden keine unnützen Sorgen, keinen Gram, keine heftigen Bewegungen verursachen; der, so gewiß ist, daß er in jener Welt einen gnädigen Richter finden werde, und daher den Tod nicht scheuet! der, dem dabei so viel gegeben, oder der doch so viel erwerben kann, daß er die Nothdurft der Natur vergnügen, und den Leib gegen die äußerlichen Anfälle der Luft bedecken kann. Und wenn alle Schätze der Welt bei uns

versammelt wären; und wenn sich unsre Herrschaft von einem Ende der Erde bis an das andre erstreckte; so würden wir doch unglücklich seyn, wenn unser Verstand in Finsterniß, Blindheit und Unwissenheit steckte, wenn unsre Begierden uns unaufhörlich marterten und beunruhigten, wenn wir nicht wüßten, ob das Ende unsers Lebens nicht der Anfang eines immerwährenden glückseligen Lebens seyn würde. Irrthum, Thorheit und Unverstand ist es, wo ihr meinet, daß das wahre Glück des Menschen in etwas anderm, als in einem aufgeklärten Geiste, in einer stillen und dem Herrn ergebenen Seele, in einer gewissen Hoffnung der künftigen Herrlichkeit bestehe, die der Herr den Heiligen zugesaget! u. s. w.

Gewöhnet euch, ein wahres Bild den falschen Bildern der Welt entgegen zu setzen. Wir wollen euch dieses Bild zuletzt vorhalten. In der Welt könnet ihr die Gleichheit aller Menschen nicht wohl lernen. Sie ist zu unruhig; sie ist zu geschminkt; sie zerstreuet unsre Gedanken zu stark. Gehet demnach aus der Welt. Schließet eure Augen vor dem Gegenwärtigen und Sichtbaren. Tretet mit uns vor den Richterstuhl Jesu Christi!

Herr! welch ein Anblick! welch eine Majestät! welch eine Herrlichkeit! Was sind die Throne dieser Erde vor dem Throne Jesu? was ist der größte Monarch gegen diesen König? Jesus sitzet, das Gericht zu halten. Die ganze Welt stehet vor ihm, und erwartet aus seinem Munde ihr Urtheil. Der Herr theilet diese unendliche Menge in ihre Gattungen und Ordnungen. Zählet, wie viele Haufen gemacht werden! Nur zwei. Er wird die Schafe za seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Wo sind die mannigfaltigen Aemter dieser Welt? Wo sind die Könige? Wo sind die Gewaltigen und Fürsten? Wo sind die Reichen und Erhabenen? Wo sind die Armen, die Tagelöhner, die Bettler? Sie stecken alle in einem von diesen beiden Haufen.

Sie sind entweder zur Rechten, oder zur Linken des höchsten Richters. Sehet hier, Menschen, wie viel eure Würden und Vorzüge bedeuten! Sehet hier, was ihr seyd und seyn werdet!

Häupter dieser Welt! Hohe und Gewaltige! Tretet, so oft euch eure Vorzüge blenden, so oft euch der Hochmuth ansicht, vor diesen Spiegel. Laßt euch dieses Bild mahlen, und setzt es in eure Kammern, damit ihr allezeit ein Gegengift gegen die betrügliche Zunge des Schmeichlers und die Irrlichter eures Standes um euch haben möget! Wie lange wird die Herrlichkeit noch währen, die euch von uns so weit absondert? Die Zeit wird bald kommen, da ihr entweder zur Rechten oder zur Linken des großen Richters stehen werdet!

Arme und Geringe! Tretet vor diesen Spiegel, so oft euch die Ungeduld über die Ungleichheit dieser Welt und der Schmerz über die Gewaltthätigkeit der Mächtigen niederwirft. Der Tag ist nahe, an dem alle die Dinge, deren ihr hier entbehren müsset, ihren Werth werden verloren haben. Vor dem Throne Jesu wird euch eure Niedrigkeit nicht beschimpfen. Vor dem Throne des Erlösers wird der, den ihr hier so furchtsam verehrt, zum wenigsten nichts mehr seyn, als ihr. — O möchten wir mit Gewißheit hinzusetzen können, daß wir alle, so unterschieden wir hier sind, dort einander vollkommen gleich seyn, und zur Rechten des Herrn zusammen kommen werden!

3) von Aug. Fr. Wilh. Sack († 1786), Bruchstück s. Predigt über Psalm 73, 28. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte." — Aus dem ersten Th. s. Predigten, Magdeb. 1735. 8. S. 131.

Die Gottesfurcht ist des Menschen ein-

zige Sicherheit und allerhöchste Glückseligkeit.

1) Sie ist das sicherste Mittel, das Gemüth eines Menschen wahrhaftig zu beruhigen;

2) sie ist die kräftigste Aufrichtung in der Widerwärtigkeit; und

3) der beste Trost auf dem Todbette.

Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre und höchste Glückseligkeit eines Menschen besteht in der That nur in einer wirklichen Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths. Die meisten aber fällen ganz falsche Urtheile von den Dingen dieser Welt, und suchen ihre Ruhe und Glückseligkeit auf Wegen, die sie zuletzt zur Reue, zur Unruhe, zur Verzweiflung und zum Unglücke führen. Dies wiederfährt allen, die ihr Glück und ihre Gemüthsruhe überhaupt in solchen Dingen, die bei dem Tode aufhören, und insbesondere in den unvernünftigen Ergötzungen wollüstiger Triebe, in den elenden Befriedigungen einer aufgeblasenen Ehrsucht, oder in der niederträchtigen Begierde nach irdischen Gütern suchen. Das ist meine Freude, denkt der eine, daß ich meine sinnlichen Lüste und Triebe vergnügen. Das aber ist meine Freude, denkt der andre, daß ich reicher bin, wie meine Nachbarn, und mein Geld bei Tausenden zählen kann. Und meine Freude ist das, denkt noch ein andrer, daß ich mehr bin, wie mein Nächster, und das Ansehn weltlicher Ehre meinen Namen begleitet. Diese alle suchen Ruhe und finden sie nicht; und das ist das Unglück der Thoren. Die wahre Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths kann eigentlich nur durch folgende drei Stücke erlangt werden: durch eine Befreiung von unruhigen Affecten und thörichten Wünschen; durch eine gegründete Gewiß-

heit der Gnade Gottes, und durch eine sichere und überzeugende Hoffnung eines zukünftigen Lebens. Und dies sind nur allein die Wirkungen einer wahren Gottesfurcht.

Die wahre Gottesfurcht, wenn sich nämlich ein Mensch in der beständigen Betrachtung der Gegenwart Gottes und der Gewißheit eines zukünftigen Lebens aufrichtig und unermüdet bemühet, sein Gemüth von aller Ungerechtigkeit zu reinigen und zu aller Wahrheit und Tugend zu gewöhnen; eine solche Gottesfurcht, die nur allein dieses schönen Namens werth ist, befreiet von allen unruhigen Affecten und thörichten Wünschen. Denn durch die wahre Furcht Gottes werden alle unsre Neigungen so gereiniget, und alle unsre Begierden so in Ordnung gebracht, daß sie allezeit, und insbesondere in der Versuchung, den Eingebungen des Gewissens und den Leitungen der himmlischen Weisheit unterworfen, und wir auf die Weise bei der Wahrheit und Unschuld bleiben. Die Furcht Gottes, wenn sie rechter Art ist, heiligt und verbessert alle unsre Affecten. Sie macht aus der Wollust ein keusches, ein mitleidiges, ein gelindes und sanftmüthiges Herz, ein Herz, das mit einer zärtlichen Liebe gegen Gott und Menschen angefüllt ist. Sie macht aus dem Hochmuthe und der Ehrsucht einen demüthigen Sinn, und dabei ein edles Verlangen nach der wahren Ehre, Gott, dem unbetrüglichen Herzenskündiger, durch Unschuld und Tugend zu gefallen. Der Geiz wird durch die wahre Gottesfurcht eine großmüthige Verachtung und Geringschätzung irdischer Güter, und hingegen eine aufrichtige und beständige Begierde, reich zu werden in Gott. — Die wahre Gottesfurcht befreit uns hiernächst auch von allen thörichten Wünschen, und folglich von tausend Ursachen der Unruhe und Unzufriedenheit. Sie macht, daß wir un-

sre Hoffnung nur allein auf Gott und auf solche Dinge setzen, die uns nicht können genommen werden. Sie macht, daß alle unsre Wünsche bescheiden und gemäßigt werden, und wir also beständig vergnügt und zufrieden bleiben mit dem, was uns die weise Vorsehung unsers himmlischen Vaters in dieser Welt zutheilt. Man kann gar wohl sagen, daß die wahre Gottesfurcht auch selber die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse eines Menschen weniger mache, und also auch auf diese Weise die Ruhe und Zufriedenheit seines Gemüths befördere. Kurz, ein Mensch, der Gott von Herzen fürchtet, und nach dieser Furcht seinen Wandel einrichtet, bekommt nach und nach eine so vernünftige Gleichgültigkeit in Ansehung aller irdischen und vergänglichen Vortheile, dadurch sein Verlangen eingeschränkt, und sein Gemüth in eine himmlische Ruhe und Vergnügung gesetzt wird.

Die wahre Gottesfurcht ist hiernächst auch dadurch das einzige und sicherste Mittel, unser Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil sie uns in eine recht gegründete Gewißheit der Gnade Gottes setzt. Und hierin besteht das allervernünftigste Vergnügen, wenn ein Mensch durch recht überzeugende Gründe und durch ein wirkliches Gefühl der Seele gewiß ist, daß er einen gnädigen Gott im Himmel hat, und seinen Schöpfer als den mächtigsten seiner Beschützer, und als den besten und treuesten seiner Freunde ansehen kann. Denn ein solcher Mensch ist allezeit guter Zuversicht aufs Zukünftige. Wenn Andre tausend Gefahren und widrige Zufälle fürchten; so ruht ein frommer Mensch ganz unbesorgt in den Armen der göttlichen Vorsehung. Er befiehlt dem Herrn seine Wege, und hoffet auf ihn, und weiß, daß der es wohl machen werde. Wie glücklich und sicher lebt der Mensch, der sich zu Gott hält, und seine Zuversicht setzt auf den Herrn!

Die wahe Gottesfurcht, die das Herz eines Menschen mit Unschuld und seinen Wandel mit Tugend zieret, ist endlich das beste und einzige Mittel, unser Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil sie uns in eine sichere und gegründete Zuversicht eines künftigen Lebens setzt. Ein zukünftiges seliges und ewiges Leben mit Ueberzeugung glauben, dasselbe mit Grunde hoffen, und von dessen Erlangung durch ein lebhaftes Gefühl der Zuversicht gewiß seyn; das ist der allerhöchste Grad von Ruhe, von Zufriedenheit, von Trost und von Freude, den ein Mensch nur immer in dieser Welt wünschen und erlangen kann. Kein Kummer ist so groß, den ein Christ durch das Andenken und durch die in seiner Seele versiegelte Hoffnung der zukünftigen Seligkeit nicht überwinden könne. Und eben dies soll einen unter uns bewegen, daß er sich in der beständigen Erwartung eines zukünftigen Lebens einer ungeheuchelten Gottesfurcht und eines recht frommen Wandels befleißige, und in der Betrachtung der Kürze und Ungewißheit seines zeitlichen Lebens sich nicht eher zufrieden gebe, bis er in dieser wichtigen Sache zu einer recht überzeugenden Gewißheit gelanget, und versichert seyn könne, daß ihm seine Beilage im Himmel bis auf den Tag Jesu Christi behalten werde. u. s. w.

4) vom Abte Joh. Fr. Wilh. Jerusalem († 1788).

Bruchstück einer Predigt über das Evangelium am 23 Trinit. Matth. 22, 15—22. (Man sehe s. zu Braunschweig 1745 erschienene Sammlung einiger Predigten vor dem herzogl. Hause zu Wolfenbüttel gehalten; S. 277 ff.)

Thema: Daß die christliche Religion den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaf-

ten nicht allein nicht zuwider sey, sondern ihre Vollkommenheit auf die möglichste Weise vielmehr befördere.

Es kommt in der menschlichen Gesellschaft, wenn sie glücklich seyn soll, auf zwei Stücke an. Das erste ist: daß die Obrigkeit ihre Pflichten gegen die Unterthanen gehörig in Acht nimmt; das zweite: daß die Unterthanen ihrer Obrigkeit die gebührende Schuldigkeit erweisen. Diese zwei Stücke sind die Säulen, worauf die ganze Wohlfahrt der Menschen hier auf Erden sich gründet. Und wenn wir erwiesen haben, daß die christliche Religion nicht allein keinem von diesen beiden Stücken zuwider ist, sondern dieselben vielmehr aufs herrlichste bestätigt; so haben wir auch unsern Hauptsatz selbst bewiesen, daß das Christenthum und die Wohlfahrt der Menschen aufs glücklichste bei einander bestehen können.

Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die erste und größte Pflicht der Regenten, woraus alle die übrigen fließen, ist überhaupt diese: daß sie die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu erhalten, und, so viel sie können, zu vermehren suchen. Die verschiedenen Regierungsformen machen hierin keinen Unterschied. Ein Regent mag mit gewissen Bedingungen herrschen, oder er mag eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen besitzen; die Wohlfahrt seines Volkes bleibt dennoch sein ewiges Gesetz, von dessen Einschränkung ihn weder Geburt, noch Stand, noch Hoheit befreien können. Dieses Gesetz ist die erste Stütze, worauf die Wohlfahrt der Menschen und aller Gesellschaften in der Welt beruht. Und so lange diese bestehet; so lange ist der Herr, so lange sind seine Unterthanen glücklich; so lange bleibt beider Wohlfahrt unbeweglich. Sobald wird aber diese Säule nicht umgerissen; so stürzt der festeste Bau eines Reiches,

und ein Simson, der seine Gewalt daran mißbraucht, wird mit dem Volke zu gleicher Zeit darunter erschlagen. Es sind bisweilen Schmeichler und Verräther gewesen, die ihr verdammtes Glück auf den Untergang ihrer Mitbürger haben bauen, und ihre Fürsten überreden wollen, daß dieses Gesetz eine nachtheilige Einschränkung ihrer Hoheit und der obersten Gewalt wäre, die Gott und die Geburt ihnen über ihr Volk gegeben; und es sind Fürsten bisweilen so unglücklich gewesen, daß sie diesen verführerischen Lehrsätzen haben Gehör gegeben. Sie sind aber auch die ersten Opfer ihrer Verräther geworden, und haben mit ihren verwüsteten Reichen der Welt den traurigen Beweis gegeben: wie unglücklich ein Regent sich macht, wenn er glaubt, er sey nicht mächtig genug, wenn er nichts als Gutes thun könne; und wie unmöglich eine menschliche Gesellschaft bestehen könne, wenn ihre Wohlfahrt nicht das Grundgesetz bleibt, wornach sie regiert wird. Denn wie kann die Glückseligkeit der Welt ohne dieses Gesetz sich erhalten? Wenn eine Obrigkeit glaubt, sie verliere dadurch etwas an ihrer hohen Gewalt, daß sie sich an die Wohlfahrt ihrer Unterthanen binden muß; so wird sie ihre Leidenschaften zur ersten Regel ihrer Herrschaft machen, und an das Heil ihrer Bürger nie, als nur alsdann gedenken, wenn sie wissen will, worin dasselbe noch eine neue Nahrung ihrer Begierden werden könne. Aber werden dann die Kräfte eines Volkes unerschöpflich bleiben? Wenn es bald ein Opfer der Wollust, bald des Ehrgeizes, bald einer andern Begierde werden muß; wird es nicht endlich gar verzehrt werden? Und wer ist der Regent, der es für zu gering halten könnte, sein Volk glücklich machen zu müssen? Sind nicht er und sein Haus der erste und edelste Theil des Volkes? Ist er nicht das Haupt von dem Körper seines Staates? Ist nicht die Wohlfahrt

seiner Unterthanen der Grund, worauf die Größe seines Hauses sich stützt? Wie will aber dieses bestehen, wenn der Grund geschwächt, oder gar umgerissen wird? Und wie will das Haupt seine Stärke behalten? Wer soll zur Erhaltung desselben arbeiten, und seine Befehle ausrichten, wenn die Glieder entkräftet, ohnmächtig, oder gar verstümmelt sind? Ist nicht die Gleichgültigkeit des Landes die einzige Quelle, woraus der Regent die Mittel schöpfen muß, wenn seine Majestät ihren Glanz, sein Haus die Hoheit, sein Thron die Stärke, sein Leben die Ruhe, und seine Grenzen ihre Sicherheit behalten sollen? Ist es diese Wohlfahrt seines Landes nicht allein, die ihn bei den entferntesten Völkern geliebt, bei seinen Bundesgenossen geehrt, bei seinen Feinden gefürchtet, bei seinen Unterthanen angebetet, und bei der spätesten Nachwelt seinen Namen gesegnet macht? Es kann also keine menschliche Gesellschaft bestehen, wenn dieses nicht das erste Gesetz des Regenten bleibt, daß er die Wohlfahrt seines Volkes befördern und erhalten will; und ein Regent kann sich nicht unglücklicher machen, als wenn er dasselbe aus den Augen setzt, und sich einbildet, daß er nicht mächtig genug sey, wenn er nicht die Freiheit habe, es, so oft er wolle, zu übertreten.

Wie vortrefflich aber stimmen die Lehren unsrer Religion mit dieser Wahrheit überein! Wie herrlich wird sie nicht dadurch erklärt und bestätigt! Gebet Gotte, was Gottes ist! Erlaubt es uns, Große der Erden, daß wir zuerst aus diesen Worten eures Erlösers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrschern seines Volkes erwählet hat, von euch fordert. Gebet Gotte, was Gottes ist! Dieser Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menschen. Regenten sind also Gott sowohl ihre Pflichten, wie andere Menschen, und seinen Geboten eben so vielen Gehorsam und Rechenschaft, als

andere, schuldig. Sind sie aber in den Augen Gottes nichts als Menschen; so müssen sie auch ihre Unterthanen als ihre Nächsten ansehen, deren Wohlfahrt sie ohne die größte Verantwortung keinen Augenblick mit Vorsatz versäumen können. Höret es, ihr Herrscher! Nehmet es zu Ohren, ihr Könige! Dies sind die Pflichten, die der Herr euer Gott, die das Christenthum von euch fodert! Fürsten sind dem Gesetze Gottes so wohl, als andere Menschen unterworfen; und sie müssen Gott so wohl, als ihre Unterthanen Rechenschaft geben. Sie sind Menschen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Ursprung, einerlei Bedürfnisse, einerlei Schwachheiten, einerlei Ende. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater; sie hoffen auf Eine Seligkeit; sie haben einerlei Mittel, dieselbe zu erlangen. Verlasset euch nicht auf Fürsten. Dies sagt selbst einer der größten Könige (Psalm 146, 3); denn sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen. Sie haben also ihre Vorzüge nicht von sich selber, sondern Gott ist es, der sie nach seiner Freiheit zu Herrschern über ihre Völker erwählet hat. Er setzet (Dan. 2) Könige ab, und setzet Könige ein. Durch seine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht; durch ihn herrschen die Fürsten, und alle Regenten auf Erden. Regenten sind also, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Gesetze und Gerichte Gottes. Gott macht aber unter seinen Dienern keinen Unterschied. Ihr Beruf ist nur verschieden. Aber er fordert von allen dieselbe Treue, denselben Gehorsam. Dem einen ist nur ein Pfund, dem andern sind zehn, einem andern hundert Pfund gegeben. Der eine ist von ihm zum Herrschen, der andere zum Gehorchen bestimmt. Dem einen ist nur die Wohlfahrt eines Hauses zu besorgen gegeben; dem andern hat er die Wohlfahrt ganzer Länder, ganzer Völker anvertraut. Die

Schuldigkeit aber, dem Willen ihres Herrn zu gehorchen, und ihren Beruf in Acht zu nehmen, bleibt bei allen gleich. Sie müssen alle zu einem gemeinen Endzwecke, zur Vollkommenheit der Welt arbeiten, und dem Herrn, wenn er zu Gerichte kommt, ihre Rechenschaft geben.

Sind aber die Regenten nichts als Menschen, die unter dem Gesetze und Gerichte Gottes stehen; und haben sie die Herrschaft über ihre Unterthanen nur vom Herrn zum Lehn, dem sie davon Rechenschaft geben müssen; so wird auch der zweite Schluß deutlich werden, daß sie schuldig sind, für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen, wie für ihre eigene, zu sorgen. Sie sind Menschen, und ist bei Gott kein Ansehen der Personen. Was sind aber ihre Unterthanen? Menschen, wie sie, Kinder von einem Vater; Erben zu einem Reiche; Menschen, die mit ihnen zu einerlei Glückseligkeit erschaffen sind, die mit ihnen einerlei Empfindungen, einerlei Triebe zur Freiheit haben. Sollte nun Gott ihnen die Herrschaft über ihre Mitgeschöpfe mit der unbedingten Freiheit übergeben haben, dieselben nach ihrem Eigensinne zu mißbrauchen? Sollte Gott, der alle Menschen mit einer gleichen Zärtlichkeit liebet, der sie alle zu einer gleichen Vollkommenheit bestimmet, den größten Haufen seiner Kinder zum unglücklichen Opfer des Hochmuths, des Eigennutzes und der Eitelkeit etlicher weniger Menschen hingegeben haben? Nein Menschen! das Christenthum hat besser für eure Rechte gesorget. Ihr Herren und Gewaltige! Der Gott, der euch so hoch über uns erhaben, befiehlt euch, uns nichts desto weniger für eure Nächsten zu halten. Der Gott, dem ihr dienet, will, daß ihr uns, wie euch selber lieben sollt. Dies ist der Inhalt eures Gottesdienstes! dies ist der Endzweck eures Berufs. Ihr sollt die Ruhe, die Freiheit, die Wohlfahrt eures Volkes zu erhalten und zu bestätigen suchen.

Und hierein sollt ihr eure Ruhe, eure Glückseligkeit, eure Majestät und Hoheit setzen. Dies ist die Lehre unsrer Religion. Was wäre es, wenn wir vor euch als Gottheiten niederfallen, wenn wir euch Altäre errichten wollten; würdet ihr deswegen wenigere Sorgen, wenigere Widerwärtigkeiten, wenigere Krankheiten haben, würdet ihr weniger sterblich seyn? Gerechte Regenten! Fürchtet euch deswegen nicht, daß wir es wissen, daß ihr Menschen seyd; und scheuet euch nicht, ob wir gleich eure Unterthanen sind, uns als eure Nächsten anzusehen. Eure geheiligte Majestät verliert dadurch in unsern Augen nichts. Die Ehrsucht, der Gehorsam, die wir euch schuldig sind, und die wir wahrhaftig für euch im Herzen tragen, verlieren dadurch nichts. Unser Eifer, unsre Treue, unsre Liebe, unser Gehorsam, unser Gebet für euch und euer Geschlecht, sollen vielmehr, wenn es möglich ist, dadurch noch verdoppelt werden. Ihr seyd Menschen, wie wir. Nun erkennen wir erst recht eure redliche Liebe. Wir wissen, was die Regierung eines einzigen Hauses für Beschwerden hat. Nun können wir es an uns selber abnehmen, wie viele Sorgen, wie viele Unruhe, wie viel Nachsinnen, wie viele schlaflose Nächte es euch machen müsse, ein ganzes Land in Ordnung zu erhalten, und für die mannigfaltigen Bedürfnisse so vieler Tausende zu sorgen. O Väter eures Volkes! o redliche Menschenfreunde! Nun werdet ihr erst verehrungswürdig in unsern Augen. Euer menschliches Herz, eure Treue, eure Großmuth, eure Gerechtigkeit erwecket mehr Liebe, mehr Ehrfurcht, mehr Gehorsam in uns, als alle eure Heere, eure Kronen, euer Purpur, eure Herrlichkeiten vermögend sind hervorzubringen. Ihr sollet nichts als Gutes thun; ihr sollt eure Gewalt nur zur Glückseligkeit eurer Unterthanen gebrauchen können. Ist euch diese Freiheit zu gering? Scheinet euch diese

Gewalt zu verächtlich? Ein Mensch hält es zu gering, Gott gleich zu seyn? Dieser große Gott glaubt es seiner unumschränkten Majestät und Gewalt nicht zuwider zu seyn, daß er nichts als Gutes wollen, und die ewigen Regeln der Weisheit und Gerechtigkeit nicht überschreiten kann; und dem Menschen ist diese göttliche Freiheit zu gering? Gott wird eben dadurch anbetungswürdig, daß er nichts als Gutes thun kann, und seine Vollkommenheit seinen Geschöpfen mitzutheilen sucht. Folget diesem Vorbilde, und lasset Weisheit und Liebe die Grundregeln einer Regierung seyn! rc. rc.

5) vom Kanzler Joh. Andr. Cramer († 1788). Bruchstück einer Predigt, im Jahre 1754, über Röm. 11, 33 — 36 zu Friedrichsburg „von der Unbegreiflichkeit Gottes" gehalten. (aus s. Samml. einiger Predigten Th. 1. S. 397. 3te Aufl. Kopenh. 1767. 8.)

— — Der größte Weise ist unstreitig derjenige, der, so oft er an Gott denkt, allezeit voll tiefer Ehrfurcht über ihn erstaunt, und der beste Christ derjenige, der bei der Betrachtung seines Gottes sich demüthiget, und sich allen seinen Wegen und seinen Gesetzen gehorsam unterwirft. Lebendige Vorstellungen von der Größe Gottes erheben den Menschen, indem sie ihm seine Niedrigkeit zeigen; sie adeln ihn, wenn er erwägt, wessen Geschöpf er ist; sie beglücken ihn, indem sie ihn versichern, daß seine Güte eben so unbegreiflich ist, als sein ganzes verborgenes Wesen. Da uns nun erhabene Vorstellungen von Gott zu unserm Glücke so nothwendig sind; so lasset uns doch suchen, zu solchen Begriffen von Gott zu kommen, die seiner Größe nicht unanständig sind. Wir wollen uns in die Unendlichkeit seines Wesens versenken, und dadurch glückselig werden, daß wir in die Tiefe

des Reichthums beide der Erkenntniß und Weisheit unsers Gottes hinein schauen. Wir können aber seine Größe nicht besser erkennen, als wenn wir lernen, wie unbegreiflich er ist. Es ist unmöglich, daß wir einen solchen Ocean in unsrer Rede ausschöpfen können; das ganze Wesen Gottes, und eine jede Eigenschaft desselben ist ein Abgrund, worin sich der Verstand aller Sterblichen verliert. Also lasset uns nur ein Wort von der Unbegreiflichkeit Gottes aus demjenigen vernehmen, was uns Paulus in unserm Texte davon saget. Lasset uns daraus

1) die Unbegreiflichkeit Gottes in seiner Erkenntniß, und

2) die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen, damit wir glauben, daß alle seine Gerichte recht, und alle seine Wege gut und heilig sind.

1) Gott ist unbegreiflich in der Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß. Was eröffnet sich hier für eine Unermeßlichkeit! Wo sollen wir anfangen, oder wo sollen wir das Ende seiner Erkenntniß finden? Wir Menschen können uns mit unserm eingeschränkten Verstande keine Größe, als durch Vergleichung vorstellen. So lasset uns denn alle Erkenntniß und Weisheit der Menschen betrachten, und erkennen, daß sie gegen die Erkenntniß Gottes weniger, als ein Punct, daß sie nichts sey. Es ist wahr, man muß erstaunen, wenn man sich vorstellt, wie viel der Verstand des Menschen fassen kann. Wer ist im Stande, die unzähibaren Reihen von Gedanken und Vorstellungen und Erfindungen zu überschauen, deren unser feuriger Geist fähig ist? Wie viele Wissenschaften und Künste sind nicht durch den Verstand der Sterblichen erfunden worden? Und wie viele Gedanken und welche Erkenntniß gehören nicht blos zu einer einzigen Wissenschaft? Was

kann nicht unser Gedächtniß für Wahrheiten und Lehren fassen, die alle so zusammengesetzt, so reich und fruchtbar sind? Welch ein Raum ist in unsrer Einbildung zu Bildern und neuen Vorstellungen? Hier ist ein Mensch, der sich in das weitläufige Feld der Geschichte wagt. Er kennt die Schicksale aller großen Reiche, die je auf der Welt einen Namen gehabt haben; er weiß alle ihre Beherrscher bei Namen; die Zahl ihrer Jahre; ihre Handlungen, und die mannigfaltigen Triebfedern ihrer Thaten; ihre Sitten; die weisen und thörichten Gebräuche aller Völker; ihre so unendlich mannigfaltigen Einrichtungen und Gesetze. Hier ist ein Weltweiser. Er erkennt sich vielleicht selbst nicht; aber er kennt den Bau des menschlichen Körpers; die mannigfaltigen Theile desselben; er kennt alle ihre Verbindungen; er giebt von allen Tugenden Erklärungen; kennet alle Leidenschaften und die mannigfaltigen Bewegungen und Wirkungen derselben, und bestimmt unzählige Gesetze für sie. Ein andrer forscht in dem weitläufigen Gebiete der Schöpfung; rechnet den Sand des Meeres aus, zählet die Tropfen des Wassers, beschreibt die Pflanzen und ihre Eigenschaften, weiß fast von einer jeden den Ort ihrer Geburt und ihre Wirkungen, wägt den Wind, und sucht die Natur in ihren geheimsten Arbeiten zu überraschen. Er hat noch nicht an dem genug, was seine Augen sehen; er schafft sich neue Augen; entdeckt und zählt die Einwohner des Staubes, die sonst unsichtbar waren, oder steigt in den Himmel, will die Sterne zählen, und zählt unnennbare Mengen, kennt die Gesetze ihrer Bewegung, und sagt mit Gewißheit ihre künftigen Veränderungen vorher. Dieser Staatsmann kennet nicht allein alle Verfassungen, Ordnungen und Gesetze, Vortheile, und schwache Seiten des Staates, welchem er dient, die Vortheile der Großen und der Geringen; sondern auch

alle Verbindungen desselben mit andern Staaten, die Schicksale und Veränderungen, die ihm bevorstehen, oder bevorstehen können; weiß, wie er die Größe seines Staates erheben, oder die Schwäche desselben weislich verbergen soll; die Zeiten, wenn etwas zur Vergrößerung desselben vorgenommen werden muß; die Mittel dazu, und die Gefahren, denen er auszuweichen hat. Was für Erkenntniß und Weisheit! Und doch sind wir nur von gestern her!

Stellet euch nunmehr den Verstand eines Engels vor, der viel mehr Jahrhunderte das Daseyn genossen hat, als ein Mensch kaum Tage lebt; der in seiner Erkenntniß von allen den Hindernissen nicht aufgehalten wird, die den Menschen aufhalten; der, so zu sagen, Unendlichkeiten übersieht, wo wir kaum Stäubchen kennen; was für eine Einsicht und Erkenntniß muß der besitzen!

Erwägt aber, daß alles dieses nicht einmal ein Tröpfchen von der Weisheit und Wissenschaft des Gottes ist, der sich selbst in seiner Unendlichkeit überschaut; der von Ewigkeit her alle Sterne gezählt hat, und die Sonnen, deren Licht seit dem Daseyn der Schöpfung noch nicht einmal zu uns gekommen seyn mag. Wer mag die Menschen zählen, die nur in einem Jahrhunderte gebohren werden, und sterben, und ihre Gedanken, ihre Anschläge, und alle ihre Entschließungen, ihre Handlungen und Wege; wer mag sie zählen? Und Gott kennet sie alle; alle aus allen Zeiten; alle aus allen Zukunften; alle Veränderungen, die durch sie erfolgen; alle, die durch sie möglich sind; alle ihre Verbindungen mit einander; alle ihre Tage und alle Minuten ihres Daseyns sind von ihm gezählet. Wer kann den Inhalt und die Theile der Körperwelt, ihre Bewegungen, ihre Gesetze, ihre mannigfaltigen Verknüpfungen mit einander ausrechnen? Gott kennet sie alle. Von der Sonne

bis zum feinsten Staube, von dem höchsten Engel bis zur kleinsten Milbe kennet er alles. Die erhabensten Gedanken des größten Geistes, bis auf die kleinste Bewegung des unsichtbarsten Wurmes, kennet Gott alles; und er kennet noch mehr, als alles Wirkliche; er weiß auch alles, was möglich ist. Was sind alle Einsichten aller endlichen vernünftigen Wesen gegen die Erkenntniß Gottes? — Und diese Erkenntniß hat Gott auf einmal, von Ewigkeit her, und alles in der größten Klarheit und Deutlichkeit. Menschen und Engel mögen so viel erkennen, als sie wollen; was sie wissen, lernen sie, und sie müssen alle langsam und mit Mühe von einem Gedanken auf den andern kommen. Wie viele Jahrhunderte voll Barbarei, Unwissenheit und Thorheit gehen voran, ehe ein heiteres und aufgeklärtes Jahrhundert folgt? Was für Zeit, und vieler Menschen Beschäftigungen werden erfordert, ehe nur eine Wissenschaft und Kunst zu einiger Vollkommenheit gebracht werden kann! Wie wenig gehört übrigens dazu, dem größten Geiste allen Reichthum seiner Weisheit wieder zu rauben, und ihn in seine erste Finsterniß zurück zu stürzen! Vielleicht ein Nerve, welcher schlaff wird; oder ein Tropfen Blut, der in einem kleinen Gefäß stockt. Gott erkennt und übersieht alles auf einmal. Alle seine unzählbaren Gedanken sind Ordnung, Uebereinstimmung und Deutlichkeit. Er schließt nicht; er sieht. Er lernt nicht; er weiß. Bei ihm ist weder Wechsel des Lichtes, noch der Finsterniß. O welch eine Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß! Solch Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann es nicht begreifen.

2) Aus der Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses lasset uns die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen. Was für eine Weisheit muß es

seyn, welche so viele Myriaden Wesen und Geschöpfe, so viele Arten und Gattungen derselben; so viele Kräfte, die, gegen einander betrachtet, einander zu bestreiten und zu zerstören scheinen; welche so mannigfaltige Körper, so mannigfaltige Lebendige, so mannigfaltige Geister beurtheilt; alle mögliche Verknüpfungen derselben mit einander erforscht; die besten unter denselben wählt; sie alle so stufenweise ordnet, daß eine vollkommene Welt dadurch zur Wirklichkeit kommt, in der nirgends eine Lücke und ein Sprung entdeckt wird; die vielmehr überall die herrlichste Uebereinstimmung und Harmonie enthält; die auf allen ihren Seiten ein glänzender Spiegel der unendlichen Vollkommenheit Gottes ist! Man mag in ein Reich der Natur schauen, in welches man will; in das Pflanzenreich; ist das Reich der Mineralien; in das Thierreich: man mag den Elephanten oder die kleinste Mücke zergliedern; den Himmel mit seinen unzähligen Sonnen und Planeten, oder das kleinste Sandkorn betrachten; überall sieht man Weisheit, und eine unendliche Kunst; überall erblickt man die würdigsten Endzwecke der Gottheit; alles ist nach Zahl, Maas und Gewicht geordnet, und alle ihre unzähligen Absichten vereinigen sich in einem Mittelpuncte, in der einzigen großen Absicht, Gott in seiner unendlichen Größe zu offenbahren.

Und wer auf die Wege der göttlichen Vorsehung Acht hat; was für unzählbare Fußstapfen der göttlichen Weisheit muß der nicht erblicken! Eines jeden Menschen Leben ist voll von ihren Wundern! Sollten wir mit unsrer eingebildeten Klugheit den Entwurf unsers Lebens und unsrer Wohlfahrt auf der Erde machen; wie würde er in der Ausführung voll Thorheit erfunden werden, und wie weit seines Zieles verfehlen! Und wenn wir nun das Ganze mit einiger Aufmerksamkeit

übersehen, so weit solches eingeschränkten und blöden Blicken erlaubt ist; was für Weisheit stralt uns nicht überall entgegen; wie viel Güte und Langmuth in dem Aufschube seiner Gerichte über die Sünder; und wie viel Heiligkeit, wenn er erwacht, zu strafen. Wie unerforschlich sind seine Gerichte, und wie unbegreiflich seine Wege!

Aber es soll uns nicht umsonst sowohl die Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses, als die Unbegreiflichkeit der Weisheit Gottes in allen seinen Wegen vorgestellt werden. Alle Einsichten des Verstandes müssen uns bessern, erfreuen und trösten. Ist Gott in seiner Erkenntniß und Weisheit unbegreiflich; was ist gerechter, als daß wir ihm unsre Einsichten unterwerfen? Wie viel gewinnt doch unser Verstand, wenn er einen unbegreiflichen und unerforschlichen Gott glaubt. Ohne ihn wird die ganze Welt ein wüstes, unordentliches Chaos. Aber glaube ich, daß Gott unendlich mehr weiß, als der Mensch; so wird alles leicht, und die ganze Schöpfung ist nun ein schönes Buch, das ich in den schweren Stellen, die ich nicht verstehe, für vortrefflich halte, weil alles andere, was ich verstehe, so schön und der Gottheit so würdig ist. — Gott ist unbegreiflich in seinen Gerichten. So viele muthwillige Sünder werden so lange mit Langmuth und Geduld getragen, und andere Gefäße des Zornes so bald zerbrochen. Es komme uns also ein heiliger Schauer an, und durch die Unbegreiflichkeit der göttlichen Gerichte müsse unser Fleiß in der Heiligung erweckt und aufgemuntert werden.

Dann, wenn wir uns die Unbegreiflichkeit des Erkenntnisses und der Weisheit unsers Gottes mit solchen Gesinnungen haben erfüllen lassen; so wird sie uns die unerschöpfliche Quelle einer wahren Zufriedenheit seyn,

in allen Trübsalen des Lebens zur stärksten Aufmunterung gereichen, und ein Schatz werden, dem keine Tröstungen mangeln.

6) von Zollikofer († 1788).

Bruchstück einer Predigt über 1 Joh. 4, 16, über das Thema: „Gott ist die Liebe" im Th. 7 der nach s. Tode erschienenen Predigten.

Gott ist die Liebe! Wer hat je mit so wenigen Worten so viel Wahrheit, so viel erhabene, alles umfassende, Geist und Herz erfreuende Wahrheit ausgedrückt, als der Bote Jesu in unserm Texte? Aber wer von uns, wer von allen Kindern der Menschen, welches von allen geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen herrlichen Gedanken, Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen?

Aber wo soll ich anfangen — wo aufhören — um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise für sich hat, als Sterne am Himmel und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird? — Gott ist die Liebe; er will allen seinen Geschöpfen wohl, will, daß sie alle glückselig seyn, freuet sich ihrer Glückseligkeit, befördert dieselbe unaufhörlich, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch, rufet dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene, die menschliche Natur; das rufet dir die ganze Religion, und insbesondere das Christenthum zu.

1) Oeffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebet, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt; ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreut; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nähret und stärket; das Getränke, das dich erquicket; das Kleid, das dich decket; die Wohnung, die dich schützet; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch und das künstliche Gewebe der Blume; die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden, Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen, unerschöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen, und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, einander sich zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so oder anders genießen; was rufet dir dies alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückselig-

keit! — Und dann, o Mensch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, und deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt, und sich zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten verliert; was sagt dir dies alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie gehet, so weit die Himmel reichen; sie umfasset alle Welten, und es giebt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen werde.

2) Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest; wie deutlich zeiget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erhohlung von der Arbeit, die Werke der Natur und die Werke der Kunst Quellen des angenehmsten Gefühls? Kannst du je eines deiner Glieder brauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? — Und dein Geist, o Mensch, der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, und ins Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Ver-

gnügeus der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben weiß, und es fühlt, daß er zu höhern Freuden bestimmt ist; wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist? — Dies bestätigt auch unsre moralische Natur. Wir dürfen nicht blos dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen — können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit streben und derselben immer näher kommen. — Ja, Gott ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Aeußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Geselligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, ins Herz gelegt; hat jeden wahren Menschenfreund allen seinen Brüdern ehrwürdig gemacht, und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

3) Und eben dies lehret uns der ganze Inhalt der Religion. Ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen offenbahret; der uns versichern läßt, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere, — daß er alle unsre Bedürfnisse, alle unsre Begierden und Wünsche

kenne, unsrer nie vergesse, daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befiehlt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten, und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten, und der selbst seine verirrten, strafbaren Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurückrufet, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie sich nur zu ihm wenden, ihren Sinn und ihr Leben ändern, und sich von ihm wollen leiten und führen lassen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beistand zur Erfüllung unsrer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost im Leiden, Errettung im Tode, Befreiung von dem Grabe und der Verwesung, ewiges Leben, immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? Und ist dies nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist?

4) Und das Christenthum insbesondere, welches Gewicht giebt es nicht diesem Zeugnisse! Welches herrliche Siegel drückt es nicht dieser tröstlichen Wahrheit auf! O können wir das bedenken, was Gott durch Jesum an uns gethan hat, und noch daran zweifeln, daß er die Liebe selbst ist? Welche Höhen, welche Tiefen der Liebe, der unaussprechlichsten Liebe, entdecken wir hier nicht? Was ist das ganze Christenthum anders, als Liebe? Liebe sind ja alle die großen, die herrlichen Veranstaltungen, die Gott zur Wiederherstellung der sündigen Menschen gemacht hat! Daß er, das erhabenste, das vollkommenste Wesen, der allgenügsame Gott, seinen Sohn, den Eingebohrnen, den Geliebten, zu uns Sterblichen, Hülflosen, Verlornen, auf Erden sendet,

uns durch ihn Errettung, Gnade, Leben, Seligkeit verkündigen, und ihn am Kreuze als ein Opfer für die Sünden der Welt sterben läßt; ist das nicht Liebe, die reinste, wirksamste, unvergleichbarste Liebe? — Liebe ist und beweiset alles, was Jesus zum Besten der Menschen gelehrt, gethan und gelitten hat! Und was athmen alle Gebote, die uns Gott durch seinen Sohn Jesum gegeben hat, anders als Liebe? Liebe ist die Stimme und die Erfüllung des ganzen Gesetzes, der Geist des ganzen Christenthums, der unterscheidende Charakter der Jünger unsers Herrn, die Ehre und der Adel eines jeden echten Christen, die Richtschnur, nach welcher alle unsre Schicksale an jenem Tage des Gerichts und der Vergeltung sollen entschieden werden. Und der Gott, der uns diese Gebote gegeben, der sie zur Regel unsers Lebens und zur Quelle unsrer Seligkeit gemacht hat, der Gott, bei dem Barmherzigkeit mehr als alle Opfer, dem Elenden geleistete Hülfe mehr als alle Sabbathe und Festtage gelten, und der nichts mit innigerm Wohlgefallen sieht, als wenn seine Kinder einander wohlwollen und wohlthun; der sollte nicht die höchste, die wirksamste Liebe seyn?

34.

Fortsetzung.

Beispiele aus dem letzten Viertheile des achtzehnten, und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

1) von Franz Volkm. Reinhard († 1812).

Bruchstück aus seiner zu Wittenberg im Jahre 1791 über 1 Kor. 4, 8 gehaltenen Reformationspredigt, die, abgedruckt aus dem Manuscripte, im

zweiten Bande der von Berthold und Engelhardt herausgegebenen Reinhardschen Reformationspredigten (Sulzb. 1824. 8. S. 241) erschien.

Thema: Ob durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen?

Ich muß 1) vor allen Dingen die Antworten berühren, die man auf diese Frage geben kann, und zu geben pflegt. Hiernach will ich 2) diejenige unter diesen Antworten, die mir die wahre zu seyn scheint, beweisen.

1) Ob durch die Religionsverbesserung alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen, ist eine Frage, welche a) diejenigen mit Ja beantworten, denen durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet und zu Stande gebracht scheint. Es kann euch nicht unbekannt seyn, daß man bald nach dem Tode der großen Männer, welchen wir unsern verbesserten Zustand verdanken, in unsrer Kirche angefangen hat, Stillstand zu machen, und jede weitere Veränderung für etwas Gefährliches zu halten. Melanthon selbst erfuhr es noch zu seiner tiefen Kränkung, daß seine Glaubensgenossen schon satt, schon reich worden waren, schon ohne ihn herrschten; daß sie schon einen Grad der Vollendung erreicht zu haben glaubten, über welchen man nicht hinausgehen dürfe. Noch mehr stärkte sich diese Meinung im siebenzehnten Jahrhundert. Es fehlte wenig, daß man die Bekenntnißschriften unsrer Kirche nicht für eine völlig untrügliche Regel des Glaubens erklärte, und ihnen einen mehr als menschlichen Ursprung zuschrieb. Man hielt alles in unserm Zustande für so unverbesserlich, daß man jede Abweichung von der herrschenden Lehre auch ungeprüft

als einen Irrthum, und jede Aenderung der kirchlichen Anstalten als eine schädliche Verirrung verwarf. Und noch immer ist dies die Ueberzeugung vieler Tausende. Eine große Anzahl derer, welche sich zu unsrer Kirche bekennen, findet unser Lehrgebäude in allen seinen Theilen und Bestimmungen vollendet und rein, unsre gottesdienstlichen Einrichtungen so gut, als sie nur seyn können, unsre alten Kirchengesänge, Formulare, öffentlichen Gebete und andere Gebräuche unverletzlich, heilig, und unendlich besser, als alles Neue, das man zuweilen an ihre Stelle zu setzen gesucht hat. — Das Gegentheil behaupten b) Andere. Die Parthei derer verstärkt sich immer mehr, welche die vorgelegte Frage mit Nein beantworten, denen jede Verbesserung nur einen Anfang gemacht und die Hauptsache übrig gelassen zu haben scheint. Denn, was ist gewöhnlicher, als daß man die Lehre unsrer Kirche grober Irrthümer beschuldiget; als daß man die vornehmsten und unterscheidendsten Stücke derselben für menschliche Zusätze ausgiebt, die erst abgesondert werden müßten; als daß man die Schrift auf eine Art erklärt, bei der Alles wegfällt, was man bisher für eine eigenthümliche Lehre des Christenthums gehalten hatte. Wer so denkt, kann freilich nicht annehmen, daß durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet worden sey. — Doch es giebt c) noch Andere, welche die vorgelegte Frage mit Unterschied beantworten, welche der Meinung sind, die Hauptsache sey durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts allerdings bewirkt, aber man müsse auf dem gefundenen Wege fortschreiten und vollkommen zu werden suchen. Wer diese Antwort als wahr gelten läßt, dankt Gott dafür, daß das Evangelium Jesu, nach seinem reinen und echten Inhalte, durch die Veränderung, an die wir uns heute

erinnern, ans Licht gebracht ist, und freut sich darüber, daß auch in der kirchlichen Verfassung tausend Mißbräuche abgeschafft, und dagegen Einrichtungen getroffen worden sind, welche mit dem Geiste des Christenthums besser übereinstimmen. Allein dessenungeachtet hält er unsern Zustand nicht für so vollkommen, daß gar nichts mehr in demselben zu verändern wäre; er gehört nicht unter die Satten, unter die Reichen, unter die Herrschenden, von denen Paulus im Texte redet; er glaubt vielmehr, man müsse in der Erkenntniß, in der Ausübung und in der äußerlichen Verfassung unaufhörlich wachsen, und den alles verbessernden, immer weiter strebenden Geist beibehalten, der in der Reformation des sechszehnten Jahrhundert so wirksam war. Ich bekenne mich selbst zu dieser Parthei, M. Z.; es ist die feste, lebendige Ueberzeugung meiner Seele, die Hauptsache der Religionsverbesserung sey durch die große Veränderung bewirkt worden, der das heutige Fest gewidmet ist, aber darum sey es uns keinesweges erlaubt, die Hände in den Schoos zu legen, es sey vielmehr von uns noch viel hinzuzusetzen und unaufhörlich weiter zu gehen. Lasset mich

2) beweisen, wie wahr diese Antwort auf die vorgelegte Frage sey, und urtheilt über die **Gründe** selbst, die ich anführen werde. Ich behaupte also, a) unsere Kirche sey noch immer nicht so frei von aller Anhänglichkeit an menschliches Ansehen in Glaubenssachen, als sie seyn sollte. Die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen; das fällt in die Augen. Luther hat das Joch zerbrochen, welches man so vielen Christen aufgelegt hatte; er hat gezeigt, daß menschliche Aussprüche in Glaubenssachen nichts gelten, daß hier alles auf die Schrift ankomme, indeß jeder Christ das Recht habe, das, was

die Schrift lehrt, selbst zu untersuchen, und sein eignes freies Urtheil zu brauchen. Dieses Losreißen von aller menschlichen Vorschrift bei der Religion, diese Befreiung der Gewissen von den Geboten der Kirche und der Herrschaft ihrer Vorsteher machte das ganze Wesen der Verbesserung aus, die Luther bewirkte. Es soll das unterscheidende Merkmal aller derer seyn, die sich zu uns halten, daß sie in Glaubenssachen keinen menschlichen Richter anerkennen, sondern lediglich ihrer Vernunft und ihrem Gewissen folgen. Aber beseelt uns wirklich der edle freie Geist, der sich seine Einsichten aus der Schrift selbst sammlet, und weder Andern etwas aufbürden will, noch sich selbst etwas aufdringen läßt? Giebt es nicht Schwache; giebt es nicht blinde Eiferer für alles Hergebrachte; giebt es nicht noch immer Verfechter von menschlichen Formeln und Ausdrücken, die jeden für einen Fremden erklären und anfeinden, der nicht eben so sklavisch an solche Dinge glaubt, als sie. Giebt es nicht Herrschsüchtige, die ihre Meinungen von der Religion gar der ganzen Welt aufdrängen, die alles gern nach ihrem Kopfe stimmten, und denen es nur an der Gewalt fehlt, um die Bedrückungen zu erneuern, gegen die Luther sich aufgelehnt hat. Und bei solchen fortgesetzten Regungen jenes sklavischen Sinnes, bei solchen Versuchen, die Gewalt des menschlichen Ansehns in Glaubenssachen unter allerlei Gestalten wiederherzustellen, wollen wir schon satt seyn, wollen uns schon für reich halten? — Hierzu kommt, daß b) auch unsre Lehre nicht so rein von menschlichen Zusätzen ist, wie sie seyn könnte. Durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist auch hier die Hauptsache schon geschehen. Aber weder die Umstände, noch die Klugheit, noch die Last von Arbeiten und Geschäften, welche Luther und seine Freunde zu tragen hatten, erlaubte ihnen, die

menschlichen Zusätze und die selbst erdachten Vorstellungsarten, welche beim Ablaufe so vieler Jahrhunderte mit den Lehren des Christenthums verknüpft worden waren, alle sogleich abzusondern; sie erwarteten vielmehr, daß ihre Nachkommen weiter gehen, und das von ihnen im Ganzen so rühmlich ausgeführte Werk der Hauptreinigung fortsetzen und vollenden sollten. Aber ist dies geschehen? Hat man nicht bald nach ihren Zeiten von neuem angefangen, allerlei in der Schrift nicht enthaltene, oder doch aus derselben nicht genug erweisliche Gedanken mit den Lehren des Evangelii zu vermischen, sie in ein künstliches Lehrgebäude voll spitzfindiger Abtheilungen und unfruchtbarer Untersuchungen zu verwandeln, und diese Ausbildungen und Vermehrungen eben so eifrig und hitzig zu verfechten, ihnen eine eben so große Wichtigkeit beizulegen, als den ausdrücklichen Lehren der Schrift? Hier ists, wo noch mehr geschehen muß. Es darf Niemanden die Freiheit benommen werden, auf die einfachen, deutlichen, allgemein faßlichen Lehren des Christenthums seinen Scharfsinn anzuwenden, und sie, wenn es ihm nützlich scheint, weiter auszubilden und zu bestimmen. Aber es muß die Grenzlinie zwischen dem, was von diesem menschlichen Scharfsinne herrührt, und zwischen dem, was wahre reine Schriftlehre ist, schärfer gezogen werden, als gewöhnlich geschieht; wir müssen lernen, daß der darum das Evangelium Jesu noch nicht verwirft, der sich diese oder jene, in der Schrift unbestimmt gelassene, Lehre anders vorstellt, als wir. — Aber noch mehr, durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist c) auch darum noch nicht alles vollendet worden, weil zur Schrifterklärung noch mehr geschehen mußte, als damals geschehen konnte. Zwar haben die ehrwürdigen Männer, deren Andenken uns heute vorschwebt, die Schrift aus der Dunkelheit her-

vorgezogen, in welche sie durch Unwissenheit und geistliche Tyrannei verstoßen worden war. Aber wie viele Hülfsmittel, die Echtheit der Bibel außer Zweifel zu setzen, die Sprachen zu erläutern, in welchen sie geschrieben ist, tausend Schwierigkeiten aufzulösen, die sich in ihr finden, und unzähligen Aussprüchen und Stellen derselben ein helleres Licht anzuzünden, haben sie damals noch entbehren müssen! Und findet der gelehrte Fleiß nicht noch überall viel zu thun? ist nicht auf alle Weise dafür zu sorgen, daß die erhaltenen Vortheile auch für den gemeinen und ungelehrten Christen fühlbar werden, daß auch ihm über den hohen Sinn der Schrift und über den rechten fruchtbaren Gebrauch derselben immer mehr Licht aufgehe? — Setzet hinzu, daß d) die Wahrheiten des Christenthums auch den Bedürfnissen des Zeitalters immer mehr angepaßt werden müssen. Jedes Zeitalter hat seine eigenen Bedürfnisse, seine eigene Art, sich auszudrücken, seinen eigenen Geschmack, seine eigenen Irrthümer und Fehler. Werden die großen Wahrheiten des Christenthums nicht so vorgestellt, wie diese Bedürfnisse es fordern; werden sie nicht in die Sprache eingekleidet, die das Zeitalter versteht, auf die Art vorgetragen, welche der herrschende Geschmack verlangt, von der Seite gezeigt, wie sie zur Verbesserung der vorhandenen Irrthümer und Fehler am wirksamsten werden können; so ist es nicht möglich, daß die große Frucht, und der ausgebreitete Nutzen dadurch entstehen sollte, der sich von ihnen erwarten läßt. Ich brauche euch nicht zu sagen, wie sehr die Sprache, die Sitten, die Gesinnungen und der ganze Geist unsrer Zeiten von dem Zeitalter Luthers und seiner Freunde verschieden ist. Sie haben die Religion so vorgetragen, alle Lehren derselben so gewandt, und ihrem ganzen Unterrichte die Einrichtung und den Zuschnitt gegeben, welcher den dama-

ligen Bedürfnissen am angemessensten war. Werden nicht auch wir aus dem ganzen Vorrathe christlicher Wahrheiten diejenigen ganz vorzüglich herausheben müssen, die bei dem jetzigen Stande der Einsichten und Gesinnungen am wichtigsten sind? Werden wir sie nicht so ausbilden, darstellen und fassen müssen, wie sie sich an die herrschenden Begriffe am sichersten anschließen? Werden wir nicht das ganz vorzüglich zu lernen und zu treiben haben, was unsern Modeirrthümern und Modelastern am sichersten vorbeugen, und zu ihrer Ausrottung am kräftigsten mitwirken kann? — Endlich sind e) auch unsre gottesdienstlichen Anstalten einer größern Vollkommenheit fähig und bedürftig. Ich wiederhohle es noch einmal: die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen. Man hat das unnütze Gepränge geistloser Ceremonieen abgeschafft; man hat den sündlichen Aberglauben, der alle Theile des öffentlichen Gottesdienstes angesteckt hatte, ausgerottet; man hat die Uebungen desselben so einzurichten gesucht, wie sie zum Unterrichte und zur Besserung gereichen, und die wahre Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit befördern konnten. Sollte sich aber bei der Ordnung unsrer gottesdienstlichen Uebungen, bei den Gesängen, welche man da braucht, bei den Gebeten, die da vorgelesen werden, bei der Art, wie die Tauf- und Abendmahlshandlung verrichtet wird, sollte bei unsern Festtagen und ihrem Gebrauche, sollte sich bei andern mit der Religion zusammenhängenden Handlungen nicht manches abändern, besser, rührender, zweckmäßiger einrichten lassen? Heißt es nicht wider den Augenschein reden, wenn man gleichwohl annehmen will, alles sey ohne Tadel, alles ohne Ausnahme müsse beim Alten gelassen werden? rc. rc. rc.

2) von Reinhard.

Bruchstück aus einer Predigt am Johannistage über Luc. 1, 57—80 gehalten, die in dem, von Hacker nach Reinhards Tode herausgegebenen, Jahrgange (Th. 3. S. 36) erschien.

Ich kenne kein Schauspiel, M. Z., das für den aufmerksamen Beobachter lehrreicher und herzerhebender wäre, als der Anblick eines großen tugendhaften Mannes, unter einem lasterhaften Volke, und in einem verderbten Zeitalter. Die Geschichte aller Völker enthält traurige Zeitpuncte eines allgemeinen Verfalls, die dem Auge des Betrachtenden nichts weiter darstellen, als herrschende Laster; wo es überall auf empörende Beweise einer ausgearteten Religion, einer entweder schwachen und ohnmächtigen, oder grausamen und tyrannischen Regierung, und eines niederträchtigen, mit allen Ausschweifungen bedeckten Pöbels fällt; wo sich die menschliche Natur in einer Entstellung, in einer Versunkenheit zeigt, die nothwendig Unwillen und Abscheu erwecken muß. In einem solchen Zeitalter, mitten unter Elenden, die man ohne Verachtung unmöglich sehen kann, einen Weisen zu finden, der frei ist von dem allgemeinen Verderben, der, umgeben mit allen Arten der Verführung, der Tugend treu bleibt, der durch den Adel seiner Gesinnung, durch die Reinigkeit seiner Sitten, durch die Würde seines Verhaltens, und durch die Größe seiner Verdienste über alle seine Zeitgenossen hervorragt, und den milden Glanz eines höhern Wesens in menschlicher Gestalt um sich her verbreitet; einen solchen Heiligen mitten unter verworfenen Sündern anzutreffen: welch ein Anblick ist das? zu welcher Bewunderung wird der betrachtende Geist hingerissen, und mit welcher Rührung verweilt er bei dem Edlen, der das Laster so mächtig beschämt und be-

siegt, und die Ehre der menschlichen Natur so glücklich rettet!

Dieses große Schauspiel bietet uns der heutige Tag dar; denn er ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in einem der verderbtesten Zeitalter, und unter einem der elendesten und versunkensten Völker das Beispiel einer Tugend aufstellte, welche der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung ward. Wohlan, lasset uns den Gedächtnißtag des großen Mannes, der sich blos durch seine Tugend einen so ausgebreiteten Einfluß verschaffte, durch

Betrachtungen über die Kraft des guten Beispiels

heiligen. Lasset uns untersuchen, 1) worin diese Kraft besteht; wie es zugeht, daß ein gutes Beispiel so viel ausrichtet und wirkt. Hernach wollen wir 2) sehen, wozu uns diese Kraft verbindet, was uns obliegt, wenn ein gutes Beispiel so viel vermag.

Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre Tugend, wiefern sie sich vor den Augen der Menschen durch pflichtmäßige Handlungen äußert, verdient allein die ehrenvolle Benennung des guten Beispiels. Wer nämlich in den Verhältnissen, in welchen er steht, das ist, was er seyn soll; wer nicht blos ausübt, was die Gesetze Gottes und der Vernunft ihm vorschreiben, sondern es auch mit der edlen Uneigennützigkeit, mit der reinen Achtung, und mit dem lebendigen Eifer thut, mit welchem Johannes handelte; der giebt ein gutes Beispiel, ein Beispiel, das auch bei der strengsten Prüfung die Probe hält. Von einem solchen Beispiele nun behaupte ich, es habe eine ganz eigene Kraft, es richte gemeiniglich weit mehr aus, als alle andere Mittel, womit man die Herzen der Menschen

zu lenken sucht; denn das gute Beispiel erweckt, belehrt, überzeugt, ermuntert und siegt.

Kraft hat das gute Beispiel schon darum, a) weil es erweckt, weil es die Aufmerksamkeit aller derer reizt, die es gewahr werden. Je besser es ist; je mehr es sich durch Reinheit, Genauigkeit und Standhaftigkeit auszeichnet; desto weiter entfernt es sich von dem herrschenden Eigennutze, von der allgemeinen Nachlässigkeit, von den lasterhaften Sitten, denen die große Menge der Menschen ergeben ist. Allein eben daher kann es auch nicht unbemerkt bleiben. Der gleichgültige, seinen Lüsten dienende Haufe erwacht, und fühlt sich gestört in seiner Trägheit, sobald jemand da ist, der durch Selbstbeherrschung, Fleiß und pflichtmäßiges Betragen sich über ihn erhebt; auch der verdorbenste Mensch kann sich nicht enthalten, wenigstens ein aufmerksamer Zuschauer zu seyn, wenn von Andern etwas Gutes und Großes geschieht. Zu selten ist dieses Schauspiel, es hat zu viel Anziehendes, es regt das sittliche Gefühl, welches in jeder Brust verschlossen liegt, zu gewaltig an, als daß man nicht begierig werden sollte, wenigstens Erkundigung einzuziehen. Was bloßer Unterricht, was Worte nicht vermögen; das vermag das gute Beispiel. Das gute Beispiel erweckt. b) Und dabei belehrt es auch. Was unsern Pflichten gemäß ist, was allen überhaupt, und jedem insbesondere obliegt, läßt sich freilich durch Worte ausdrücken; man kann sich deutlich, ausführlich und bestimmt über Rechtschaffenheit und Tugend erklären, und Andere genau davon unterrichten. Aber ist dieser ganzer Unterricht nicht ein todter Buchstabe ohne Kraft und Leben, wenn er nicht durch Beispiele beseelt und bis zu anschaulicher Klarheit gebracht wird? O es ist im strengsten Sinne wahr, daß der Weg, durch Worte zu belehren, mühsam und lang, der durch Beispiele hin-

gegen kurz und leicht ist. Ist nicht manches, was zur Ausübung einer wahren Tugend gehört, so beschaffen, daß kein Ausdruck es ganz erreicht, daß man es schlechterdings selbst erfahren, oder doch an Andern sehen muß, wenn man es gehörig fassen will? War es endlich nicht eine Hauptabsicht, warum der Sohn Gottes vom Himmel kam, ein fehlerfreies vollendetes Bild sittlicher Vollkommenheit aufzustellen, und an einem zuverlässigen Muster zu zeigen, was die durchaus veredelte menschliche Natur seyn, und wie sie handeln soll? — Doch das gute Beispiel belehrt nicht blos, c) es überzeugt auch. Können wir uns wohl darauf berufen, daß man beim Gehorsame gegen seine Pflicht seinen wahren Vortheil verliere, wenn wir an unläugbaren Beispielen sehen, welche Ruhe der Seele, welche Achtung, welches Ansehn, welcher Genuß die treue Ausübung des Guten begleitet? Können wir uns weiter mit unsrer Schwachheit entschuldigen, und unser Unvermögen vorwenden, um die Beobachtung unangenehmer Pflichten von uns abzuwälzen, wenn Andre mit der That beweisen, daß sich die damit verbundenen Schwierigkeiten gar wohl besiegen lassen? Dürfen wir es weiter wagen, an der Möglichkeit einer wahren Tugend zu zweifeln, wenn wir uns mit Beispielen derselben umgeben sehen, gegen deren Echtheit sich nichts einwenden läßt? — Es gehört aber auch zur Kraft des guten Beispiels, d) daß es ermuntert. Ihr, die ihr euch das Zeugniß geben könnet, daß ihr das Gute liebet; woher habt ihr diese Liebe; was hat sie in euch erweckt und genährt? Was hat euch am meisten zu dem Eifer entflammt, jede pflichtwidrige Neigung in euch zu bekämpfen; was hat euch in diesem Kampfe gestärkt, und beim Gefühle unzähliger Schwierigkeiten immer wieder Muth eingeflößt? Kehret zurück mit euern Gedanken in euer verflossenes

Leben; die ehrwürdigen Bilder tugendhafter Aeltern, weiser Lehrer, edler Freunde, großer Männer, die Bilder guter Menschen aus allerlei Zeiten und Ländern, deren Beispiel euch bekannt ward, werden sie euch darstellen; ihr werdet eingestehen müssen, daß sie es waren, was euch belebte, stärkte und zur Nacheiferung entflammte. Nein, es ist nicht möglich, guten Beispielen nahe zu seyn, ohne ihren Einfluß zu fühlen, ohne gleichsam unwillkührlich durch sie angezogen, umgeändert und veredelt zu werden. — Die Kraft des guten Beispiels ist endlich auch so groß, e) daß es siegt, und zwar auf mehr als eine Art siegt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß der, welcher ein Beispiel ausgezeichneter Tugend aufstellt, den Neid, die Tadelsucht und die Verläumdung reizt, als daß man sich Mühe giebt, ihn verdächtig zu machen, und sein Ansehn zu vermindern; selbst der Sohn Gottes und sein Vorläufer Johannes haben diesen Widerspruch erfahren, selbst die sind gelästert worden. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; es kommt eine Zeit, wo die Nattern des Neides und der Bosheit sich wider die Elenden selber kehren, welche den Unschuldigen verletzen wollten; wo bald die Zeitgenossen, bald die Nachwelt dem verkannten Tugendhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sein Bild in dem Tempel des Verdienstes und der Unsterblichkeit aufstellen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dem, welcher durch seine Tugend wirken, bessern und Einfluß äußern will, von allen Seiten her widerstanden wird, als daß er bald in der Trägheit, bald in den Leidenschaften und Lastern der Menschen gewaltige Hindernisse findet. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt. Es kommt eine Zeit, wo man es doch einsieht, der Tugendhafte habe recht; wo man gerührt von seiner Großmuth, beschämt durch sein Wohlwollen, überwunden von seiner Standhaftigkeit, nach-

giebt, und seinem Muster folgt. Nichts scheint offenbarer zu seyn, als daß die Wirksamkeit des Tugendhaften aufhört, wenn der Tod ihn den Augen der Menschen entrückt; es schien aus zu seyn mit dem Sohne Gottes und mit seinem Vorläufer, als dieser enthauptet und jener gekreuziget war. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; selbst die Macht der Zeit, selbst die Gewalt vieler Jahrhunderte, selbst der Zwischenraum ganzer Länder und Welttheile vermag nichts über sie. Erwärmen sich an dem Beispiele der großen Männer des Alterthums nicht noch die spätesten Nachkommen? Dient das herzerhebende Muster guter und edler Menschen, sie mögen gelebt haben, wann und wo sie wollen, nicht zur Ermunterung, so lange ihr Andenken übrig bleibt? Ist die Summe guter Beispiele, die jemals auf Erden gegeben worden sind, nicht ein gemeinschaftliches Gut, das ohne Rücksicht auf Volk und Land und Zeit und andere Zufälligkeiten von jederman benutzt wird? Wächst die Wirksamkeit des guten Beispiels nicht fast in eben dem Grade, in welchem es nach Zeit und Ort entfernt ist, in welchem allerlei kleine Umstände, die es in der Nähe verdunkeln konnten, nach und nach verschwunden sind, und seinem Glanze nicht mehr schaden? — Wunderbare Gewalt, hinreißender unwiderstehlicher Zauber, den Gott in gute Beispiele gelegt hat; wo ist das Herz, das dich nicht fühlen, wo ist der Elende, der dich nicht anerkennen sollte! Auf euch, ehrwürdige Muster dessen, was gut und groß ist, heftet sich unser Blick, so bald ihr irgendwo erscheinet; ihr gebt uns Licht und Ueberzeugung; ihr erfüllet uns mit Kraft und Muth; ihr sieget selbst über unsre Widersetzlichkeit; ganze Völker und Zeitalter begeistert euer Einfluß, und Jahrhunderten trotzt eure nie geschwächte Dauerhaftigkeit!

Und welch ein Gedanke, welch eine Aussicht ist es, eine heilsame Aufmerksamkeit um sich her zu erwecken, eine Menge guter Vorstellungen und edler Empfindungen bei Andern zu entwickeln, sie zu heilsamen Vorsätzen und Entschließungen zu beseelen, an ihrer Bildung und Wohlfahrt einen wirksamen Antheil zu haben, nicht blos seinen Zeitgenossen zu nützen, sondern auch der Nachwelt; den Umkreis seiner Wirksamkeit über die kommenden Geschlechter vielleicht durch ganze Jahrhunderte auszubreiten; den Funken edler Fähigkeiten und Gesinnungen in Menschen anzufachen, die noch nicht sind, und so ein dauerhafter unsterblicher Wohlthäter seines Geschlechts zu werden! Und diese frohe herzerhebende Hoffnung habt ihr alle, wenn ihr darauf bedacht seyd, in euern Verhältnissen ein gutes Beispiel aufzustellen. Mehr, mehr, als ihr für möglich haltet, wird Gott dann durch euch wirken; manches Auge, das ihr nicht kennet, und hier nie werdet kennen lernen, wird mit Bewunderung an euch hängen, und euch beobachten; ihr werdet eine heilsame Bewegung um euch her stiften, deren Folgen bis in die Ewigkeit hinüberreichen werden. Wohl dem Edlen, der so als Muster gelebt, der so gewirkt hat durch das Beispiel seines Glaubens und seiner Tugend. Wie wird er am Tage der Ernte erstaunen über die Frucht, die er geschaffen hat; mit welcher Wonne wird er sich einst umgeben sehen von dem dankbaren Kreise derer, die aus seinem Beispiele Kraft, Muth und Trost geschöpft haben; die es ihm, ihm zuschreiben, daß sie den Gefahren des irdischen Lebens glücklich entronnen sind. Reinste Wonne der künftigen Welt, höchste Seligkeit des Himmels, Menschen belehrt; Menschen gebessert, Menschen beglückt zu haben; o möchten wir dich einst alle mit dem theilen, der unser aller Mittler und Vorbild ist, der uns alle berufen hat, an seinem großen Werke Theil zu nehmen!

3) von Heinr. Phil. Konr. Henke, Abt und Prof. zu Helmstädt. († 1809)

Bruchstück aus einer Predigt über Matth. 5, 8 gehalten. (S. seine Predigten, Th. 1. Braunschw. 1801. 8. S. 241 ff.)

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." Laßt uns über diesen schönen Denkspruch weiter nachdenken. Denen, die reines Herzens sind, verheißt Jesus, sie werden Gott schauen. Sehen wir erstlich auf das, was er fordert, und was er zur Bedingung macht: die reines Herzens sind; und zweitens auf das, was er diesen verheißt: sie werden Gott schauen.

1) Was bedeutet und umfaßt das: reines Herzens seyn? Zunächst leuchtet einem jeden ein, daß das reine Herz viel mehr erfordere, als ein unbescholtener Lebenswandel. Dieser, wie ehrenwerth er seyn mag, ist etwas, das in die Augen fällt, und von Menschen bemerkt, gerichtet, gelobt wird. Von wem wir nichts Böses wissen; der heißt und ist uns ein Unbescholtener. Damit verträgt sich nun wohl, daß er sehr gut sey, daß er sich selbst rein und schuldlos wisse. Aber nothwendig ist doch jene Unbescholtenheit nicht mit der Herzensreinigkeit also verbunden, daß, wo jene ist, man auch auf diese zurückschließen dürfe. Wir können noch weiter gehen. Das reine Herz ist auch viel mehr, als ein pflichtmäßiges Verhalten. Man kann sich pflichtmäßig aufführen, ohne es zu thun um der Pflicht willen, das ist aus innerer, herzlicher Hochachtung gegen das Gesetz Gottes, welches uns die Pflicht auferlegt. Das reine Herz aber ist es eben, worauf Jesus dringt; unbefleckte reine Sitten, rechtschaffene Handlungen, werden schon von selbst entstehen und er-

scheinen; wo jenes ist, wie klares und gesundes Wasser aus reiner Quelle, wie gute Frucht vom guten Baume. Und dies reine Herz ist vor allen Dingen ein solches, in welchem und über welches gar keine andere Neigung herrscht, als die, recht zu thun, Gottes Willen zu vollbringen, der Stimme des Gewissens zu folgen.

Ich sage, diese Neigung muß die herrschende seyn; das heißt nicht, es muß gar keine sonst vorhanden, jede andere erdrückt und getödtet seyn. Allerdings behält der Mensch, auch in dem höchsten Grade der Reinigkeit des Herzens, die natürliche Liebe zum Leben und zum frohen Lebensgenusse, den Trieb nach Freiheit, Ehre, Vergnügen, Abwechselung, Herrschaft, und alle übrige ihm von der Natur anerschaffene Neigungen. Aber sowohl, daß keine von ihnen über die andern alle herrsche, als auch, daß jede über sich eine Herrschaft und Leitung erkenne, ist dem Menschen die Vernunft und in ihr ein Gesetz gegeben, welches allein der Art ist, daß ihm allezeit sicher gefolgt werden kann, daß aller Menschen Urtheil ihm beipflichtet, daß es in allen Fällen entscheidet, was zu begehren und zu verabscheuen, was zu thun und zu lassen sey, und daß es als der Wille des Schöpfers angesehen und verehrt werden muß. — Wo dies Gesetz alle Wünsche, Begehrungen und Entschlüsse des Menschen ordnet und lenkt; da ist Reinigkeit des Herzens. Rein und frei ist da der Mensch von den blos auf sinnlichen und thierischen Genuß, auf zeitliches und äußerliches Wohlseyn gerichteten Trieben. Er schätzt sein Leben und sucht es zu erhalten; aber es ist ihm nicht mehr werth, als die Tugend, als die Ehre des Gewissens; er ist entschlossen, es zu wagen, und aufzuopfern, wo er nur die Wahl hat, entweder zu sterben, oder sein Gewissen zu tödten. Er suchet ein gemächliches, sorgen-

freies und vergnügtes Leben; aber er verabscheuet alle Wege und Mittel dazu, welche vor dem Richterstuhle seines Gewissens nicht die strengste Prüfung aushalten.

Diese Reinigkeit des Herzens verträgt sich aber auf keine Weise mit irgend einiger Verstellung und Falschheit. Das reine Herz ist zugleich das aufrichtige, gerade, in allen seinen Aeußerungen und Offenbahrungen gleichförmige. Aller bloße äußere Schein, alles Gleißen und Glänzen, wird von dem reinen Herzen verworfen. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und nur das unreine und befleckte Herz ist zur Falschheit, Heimlichkeit und Heuchelei geschickt. — Das reine Herz ist zugleich das schuldlose Gewissen. In seinem Bestreben, sich nach Gottes Gesetz zu achten, und aufrichtig gesinnt zu seyn, erkennet es sich selbst einer höhern Achtung würdig, weiß es sich von beschämenden und beunruhigenden Vorwürfen frei, giebt sich das Zeugniß der Richtigkeit seines Denkens, Wollens und Thuns. Und entdeckte es in sich noch Mängel und Schwachheiten; müßte es sich manche Uebereilungen und Vergehungen vorhalten; so hat es eben schon in der demüthigen Erkenntniß derselben, in dem Bestreben, besser zu werden, einen tröstenden Anspruch auf Vergebung, und mit dieser Friede und Freudigkeit. — Auf solche Weise sind die, welche reines Herzens sind, auch die zufriedensten Menschen. Da fehlen alle die Unruhen, denen ein Gemüth ausgesetzt ist, das allezeit nur von außen, bald von einem Gewinne, bald von einer Ehre, bald von einer Gunst, bald von einer Ergötzung in Bewegung gesetzt und ergriffen wird. Da fehlen die Unruhen, die aus dem innern Streite der Begierden unter einander und aus den Anschlägen der Verstellung entstehen. Jene regelmäßige Gleichförmigkeit im Denken, jene Freiheit, mit welcher der Mensch sich selbst bestimmt, jene Un-

schuld des Gewissens bringt von selbst einen Frieden, einen Zustand des Wohlseyns, der Freudigkeit und der Hoffnung hervor, welcher auf einem andern Wege nicht ausgemittelt, und, wo er fehlt, durch nichts ersetzt werden kann.

2) Selig also, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Dieser Ausdruck bedeutet in der Bibelsprache im Allgemeinen einen hohen Vorzug, eine des Verlangens der Menschen vor allem würdige Ehre und Glückseligkeit; er wird aber unrichtig gefaßt, wenn man ihn blos von den Belohnungen und Freuden der Tugendhaften in einer künftigen Welt versteht. Sie werden Gott schauen. Das heißt erstlich, sie, die reines Herzens sind, und nur sie, werden Gott wahrhaftig erkennen, deutlich denken und würdig verehren. In dem unreinen Herzen kann keine wahre Erkenntniß Gottes statt finden; es wird, es muß ihn ausschließen den Gedanken an den Heiligsten, an den Gesetzgeber der Menschen, den untrüglichen Zeugen und Richter der Gesinnung, den Freund und Vergelter der Tugend. Nur dem reinen Herzen ist der Glaube an Gott ein Bedürfniß, und zugleich eine Freude. Er bringet Ordnung und Zusammenhang in alle seine Erkenntnisse von des Menschen Natur und Bestimmung; er giebt dem Gesetze seiner Vernunft und der Stimme seines Gewissens die höchste Ehrwürdigkeit; und er hebt seine Wünsche und Hoffnungen auf ein unsterbliches Leben zur Zuversicht.

Das Schauen Gottes umfasset zweitens alle die erfreulichen Empfindungen, welche das reine Herz von Gott, von seinem gnädigen Wohlgefallen, von den unzähligen Beweisungen seiner Liebe hegt. Es fühlt und erfährt dieselben in sich selbst; in dem Gelingen seines Bemühens, gut zu seyn und gut zu bleiben; in

dem Wachsthume an Weisheit und Gerechtigkeit; in den vielfachen Regungen und Freuden, welche schon hier durch die Anordnung Gottes mit dem Fleiße in der Tugend verbunden sind; in allem, was ihm Gutes zu Theil wird; in allen äußerlichen Begegnissen. Ueberall schauet es Gott gleichsam gegenwärtig, denkt ihn und betet ihn an als den Freund der Ordnung, als den Vater und Erzieher der Menschen, und als den zuverlässigsten Vergelter des Guten in Zeit und Ewigkeit.

Und hiermit ist endlich von selbst verbunden, das über alle Zeit hinausgehende Erwarten einer in alle Ewigkeit fortschreitenden hellern, anschaulichern und festern Erkenntniß Gottes, einer reinern Tugend und Seligkeit; ein Erwarten, das denen, die reines Herzens sind, sich als das vernunftmäßigste rechtfertigt, und das ihnen schon hier einen Genuß gewährt, mit welchem keine Ergötzungen der Erde zu vergleichen sind!

4) vom Generalsup. Demme zu Altenburg († 1822).

Bruchstück aus s. Antrittspredigt in Altenburg, am Feste der Himmelfahrt Christi 1801 über Marc. 16, 14—20 gehalten. (Man s. seine Predigten und Reden [herausgeg. nach des Vfs. Tode von Böhme] Neustadt, 1823. 8. S. 56.)

— Vollbracht war für diese Erde das große, segensvolle Werk, zu welchem der göttliche Lehrer und Erlöser der Menschen vom Himmel herabgesendet war, und siegreich sollte er nun aus dem Lande der Sterblichen zu den Wohnungen des Lichts und der Unsterblichkeit hinübergehen. Noch sorgte er scheidend von dieser Erde für die Erhaltung und fernere Ausbreitung der himmlischen Lehre, die er verkündigt hatte; noch weihte er seine

vertrauten Jünger und Freunde zu Lehrern seiner Religion ein, belebte für dieses große, schwere Geschäft ihren Muth, rüstete sie aus mit hoher Kraft, und kehrte dann zurück zu dem Vater, der ihn gesendet hatte, kehrte zurück, um auch uns die Stätte zu bereiten, wo wir, wenn wir hienieden treu erfunden werden, einst mit ihm leben und selig seyn sollen. Auch wir sind unsterblich! Dies ist der Zuruf, der an dem heutigen festlichen Tage unsere Herzen durchdringet, und uns mit der reinsten und edelsten Freude erfüllt. Wir sind unsterblich, so wahr uns Gott ein heißes Verlangen gab, von seinen Wundern mehr zu wissen, als uns die Erde mit allen Freuden des Frühlings gewähren kann! Wir sind unsterblich, so wahr wir ein heiliges Gesetz anerkennen, das nicht für vergängliche Bewohner des Staubes, das nur für Wesen gegeben seyn kann, die sich der lebendigsten Hoffnung einer grenzenlosen Fortdauer bewußt sind.

Damit aber diese Hoffnung und Freude nicht in blos dunkeln und leicht vorüberwallenden Gefühlen bestehe, wollen wir über die wohlthätigen Wirkungen des Glaubens an Unsterblichkeit der Seele weiter nachdenken; darüber nachdenken: wie dieser Glaube schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöhe und verschönere, im Leiden Trost, am Grabe Beruhigung, zum Guten Muth und Kraft gebe, und jede menschliche Verbindung zu gemeinnützigen guten Zwecken heilige und befestige. Erfreulich ist die Hoffnung der Unsterblichkeit, so daß selbst der Glückliche sie nicht entbehren kann, wenn er als vernünftiges Wesen die Güter der Erde genießen will. Er hat Sinn und Empfänglichkeit für die Freuden der Natur; des Himmels Bläue erheitert seinen Blick; die Erde im Frühlingsgewande spricht ihm ans Herz; aber

mitten in diesem Genusse erwacht der Gedanke: wird die morgende Sonne auch mir noch scheinen? oder ist vielleicht der heutige Sonnenuntergang der letzte, den mein Auge sieht? — Ohne Glauben an Unsterblichkeit gleicht der Glückliche einem Manne, dem ein Mächtiger der Erde die herrlichste Wohnung und schönste Flur zwar zum Eigenthume übergäbe, doch auf eine so ungewisse Zeit, daß der Besitzer mit jeder Stunde besorgen müsse, es werde ihm Alles wieder genommen werden, und also unter dieser traurigen Bedingung unmöglich seines Glückes recht froh werden könnte. Mit der Hoffnung eines bessern Lebens jenseits des Grabes werden aber dem Frommen schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöht und verschönert. Dankbar genießt er, was ihm der Geber alles Guten hienieden zu Theil werden läßt; und ruft ihn dieser von der Erde ab, so weiß er ja, daß in Gottes Hause viele Wohnungen sind, und daß er den Wechsel der Wohnung gewiß nicht werde zu bereuen haben.

Und wie trostvoll ist diese Hoffnung für den leidenden Frommen! Er weiß, daß er nicht zwecklos, weiß, daß er für eine bessere Welt leidet, und daß ein gütiger und weiser Vater der Menschen nicht blos Freude und Glück, sondern auch Schmerz und Unglück als Mittel anwendet, um uns desto vollkommener zu unserm eigenen Heile für jenes Leben vorzubilden. Erreicht man schon in diesem Leben nicht leicht etwas Wünschenswürdiges ohne Mühe; darf der, welcher in irgend einer Wissenschaft größere Fortschritte machen will, keine Arbeit, keine Anstrengung scheuen; wie sollte nicht den Frommen, der diese Welt als Bildungs- und Erziehungsanstalt für den Himmel betrachtet, wie sollte ihn nicht, wenn er vielleicht mehr als Andere leiden muß, die Vorstellung aufrichten, daß er unter der Regierung

seines Gottes zu einem größern Wirkungskreise in jenem Leben durch Leiden vorgebildet werde? —

Wirkung des Glaubens an Unsterblichkeit ist es, daß wir nun am Grabe unsrer Lieben nicht trostlos weinen, und auch unserm Tode nicht mit Angst entgegen leben dürfen. Zwar tadeln wir keinesweges die Thränen wahrer Empfindung, am Grabe derer geweint, die im Leben uns theuer waren. Auch das Herz hat seine Rechte, und seine geläuterten Gefühle haben den wohlthätigsten Einfluß auf unsre sittliche Veredlung. Aber der Mensch mit der zugesicherten Hoffnung, daß ihn jenseits des Grabes ein besseres Leben erwarte, und daß er von dem sterbenden Freunde aufs Wiedersehen in schönern Gefilden einer vollkommenern Welt scheide, weinet nicht trostlos; denn er denkt bei der Aussaat die Ernte. Den Tag, den wir auf Erden Todestag des Frommen nennen; den feiern dort Selige als seinen Geburtstag für den Himmel. Zu einem bessern Leben werden wir sterbend geboren; zu einem bessern Leben, wo wir das, was hienieden uns noch dunkel war, in hellerm Lichte erkennen, und unsern erhabenen Beruf, immer weiser, besser, edler zu werden, vollkommner als auf Erden erfüllen sollen.

Und für diesen heiligen Beruf, für das eifrigste Bestreben, immer williger und freudiger den Willen Gottes zu vollbringen; was könnte uns wohl dazu mehr ermuntern, was uns mehr stärken, als die Ueberzeugung: daß wir hier nur beginnen, was wir dort in einem grenzenlosen Daseyn fortsetzen sollen, daß wir hier zu dem großen Werke unsrer Heiligung nur den Grund legen, worauf wir dort in der Reihe vollendeter Geister fortbauen sollen! — Ach, ohne diese Ueberzeugung, woher sollten wir den Muth nehmen, im Erdenleben nach einem Ziele zu ringen, das sich, je

mehr wir uns ihm zu nähern suchen, desto weiter von uns zu entfernen scheint? woher den Muth, uns dem Kampfe, der Anstrengung, welche die Tugend fordert, zu unterziehen? Nur dann, wenn wir über das Grab hinaus, wenn wir in eine vollkommene Welt blicken; nur dann fühlen wir uns mit neuem Muthe beseelt, mit neuer Kraft gestärkt, standhaft auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, wenn er auch noch so steil und mühevoll wäre!

Mitunsterbliche, lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! lasset uns vereinigt Gutes thun; denn dieser Vereinigung werden wir uns noch in den Wohnungen des Lichts und der Vollkommenheit freuen. Bande, durch welche Seelen unter dem heiligen Gesetze der sittlichen Freiheit sich vereinigen; solche Bande löset kein Tod! Menschen, die zum Guten sich verbinden, errichten einen Bund für den Himmel, einen Bund für die Ewigkeit! O wie wird mit dieser Ansicht der Mensch dem Menschen theuer, und wie werden dadurch unsre Verbindungen zu gemeinnützigen und edlen Zwecken geheiligt und befestigt! Sey es, daß der Eine früher, der Andre später hier von uns scheidet; bestreben wir uns nur, redlich unsre Pflichten zu erfüllen, so finden wir Alle, Alle uns wieder in dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Drum seyd mir gegrüßt und gesegnet, ihr Alle, mit welchen mich Gott in eine Verbindung setzte, die durch die Religion Jesu für ein geistiges und himmlisches Leben bestimmt und geheiligt ist. Unser Wandel — unser Bürgerrecht und Vaterland ist im Himmel, wohin Jesus uns vorangegangen ist und die Stätte uns bereitet hat.

Wir sind unsterblich! Mögen Sonnen erlöschen, mögen Erden zertrümmern; wir, mehr als sie, wir sind

unsterblich; und gelobt sey es vor Gott: wir wollen mit redlichem Herzen und ausdauerndem Eifer uns bemühen, unsrer erhabenen Bestimmung und seligen Hoffnung immer würdiger zu leben!

5) vom Oberhofpred. v. Ammon zu Dresden.

Bruchstück aus s. Predigt über Psalm 8, 5. 6. (in s. Religionsvorträgen im Geiste Jesu. Gött. 1804. 8. Th. 1. S. 3.)

Von der heilsamen Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt.

1) Wir werden zuerst von der Ehrfurcht überhaupt sprechen, die von dem Gedanken an die Unendlichkeit unzertrennlich ist; und dann

2) besonders das Heilsame dieser Betrachtung für Geist und Herz ins Licht zu setzen suchen.

1) Der Gedanke an die Unendlichkeit hat für jeden Menschen von Aufmerksamkeit und deutlichem Bewußtseyn seiner selbst etwas Großes und Ehrfurchterweckendes; denn a) schon der Gedanke an die Unendlichkeit des Raumes, der uns umgiebt, muß große und zur Ehrfurcht stimmende Betrachtungen in uns rege machen. Wir sehen nicht ohne Theilnahme die Größe eines Stromes, einer Flur, eines Gebirges; unser Herz erweitert sich, wenn wir von dem Gipfel eines Berges auf das offene, schöne Thal hinabsehen; ein Blick vom Gestade des Meeres in die weite, offene See, fordert uns zur lauten Bewunderung auf; ja, wir vermögen den Ausdruck unsers Staunens nicht mehr zurück zu halten, wenn wir mit unsern Augen bis zu der Höhe der Wolken und des Luftkreises, der unsre Erde um-

strömt, vorzudringen suchen. Aber was sind diese Puncte gegen die Entfernungen, die einen Planeten von dem andern trennen; was sind sie gegen die Weite, die eine Sonne von der andern scheidet; was sind sie gegen die Himmelsräume, die einen Stern, und eine Welt, und einen Kreis von Welten von dem andern absondern, und jedem seine Bahn öffnen, seinen Lauf bestimmen, und seine regelmäßige Bewegung sichern! Wo ist die Grenze des Raumes, in dem sich keine Welten drehen, und keine Stralen des Lichts auf längere oder kürzere Zeit Leben und Wohlseyn verbreiten; wo begönne das öde Reich der Leere, wo kein Geschöpf sich seines Daseyns freute! — Aber nicht allein die Unendlichkeit des Raumes, b) sondern auch die Zeit, in der wir leben, muß in uns ein Gefühl der Ehrfurcht wecken, dessen wir uns bei dem geschärftesten Nachdenken nicht entschlagen können. Was ist das, was wir Schöpfung und Umbildung unsrer Erde nennen, gegen den Ursprung des Ganzen, in dem sich unser Planet, wie ein Tropfen im Weltmeere, verliert; was sind die Jahrtausende der Vergangenheit, in die wir uns mit unsichern Vermuthungen versenken, und die Jahrtausende der Zukunft, in die wir mit den Augen des Glaubens und der Hoffnung hinaussehen, gegen die Ewigkeit dessen, dem tausend Jahre sind gleich einem Tage, gleich einem Morgentraume, der schnell vorübereilt? Himmel werden veralten; Sonnen verlöschen; die Urstoffe der Elemente sich auflösen; aber ewig ist das Daseyn dessen, der ganze Geschlechter hinsinken lässet in den Staub, und ruft: kehret wieder Menschenkinder! — c) Auch die unendliche Wahrheit, die wir suchen, ist ein unläugbarer Gegenstand unsrer Ehrfurcht. Zwar läßt es die gütige Vaterhand, die schon das Auge unsers Körpers durch das Licht der Sonne erhellt, auch

dem Auge unsers Geistes nicht an Aufklärung und an dem Besitze derjenigen Kenntnisse fehlen, die uns für dieses Leben wichtig und unentbehrlich sind. Aber was ist dieser dämmernde Stral der Einsicht gegen die Sonne der Wahrheit, zu der alle geschaffene Geister, als zu der Quelle ihrer Weisheit, emporschauen; was sind diese Bruchstücke unsrer Erkenntniß gegen die Vollkommenheit, die sich in allen Werken der Natur spiegelt? Seit Jahrtausenden streiten die Weisen dieser Erde über die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit! Seit Jahrtausenden suchen sie die letzten Gründe derselben zu erforschen, und sie durch Unterricht und Schriften auf die Nachwelt fortzupflanzen; und doch kann der Same der Wahrheit nicht ausgestreut werden, ohne daß Wahn und Dünkel, und Leidenschaft und Irrthum neben ihm aufsproßte. Und wohin führen uns diese widersprechenden Erscheinungen? warum sind so viele nützliche Wahrheiten und Entdeckungen der Vorzeit für uns verloren? warum sehen wir ein Lehrgebäude menschlicher Meinungen nach dem andern in den Staub der Vergessenheit dahin sinken? warum hat jeder Mensch eine eigene Art zu empfinden und zu denken? Müssen uns alle diese Bemerkungen nicht zu der Ueberzeugung führen, daß wir bei der Schwäche unsers Verstandes nur ein gewisses Maas von Einsicht fassen können, und daß wir uns der Sonne der Wahrheit durch fortgesetztes Denken und Forschen zwar anzunähern, aber die volle, unendliche Kraft ihres Lichtes und ihrer Klarheit nie ganz zu erreichen vermögen? d) Die Ehrfurcht, die uns bei diesem Gedanken ergreift, wird noch durch die Bemerkung unterhalten, daß auch die Vollkommenheit, der wir entgegen eilen, unendlich ist. Denn daß unser gegenwärtiges Daseyn auf unsrer Erde nur ein Uebergang aus der Sinnlichkeit zur geistigen Vered-

lung in einem bessern Vaterlande sey; das sagt uns der tägliche Wechsel unsrer Empfindungen und unsrer Freuden. Und finden wir die Versichernng unsers Fortschreitens zu einem immer höhern und vollkommenern Daseyn nicht in dem Wesen der Vernunft, die mit der Unendlichkeit verwandt ist; finden wir sie nicht in der Sehnsucht unsers Herzens, das mit seinen edelsten Wünschen zur reinsten Vollendung emporstrebt; finden wir sie nicht in der Stimme der Offenbahrung, die uns zuruft, daß wir vollkommen und heilig wie Gott werden, daß wir den Herrn schauen, zu den Freuden seines Reiches eingehen, und von einer Herrlichkeit zur andern verklärt und erhoben werden sollen? — O sey mir gesegnet, himmlische Vollendung, die du mir, wie ein Licht aus den Wolken, aus einer höhern Welt entgegenstralest; du erhellest milde meinen Geist, und senkest die Ruhe der Seligen in mein Herz; zu deinen Höhen blicke ich aus den Tiefen meiner irdischen Laufbahn mit Bewunderung und Ehrfurcht empor; nach dir strecke ich voll Sehnsucht meine Hände aus, wenn mich Unvollkommenheit und Schwachheit von dir entfernen will; zu dir kehre ich voll Reue und Schaam zurück, wenn die Reize der Endlichkeit mich täuschen, und wenn ich nur in dir mein Heil, meine Ruhe und das Ziel meiner Wünsche finde.

2) In der That heilsam, unaussprechlich heilsam ist die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, zuerst a) schon deswegen, weil sie ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen jede Niedrigkeit in Gesinnungen und Handlungen ist. Wir hängen oft furchtsam und ängstlich an herrschenden Vorurtheilen, Gebräuchen und Meinungen, ohne uns je zu dem höhern Gesichtspuncte der reinen Wahrheit zu erheben; aber würden wir uns diese Ein-

seitigkeit je erlauben, wenn die Vorstellung der Unendlichkeit unsern Geist lebhaft ergriffen hätte! Wir handeln von Eigenliebe verblendet, vom Stolze verführt, vom Eigennutze beherrscht, nach kleinlichen Rücksichten, Neigungen und Wünschen; aber würden wir nicht kühn aus dem Kreise dieser erniedrigenden Leidenschaften heraustreten, wenn uns der Gedanke an die Unendlichkeit die Augen über die wahre Würde des Menschen geöffnet, und unsern Willen zu höhern Zwecken unsers Daseyns erhoben hätte! Heilsam ist die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, schon wegen der unsichtbaren Gewalt, mit der er uns vor jeder Niedrigkeit in Gesinnungen und Handlungen bewahrt. — Aber auch deswegen, b) weil er eine Hauptquelle reiner und geläuterter Begriffe von Gott und seiner Verehrung ist. Der heilige Glaube an die Unendlichkeit verbindet sich mit unserm Glauben an Gott, und aller Tempeldienst verschwindet; die Götzendiener sinken nieder in den Staub; die Opfer weichen; der Buchstabe des Aberglaubens veraltet, und ein neuer gewisser Geist trägt die Herzen der Menschen im Fluge der Andacht zu dem Herrn der Majestät empor. Und diese herrlichen Früchte der Wahrheit, sind sie nicht Wirkungen der Religion, zu der wir uns bekennen; lehrt sie uns nicht, daß kein Bild menschlicher Kunst dem Ewigen ähnlich sey; sagt sie uns nicht, daß kein Sterblicher den Unendlichen gesehen hat, noch sehen kann; erinnert sie uns nicht, daß er durch seine Allmacht, welche die ganze Schöpfung umfaßt, nicht fern ist von einem jeden unter uns, und daß wir durch ihn leben, wirken und fortdauern! c) Verbindet damit die Bemerkung: wie heilsam der Gedanke an die Unendlichkeit als ein Beförderungsmittel edler Gesinnungen und Thaten ist.

Was hat die edlen Männer aller Zeiten zu großen Entschlüssen und Thaten ermuntert; was hat die Freunde des Rechts aufgefordert, die Tyrannei wilder Herrscher durch die Heiligkeit der Gesetze zu brechen; was hat die Herolde der Wahrheit, was hat den göttlichen Lehrer unsrer Religion bewogen, Irrthum und Aberglauben zu stürzen, und die Lehre der Weisheit und des Glaubens mit seinem Blute zu versiegeln? War es nicht die Unendlichkeit, für die sie dachten, handelten, und für die sie jeden sinnlichen Genuß, jedes Gut der Vergänglichkeit, ja selbst ihr Daseyn im Körper mit Freuden dahin gaben? O, m. Br., ihr müßtet euch nie selbst überwunden, ihr müßtet nie groß, uneigennützig und edel gehandelt haben, wenn ihr an dem heilsamen Einflusse zweifeln könntet, den die stille Ehrfurcht vor der Unendlichkeit auf unsre Tugend hat! Und so muß es jedem begreiflich werden, daß dieser Ehrfurcht erweckende Gedanke d) auch deswegen für uns ersprießlich bleibt, weil er die Quelle unsers Glaubens an ein unvergängliches, zur immer größern Vollendung reifendes, Daseyn ist. Wir sind von gestern, und wissen also nicht, was uns morgen begegnen wird; aber wie der morgende Tag in wenigen Stunden zur Wirklichkeit heranreift, so wird uns die Zeit auf immer neuen Bahnen, und in dem sich erweiternden Kreislaufe neuer Welten der Unendlichkeit entgegen führen. Berge werden weichen und Hügel hinfallen; wir aber werden fortdauern, uns von einer Kraft, von einer Wahrheit, von einer Freude und Seligkeit zur andern erheben, und dennoch die Ewigkeit in immer weiterer Entfernung vor unsern Blicken sehen. Das sagt uns der große Gedanke an die Vollendung, den wir als einen Bürgen der Unvergänglichkeit in uns selbst tragen; das sagt uns die Allmacht und Unermeßlichkeit des

Ewigen, aus dessen unaussprechlichem Daseyn Monate, Jahre und Zeiten in unabsehlicher Fülle hervorquellen; das verbürgt uns die ganze Natur unsers Wesens, das aus den Schranken, die ihm die Wirklichkeit anweiset, mit einem Drange ohne Grenzen, mit einer Thätigkeit ohne Ende zur höchsten Würde und Vollkommenheit emporstrebt. Eher müßten die Gesetze der Schöpfung aufgelöset, eher unser Bewußtseyn zerrüttet, eher das heilige Band zerrissen werden, das unsern Willen an die Vernunft, unser Herz an die ewige Natur unsers Geistes knüpft, ehe wir aufhören könnten, Freunde der Wahrheit ohne Schranken, Verehrer einer Tugend ohne Grenzen, Kinder eines ewigen Vaters, und Söhne der Unendlichkeit zu seyn! So heilsam ist die Ehrfurcht, die uns bei dem Gedanken an die Unendlichkeit ergreift; heilsam für unsern Verstand, für unsern Glauben, für unsre Tugend, und für unsre Hoffnungen der Zukunft!"

6) vom Consistorialrathe und Prof. Dinter in Königsberg.

Bruchstück aus s. Predigt über Ps. 119, 9. „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!" (in s. Predigten zum Vorlesen in Landkirchen Th. 1. S. 80. Neustadt, 1809. 8.)

Wie wohlthätig das Christenthum für den Jüngling ist. Es giebt

1) seinem Sinne für Freude die schönste Befriedigung;

2) seiner Kraft die erhabenste Richtung;

3) seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath;

4) seiner Heftigkeit weise Mäßigung.

1) Das Herz des Jünglings sehnt sich nach Freude, und ist ihrer jetzt mehr, als in irgend einem andern

Theile des Lebens empfänglich. So soll es seyn. Die Fülle der Gesundheit, die Freiheit vom Drucke der Lebenssorgen, dieses Gefühl der Kraft, diese Lebhaftigkeit der Sinne, alles ladet ihn zum Freudengenusse ein. Aber er wandelt dabei nur zu oft seinen Weg nicht unsträflich. Er geht hin zum Taumel berauschender Lust, und vergiftet seine Gegenwart und seine Zukunft. Nur der Jüngling, der sich hält nach Gottes Wort, der die Stimme des Christenthums hört und achtet, wandelt seinen Weg durch die Blumenauen der Freude unsträflich; denn das Christenthum giebt seinem Sinne für Freude die schönste Befriedigung. Jüngling, du bist nicht blos Blume des Feldes, die am Sonnenstrale sich färbt, und blüht, um zu welken. Du bist Geist, von Gott mit hohen Kräften gesegnet. Es giebt höhere Freuden, als die Freuden der Sinne. Hier ist die Natur. Die Vögel unter dem Himmel, und die Blumen des Feldes; sie können dich lehren. Jesus Christus verweilte so gern bei solchen Dingen. Die Weisheit, die Ordnung, die schöne untadelhafte Einrichtung des Einzelnen und des Ganzen; sollte es dich nicht freuen, sie zu bemerken? Nach Freuden dürstest du? Komm her, und nimm ihren vollen Kelch aus der Hand der Religion Jesu. Sie reicht dir die Freuden der Reinheit und Tugend! Selig sind die reines Herzens sind! Sieg über dich selbst gewährt dir mehr Freude, als Gehorsam gegen die Stimme der Lust. Der unchristliche Jüngling giebt sich Preis den Lockungen der Sünde, und verliert die Freuden der Freiheit! Er wird ein elender Sklav seiner Neigungen und seiner Verführer. Der christliche Jüngling, — die Wahrheit hat ihn frei gemacht; er geht froh der Tugend hohe Bahn. Er freut sich zu seyn, was er seyn soll, oder es doch immer mehr zu werden.

2) Das Christenthum giebt aber auch seiner Kraft die erhabenste Richtung. Im Jünglinge ist Fülle der Kraft, der körperlichen und der geistigen Kraft, und ein schwacher Jüngling ist gegen die Ordnung der Natur. Aber was nimmt diese Kraft oft für eine Richtung? Eine Richtung, deren die Menschheit sich schämt, und der das Elend auf dem Fuße nachfolgt. Der christliche Jüngling betrachtet seine Kräfte, so wie Jesus die seinigen, als Geschenke seines Vaters im Himmel. Zu deinem Preise, mein Vater, in deinem Dienste, zu Beförderung deiner Absichten soll, will ich alle meine Kräfte verwenden. Von dir bin ich ausgegangen. Du gossest dieses Licht in meinen Geist, mit dem ich mich über die Thorheiten der kindischen Jahre erhebe; du verliehst mir diese Kraft zu wirken unter den Menschen. Am Altare der Gottheit habe ich beim Eintritte in die Jugendjahre weise Verwendung meiner Kraft geschworen. Am Altare der Gottheit will ich sie opfern, die er mir gab, und am Altare der Menschheit, für die er mir sie gab.

3) Aber was ist Kraft ohne Erfahrung? Sie zerstört, anstatt zu bauen; sie schadet, anstatt zu nützen. Unerfahrenheit ist das Loos des Jünglings; nur die Religion Jesu giebt seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath. Halte dich an diese himmlische Freundin, du, der du, ein Neuling in der Welt, die Gefahren der Sünde nicht kennst, und deines Herzens Trug, und der Verführung List. Freuden scheint dir die Trägheit darzubieten, und der Müßiggang, der blos das Vergnügen liebt. Hörst du die Stimme der warnenden Freundin? Müßiggang lehrt viel Böses. Das ist wahre Freude, wenn du den Willen dessen thust, der dich für die Welt mit Kräften ausgerüstet hat. Dir lächelt die Wollust. Jüngling, hörst du die Stimme der

warnenden Freundin? Unter den Blumen liegt die vergiftende Schlange. Der Unreine kann nicht Theil haben am Reiche Christi und Gottes, nicht Theil haben an seinen höhern Freuden. Wer die Welt zu sehr lieb hat; der verliert den Sinn für die Liebe des Vaters. Vertilge auch den bösen Gedanken. Wisse, zuerst erwacht die Lust. Wird sie geduldet; so gebiert sie die Sünde, und der Sünde folgt Tod und Verderben auf dem Fuße nach. Andenken an Gott, Arbeiten an dir selbst, Aufmerken auf die Schicksale der Verführten und der Verführer; das Alles kann dich bewahren, daß du nicht sinkest, wie tausend Jünglinge vor dir sanken, und tausende nach dir sinken werden, weil sie sich nicht halten an Gottes Wort. Gelobet sey Jesus Christus, der mit dem väterlichen Rathe seiner Religion die Unerfahrenheit des Jünglings leitet.

4) Und eben dadurch seine Heftigkeit mäßigt. Denn im Busen des Jünglings stürmt es nur allzuoft. Alle seine Neigungen äußern sich mit Kraft; alle seine Begierden erwachen mit Heftigkeit, und dürsten nach Befriedigung. Zorn, Haß, Feindschaft, Liebe, Freude, Schmerz, Hoffnung, Furcht; alles ergreift ihn gewaltig. Ach dieses lebendige Drängen und Treiben, das die Natur im Busen des Jünglings weckt, es hat sein Gutes! Allein die Religion Jesu muß die Heftigkeit der Jugend weislich mäßigen. Sie thut es durch die Achtung gegen das Gesetz der Pflicht. Der christliche Jüngling hat ein helles Auge, das die Begierde nicht blenden kann. Er hat sich gewöhnt zu fragen, ehe er handelt, ob er das auch soll oder dürfe? Diese Untersuchung tritt ein, ehe die Begierde zu heftig wird, und läßt sie daher nicht überhand nehmen. Nur das Thier folget blindem Triebe; der Mensch dem Lichte der Vernunft, der Christ ihm und dem Beispiele Jesu Christi.

Das Christenthum mäßigt aber auch die Heftigkeit des Jünglings, indem es den Gedanken an Gott in sein ganzes Thun und Lassen verwebt. Der fromme Jüngling freut sich seiner Jugend; aber er vergißt nie, daß ihn sein Gott um Alles, was er thut, vor Gericht führen wird. Und dieser Gedanke mäßigt seine Heftigkeit. Das Christenthum mäßigt sie durch das Gefühl der Würde, zu der es ihn erhebt. Zum Bilde Gottes bist du erschaffen, edler Jüngling. Zum Bilde Gottes sollst du dich verklären, am allermeisten verklären in diesen Jahren deiner vollen Kraft. —

Selig, siebenmal selig ist der Jüngling, dem das Christenthum durch den schönsten, ach auch den gefährlichsten Theil der Lebensbahn leitet, den es mit seinen hohen Freuden tränkt, zu menschenfreundlichen Thaten stärkt, durch seinen Rath bewahrt, dem es Gottes hohen Frieden früh in die entzückte Seele senkt. Geh hin, Jüngling, von diesem göttlichen Feuer erleuchtet und erwärmt; geh hin und reife zum Manne. Durch dich wird des Guten viel geschehen in deines Gottes Welt. Und stirbst du, eh es geschieht: gehe hin! In deiner frommen Seele war der Himmel, ehe um dich her der Himmel war!

35.

Fortsetzung.

Beispiele aus dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

1) vom Consist. Rathe und Sup. D. Marezoll in Jena.

Bruchstück aus seiner Predigt am Reformationsfeste 1819 über 1 Kor. 13, 9 u. 10 gehalten. (Man s. s. Predigten zur Erinnerung an

die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation rc. Jena, 1822. 8. S. 121 ff.)

Das Werk der Reformation als ein immer fortschreitendes Werk.

Wir wollen die vorzüglichsten Gründe erwägen, welche für diese Ansicht sprechen.

1) Daß das Werk der Reformation immer fortschreiten darf; dies folgt aus den Grundsätzen, auf welchen es beruht. Denn die Gültigkeit dieser Grundsätze kann Niemand läugnen, ohne aufzuhören, Protestant zu seyn. Daß die christliche Freiheit, welche Jesus seinen Bekennern erkauft und zugesichert hat, nicht willkührlich beschränkt werden darf; daß Vernunft und Schrift die einzigen lautern Quellen sind und bleiben, woraus wir unsre religiösen Kenntnisse und Ueberzeugungen schöpfen müssen; daß aller Glaubens- und Gewissenszwang, werde er durch künstliche Mittel oder durch offenbare Gewalt erzeugt, grausame Tyrannei oder strafbare Versündigung ist; daß kein Mensch und keine Gesellschaft von Menschen das unnatürliche Recht hat, zu bestimmen und vorzuschreiben, was nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die spätesten Nachkommen in der heiligsten Angelegenheit des Lebens annehmen oder verwerfen sollen; daß über solche Gegenstände, welche die Bibel unentschieden läßt, jeder Nachdenkende seine eigene Meinung haben kann, ohne verbunden zu seyn, gewissen Wortführern sklavisch zu folgen; daß der Eifer für die Reinigkeit der Lehre nicht in Unduldsamkeit ausarten und das vornehmste Gebot im Gesetze, das Gebot der Liebe nicht verletzen muß; daß die Einigkeit im Geiste, welche uns Christen zur Pflicht gemacht wird, nicht Einigkeit in allen Meinungen und Vorstellungsarten, nicht durchgängige Uebereinstimmung im Bekennt-

nisse des Glaubens, sondern Eintracht in der Gesinnung, Eintracht der Herzen ist: diese Grundsätze sind es, worauf das Werk der Reformation als auf seinen sichersten Stützen ruht. Ohne die Anerkennung dieser Grundsätze hätten Luther und seine Mitarbeiter die Kirchenverbesserung nicht beginnen können, und ohne die Anerkennung dieser Grundsätze müßten wir unsre evangelische Kirche beschämt auflösen, und in diejenige zurückkehren, von welcher wir uns getrennt haben. — Aber galten denn diese Grundsätze blos damals? Gelten sie nicht für immer und auf ewige Zeiten? Und wir sollten nicht verpflichtet seyn, davon Gebrauch zu machen? Wir sollten undankbar gegen die Stifter unsrer Kirche erscheinen, wenn wir in ihre Fußstapfen treten? Wir sollten ihnen abtrünnig werden, wenn wir in ihrem Geiste und Sinne handeln, und zu verbessern suchen, was der Verbesserung bedarf?

2) Und daß das Werk der Kirchenverbesserung auch immer fortschreiten kann; das folgt aus der Natur der Sache; denn wie viel gab es nicht zur Zeit der Reformation zu verbessern! Welche weit verbreitete Herrschaft hatte nicht die Macht des Aberglaubens; welche schädliche Gewalt über die Gemüther hatten nicht Priester und Mönche erlangt! Wie sollten es da die Reformatoren anfangen, um alles zu verbessern? Wie konnte Ein Menschenleben dazu hinreichen? Wie konnten einige wenige Männer eine so gänzliche Verderbniß völlig überschauen, oder ihr auf einmal abhelfen? Und der Gang, welchen die damaligen Streitigkeiten zufällig genommen hatten, entschied darüber, welche Irrthümer zunächst berichtigt, welche Mißbräuche zunächst ausgerottet werden sollten; und die Helden der Reformation waren zu beschäftigt, sie sahen sich von allen Seiten zu sehr gedrängt und bestürmt, als daß es ihnen möglich

gewesen wäre, das begonnene Werk ruhig zu vollenden. Wie vieles ward noch von ihnen gebilligt, oder wenigstens mit großer Schonung behandelt, was wir gegenwärtig nicht mehr zu billigen vermögen! So hochgelehrt sie für ihr Zeitalter waren; so war doch dieses Zeitalter nicht das unsrige. Ihm standen die Hülfsmittel nicht zu Gebote, welche nun wir haben. Die alten Sprachen waren erst kurz vorher wieder vom Tode erweckt; in vielen Fächern des menschlichen Wissens war noch zu wenig vorgearbeitet; der Umfang nützlicher Kenntnisse, die doch so oder anders der Religion zu statten kommen, war bei weitem geringer, als in unsern Tagen. So thöricht es daher seyn würde, die Reformatoren darüber zu tadeln, daß sie keinen Gebrauch von Schätzen gemacht haben, die für sie noch nicht vorhanden waren; so thöricht würde es auch seyn, die ausnehmenden Vortheile zu verkennen, welche uns die jetzigen Zeiten gewähren. Und welche Forderung, daß wir uns dieser Vortheile nicht bedienen, daß wir Mängel und Gebrechen, welche stark genug in die Augen fallen, nicht bemerken, daß wir nicht fortfahren sollen, in kirchlicher und religiöser Angelegenheit das Nöthige zu verbessern!

3) Daß aber auch das Werk der Reformation noch immer fortschreiten **muß, folgt aus der Natur des menschlichen Geistes.** Ist er erst aus seinem Schlummer geweckt; sind seine Kräfte durch irgend ein merkwürdiges Ereigniß aufgeregt und in Thätigkeit gesetzt; sind ihm die Fesseln abgenommen, die ihn gefangen hielten: so wirkt er nun im frohen Gefühle seiner Freiheit desto kräftiger, und eilt raschen Schritts dem neuen bessern Zustande entgegen. Und das ist unstreitig bei der Reformation geschehen. Die Vernunft der Völker erwachte da aus ihrem langen und tiefen Schlafe.

Und wer wagt es, ihrer Thätigkeit willkührliche Grenzen zu setzen? Wo ist der Sterbliche, der dem menschlichen Geiste vorschreiben darf, wie weit er gehen soll? Und wir wollten es der durch die Kirchenverbesserung geweckten, der in unsern Tagen durch lange Uebung mehr gestärkten Vernunft zum Verbrechen machen, wenn sie sieht, was die Reformatoren noch nicht sahen, und Mängel rügt, welche diese aus leicht begreiflichen Ursachen unangetastet ließen? Wir wollten es ihr zum Verbrechen machen, wenn sie den ewigen Gesetzen der Natur folgt, die keinen Stillstand kennt? — Denn Stillstand ist Rückgang; und wer da wünschen kann, daß Luthers Werk nicht weiter gefördert werde, daß wir vielmehr auf jedes seiner Worte schwören und jede seiner Erklärungen beibehalten, daß wir die Schranken, welche ihm von den Umständen gesetzt waren, durchaus nicht überschreiten; der muthet uns zu, aus vernünftigen Verehrern Luthers dessen blinde und gedankenlose Anhänger zu werden; der verlangt der Sache nach nichts anders, als daß wir dem Protestantismus entsagen, als daß wir die Grundsätze der evangelischen Kirche untergraben, als daß wir rückwärts gehen und es gleichgültig darauf ankommen lassen, wohin und wie weit uns das führen wird. Denn Rückgang ist allerdings möglich. Die Köpfe können wieder verfinstert, die Herzen können wieder bethört, die Gemüther können wieder unterjocht, die Vorzüge, deren wir bisher genossen, können uns durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände wieder entrissen werden, wenn es anders die weise und gütige Vorsehung gestattet. Aber thöricht und vergeblich ist jeder Versuch, welcher darauf abzweckt, unsre Zeitgenossen und Nachkommen zu einem beharrlichen Stillstande zu zwingen. Den ordnungsmäßigen Lauf der Dinge ändert keine irdische Macht, keine noch so fein rechnende Klug-

heit; und so lange die jetzt entfesselte Vernunft nicht wieder unter das ehemalige knechtische Joch gebeugt wird; so lange steht die große Wahrheit fest, daß das Werk der Reformation, der Natur des menschlichen Geistes gemäß, immer fortschreiten muß.

4) Und daß es bisher auch wirklich immer fortgeschritten ist; dies folgt aus dem Zeugnisse der Geschichte. Die evangelische Kirche war seit ihrem Ursprunge in jedem Jahrhunderte anders gestaltet, und der Geist, welcher sie gegenwärtig beseelt, ist zuverlässig von dem, in welchem sie Anfangs handelte, sehr verschieden. Sie ist nicht nur duldsamer und verträglicher, sie ist auch nach und nach reifer und mündiger geworden, und dadurch dem ihr vorgesteckten Ziele näher gekommen. Sie hat ihre Glaubenssätze, wie ihre Sittenlehre sorgfältiger auf deutliche Aussprüche der Bibel zurückgeführt, und dadurch beide von schädlichen Auswüchsen gereinigt. Sie hat immer weniger das Licht gescheut, und den bedeutenden Vortheil dadurch errungen, daß sie immer erleuchteter ward. Selbst die erklärtesten Gegner aller Neuerungen haben doch zugestehen müssen, daß wir andrer Gesänge und Gebetsformeln bedurften, als diejenigen waren, woran sich unsre Vorfahren erbauten. Ueberhaupt liegt es im eigenthümlichen Wesen der evangelischen Kirche, daß sie die Geistesbildung befördert, daß sie die ernsten Wissenschaften begünstigt, daß sie der Glaubens- und Gewissensfreiheit das Wort redet, daß sie jede glückliche Entdeckung im Reiche der Gelehrsamkeit zu ihrem Vortheile benutzt. Wie hätte sie also in Hinsicht der Religion allein zurückbleiben, wie hätte sie drei Jahrhunderte verleben können, ohne bedeutende Fortschritte zu machen? Und dieser Früchte wollen wir uns erfreuen, anstatt sie zu verlästern. Wir wollen das Werk der Reformation nicht als ein todtes und abge-

schlossenes, sondern als ein lebendiges und neues Leben stets erregendes Werk betrachten. Trage nur jeder, der es vermag, zu weitern Fortschritten das Seinige redlich bei; lerne nur jeder einsehen, daß wir nicht das zunehmende Licht, wohl aber die rückkehrende Finsterniß zu fürchten haben, und die Kirchenverbesserung wird je länger je völliger ihren Namen verdienen, und immerwährend bessere Einsichten, bessere Gesinnungen, bessere Christen erzeugen!

2) vom Prof. Schleiermacher in Berlin.

Bruchstück s. Predigt, über 1 Kor. 14, 33. „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens." (S. s. Predigten, 2te Samml. 2te Aufl. Berl. 1820. 8. S. 80 ff.)

Der Apostel führt in den Worten des Textes seine Leser vom Besondern zum Allgemeinen zurück; er begründet seinen Tadel und seine Vorschriften dadurch, daß wie in der Gemeine überall ein göttlicher Sinn herrschen, und sie im Kleinen dem großen Reiche Gottes ähnlich seyn solle, so auch nothwendig in ihr Ordnung und Friede durchaus herrschen müsse. Wir sehen daraus, daß er Ordnung und Frieden als eine von jenen allgemeinen Offenbahrungen des göttlichen Wesens angesehn habe, welche überall müßten zu finden seyn, wenn wir sie nur aufzusuchen verstehen. Mögen wir also versuchen, wie weit wir schon das Göttliche zu finden verstehen, indem wir die Wahrheit beherzigen:

daß überall, wo Gott waltet, Friede seyn muß.

Wir wollen sie ansehen als die Regel, die uns leiten muß, sowohl bei unsrer Betrachtung der Welt, als bei der Anordnung unsers Lebens.

1) Betrachten wir a) zuerst die **Natur**, welche uns umgiebt, und die Art, wie der Mensch zur Kenntniß derselben gelangt ist; so können wir nicht läugnen, daß der Anblick der Ordnung und des Friedens, welche in der steten Bewegung der Weltkörper, in den verschiedenen Erscheinungen des Himmels, und in den großen, damit zusammenhängenden Veränderungen auf der Erde herrschen, dem innern Verlangen der Menschen zuerst die Befriedigung gegeben, daß sie die Welt als eine Offenbahrung Gottes ansehen konnten, wohl wissend, im Leben und in der Ordnung vorzüglich müsse sich das höchste Wesen den Menschen zu erkennen geben. Dann haben auch immer die verschiedenen wunderbaren für sich bestehenden Gestaltungen des Lebens in der thierischen Welt sowohl, als in der der Pflanzen, den Geist stiller Forscher angezogen wegen des bewundernswürdigen Vereins, in welchem dort das Entgegengesetzte mit einander zu Einem zusammenstimmt. Ja auch dahin, wo am wenigsten Ordnung und Friede zu bemerken ist, auf das, was in den obern Regionen der Erde vorgeht und den niedern des Himmels, auf den den Einflüssen der Gestirne zugeschriebenen Wechsel der Witterung, wo offenbar Kräfte mit einander streiten, und in anscheinend unregelmäßigen Erscheinungen ihren Streit verkündigen; auch dahin hat sich zeitig die Forschbegierde des Menschen gelenkt; auch hier Gesetzmäßigkeit voraussehend. So ist der Mensch offenbar nur durch den Glauben, daß überall in den Geschöpfen und den Veranstaltungen Gottes Friede müsse zu finden seyn, allmählig mit der Natur befreundet worden.

Betrachten wir b) auf der andern Seite die **Geschichte**, das Leben der Menschen unter einander; so mögen bei dieser Betrachtung die Meisten wohl erschrecken vor dem Gedanken, daß das Göttliche nur da sey,

wo Ordnung und Frieden ist. Denn sind nicht die verschiedenen Völker der Erde uneinig über ihre Grenzen, eifersüchtig über ihre Macht und ihre Reichthümer, ja oft nur abgestoßen durch die so natürlichen und nothwendigen Verschiedenheiten ihrer Sitten und ihrer Denkungsart, in ewigen Krieg begriffen, so daß der Friede nur als eine Ausnahme anzusehen ist? Sehen wir ferner auf das Gebiet der Wissenschaften; ist es nicht ebenfalls fast immer ein Schauplatz des Streites, und ist nicht so manches von dem Vortrefflichsten, was die Menschen auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, nur ein Erzeugniß des Streites gewesen? Ja endlich auch diejenige Veranstaltung, welche eine Vereinigung seyn soll für alle auch sonst noch so verschiedene nur Fromme und an Christum Gläubige; ist nicht auch sie von jeher den gewaltsamsten Zerrüttungen und Streitigkeiten von innen und außen preisgegeben gewesen? Sagt nicht schon Christus selbst, er sey nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Wie nun, sollen wir sagen, daß alles ungöttlich sey, worin noch Streit ist und Unfrieden? Wollten wir es loben, wenn ein Volk seine Selbstständigkeit gegen verwegene Angriffe nicht vertheidigen wollte, nur um Frieden zu erhalten? Können wir läugnen, daß die Wahrheit immer herrlicher hervorgegangen ist aus jedem Streite, sowohl im Gebiete der Wissenschaften, als in dem der Religion? Gewiß umsonst würden wir läugnen wollen, daß auch in diesem Unfrieden sich göttliche Kräfte offenbaren.

Nur Eine Gegend des menschlichen Lebens scheint es zu geben, wo nothwendig immer und in jeder Beziehung Friede seyn muß und Ordnung, wenn nicht ungöttliches Wesen darin herrschen soll; ich meine das stille Heiligthum der Familie. Rein durch Liebe entstanden, wie sie seyn soll, bleibt auch alles in ihr in Liebe ver-

bunden. Wie wir es nun hier im Kleinen, in dem uns am meisten Bekannten und Verständlichen sehen, daß, wo göttliches Wesen ist, da kein Streit innerlich seyn darf; so ist es auch überall. Was schon wirklich ist und Bestand hat in dem Reiche Gottes; darin ist auch Ordnung und Friede; und Streit giebt es nur insofern, als etwas erst wird und sich bildet. Ueberall ist der Streit nur mit den Aeußerungen der schaffenden, der bildenden Kraft Gottes in menschlichen Dingen verbunden, wenn ihr die Trägheit des Herzens widerstrebt, oder wenn die Stumpfheit des Verstandes sie verkennt. Wo also nur gegen diesen Widerstand gestritten wird; da ist nichts Ungöttliches, wenn nur innerlich Friede ist. Wo nur gestritten wird nach außen hin gegen Irrthum, Anmaßung, Verderben aller Art; wo sich in diesem Streite, von welcher Art er auch sey, und mit was für Waffen er geführt werde, wahrer Heldensinn bewährt, innere Ordnung beim äußern Getümmel, unverändert gleiche Haltung unter allen Umständen, Ruhe und Besonnenheit neben der Kühnheit und dem Muthe; da ist gewiß göttliches Wesen; da ist auch das Gefühl des gerechten gottgefälligen, und schon deshalb immer siegreichen Streites, der keinen andern Zweck hat, als das Göttliche zu erhalten und ihm alles ähnlich zu machen.

2) Der Gedanke, daß Gott der Gott der Ordnung und des Friedens ist, diene uns zur Richtschnur bei der Anordnung unsers Lebens. Keiner von uns kann Rechnung darauf machen, auch nur einen bedeutenden Theil seines Lebens ohne Aufforderung zum Streite hinzubringen, entstehe sie nun schon aus der natürlichen Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten, oder sey es, daß wir, von unserm besondern Standpuncte aus, unsern Beruf, unsre Rechte verfechten, und unsern Einfluß sichern müssen. Die durch unsre bisherige Be-

trachtung gestärkte Gewißheit, daß nur in innerm Frieden das Göttliche sich offenbart, giebt uns für unser Verhalten, um es zu prüfen und zu ordnen, zwei Regeln an die Hand: einmal, daß wir uns nicht verleiten lassen, der äußern Ruhe den innern Frieden aufzuopfern, und dann, daß wir darüber halten, bei jedem äußern Streite unsern innern Frieden zu bewahren.

a) Laßt uns nie der äußern Ruhe den innern Frieden aufopfern. Wem wäre es wohl nicht unangenehm, in Verwickelungen mit Andern zu gerathen, welche ein Ansehn von Feindseligkeit haben! Und wenn es nur darauf ankäme, einigen Genuß einzubüßen, einige Unannehmlichkeiten zu erdulden; wer wollte nicht lieber dieses wählen, als jenes. Allein wir müssen uns wohl vorsehen, daß wir nicht auch dasselbe sagen, wo wir nicht nur an Genuß einbüßen, sondern auch an Kräften und an Thaten; wo wir nicht nur Unannehmlichkeiten erfahren würden, sondern einen wahren sittlichen Verlust erdulden. Denn das ist eine heilige Wahrheit, daß wer in seinem Berufe nachläßt, wer, was ihm angewiesen ist, zu bilden, ungebildet läßt; daß der unvermeidlich seinen innern Frieden in Gefahr bringt, den wir nur erhalten, wenn wir mit allen unsern Kräften allem, was göttlich ist, uns hingeben. Oder wie wollen wir mit dieser Handlungsweise bestehen vor dem Gerichte Gottes, welches in unsrer eignen Brust gehalten wird?

b) Laßt uns bei jedem äußern Streite den innern Frieden ungestört bewahren. Es muß jedem einleuchten, daß wenn wir wirksam nur für die Sache Gottes streiten, und keine Nebenabsicht unser Thun verunreinigt, alsdann der Friede aus unserm Herzen nie weichen kann. Alsdann ist keine Stimme in

uns laut, als welche das Gebot des Friedens ausspricht, keine Kraft in uns thätig und herrschend, als die, welche die Quelle alles wahren Friedens ist. Aber es ist schwer, uns so rein zu erhalten im Streite, auch in dem, der mit der reinsten Absicht begonnen ist! Wenn unsre Absicht verkannt wird; wenn unser Eifer nichts fruchtet, wie leicht sind wir da verleitet zu eignem falschen Schritte! und Ein falscher Schritt, von den Gegnern des Guten recht benutzt, wie viele andere zieht er nach sich! — Darum sey unser erster und letzter Streit, der nie aufhöre, der gegen uns selbst. Nur durch die anhaltendsten mühsamsten Anstrengungen erlangen wir die Festigkeit, die Besonnenheit, die Ruhe, welche mitten im Streite und in den Verwirrungen des Lebens zu bewahren leicht die höchste Tugend des Mannes seyn mag! Wie alles Göttliche Ordnung und Friede ist, auch unter dem Scheine des Gegentheils; das schaue jeder zunächst an denen, die in solchem Sinne und mit solcher Kraft, Tüchtigkeit und Liebe arbeiten, bessern und streiten; lerne an ihnen wahrnehmen und heilig halten Ordnung und Frieden. Und je mehr wir uns in dieses Bild gestalten; desto mehr werden wir einer reinen Erkenntniß Gottes fähig seyn und einer ungetrübten Liebe zu ihm, und ihn immer als Liebe schauen, als Heil und als Friede!

3) vom Prof. und Domherrn Joh. Aug. Heinr. Tittmann in Leipzig.

Bruchstück seiner Predigt am vierten Jubiläum der Universität Leipzig d. 4 Dec. 1809 in der Universitätskirche über Matth. 5, 14 „Ihr seyd das Licht der Welt" gehalten. Sie erschien einzeln. Leipz. 1809. 8.

Wenn die Vergänglichkeit alles dessen, was Menschen beginnen, unser Herz oft mit Trauer erfüllt; wenn un-

ser Geist nicht selten vor den Trümmern des Größten steht, das von menschlicher Weisheit gegründet ward dann erhebt uns der einzige Gedanke, daß es etwas Höheres giebt, das der Gewalt der Zeit nicht unterworfen ist; dann erfüllt uns der Glaube an das unsichtbare Reich Gottes, an das ewige Reich der Wahrheit, mit heiliger Freude und mit unvergänglicher Hoffnung. Und diese Freude, diese Hoffnung ist es, womit wir diesen Tag feiern, der für uns nie wiederkehrt! Wäre es blos die Freude über eines großen irdischen Gutes Erhaltung; die nächsten Erfahrungen der Vergangenheit müßten sie in bange Furcht verwandeln. Wäre es nur die Hoffnung, daß ein großes Werk menschlicher Kraft und Weisheit ferner fortdauern werde; der Untergang der größten Werke der Menschen müßte uns wenigstens erinnern, diese Hoffnung zu mäßigen. Aber wenn wir uns heute über die Erhaltung christlicher Weisheit und nützlicher Kenntnisse freuen; so belebt uns alle die heilige Freude über den Segen derselben für die Ausbreitung des Reiches der ewigen Wahrheit; so erfüllt uns der Glaube an das Fortschreiten des Menschengeschlechts, der Glaube an den fernern siegreichen Kampf der Wahrheit, mit seliger Zuversicht. Denn nicht für vergängliche Zwecke allein, nicht für die Absichten irdisch gesinnter Klugheit, nicht für die Willkühr des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, nein, für die ewigen Zwecke des Menschengeschlechts, für die heiligen Absichten Gottes, der da will, daß allen Menschen durch Erkenntniß der Wahrheit geholfen werde, für die unvergänglichen Güter des unsterblichen Geistes, erhielt die ewige Barmherzigkeit und Weisheit diesen Sitz der Wissenschaften, welcher mit den übrigen Universitäten den wahren Ruhm theilt: daß die höhere sittliche Bildung, die rege Betriebsamkeit in dem Gebiete der Erkenntniß, und das ruhige Fortschreiten in allem

Wissenswerthen, wodurch unser teutsches Vaterland sich vor allen andern Ländern auszeichnet, die glückliche Wirkung dieser Pflanzschulen der Wahrheit sey.

Umsonst mag die schnöde Unwissenheit es läugnen; umsonst mag der irdische Sinn es verkennen; umsonst mag die Ruhmsucht in der Befriedigung ihrer Leidenschaften das Heil der Völker suchen; wir bekennen es laut:

die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht ist die Erhaltung der Wissenschaften. Denn sie sind

1) die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt;

2) die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens;

3) die einzigen Mittel, das Menschengeschlecht zu seiner höhern Bestimmung zu erziehen.

1) Die Wissenschaften sind die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt; denn a) die Weisheit und Kraft der Diener des Staates gedeiht allein durch sie. Fordert nicht die öffentliche Wohlfahrt Diener des Staates, welche die wahren Bedürfnisse der Völker kennen, und den redlichen Willen und die Kraft haben, unermüdet dafür zu sorgen? Fordert sie nicht von allen, welche die Vorsehung zu Vormündern und Versorgern der Völker erhoben hat, daß sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger in die freieste, gemeinnützigste Entwickelung aller Kräfte, in das mit äußerlichem Wohlstande verbundene Fortschreiten in sittlicher Bildung setzen? Sie müssen sich daher auf einen Standpunct erhoben haben, wo sie alle wesentliche Verhältnisse und Zwecke der Menschen mit gleichrichtigem Blicke umfassen, und das ganze Gebiet der Wahrheit und den innigen Zusammenhang menschlicher Erkenntnisse und Wirksamkeit deut-

lich übersehen können, wenn sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger kennen und verständig dafür sorgen sollen. Und ist dies möglich, ohne daß ihr Geist durch die Wissenschaften gebildet sey? Was anders kann ihnen dazu den redlichen Willen und die Kraft geben, dafür zu sorgen, als die Bildung zur Wahrheit, die sie über alle Täuschung der Leidenschaften, über allen äußern Schein erhebt; die sie den Menschen nicht blos als Bürger zu willkührlichen Zwecken irdischer Gewalt benutzen, sondern als Menschen achten lehrt; die ihr eigenes Herz von unedlen Begierden reiniget, und ihren Geist mit unüberwindlicher Kraft erfüllt, Ruhm und Ehre und selbst das Leben daran zu setzen, daß die wahre Wohlfahrt der Bürger immer mehr befestigt und erhöht werde. Gebildet durch die Wissenschaften, veredelt durch das Forschen nach den höchsten Gütern des Menschengeschlechts, haben sie sich zu dem heiligen Glauben an die Menschen, zu dem Glauben an das Fortschreiten derselben zum Bessern, zu dem Glauben an den Sieg des Guten erhoben, wofür sie redlich und glücklich kämpfen. Und was wollen wir sagen? Was kann b) unter den Bürgern selbst die richtige Aufklärung über ihr wahres Wohl verbreiten; was kann ihnen den tugendhaften gemeinnützigen Sinn geben, wodurch sie geschickt sind, es zu befördern? Es ist wahr, nur der kleinste Theil der Bürger kann sich mit der Bildung der Wissenschaften beschäftigen; aber der Einfluß der Bemühungen derer, welche sich diesem Berufe gewidmet haben, erstreckt sich auf alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft. Sie wachen, damit nicht das Irdische das Sittliche verschlinge; sie sorgen, daß unter ihren Mitbürgern die richtige Einsicht über ihre Wohlfahrt erhalten, daß es allen Ständen immer deutlicher werde, was sie wollen müssen, wenn der öffentliche Wohlstand bestehen soll; sie lehren

und erinnern durch ihr eignes Beispiel, daß es für den Menschen ein höheres Gut gebe, als die Güter der Erde, und als das Leben selbst ist. — Wer wäre endlich so unbekannt c) mit den Bedürfnissen des äußerlichen Wohlstandes, der es nicht wüßte, daß die glückliche Erfindung, die leichtere Herbeischaffung, die zweckmäßigere Benutzung aller Mittel desselben ohne die Wissenschaften nicht gedeihen können? Es ist kein Zweig des bürgerlichen Gewerbes, des Handels, der Künste und Handwerke, welcher durch die Fortschritte in der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze, der Eigenschaften der Körper und ihrer Kräfte, durch die Fortschritte in der Meßkunst, in der Sternkunde und Staatswirthschaft, nicht schon unendlich gewonnen hätte und noch mehr gewinnen müßte. Was der Mensch durch zweckmäßige Thätigkeit der leblosen Natur abgewinnen kann; wie alles, was die Beschaffenheit des eigenen Bodens und fremder Fleiß darbietet, am besten benutzt, wie durch die Summe der körperlichen Kräfte eines Volkes die größte Wirkung hervorgebracht werden kann; dies ist die Folge der mühsamsten Forschungen in dem Gebiete der Wissenschaften, welche nicht selten nur darum gering geschätzt werden, weil sie mit irdischen Gütern gerade diejenigen am wenigsten belohnen, die ihnen ihre Kräfte und ihr Leben opfern.

2) Doch nur unvollkommen würden wir die Erhaltung der Wissenschaften als die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht preisen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß sie auch die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens sind. Denn a) was den Genuß des Lebens erhöht und veredelt, verdanken wir allein der Erhaltung der Wissenschaften. Nur für den thierisch gesinnten Menschen kann der bloße Genuß der Lebensmittel,

kann das Schwelgen in dem Staube der Erde, kann ein Leben Reiz haben, das durch Künste und Wissenschaften nicht veredelt ist. Was unsern Geschmack verfeinert, und uns in den Gefühlen unsrer sinnlichen Natur reinere Freuden finden lehrt; was uns fähig macht, den Genuß des äußern Lebens mit einem geistigen Genusse zu vereinigen; wem verdanken wir dies anders, als den Künsten und Wissenschaften? Zeigt es nicht der Zustand der jetzt lebenden Völker, daß sie in höherer Bildung des häuslichen Lebens in dem Grade fortgeschritten sind, in welchem Künste und Wissenschaften unter ihnen blühen? Und ist es wohl anders möglich? Denn b) was kann die Tugenden des häuslichen Lebens sichern, wenn es in das Irdische versunken, nur bedacht auf den Erwerb thierischer Bedürfnisse, aufgeopfert den Sorgen der Erde ist? Verloren geht in diesen Sorgen nur zu leicht der reine Sinn für das Höhere, die Achtung gegen die unvergänglichen Güter des Geistes, die Achtung gegen sich selbst. Aber das Streben nach Wahrheit erhält in dem Menschen den Sinn für das Unvergängliche; die Beschäftigung mit den Wissenschaften erhebt ihn über den Eigennutz; die Bildung der Kräfte seines Geistes durch nützliche Kenntnisse bewahrt ihm die Tugenden des Lebens, und erhält ihm c) das Bewußtseyn seines wahren Werthes selbst unter den drückendsten Sorgen der Erde. Wohin habt ihr euch gerettet in dem Kampfe des Lebens, damit der innere Mensch nicht zu Grunde gehe? Welchen Stunden verdankt ihr, auf denen die Bürde dieser Pilgerschaft schwer lastet, die gewisse Ueberzeugung, daß ihr nicht umsonst lebt? Getäuscht von dem Schimmer des Irdischen wandtet ihr euch an die Wahrheit; gedrückt von dem äußern Leben, richtetet ihr eure Gedanken auf die erhabenern Zwecke des Menschen; gemißhandelt von der

Welt, fandet ihr euch wieder in dem heiligen Vorrechte des Menschen, in dem Streben nach Wahrheit.

3) Aber des Menschen Zweck gehet nicht auf dieses Leben. Groß ist der Werth des irdischen Daseyns für den Verständigen; aber doch ist es nur Mittel für eine höhere Bestimmung. Und *das Menschengeschlecht für diese höhere Bestimmung zu erziehen, sind die Wissenschaften das einzige Mittel.* Denn a) *sie setzen der Gewalt des Irdischen Schranken.* Mit eisernen Fesseln umschlingt uns das Irdische; mit einer Gewalt, die sich oft unsers ganzen Daseyns bemächtigt, hält es uns nieder an den Boden dieser Erde; mit seinen Lockungen betrügt uns das Leben um das Bewußtseyn unsrer wahren Bestimmung, und mit seinen Sorgen verdunkelt es uns die Aussicht auf das höhere Ziel, das in unendlicher Ferne vor uns liegt. Aber daß das Irdische nicht allein herrsche; daß die Achtung für die höhere Bestimmung des Menschen unter dem irdisch gesinnten Geschlechte nicht ganz verloren gehe; daß es stets laut verkündigt werde, der Mensch habe ein ewiges Ziel, nach dem er ringen soll; dies ist die wohlthätige Wirkung der Wissenschaften, deren höchster Gegenstand der Geist des Menschen und seine ewige Bestimmung ist. Und b) was kann die *Bildung für das Ewige* unter den Menschen kräftiger befördern, was kann sie geschickter machen für den Beruf des unsterblichen Lebens, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften, als die Uebung der Kräfte des Geistes, welche das Forschen nach Wahrheit fordert, als das Streben nach dem Unvergänglichen, Ewigen und Heiligen, womit der redliche Freund der Wahrheit erfüllt ist? c) Durch die Wissenschaften wird aber auch *die göttliche Wahrheit des Evangeliums unter den Menschen rein erhalten und glücklich aus-*

gebreitet. Die heilbringende Lehre Christi vor Unwissenheit und Aberglauben zu schützen, von Menschensatzungen immer mehr zu reinigen, zum Segen des Menschengeschlechts immer glücklicher auszubreiten; dies ist Wohlthat Gottes durch die Wissenschaften. Sie eröffnen die reinen Quellen, woraus das Evangelium geschöpft werden muß; sie erhalten den Geist rege und frei, daß er die göttliche Wahrheit unermüdet suchen möge, und machen ihn geschickt, sie zu finden; sie widerstehen dem die Menschheit entehrenden Gewissenszwange; und verjagen den Geist der Heuchelei und sklavischen Menschenfurcht; sie zerstören das Reich der Unwissenheit und des Aberglaubens, der Feinde Christi. Fraget die Geschichte. Sie wird es lehren, daß der Verfall der Wissenschaften stets die Quelle des Aberglaubens, daß ihr Wiederaufleben stets die Rückkehr zu reinerer Religionskenntniß gewesen sey; sie wird uns die Ueberzeugung geben: so lange die Wissenschaften fortschreiten, könne die Erkenntniß des Evangeliums nicht untergehen. Ja, die Erhaltung der Wissenschaften ist die größte Wohlthat Gottes für das Menschengeschlecht; denn die Wahrheit ist das Licht der Welt!

4) von dem Prof., Sup. und Domherrn Heinr. Gtli. Tzschirner in Leipzig.
Bruchstück s. Predigt, am Feste der Heimsuchung Mariä 1822 über Jes. 11, 1 — 5 in der Universitätskirche gehalten, und einzeln (Leipz. 1822. 8.) erschienen.

An den messianischen Erwartungen der spätern jüdischen Welt bemerken wir die Verschiedenheit, welche wir in den Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte wieder finden. Einige erwarteten die Rückkehr dessen, was gewesen war, die Wiederaufrich-

tung des davidischen Thrones in altem Glanze, und mit ihr die Erneuerung der Zeit, welcher Davids glorreiche Regierung ihren Namen und ihre Herrlichkeit gegeben hatte. Andere dagegen sahen einer baldigen, plötzlichen und allgemeinen Umwandelung des ganzen Weltstandes entgegen, indem sie unter dem Messias den Stifter eines jüdischen Weltreiches sich dachten, dessen Mittelpunct Jerusalem, und dessen Gesetz die mosaische Verfassung seyn werde. Nur die Weisen, die gottbegeisterten Propheten, hofften und verkündigten, daß in der Zeiten Erfüllung der Gottgesandte kommen werde, welcher gekommen ist zu seiner Zeit, und den Zustand der Welt zwar verändert, aber nicht plötzlich verwandelt, und nur in allmähliger Entwickelung, durch die fortgepflanzte Wirkung seiner heilsamen Erscheinung und seines lehrenden Wortes, das Menschengeschlecht weiter geführt hat. Eine ähnliche Verschiedenheit nehmen wir an den

Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte

wahr.

1) Denn unverkennbar ists, daß Einige Rückkehr zu den verlassenen Bahnen und zu der alten Ordnung der Dinge, andere rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes, noch andere endlich, weder das Eine noch das Andere, sondern zwar eine fortschreitende Verbesserung des Zustandes der Welt, aber nur in der allmähligen Entwickelung der Zeiten erwarten. In drei Partheien gleichsam sind unsere Zeitgenossen durch ihre Erwartungen getheilt.

a) In kreisförmiger Bewegung, so sagen die zuerst Genannten, dreht sich die Welt; zu den Puncten, von denen sie ausging, kehrt sie jederzeit zurück; es geschieht nichts Neues unter der Sonne; nur was war, kommt, nach einem längern oder kürzern Zeitraume, in wenig

veränderter Gestalt wieder. In diesem Augenblicke stehet die Welt auf dem Wendepuncte, wo die rückgängige Bewegung beginnt, und schon hat sie begonnen. Die Lehren von den Rechten der Völker und von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, und die auf sie gegründeten Forderungen, welche die letzte Zeit geltend zu machen gesucht hat, werden bald wieder vergessen und aufgegeben seyn. Die Gewalt ist das Recht, und schon hat dieser Grundsatz unter Rechtslehrern und unter Weltweisen seine Vertheidiger wieder gefunden. Wie in dem Staate, so neigt sich auch in der Kirche alles wieder zu der alten Ordnung der Dinge zurück. Man sieht ein, daß das Recht der eigenen Prüfung der Menge nicht fromme, und die sogenannte Glaubensfreiheit zu Unglauben, Spaltung und Verwirrung führe. Deshalb wird der Katholicismus empfohlen, begünstigt und gehoben. Auch sind hier und dort schon wieder Wunderthäter aufgetreten, und in manchen von den Kreisen, wo sonst der Unglaube herrschte und die Religionsspötterei, ist Wundersucht und Frömmelei zum Modetone geworden. Zurück zu den verlassenen Bahnen neigt der Gang der Weltgeschichte sich wieder; bald wird die Bewegung der letzten Zeit völlig gestillt, und alles, was aus ihr hervortrat, ausgetilgt seyn.

b) Der entgegengesetzten Ansicht folgen diejenigen, welche eine rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes unter neuen Unruhen und Stürmen erwarten. Nicht im Kreise, sagen diese, dreht sich die Welt; vorwärts bewegt sie sich unablässig, oft um so rascher, wenn sie auf Augenblicke gehemmt wird. Die einmal begonnene Bewegung wird fortgehen durch alle Länder; die Gegenwirkung wird ihren Fortgang nur reißender und schneller machen. Auch die nächste Zukunft wird eine viel bewegte Zeit seyn, und eher wird diese

Alles erschütternde Bewegung nicht endigen, bis eine ganz neue Ordnung der Dinge gekommen ist. Das Schwert wird und muß durchschneiden, was sich nicht lösen will; man muß niederreißen bis auf den Grund, um aufzubauen, was dem Plane der Weltverbesserung entsprechen und Jahrhunderte lang bestehen soll. In neuen Schöpfungen nur können die gährenden und brausenden Kräfte der aufgerüttelten Welt ihren Ruhepunct finden. Neu werden aller Orten Staat und Kirche sich gestalten.

c) In der Mitte zwischen diesen entgegengesetzten Partheien, deren eine die Welt fesseln und binden, die andere sie erschüttern und stürmen möchte, stehen diejenigen, welche zwar weder eine plötzliche, noch allgemeine Umwandlung der Welt, wohl aber eine fortschreitende Verbesserung ihres Zustandes in der allmähligen Entwickelung der Zeiten, nicht von dem Ungestüme entfesselter Leidenschaften, sondern von dem Wachsthume der Einsicht und der sittlichen Bildung erwarten. Fortschritt, sagen sie, ist in den menschlichen Dingen, und was in den Geistern zum klaren Bewußtseyn und in der Welt zur Erscheinung gekommen ist; das gehet nicht wieder unter. Auch das von unsrer Zeit errungene Gute wird bleiben. Staatsgefängnisse, in denen die Willkühr die Gegenstände ihres Argwohns und ihrer Rache ohne Untersuchung und Urtheilsspruch lebendig begraben konnte, wird man nicht wieder bauen; die in mehrern Ländern geltend gewordenen Grundsätze, daß der Genuß der bürgerlichen Rechte unabhängig seyn müsse von der Glaubens- und Anbetungsweise des Bürgers, daß nur Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu Amt und Auszeichnung berechtige, daß, wer des Schutzes der Gesetze sich erfreut, nach dem Verhältnisse seines Besitzthumes beitragen müsse zu den öffentlichen Lasten, wird man nicht wieder auf-

geben. Denn keine Zeit reißt von ihrer Vorzeit sich los; jede muß vieles von dem, was sie empfängt, aufnehmen und fortpflanzen. Thörichte Schwärmerei nur und leidenschaftlicher Ungestüm kann bauen wollen, ohne auf das Vorhandene seinen Bau zu gründen, und vergessen, daß ohne Gesetz keine Freiheit, ohne Glauben keine Kirche, und ohne Gehorsam kein Staat seyn und bestehen könne. Die Träume solcher Schwärmerei sind vergangen und werden vollends vergehen; die in das Leben eingetretenen Gedanken der Weisen aber werden bleiben, werden immer weiter und weiter dringen, und den Fortgang der Welt in allmähliger Entwickelung fördern.

Das, m. Fr., sind die Erwartungen, in welche unsre Zeitgenossen sich theilen; einer der bezeichneten Partheien gehören alle an, welche irgend ein Urtheil über ihre Zeit haben. Auf welche Seite nun sollen wir treten? Welcher Erwartung sollen wir theilen?

2) Hierüber werdet ihr selbst entscheiden können, wenn ihr die bezeichneten Erwartungen nach den Erfahrungen der Geschichte, nach den Lehren der Weltweisheit von der Natur des Menschen, und nach den Verheißungen des Evangeliums prüfet.

a) Vergegenwärtigt euch die denkwürdigen Zeiten der Pflanzung des Christenthums im römischen Reiche, und der Verbesserung der Kirche im sechszehnten Jahrhunderte, und vergleichet mit den damaligen Erwartungen das, was der Gang der Weltgeschichte gebracht hat. Auch damals, als das Christenthum sich geltend zu machen begann, erwarteten Einige, die durch den Kampf des neuen Glaubens mit dem alten entstandene Bewegung werde bald gestillt und die Welt zu den verlassenen Altären der alten Götter zurückgedrängt werden können. Und als dieses nicht geschah, vielmehr die neue Lehre

immer mehrere Anhänger fand, ward bald von denen, welche diese Erwartung hegten, die gewaltsame Unterdrückung der Kirche beschlossen und zu wiederhohltenmalen versucht. Andere dagegen erwarteten einen vollständigen Sieg des Christenthums; ja in manchen schwärmerischen Gemüthern stieg diese Erwartung bis zu der Hoffnung, daß Christus bald in Macht und Herrlichkeit zur Erde herabsteigen, Rom, die stolze Weltbeherrscherin, stürzen, die Diener der falschen Götter verderben, und unter der siegenden Fahne des Kreuzes die Völker der Erde versammeln werde. Die einen, wie die andern, hat ihre Erwartung betrogen. Nur die haben Recht behalten, welche weder die Herstellung des Heidenthums in seinen alten Besitz, noch einen raschen und vollständigen Sieg des Christenthums erwarteten; denn das Christenthum ist geltend geworden im Römerreiche, aber erst nach Jahrhunderten. — Eben so war es im Zeitalter der Kirchenverbesserung. Geblieben sind die damals in die Welt eingetretenen Lehren; allein weder überall, noch plötzlich und mit einem Male haben sie sich geltend gemacht. — Wird es anders kommen, als es vormals gewesen ist? Was haben die über die Welt gebracht, welche sie in ihrem Gange aufhalten und zurückdrängen wollten in die verlassenen Bahnen? Blut haben sie ihr gebracht, und Thränen. Oder sind etwa diejenigen Wohlthäter der Welt geworden, welche, was sie fanden in ihrer Zeit, gewaltsam zerstören wollten? Was haben die stürmenden Wiedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts ihrer Zeit gebracht? Unordnung, Verwirrung und Kampf.

b) Wie nach den Erfahrungen der Geschichte; so prüfet ferner die Erwartungen unsrer Zeitgenossen nach der Lehre der Weltweisheit von der Natur des Menschen. Als ein Wesen lehret uns die Weltweisheit den



Menschen kennen, welches, unbestimmbarer Vervollkommnung fähig, nach einem Bessern ringt und ringen soll, immer aber, wie durch äußere Schranken, so durch die Sünde und den Wahn aufgehalten wird in solchem Streben; unablässig sich entwickelt, aber nur langsam und allmählig reifet; mit selbstständiger Kraft handelt, und Neues aus sich selbst hervorzubringen vermag, aber auch empfangen muß von der Vorzeit und erzogen wird von seiner Umgebung; und dann nur das Rechte findet, wenn es, frei von Leidenschaft und Schwärmerei, der Leitung klarer Einsicht und der sittlichen Gesetze folgt. Wie nun? Der Einzelne soll nach einem Bessern und Vollkommnern streben können, die Gattung aber soll es nicht vermögen? Der Einzelne soll einer fortschreitenden unbestimmbaren Entwickelung fähig seyn, dem Geschlechte aber will man den Punct, über welchen es nicht hinaus könne, bestimmen?

c) Endlich prüfet die Erwartungen der Zeitgenossen nach den Verheißungen des Evangeliums. Der, dessen Ankunft der Prophet in unserm Texte verkündigt, ist gekommen, und was er der Welt brachte, das Evangelium, wird ihr bleiben; denn er kam im Namen des Herrn, und seine Worte waren Worte des ewigen Lebens. Wie nun stimmet damit die Meinung von einem Kreislaufe der Weltgeschichte überein? Das Licht des Evangeliums scheinet fort; und niemals sollte es heller werden in der Welt? Seine Kraft bleibt und wirket; und seine Kraft sollte nicht immer weiter in das Leben hineindringen? Der Vater im Himmel führt und erzieht seine Kinder; und sie sollten unbewegt auf einer Stufe stehen? Erziehung ist die Weltregierung; darum muß der Gang der Weltgeschichte der Gang allmähliger Entwickelung seyn. Das Reich Gottes kommt; aber nicht durch Un-

recht, Gewaltthat und Verbrechen, sondern nur durch das Wachsthum der Einsicht und der sittlichen Bildung.

5) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Bretschneider in Gotha.

Bruchstück seiner Predigt, am Sonntage Reminiscere 1822 über Matth. 15, 26. 27. (S. s. Predigten an Sonn- und Festtagen, 2 Bde. Leipz. 1823. 8. S. 119.) gehalten.

Die religiöse Betrachtung der Thierwelt.

Diese Betrachtung lehrt uns

1) daß auch die vernunftlosen Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen;

2) daß sie dem Menschen sein Daseyn verschönern;

3) daß sie den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitern;

4) daß sie uns zum Gefühle unsrer höhern Würde erwecken.

1) Die Thierwelt verherrlicht ihren Schöpfer; sie ist ein Theil der Werke Gottes, und lobt ihren Meister eben so, wie das große Weltganze. Wir kennen zwar bis jetzt über sechszehntausend Geschlechter der Thiere; aber immer wächst diese Kenntniß noch; Tausende mögen unserm forschenden Blicke noch entgangen seyn, und was die nie gesehenen Abgründe des Meeres verbergen, das dürfte uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben. Also, welcher unermeßliche Reichthum von Gebilden, die des Schöpfers Verstand gedacht, die sein allmächtiges Wort zum Leben gerufen hat. Welche Verschiedenheit an Gestalt, Größe, Beweglichkeit, Fähigkeit, Kraft! Zwischen dem Elephanten, der einen Thurm mit Bewaffneten auf seinem mächtigen

Rücken trägt, und dem schwachen Wurme, der, unserm Auge kaum sichtbar, im Staube lebt; zwischen dem Adler, der sich mit stolzem Fluge zur Sonne erhebt, und dem Schmetterlinge, der um Blumen gaukelt; zwischen dem Wallfische, der das weite Meer durchschwimmt, und dem Gewürme, das im Schlamme des Baches lebt, — welcher Unterschied! welche Mittelstufen von Größe, Gestalt, Kraft, Dauer und Fähigkeit! welche Verschiedenheiten in Nahrung und Lebensweise! Und doch ist das geringste, wie das mächtigste Thier mit solcher Weisheit eingerichtet, daß es lebt, thätig ist, sich glücklich fühlt, und den ihm vom Schöpfer vorgezeichneten Kreis seiner Lebensverrichtungen vollbringt!

2) Die Thierwelt ist auch vorhanden, das menschliche Daseyn zu verschönern. Zwar würde es ein unziemender Stolz seyn, wenn ich denken wollte, der Schöpfer habe das Reich der Thiere einzig für mich und nur zu meinem Gebrauche erschaffen; denn er hat auch den Thieren ein selbstständiges Leben und ein Recht an den Erdboden und seine Freuden gegeben. Aber unverkennbar ist es doch, daß er viele Thiere zu meinem Nutzen nnd zur Verschönerung meines Lebens erschaffen hat. Aus dem Reiche der Thiere nehme ich einen großen Theil meiner Speise, und Millionen meiner menschlichen Brüder könnten nicht seyn, wenn nicht die Thiere im Meere, auf dem Lande und in der Luft ihnen so reichliche Nahrung gewährten. Sie sind es, die durch ihre zahllose Menge die Flur, den Wald, die menschenleere Wildniß beleben. Der Gesang der Vögel verkündigt mir das Erwachen des Frühlings. Ohne die dem Ackerbaue dienenden Hausthiere wäre es unmöglich, meinen Acker zu bestellen, ihm Fruchtbarkeit zu geben, und ihn mit dem Segen der Ernte zu bedecken. Und wie viele meiner Brüder finden nicht eine unschuldige

Erheiterung in der Treue und Anhänglichkeit der Thiere, die unsre Häuser mit uns bewohnen, und sich als freundliche Gefährten zu dem Menschen gesellt haben? Daraus folgt,

3) daß die Thierwelt auch den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitert, oder: daß sich das Gebiet unsrer Pflichten auch auf die Thiere erstreckt. Wie, fragst du vielleicht mit stolzem Befremden, wie, auch den Thieren wäre ich Pflichten schuldig? auch an ihnen könnte ich mich versündigen? Stehen sie nicht unendlich weit hinter dem Menschen? habe ich nicht das Recht, wenn sie mir zu zahlreich werden, ihre Vermehrung zu hindern, sie, wenn sie mir schaden, auszurotten, sie zu meiner Nahrung zu tödten, und für mein und Andrer Wohl zu gebrauchen? — Hierauf antworte ich: diese Rechte hast du allerdings; aber diese Rechte schließen die Pflichten nicht aus, sondern sie schließen sie ein, die dir gegen die thierische Schöpfung obliegen. Nicht als ein grausamer Wütherich mit tyrannischer Willkühr sollst du über Gottes Geschöpfe daherfahren, sondern als das Ebenbild Gottes mit Gerechtigkeit, Weisheit und Güte unter ihnen walten. Denn nicht du hast sie dir erschaffen, sondern Gott hat sie dir gegeben; also nicht nach der Grausamkeit deiner Laune sollst du mit ihnen handeln, sondern nach Gottes Absicht und Vorschrift. Gott schuf die Thiere nicht allein zu deinem Nutzen, sondern auch dazu, daß sie da seyn, und ihnen wohl seyn sollte. Du siehest eben daraus, daß der Schöpfer auch ihnen, wie dir, Leben und Empfänglichkeit für Freude und Glück gegeben, und ihnen in der Natur den Tisch ihrer täglichen Nahrung reichlich gedeckt hat. Deinem himmlischen Vater sollst du ähnlich seyn. Er aber ist gütig und gerecht auch gegen den Wurm im Staube; er hat Wohlgefallen an seinen Werken. So

sollst auch du gütig und gerecht seyn gegen seine Geschöpfe, und davon lernen, dich des Glückes auch der vernunftlosen Geschöpfe zu freuen, und gütig gegen sie zu seyn. Darum hast du auch Pflichten gegen die Thiere. Wenn sie dir nicht schädlich sind, und du ihrer nicht bedarfst; so sollst du ihnen ihr Daseyn und ihre Freude gern gönnen. Du sollst sie also ihres Lebens nicht berauben aus bloßem Muthwillen, aus boshafter Freude am Tödten und Zerstörung; du sollst sie auch nicht verstümmeln, daß sie in Elend und Schmerz vergehen müssen. Denn wenn du auch ein Recht hast, sie zu tödten; so hast du doch kein Recht, sie zu quälen. Auf ihre Qual hat dich der Schöpfer mit deiner Freude nicht angewiesen; ihm kann es nicht wohlgefällig seyn, wenn du aus Muthwillen das Leben zerstörest, das er erschuf. Der Herr selbst preiset die Barmherzigkeit gegen die Thiere, wenn er (Matth. 12, 11) sagt: „Welcher ist unter euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe?" — So gern aber der Christ auch gegen die Thiere den gerechten und gütigen Sinn zeigt, der ihn überhaupt beherrschen soll; so wird er doch fern seyn von jener Empfindelei und Zärtelei, welche die Liebe zu den Thieren übertreibet, oder sie wohl gar die Stelle eines Menschen oder Freundes einnehmen lässet. Man soll, sagt der Herr, das Brod nicht den Kindern nehmen, und es den Hunden geben.

4) Die Betrachtung der Thierwelt soll uns endlich zum höhern Gefühle unserer höhern menschlichen Würde erheben. Denn so ähnlich wir auch dem Leibe nach den Thieren sind; so gern wir auch anerkennen, daß der Schöpfer den Thieren eine Art von Verstand gegeben hat; so groß ist doch der Vorzug, den der Mensch vor ihnen hat, nicht nur dem Grade der

Vollkommenheit nach, sondern auch dem Wesen nach. Wollen wir den Unterschied beider mit Einem Worte bezeichnen; so müssen wir sagen, es sey die Vernunft, die den Menschen zum Menschen macht, den Thieren aber gänzlich mangelt. Durch die Vernunft vermagst du den Schöpfer zu erkennen und zu lieben; das Thier aber hat keine Ahnung von dem Unsichtbaren. Durch die Vernunft kannst du der Dinge Wesen und Zusammenhang erforschen, und grenzenlos ist deines Wissens Fortschritt; das Thier aber ist heute, wie es gestern war; es wird nicht verständiger, nicht weiser. Du hast durch die Vernunft das Gefühl für das Schöne und Vollkommene in dir; das Reich des Schönen und Guten ist dir weit aufgethan; doch ewig still steht die Thierwelt. Sie ist noch heute, wie sie war am ersten Schöpfungsmorgen. Du, o Mensch, hast zwar Triebe und Begierden; du hast aber auch in deiner Vernunft die Kraft, diese Triebe zu beherrschen. Dein ist der Vorzug, auch an Tugend und Gerechtigkeit das Bild deines Schöpfers zu seyn, und es immer vollkommner zu werden. Doch siehe das Thier! Es ist, was es ist, aus Zwang seiner Natur, nicht aus Verdienst seines Willens. Es ist friedlich oder grausam, treu oder falsch, nicht weil es will, sondern weil es muß. Darum kann es sich nicht schmücken mit der Tugend Kränzen, aber sich auch nicht belasten mit dem Fluche der Sünde. Darum wartet seiner auch keine Vergeltung, keine Unsterblichkeit!

Wenn du daher, im Kreise der Schöpfung stehend, der Thierwelt vernunftlose Gestalten rund um dich weben siehst; so kehre in dich ein! Erkenne dich, daß du, und du allein geschaffen bist nach deines Schöpfers Bilde. So sey, so werde deines Schöpfers wohlgefälliges Ebenbild! Wohl fordert einst der Mutterschoos der Erde das Thierische, das er dir gab, zurück; aber der Mensch

in uns kehret zurück zu seinem Urbilde, der Gottheit, und der matte Stral der Hoffnung einer bessern Welt, der uns hier den dunkeln Pfad erleuchtete, er wird über den Gräbern sich verklären zum reich strömenden Morgenrothe eines schönern Daseyns!

6) vom Prof. und Kirchenrathe Heinr. Aug. Schott in Jena.

Bruchstück s. Predigt über Luc. 5, 1—11 in der Universitätskirche zu Jena gehalten. (Man s. s. geistlichen Reden und Homilieen. Jena, 1815. 8. S. 173.)

Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen.

Laßt uns

1) diese Wahrheit erklären und beweisen, und

2) wir werden ihren wichtigen Einfluß nicht verkennen.

1) Es giebt einen Segen des Berufs, den unser Auge nicht erblickt; er äußert sich oft a) in Wirkungen und Veränderungen, die wohl in die sichtbare Welt gehören, aber nicht von uns beobachtet und empfunden werden. Wunderbar, oft unbegreiflich für den Sterblichen ist jener große, unendliche Zusammenhang, der an eine Wirkung menschlicher Kraft und Thätigkeit oft zahllose Folgen knüpft. In tausendfachen Formen und Gestalten wechseln die Umstände unsers Lebens, die Verhältnisse der Dinge außer uns, die Verbindungen mit Menschen, welche uns umgeben. Wie das Samenkorn, an diesem Platze ausgestreut, vom reißenden Sturme ergriffen, in einen andern weit entfernten Raum getragen wird, um sich doch im Schooße der Erde zu entwickeln; so gedeiht und reift,

was wir auf Erden wollen und beginnen, fern von dem Orte, wo wir leben, fern von den irdischen Verbindungen, die uns zunächst beschäftigen, auf unbekanntem Boden oft am glücklichsten. Wir können nicht erwarten und verlangen, daß jede Frucht der Treue im Berufe vor unsern Augen reifen müsse. Kaum hatte der Erlöser eine kleine Schaar von treuen Bekennern des Evangeliums gesammelt, und der großen, heiligen Kirche Gottes den ersten Grund gelegt; so schied er von den Seinen. Aber sein Geist verließ die Seinen nicht. Bald ward der Funke des Glaubens und der Liebe, den sein Wort in Wenigen entzündet hatte, zu einer himmlischen Flamme der Begeisterung, die Tausende ergriff; und jeder unter uns, an dem das Evangelium seine göttliche Kraft bewährt, ist ein lebendiger Zeuge, daß er, der Göttliche, in unsrer Mitte war. — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen; er umfaßt b) die heilsamen, die beglückenden Wirkungen unsrer Treue im Berufe, die, ihrer Natur nach unsichtbar, dem sinnlichen Auge ganz verborgen sind. Die Welt des Gemüths ist eine unsichtbare; hier waltet das eigentliche wahre Leben; hier ist die eigentliche Quelle, aus welcher uns Freude oder Kummer, Verderben oder Heil entspringt. Was hier sich ereignet, und verändert, und tausendfach bewegt, kündigt sich nicht immer sichtbar und vernehmbar an. Denn wolltest du, der du als Lehrer und Erzieher, als Pfleger und Beförderer der Wissenschaft, deine heiligste Kraft der Wahrheit, der Tugend, der Religion gewidmet hast; wolltest du die bessern Ueberzeugungen, die hellern Blicke in das Reich der Wahrheit, die frommen Regungen und Gefühle, die wahrhaft christlichen Entschließungen, welche dein lehrendes Wort, deine eindringende Rede, deine leitende Erzie-

hung, dein weckendes Beispiel gewiß hervorgerufen und begründet hat, darum für keinen Segen achten, weil das sterbliche Auge dieses Unsichtbare nicht bemerkt? — Es ist eine doppelte Weltordnung, der wir als Menschen angehören; die sichtbare und die unsichtbare. Jene breitet sich vor unsern Sinnen aus, und, was an dem Menschen sichtbar, irdisch und vergänglich ist, gehört ihren Kräften an. Mit dieser fühlen wir als Geister uns verwandt, als unsterbliche Kinder des Unendlichen. Unsre Vernunft, unser Gewissen, unser Glaube stammt aus der unsichtbaren Welt; eine unnennbare Sehnsucht zieht uns zu ihr hinauf; nach ihren Gesetzen, für ihre höhern Kreise, für ihre heiligen Geschäfte uns zu bilden, Bürger des Himmels hienieden schon zu werden, ist unser heiligster Beruf. Nichts ist fähiger und geschickter, uns für den Himmel zu erziehen, als die gewissenhafte Treue in der Verwaltung dessen, was uns der Herr des Lebens und des Todes auf Erden anvertraut. Es ist unläugbar; groß und herrlich ist der unsichtbare Segen unsers Berufs. Das sterbliche Auge sieht ihn nicht; der unsterbliche Geist empfindet ihn. Ein edler Uebungsplatz für unsre Kräfte, eine heilsame Schule christlicher Tugenden ist der Beruf, den wir auf Erden treiben. Eine Laufbahn wird uns in ihm angewiesen, die uns, wenn wir sie treu verfolgen, unfehlbar dem heiligsten Ziele mit jedem Schritte näher führt, und sich hinüber zieht in unsichtbare Räume.

2) Wohl verdient es diese Ansicht, daß wir sie oft beherzigen. Wir fühlen uns, von ihrer Wahrheit überzeugt, um so ernstlicher verpflichtet, a) jeden Beruf und jede Treue im Berufe um und neben uns zu achten. Es ist eine eben so verkehrte, als ungerechte Denkungsart, mit verachtendem Blicke darum auf Andere herabzusehen, weil unser Beruf mit dem ihrigen

nicht genau zusammenhängt; weil das, was ihre Thätigkeit erschafft und bildet, nicht geräuschvoll auftritt, nicht Glanz und Schimmer um sich her verbreitet, nicht ihnen selbst einen höhern Rang, einen ausgezeichneten Platz im Staate giebt. Nenne uns aber den Beruf, mit dem es so wenig auf sich hätte, daß die gewissenhafte Treue, mit welcher er vollzogen wird, nicht Kräfte üben, christlichen Glauben stärken, edle Tugenden entwickeln und bewähren sollte! Achtung also, ungeheuchelte Achtung sind wir jedem schuldig, der in dem Kreise seines Wirkens keine Mühe, keine Sorge, keine Beschwerde scheut, das Seinige ganz zu thun. Heil einem jeden, dem der Beruf das erste ist! Mit unausbleiblichem, wenn auch unsichtbarem Segen krönt unser Gott der fleißigen Hände Arbeit, und des forschenden Geistes Werk! Wie wichtig ist diese Wahrheit b) für unsre eigene Freudigkeit und Treue im Berufe. Es giebt Verhältnisse im menschlichen Leben, in denen die gerechte Hoffnung auf einen sichtbar lohnenden Segen dem treuen Arbeiter auf das empfindlichste vereitelt wird. Muß es nicht für den Augenblick den Muth erschüttern und die Thatkraft lähmen, Undank zu ernten, wo man Dank, gehässige Mißdeutung unsers Strebens wahrzunehmen, wo man Eifer, wo man Begeisterung für einen edlen Zweck erwartet hatte? Blicke aber, trauernder Christ, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare. Bedenke den hohen Werth, den schon ein wahrer, den Geist erleuchtender Gedanke, ein frohes Gefühl, eine fromme Rührung, ein edler Entschluß behauptet, den deine Lehre geweckt, deine Ermahnung erneuert, dein Beispiel unwandelbar begründet hat. Nimm es mit heiliger Freude wahr, wie sich bei rastloser Thätigkeit in deinem Wirkungskreise deine Kraft entwickelt; wie deine Einsicht umfassender, dein Glaube stärker, deine

Geduld beharrlicher, dein Eifer für das Gute immer inniger und fester wird; wie sich der innere Mensch von Tag zu Tage erneuert, ob auch der äußere leidet und entbehren muß; wie dich die Erde für den Himmel bildet. Durchdringt dich nicht ein frohes und erhebendes Gefühl? Erscheint dir nicht alles, was du als treuer Arbeiter im Berufe wirkst, wie verklärt in einem höhern Lichte? — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen. Irdische Staaten wanken; menschliche Verfassungen lösen sich früher oder später auf; aber das Reich des Glaubens, der Wahrheit und der Tugend, welches Jesus, der weltüberwindende Erlöser, für ewige Zeit begründet hat, dauert in jedem Kampfe aus, besteht den erschütternden Wechsel, erhebet sich über jede Trümmer. Heil uns, daß wir seine Bürger und Erben des Himmels sind!

7) vom Oberhofprediger D. Röhr in Weimar.

Bruchstück s. Predigt, über Matth. 2, 1—12 gehalten. (Man s. s. Predigten, Neustadt, 1822. 8. Th. 1. S. 16.)

Das muß wohl jeder unter uns für einen bedeutenden Vorzug des Menschen halten, daß er vor allen andern Geschöpfen in einer zum Anschauen des Himmels gebildeten Gestalt auf Erden dasteht. Sie alle, die übrigen Wesen, mit denen er seinen irdischen Wohnplatz theilt, neigen ihr Haupt zu dem Boden herab, der sie trägt. Sie alle suchen mit ihrem erdwärts gerichteten Blicke nichts weiter um sich her, als was zu süßer Befriedigung ihrer thierischen Triebe dient. Sie alle vermögen ihr Auge nicht forschend emporzuheben zu den Sternen und Welten, die in stiller Majestät über der Erde schweben, und sich die Pracht und Herrlichkeit der-

selben auszudeuten. Den Menschen aber bildete Gott zum Anschauen des Himmels; zum Anschauen des Himmels soll er auch sein geistdurchstraltes Auge gebrauchen, und das, was ihm die Flammenschrift der Sterne als eine für jedes vernünftige Wesen geschriebene Offenbahrung Gottes lehrt, verständig erwägen, um sich jenes menschlichen Vorzugs würdig zu zeigen.

Was der Mensch in einem verständigen Anschauen der Sterne findet?

1) Zuerst ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand auszudenken vermag. Er sieht in ihm ein nach Größe, Umfang und Unendlichkeit nicht zu ermessendes Ganzes, in welchem seine Erde, als ein Theil desselben, als ein Stern unter den Sternen, wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Denn wie die eine, seinem Auge nähere, Sonne mit jedem neuen Morgen groß, schön und herrlich über seinem Haupte aufgehet, um seinem irdischen Wohnplatze Licht, Leben und Wärme mitzutheilen; so flammt ihm auch beim Eintritte jeder Nacht ein unermeßliches Heer von Sonnen in das Auge, welche Millionen ähnlicher Weltenkörper in unbegrenzten Räumen Licht, Leben und Wärme spenden. Da stehen sie und leuchten in unendlicher Ferne wie kleine, lichte Puncte in sein Auge; aber keine Zahl ermißt und keine Zunge bezeichnet ihren Umfang, ihre Größe. Da hat es das Ansehen, als wären sie ohne Ordnung und Ebenmaas unter einander geworfen; aber fest und unverrückt gehen sie in Weiten, welche Menschengedanken nicht erreichen, ihre stille Bahn, ohne sich zu berühren und durch Berührung zu zertrümmern. Da werden sie sterblichen Blicken nur durch ihren funkelnden Schimmer, und nie nach ihrer nähern Beschaffenheit erkennbar; aber mächtig drängt sich dem verständigen Betrachter die große

Ahnung auf, daß auch sie, so gut wie seine Erde, mit einem unaussprechlichen Gewühle lebender Wesen erfüllt sind. Und wie noch keine Menschenweisheit bis an ihre äußersten Grenzen drang; so schwindelt der denkende Geist, in der Unermeßlichkeit den Punct zu finden, von dem selbst höhere erschaffene Geister sagen könnten: Hier ist der Schöpfung Anfang, Mittel und Ende! Allein der verständige Mensch findet ein Weltall, dem die Erde, welche er bewohnt, nur als ein Punct von unaussprechlicher Kleinheit angehört, ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand ganz auszudenken vermag. — Doch daran genügt es nicht. In einem verständigen Anschauen der Sterne findet er auch

2) einen Herrn und Schöpfer derselben, vor dessen Macht und Herrlichkeit er erstaunend niedersinkt. Denn könnet ihr mit eurer Kraft auch nicht ein Sonnenstäubchen in das Daseyn rufen; welch ein allmächtiger Meister muß das seyn, der Millionen Sonnen, wie Saat, hin in den unbegrenzten Weltraum warf? Könnt ihr mit euerm Verstande die Zahl, die Größe und den Umfang derselben nicht einmal denken und umfassen; welch ein unendliches Wesen muß das seyn, das den Entwurf zu ihrem Daseyn machte? Könnt ihr mit eurer Weisheit nicht einmal ihren Gang und Lauf gewiß und sicher überschauen; welch eine grenzenlose Weisheit muß das seyn, nach deren Gesetz und Regel sich dieselben in ewig unverrückter Ordnung bewegen, und zu dem Ganzen Eines herrlichen Weltalls zusammen stimmen! Seyd ihr voll Staunen und Bewunderung, wenn ihr das große Heer lebendiger Geschöpfe, das sich mit euch in diese Erde theilt, nach Gattung und Geschlecht bestimmen wollet; in welcher ungeahneter Größe muß euch der Urquell alles Le-

bens vor die Augen treten, wenn ihr den Blick auf jene Millionen Wesen werfet, denen er auf höhern Welten ihren Wohnplatz anwies! Ergreift euch schon bei dem Gedanken an die Huld und Liebe, mit welcher der Schöpfer für alles, was lebendigen Odem hat, hienieden Sorge trägt, gleichsam ein heiliger Schauer; welche Tiefen, welche Wunder derselben würden sich erst vor euerm Geiste eröffnen, wenn ihr den unbegrenzten Schauplatz übersehen könntet, den sich sein liebender Vatersinn in jenem sternerfüllten Weltenraume bereitet hat! Ja, die Himmel erzählen die Ehre Gottes etc.

3) Der Mensch findet ferner in dem Weltall einen Aufschluß über sich selbst, der seinen eiteln Dünkel in gleichem Maaße niederbeugt, als er das freudige Bewußtseyn seiner Menschenwürde weckt und stärket. Ja tritt nur unter jene hohe Wölbung hin, die sich in stiller Nacht mit stralender Majestät über dir ausspannt, du Mensch, der du auf irgend einen Vorzug, den du an dir findest, pochst und trotzest, und sage: ob dir es dann noch möglich ist, dich seiner stolz und dünkelhaft zu überheben? Glaubst du in dem Besitze von dem, was noch das Bessere an dir ist, in dem Besitze von Verstand, von Weisheit und von Wissenschaft zu seyn; findet sie nicht ihre Grenze, wird sie nicht mangelhaft und eitel, wenn sie sich zu den Sternen versteigen, ihre Zahl berechnen, ihre Einrichtung ergründen, und von des Weltalls Maaß und Größe berichten will? Oder meinest du, durch irdischen Besitz etwas zu gelten, und groß und wichtig zu seyn durch Geld und Gut, durch Eigenthum, Macht und Schätze; wird dies nicht alles zu einem leeren Nichts, wenn du von dieser Erde aufwärts schauest zu jenen Sonnen und Welten, in deren Zahl und Menge die Erde, wie ein kleiner dunkler Punct, verschwindet? —

Jedoch, wie ein verständiges Anschauen der Sterne allen eiteln Dünkel in dir niederschlägt; so erhebt und stärkt es auch in dir das freudige Bewußtseyn deiner Menschenwürde. Denn wir allein gehören ja vor allen übrigen Geschöpfen dieser Erde dem göttlichen Geschlechte an, das Sonne, Mond und Sterne verständig betrachten kann, das ihre Größe, Pracht und Herrlichkeit empfindet, das ihren Gang und Lauf nach Zahlen zu berechnen vermag, das sich auf den Flügeln des Geistes in jene Räume erhebt, die Gottes Macht mit Sonnen füllte, das in der Schönheit und Beschaffenheit derselben des großen Weltenschöpfers Macht, des großen Weltenlenkers Weisheit, des großen Weltenvaters Liebe findet, und einen ewigen Geist besitzt, der mehr und lauter noch von seinem Daseyn zeuget, als alle jene Welten, die sich ohne Leben und Bewußtseyn nach festen und unveränderlichen Gesetzen dahin durch höhere Räume rollen. Und sind die lichten Welten, die dir als Bürger der Erde in das Auge stralen, nicht eben so viele Wohnungen im Hause des ewigen Vaters, worin er seine irdischen Kinder sammlet, wenn sie von hinnen scheiden, damit sie ihm und seiner Herrlichkeit von Stufe zu Stufe näher kommen? Ja, das muß dir ein herzerhebendes Gefühl von deiner Menschenwürde seyn, und dich mit aller Kraft empfinden lassen, wie hoch du in den Augen dessen geachtet bist, der dich zur Krone seiner irdischen Schöpfung machte.

8) vom Prediger Dräseke in Bremen.

Bruchstück seiner Predigt über Luc. 21, 25 ff. (m. s. „Predigten für denkende Verehrer Jesus" 3te Samml. S. 139 ff. Lüneb. 1816. 8.) über das Thema:

Bereitung auf ferne Tage, wenn die Gegenwart stürmisch ist:

Sie geschieht
1) durch Aufmerksamkeit,
2) durch Muth, und
3) durch Hoffnung.

Bruchstück aus dem dritten Theile.

Lasset uns die Hoffnung nicht vergessen. Sie ist in stürmischer Zeit eben so wichtig, als Aufmerksamkeit und Muth, wo von christlicher Bereitung auf ferne Tage die Rede ist. — Schon das Wesen eines Sturmes bringt es mit sich, daß er ewig nicht dauern kann. Im Kreise der Natur nämlich, wie auf dem Gebiete der Sitten, entsteht er nur da, wo streitende Kräfte ihr verlornes Gleichgewicht wieder zu erhalten suchen. Wie er also da noch nicht ist, wo dies Gleichgewicht noch statt findet; so ist er da nicht mehr, oder muß sich legen, wo und wann es zurückkehrt. Gleich dem Feuer, das sich um so schneller verzehret, je wilder es lodert, nahet auch der Sturm, je heftiger er brauset, desto mehr seinem Ziele. Es stürmet, damit Ruhe werde. Keiner wird demnach über sein Vermögen versucht, sondern jede Versuchung gewinnt so ein Ende im Staate Gottes, daß wir es ertragen können. Je größer irgendwo ein Leidensmaas ist; desto gewisser werden da die Tage verkürzet. Je unnatürlicher und gespannter für ein Volk, oder für den einzelnen Menschen ein Zustand ist; desto zuversichtlicher darf man sagen: „Sehet auf, hebet eure Häupter auf; es nahet sich eure Erlösung!"

Sturm reinigt die Luft; und nachdem er das Heer schädlicher Dünste, das die Wohnplätze der Menschen bedeckte, zerstört hat; da athmets sich wieder frisch und frei; der schwere, gediegene Weizen bleibt, wenn

der Wind darüber hinfährt; nur die Spreu sondert sich ab und verfliegt. So wird durch unruhige drangvolle Zeitpuncte die Menschheit gesichtet. Was nicht haltbar ist, fällt zusammen; und wie ein jeder denke, und wornach er strebe, ob er lautern Wesens sey, und hoch sich und edel halte, oder hinabsinke zu unreinem Bodensatz, — die Gährung entscheidet es.

Sturm reget die Kräfte, und dadurch stärket er. Er erschüttert, und dadurch befestigt er. Er schlägt die Eiche bald hierher, bald dorthin, und dadurch nöthigt er ihre Wurzeln, sich tiefer und inniger anzusaugen. Nur was nicht sichern Grund hatte, reißt er um und wirft es nieder. So wecken Zeitpuncte öffentlicher Noth manchen herrlichen Geist, entwickeln manches schöne Talent, setzen in Thätigkeit manche nützliche Kraft, bringen zur Reife manches ruhmvolle Unternehmen, und legen den Grund zu mancher erhabenen Tugend. Der Glaube des Weisen und die Gesinnung des Rechtschaffenen, die Uneigennützigkeit des Freundes und die Vaterlandsliebe des Patrioten, die Treue des Dieners und die Milde des Machthabers werden da geprüft und gewogen, und glänzen herrlicher, wenn die Probe bestanden ist.

Sturm deutet auf liebliche Tage; und wie lange er auch anhalte, einmal werden sie doch kommen. So sind finstere Jahrhunderte Vorgänger des Lichts gewesen, und mit langen blutigen Kämpfen hat die Erde sich Frieden erkauft. So folgte auf Druck und Tyrannei Geist der Milde, und auf Dienstbarkeit und Knechtschaft ein goldenes Alter der Freiheit. So nahm mitten durch furchtbare Unordnungen die bessere Ordnung ihren Weg, und unter unsäglichen Wehen gebahr eine leidensvolle Gegenwart glückliche Aussichten in die Zukunft.

Die seligste jedoch von allen Hoffnungen, welche

wir in stürmischer Zeit fassen dürfen, drückt Jesus im Evangelio durch die Versicherung aus: Wenn ihr dies alles sehet angehen; so wisset, daß das Reich Gottes nahe sey. Ein Reich ist, wo viele Einzelne zusammentreten zu gemeinschaftlichen Zwecken. Ein Reich Gottes ist, wo unter Gottes Obhut und für Gottes Absichten, also für das Wahre, das Große, das Gute, die Menschen sich vereinigen aus hoher und reiner Liebe. So ein Gottesreich, oder Himmelreich, wie er es nannte, zu gründen, war der Hauptentwurf in Jesu Seele; und bestimmt sagte er: wenn schlechte Zeit sey auf Erden, dann sey er im Anzuge.

Wunderbar, m. Br., und doch so natürlich. Wo Schlechtes sich erhebt; da geräth Gutes in Gefahr. Da werden also die Guten wach; da fühlen sie von flammender Begeisterung für die Kleinode ihrer heiligen Liebe, für Gott und Wahrheit, für Recht und Tugend, für Menschheit und Vaterland sich ergriffen. Und je mehr dann die Zeit dränget; desto fester dränget sie das fromme Häuflein zusammen; desto glorreicher beglaubigt es sich als die Schaar von Auserwählten, in deren Mitte der Heiland erschienen ist, mit voller Kraft und Herrlichkeit.

Auf diese Weise ward von jeher durch schlechte Zeiten und durch das Schlechte in jeder Zeit der Triumph des Guten herbeigeführt. Sturm hat die Geister beflügelt. Gefahr hat die Tapfern gerufen. Gleicher Zweck hat die Liebenden verbunden. Widerstand hat die Streiter angefeuert, Kampf hat siegen gelehrt. Ein Leben voll Drang und Elend hat himmelan gewendet die Trauernden. Ein so tiefer Sinn liegt in dem oft verkannten Ausspruche: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Ein so schweres Gewicht ruhet auf

der Forderung unsers Meisters: Lasset beides, Weizen und Unkraut, mit einander wachsen bis zur Ernte.

Wenden wir dies an auf das Vergangene, und was noch kommen mag; kann es dann an Tröstungen uns fehlen, die das verwundete Gemüth erquicken? Werden wir nicht mitten unter den Verlusten, welche die Gegenwart uns bereitet, und mitten unter den Kleinmüthigen, welche die Zeit nur nach ihrem Eigennutze messen, voll Freudigkeit ausrufen: das Wort, das zu uns geredet ist, wird bleiben, und wenn Himmel und Erde veralten könnten wie ein Kleid!

36.

Beispiele aus der eigentlichen religiösen Rede.

(Vergl. §. 30.)

1) von Joh. Joach. Spalding († 1804).

Bruchstück aus der Anrede vor dem Altare, bei der Einführung des Oberconsistorialr. und Propstes Wilh. Albr. Teller. (Aus Spaldings Predigten, größtentheils bei außerordentlichen Fällen gehalten. Frankf. a. d. Oder, 1775. 8. S. 86.)

Mein hochgeschätzter Bruder in dem Herrn! Die Veränderung, die mit Ihnen vorgehet, das Amt, welches Sie antreten, und, ich muß es nur hinzuthun, die Urtheile, denen Sie ausgesetzt sind; das alles ist so beschaffen, daß Sie dabei Aufmunterung, Zuversicht und eine freudige Fassung des Gemüths nöthig haben, die Sie unterstützen und über Niedergeschlagenheit und Sorge erheben kann. Und wo werden Sie diese Unterstützung, diesen Muth besser finden, als in der Betrachtung, die Ihnen ein Apostel Jesu an die Hand giebt: Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdam-

met; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Das ist allerdings ein Wort von großem Inhalte, welches einen jeden angeht, dem es um einen sichern Grund seiner Gemüthsruhe zu thun ist; welches aber auch auf eine besondere Weise uns angehet, die wir die heilige und ehrwürdige Verpflichtung auf uns haben, die Menschen zu ihrem ewigen Heile zu unterrichten, und für das Beste ihrer Seelen Sorge zu tragen.

Sie wissen es selbst, was zu einem Herzen gehöret, das uns nicht verdammen soll. Wenn in dem Grunde desselben die lautere Absicht herrscht, Wahrheit zu suchen und ihr zu folgen; wenn es unser ganzer aufrichtiger Ernst ist, unter den Augen Gottes, der uns kennt und richtet, den Ueberzeugungen unsers Gewissens treu zu seyn; wenn wir uns innerlich bewußt sind, daß keine eitle oder unrechtmäßige Neigung uns zu solchen Schritten leitet, die wir in einer strengen ruhigen Ueberlegung für verwerflich erkennen müssen; wenn wir das gewisse Zeugniß in uns selbst haben, daß es unser beständiger völliger Vorsatz ist, vor Gott recht zu thun; dann verdammet uns unser Herz nicht. Jedoch es ist zu wenig mit allen diesen Beschreibungen und Erklärungen; und Sie sind ohne Zweifel darin mit mir einig, daß die eigene Empfindung es uns noch immer weit stärker und lebhafter sagt, was das heißt, ein reines und unsträfliches Herz haben.

Dieser Zustand ist sehr glückselig; nur wird er nie ohne genaue Wachsamkeit und redliche Sorgfalt erhalten. Was können wir insonderheit in dem Dienste des Evangelii, zu welchem wir berufen sind, in diesem wichtigen und für die menschliche Wohlfahrt so angelegentlichen Dienste, ernstlicheres zu thun haben, als unser Auge und Gemüth unverwandt auf den großen Zweck zu richten, zu welchem wir arbeiten?

Aber auch dann sind noch die Schwächen der Menschheit da, die, ungeachtet eines herrschenden guten Vorsatzes, den Frieden unsrer Seele stören. O wie oft erfahren wir hierin zu unsrer Beschämung und Bekümmerniß, daß uns noch so viel an der gänzlichen Reinigkeit fehlt, nach welcher wir streben! Wie oft sind wir der Zerstreuung, der Uebereilung, dem zu starken plötzlichen Eindrucke solcher Vorstellungen unterworfen, die unser Herz auf einige Augenblicke hinreißen, wohin es nicht sollte, und die uns hernach in dem schärfern Urtheile über uns selbst sehr empfindlich demüthigen! Und wohl uns, wenn sie uns da demüthigen! Denn das ist das sicherste Kennzeichen, daß wir nicht aus einer herrschenden Verkehrtheit des Herzens gefehlt haben; desto leichter wird das Herz, und desto weniger darf es sich selbst verdammen.

Hierin bestehet denn auch die stärkste Stütze eines zuversichtlichen Muthes, die uns so wenig bei den Schicksalen des Lebens, als auch besonders bei den Urtheilen der Menschen jemals in verzagte Trostlosigkeit sinken läßt! Nein, mein geliebter Bruder! so uns nur unser Herz nicht verdammt; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Er, der einzige gültige Richter über uns, der uns ganz kennt, und uns nach unsern wirklichen Gesinnungen schätzt; der versagt gewiß demjenigen, der mit einem sorgfältigen redlichen Gewissen handelt, seinen Beifall nicht; und dieser Beifall gehet weit über alles, was Menschen von uns denken und sagen mögen.

Suchen Sie, mein hochgeschätzter Bruder, diese Freudigkeit zu Gott. Lassen Sie die Wahrheit, die heilige Wahrheit, die doch zuletzt über Alles gilt, stets Ihr Augenmerk und Ihre Richtschnur seyn; sie mag auch von Menschen angesehen werden, wie sie will. Führen Sie Ihr Amt unter uns mit der aufrichtigen Absicht,

die ich Ihrem Herzen sicher zutraue, sich selbst und die, die Sie hören, selig zu machen. Erwecken Sie sich durch Betrachtung und Gebet immer mehr zu einem eifrigen Bestreben nach dem großen und edlen Zwecke, das Reich Jesu Christi in Ihrer Gemeine und überall auszubreiten; und dann sehen Sie mit freudigem Vertrauen zu dem Zeugen im Himmel auf, der Sie kennet, billiget und schätzet. Alles wird leicht bei der glückseligen Gewißheit, Gott zum Freunde zu haben; und dem werden Sie dann mit frohem Geiste danken können, daß er Ihres Angesichts Hülfe und Ihr Gott ist.

2) von Joh. Gtfr. v. Herder († 1803).

Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachsen: Weimar im Mai 1792. (In s. christlichen Reden und Homilieen. Tübig. 1806. 8. Th. 2. S. 246.)

Unsre erste Pflicht ist in dieser festlichen und fröhlichen Stunde, dem Gott des Lebens Dank zu bringen, daß er uns dieselbe gegönnt hat. Mehrmals ward unsre Hoffnung in Trauer verwandelt; wir theilten mit den fürstlichen Aeltern, unsrer verehrtesten Landesherrschaft, ihren tiefen Schmerz, konnten aber keine Freude mit ihnen theilen; die Stunde einer glückwünschenden Versammlung, wie die jetzige ist, war in stummes Schweigen verwandelt. Um so froher ist also die heutige Stunde, in der wir die Wünsche und Gebete, die dort gehemmt wurden, gleichsam vereint und neuverjüngt an den Fuß des Thrones jener ewigen Güte legen, die uns unsre verehrteste Landesfürstin neugeschenkt, ihr uns werthes Leben erhalten, und sie mit einer Munterkeit und Freude belebt hat, die, wie ein kaum erwarteter schöner Morgen, die grauenvolle dunkle Nacht besieget.

Sie lebt, die geliebteste Mutter dieses Prinzen, und ihr Kind lebt mit ihr. Sie hat am Anblicke seiner gesunden schönen Bildung den süßen Trost ihrer Schmerzen, Mutterfreuden genießen zu können, und vereint jetzt in ihrer stillen Kammer ihre mit unsern Danksagungen, ihre mit unsern zum Himmel gerichteten Wünsche. Nimm, o du unsichtbare, ewige Liebe, nimm, was du in den Herzen der edelsten Theilnehmenden bei der frohen Nachricht von der glücklichen Geburt dieses Prinzen an gerührtem Danke, an uneigennützigem, zartem Wohlwollen, an reiner segnender Freude sahest; nimm von Allem das Zarteste und Schönste, und lege es als eine Blume der Erquickung zum Haupte der Mutter; als einen Kranz des Segens auf die Brust des Kindes, das wir mit aufgehobenen Händen deiner Obhut empfehlen.

Von der Mutter also zum Kinde wendet sich unser segnender Wunsch, — zum neuen Ankömmlinge in unserm Kreise, den Vater, Großmutter, Bruder und Schwester, Verwandte, Freunde, Diener, alles, was unsern Fürsten, sein Haus, sein Wohl, das Wohl seines Hauses und Landes liebt, mit bewillkommender Freude empfangen und als Prinzen des Landes grüßen. Sey glücklich, junger Ankömmling, auf der Bahn des Lebens! Du bist in einer Zeit gebohren, die für deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde deines Geschlechts merkwürdig ist, und wahrscheinlich in deinen Lebenszeiten noch merkwürdiger seyn wird. Deinem Stande, deiner Geburt nach, trittst du auf einen Schauplatz, wo du von Vielen gesehen wirst, wo Viele, Welt und Nachwelt, dich beurtheilen und richten. Glückliches Kind, du kannst, du sollst auf ihm keine andere Rolle haben, als Menschen um dich her (welchen Kreis dir auch die Vorsehung bestimmt habe) glücklich zu machen, und also von ihnen mit Recht und aus erkannter Würde geschätzt

und geliebt zu werden. Glückliches Kind, fange diese Rolle früh und fröhlich an; ende sie spät und fröhlich! Der Kranz der Verdienste, nach dem du streben wirst, hänge dir nicht zu hoch, nicht zu tief; erreiche ihn glücklich; nimm ihn aber aus der Hand der Wahrheit! Verstand und Menschenliebe mögen dich auferziehen, und dir früh den edeln Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekostet hat, vor tausend Abweichungen und Irrungen bewahret: es ist das unbestochene, und nie zu bestechende Gefühl eigenen Werthes oder Unwerthes, es ist der Zug zur Wirksamkeit in innerer, wahrer, bleibender Größe. Dieses Gefühl werde als Stammcharakter dir eigen; der Geist desselben komme von deinen Aeltern und edlen Vorfahren auf dich; das Blut derselben, das in deinen Adern fließt, belebe auch dein Herz; es stärke deine edle Brust; es erhebe, wie dich dein Stand erhebt, auch deine Denkart. Es sey und bleibe dein Auge von Vorurtheilen jedes niedern Standes frei und rein; rein und frei dein Verstand von Vorurtheilen auch deines Standes; aufgeklärt und heiter sey deine Stirne, wie es dein Titel sagt, angenehm und hell zu durchleuchten von jedem wahren Lichte; ja du seyst selbst dieses Licht, ein segnender Genius der Menschheit! Erleuchte, erheitere, beglücke Andere um dich her; denn du stammest von Vorfahren, denen Teutschland, Europa und die gesammte Menschheit ein sehr schätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein sehr schätzbares Kleinod, Gewissensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe schließest du dich an; die Namen, die du trägst, werden dich an große Männer deiner Verwandten und Vorfahren erinnern, und die männliche Bestrebsamkeit deines Vaters, das edle Gemüth deiner Mutter, werden dich leiten.

Nach diesen bewillkommenden Segenswünschen, die

ich schwächer vortrage, als mein Geist sie denkt, die aber das Gefühl eines jeden, der mich höret, nach seiner Weise mehren und stärken mag, schreiten wir zu der heiligen symbolischen Handlung, die alle unsre Wünsche zum Gebete vereinigt.

Im Namen dieses neugebohrnen Kindes soll ein Bund drr Treue und des guten Gewissens mit dem unsichtbaren Wesen geschlossen werden, das der Urheber seines Lebens, der Regierer und Herr seines Schicksals ist, so wie einst der innigste Aufseher und Lohner seiner Tugenden und Verdienste seyn wird. Es erinnert uns dieser Bund an die edelste Würde des Menschen, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit, nach der wir das Böse zu fliehen, das Gute aus freiem Entschlusse, oft auch mit Mühe und Gefahr, zu wählen vermögen; er erinnert uns auch an den schönsten Siegespreis dieser Freiheit, nämlich ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, das unersetzliche und unerkaufbare Gefühl der innern Rechtschaffenheit, Vernunft und sittlichen Würde. Gebe Gott unserm geliebten Täuflinge dies reine Herz, dies tapfere Gemüth, diesen guten gewissen Geist zum Führer des Lebens! Er verwerfe ihn nie von seinem Angesichte, und nehme seinen heiligen Geist nie von ihm. Er erfreue ihn stets mit seiner Hülfe, und sein freudiger Geist halte ihn standhaft und muthig empor. In diesen Gesinnungen beginnen wir unsre heilige Handlung.

Nach der Taufe.

Und so schließen wir denn den zum Bunde der Religion und Moralität eingeweihten Prinzen Karl Bernhard dem blühenden Paare seiner Geschwister, unserm geliebten Prinzen Karl Friedrich und seiner Schwester, Karoline Luise, mit Freude, Hoffnung und Zu-

versicht an. Mögen sie sich unter einander lieben, und mit einander aufblühen zum Ruhme ihrer verehrten Aeltern, zur Freude Gottes an ihnen, zur Freude und zum Troste der Menschheit!

3) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Löffler in Gotha. († 1816)

Bruchstück aus s. Rede, bei der Einweihung des Candelabers zu Altenberga, wo Bonifacius in Thüringen die erste christliche Kirche gestiftet haben soll. (Aus s. Schrift: Bonifacius, oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen. Gotha, 1812. 8.)

Ehrfurchtsvoll beugen wir uns vor dir, ewiger, unsichtbarer, aber überall wirksamer Geist! Du bist es, der die Natur belebt, der die Gestirne leitet, der denkende Wesen und Geister erschuf. Du bist es, der auch in uns, die Kinder der Erde, einen Funken deines göttlichen Lichtes senkte, der uns fähig macht, dich zu suchen, dich zu finden, deine Größe zu bewundern, und in dir auch den Regierer der menschlichen Welt anzubeten.

Wenn in deinem unermeßlichen Reiche du auch auf diesen kleinen Punct, die Erde, und auf uns, die Menschen, die wir deine Kinder uns zu nennen wagen, blickest; so laß dir unsre Huldigung an dem heutigen Tage gefallen, und nimm das Opfer der Anbetung und des Dankes, das unser denkender Geist, das unser empfindendes Herz dir weihet, gnädig auf!

Obgleich die Feier, zu welcher wir uns in dieser seltenen Gegend versammelt haben, zunächst die Absicht hat, einen Menschen, einen verdienten Mann der Vor-

zeit zu ehren; so ist diese Feier doch der Religion und der Anbetung Gottes sehr nahe verwandt. Allein die Sache des Mannes, den wir heute ehren wollen, liegt der Andacht noch näher. Er brachte zuerst in diese sonst rauhen Gegenden den Baum des Christenthums, die Kenntniß der Religion, welche noch heutiges Tages für die befriedigendste für unsern Verstand, für die beruhigendste für unser Herz, für die heiligendste für unsre Gesinnung gilt; jene Religion, welche der Heiland der Welt vom Himmel brachte, und unter dem menschlichen Geschlechte einführte. Wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion, welche, in einem entfernten Winkel des Morgenlandes gebohren, dort und in dem Abendlande nicht ohne Verfolgung blieb; wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion selbst als ein Wunder der göttlichen Vorsehung ehren; wie könnten wir das Lob unsers Heiligen trennen von der Anbetung desjenigen, der die Begebenheiten der Welt verbindet und lenket, und der den Gang des Christenthums durch ihn in diese Gegenden leitete.

Aber welches ist das Verdienst des Mannes, den wir durch dieses Denkmal ehren wollen?

Versetzet euch mit mir auf einen Augenblick in jene entfernte Zeit, da sein Fuß zuerst diese Gegenden betrat. — Unser Vaterland Thüringen, damals fast nur mit Wäldern bedeckt, gehorchte den Regenten jenes tapfern teutschen Völkerstammes, welcher die blühenden römischen Provinzen Frankreichs, das von den Siegern noch den Namen trägt, erobert, und bald die Religion des besiegten Landes, die christliche, angenommen hatte. Diese Religion, so erzählt die bekannte Geschichte, im fernen Osten an den Ufern des Jordans entstanden, hatte sich bald über die Provinzen des weiten römischen Reiches verbreitet. Nach drei Jahrhunderten, nachdem sie durch

die Kraft der Wahrheit beinahe alle Tempel der Götter verödet hatte, erhob ein römischer Kaiser sie mit sich auf den Thron. Jetzt ward sie die öffentliche, die allein beschützte Religion des Reiches. Alle Provinzen mußten ihr huldigen. Aber in das Innere Teutschlands, bis in diese Wälder, war noch kaum ein Stral ihres Lichtes gedrungen. In unsern Gegenden, auf diesen Bergen, in diesen Thälern, damals ohne Städte, fast ohne Dörfer, herrschte noch Heidenthum und Abgötterei. Ein Mann in Britannien, — Winfried war sein Name, — von dem Eifer entzündet, der schon mehrere seiner Landesgenossen aus ihrem Vaterlande und über das Meer geführt hatte, von dem Eifer entzündet, die verwandten nicht christlichen Völker Teutschlands zur christlichen Religion und zur Verbindung mit der Kirche zu führen, in welcher allein Heil und Seligkeit erwartet ward, widmete sein Leben diesem mühsamen gefahrvollen Geschäft, und fand in ihm, nach einer mehr als dreißigjährigen Anstrengung, einen gewaltsamen Tod.

Wir überlassen gern dem Geschichtsforscher, der nur nach historischer Wahrheit fragt, zu untersuchen, von welcher Beschaffenheit die christliche Religion war, die er hier ausbreitete. Gern weichen wir der Frage aus, ob alle die Mittel, welche er wählte, und unter denen er auch Täuschung und Gewalt nicht immer verschmähen mochte, noch heutiges Tages von uns gebilliget werden können; und am wenigsten wollen wir läugnen, daß er von dem Wunsche nach Ruhm nicht ganz frei war.

Das Verdienst eines Mannes aber wird geschätzt nach dem Werke, das er vollbringt, und dessen Nützlichkeit; nach der Gesinnung, die ihn dabei leitet; nach der Kraft, die er dabei äußert, und nach der Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel verfolgt. Prüfen wir in diesen Hinsichten das Verdienst unsers Heiligen.

Er hat die christliche Religion und die Einrichtungen der Kirche in diese Gegenden verpflanzt, denen sie beinahe noch ganz fremd waren. Dies ist sein eigenthümliches Werk. Es mag seyn, daß diese Religion in der damaligen Zeit, wo sie zuerst auf diesen Boden verpflanzt ward, so rein, so ausgebildet nicht war, als sie jetzt unserm Nachdenken erscheint; aber dessenungeachtet haben wir, bei denen diese Religion sich so entwickelt, so ausgebildet hat, Ursache, zu fragen: was wir dem Manne schuldig sind, der sie zuerst in unserm Vaterlande anpflanzte.

Eines großen Mannes Verdienst kann nicht blos beurtheilt werden, nach dem, was er wirklich zu Stande bringt; sondern es muß dabei die Absicht in Anschlag gebracht werden, die ihn leitet, und die Anstrengung und Beharrlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgt. Und hier verdient der Mann, den wir heute ehren, unsere Achtung und Bewunderung in einem seltnen Grade. Was war es, das ihn bewog, seinen stillen klösterlichen Sitz zu verlassen, Bequemlichkeit und Ruhe mit Beschwerde und Gefahr, den Aufenthalt in einem gebildeten Lande mit Reisen in unwirthbare Gegenden zu vertauschen, und den Tod, den er endlich fand, unter rohen Menschen gleichsam aufzusuchen? Es ist schwer, über das, was den Menschen in seinem Innern treibt, zu urtheilen und Bewegungsgründe aufzufinden, die oft dem Menschen, der durch sie geleitet wird, selbst nicht klar sind. Aber welche Vorstellungen, welche Wünsche, welche Absichten auch in seiner Seele rege gewesen seyn mögen; über eine Absicht, und über die Hauptabsicht, die ihn begeisterte, die in der Stimmung der damaligen Zeit lag, die das Herz so vieler nicht gemeiner Menschen hob, über eine Absicht, die eine eben so fromme als menschenfreundliche Denkart verräth, sind wir nicht zwei-

felhaft. Und das war die Absicht und der Wunsch: die unwissenden und verblendeten Menschen der Abgötterei und einem finstern Aberglauben zu entreißen, sie zur Anbetung Gottes zu führen, und sie dem Schooße der Kirche Jesu Christi einzuverleiben. Wie ehrwürdig erscheint eine Denkart, die aus solchen Gründen entspringt; welche Bewunderung erregt ein Gemüth, das durch solche Vorstellungen geleitet wird.

Aber diese Achtung erhält noch einen erheblichen Zusatz, wenn wir uns erinnern, daß er dieses Geschäft bis an das Ende seines Lebens verfolgte, und daß ihn der Wunsch und die Hoffnung, das Reich Jesu und die Grenzen der Kirche zu erweitern, auch da nicht ruhen ließ, nachdem er schon alles erreicht hatte, was ein Herz, das aus irdischen Absichten, aus Ehrgeiz, aus Liebe zum Gewinn, aus Neigung zur Gemächlichkeit oder aus Ruhmsucht handelt, nur wünschen und befriedigen kann. Schon hatte er sich einen Sitz der Ruhe bereitet in jenem von ihm gegründeten berühmten Kloster (Fulda), das auch seinen Leichnam bewahrt; schon hatte er in jener erzbischöflichen Würde (von Mainz), welche sonst die ersten Fürsten unsers ehemaligen teutschen Reiches schmückte, einen Rang und eine Gewalt erreicht, welche auch den Ehrsüchtigsten genügen konnte. Auch war ihm, wenn von einzelnen berühmt machenden Handlungen die Rede seyn soll, die seltene Auszeichnung geworden, den Stifter eines neuen Königsstammes im fränkischen Reiche, den Vater unsers großen Karl, zu salben. Dennoch, als ihm die Hoffnung von neuem erschien, das Reich Jesu unter dem Volke der Friesen zu erweitern und es zu befestigen, entriß er sich in dem Alter des Greises jener Ruhe und jenen Vorzügen, und endigte auf dem gefährlichen Zuge mit dem Tode eines Märtyrers der Kirche. —

Noch einmal beten wir zu dir, Herr und Vater der Natur! Der Himmel ist dein Thron; die Erde deine Stufe. Geschöpfe ohne Zahl, Welten, die bis jetzt das Gestirn des Tages verbirgt, alles Lebende erhält dein Odem, belebt und regiert dein Geist! Empfange unsern gerührten Dank für deine Regierung der Welt und der Erde! Du hast uns wohlgethan schon in unsern Vorfahren; gieb, daß auch unsre Enkel sich unsrer freuen mögen! Seit Jahrhunderten hat die Religion deines Sohnes, die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe, des Trostes und der Hoffnung, auch in diesen Gegenden des Guten viel gewirkt. Gieb, daß auch wir, weise wie unsere Väter, sie wirksam für uns und unsre Kinder erhalten!

Von uns, von diesen Bergen, Thälern, Fluren, weiche nie die Andacht und die Liebe der Religion. So lange die Sonne dieses Land bescheint; so lange der Mond freundlich über ihm aufgeht; so lange blühe unter uns deine Verehrung. Zerfallen ist zwar jenes Haus, das in alter Zeit deiner Verehrung gewidmet war. Zerfallen wird auch dieser Stein, der sein Andenken erhalten soll; zerfallen wird auch jener neuer Tempel im freundlichen Thale. Aber wenn alle Tempel, von Händen der Menschen erbauet, zerfallen; so bleibt deiner Verehrung ein Tempel, der Tempel, den du dir selbst erbautest: die weite Natur und das menschliche Herz!

4) vom Hofrathe Karl Aug. Böttiger in Dresden.

Worte, auf der Anhöhe der Landstraße nach Gorbitz gesprochen an (des Bergrath) Werners Sarge, in der eilften Stunde der Nacht am 2 Jul. 1817. (Sie erschienen besonders gedruckt, Dresden, 1817. 8.)

Am ungewöhnlichen Orte, zur ungewöhnlichen Stunde umleuchtet uns der Fackelschimmer eines Leichenzuges, der seit jener Zeit, wo fürstliche Leichen zu Freybergs Grüften wanderten, wohl selten auf dieser Anhöhe gesehen worden ist. Aber gilt es nicht auch einem ungewöhnlichen Menschen, der aus unserer Mitte schied? Seiner Art stirbt nur Einer unter uns.

Ein durch die obersten Staatswürden, durch Rang, Gesinnungen, Wißbegierde ausgezeichneter Verein schließt in freiwilligster Anerkennung einen Kreis um den Leichenwagen eines Mannes, der zwar Sachsen zuerst, aber nicht allein angehörte, den Frankreichs rein wissenschaftliches Nationalinstitut mit Stolz unter seine Mitglieder zählte, der den vollwichtigsten Gelehrtenvereinen und Akademieen von St. Petersburg an bis nach Neapel zur Zierde gereichte, eines Mannes, der dem ganzen europäischen Völkervereine gleich werth, und der für alle Zeiten und Völker, die nicht in alte Barbarei versinken, da gewesen ist.

Man verweilt gern auf Stellen, die unsere Geliebten durch fromme Gefühle weihten. Ein solcher Platz ist die Anhöhe, auf welcher wir stehen, um einem geliebten Todten die letzte Pflicht zu erweisen. Auf seinen Erhohlungsreisen von Freyberg nach Dresden erblickte er von hier aus oft die Zinnen und Thürme der Königsstadt, wo Kunst und Freundschaft mit Sehnsucht ihre Arme nach ihm streckten; höher hob sich dann seine Brust, der fromme Wünsche für das Wohl des Vaterlandes und für den, der ihm Vater ist, entstiegen. Sein Auge glänzte vor Freude. Der Anblick Dresdens, da, wo diese Anhöhe auch wohl ganz Fremde entzückt, blieb ihm — wir wissen es aus seinem eignen Geständnisse — stets genußreich und erquickend. So heiße denn dieser Platz, wo wir in diesem Augenblicke Werners sterbliche

Hülle den Abgeordneten der Stadt übergeben, die, seiner Geisterweckenden Lichtverbreitenden Wirksamkeit nächste Zeugin, nun auch die treue Bewahrerin seiner letzten Ueberreste seyn wird, der Platz, auf welchem zwei Schwesterstädte über dem Sarge eines geliebten Todten sich die Hände reichen, von nun an Werners Ruhe bei Allen, die Werners Andenken ehren. Hier, wo das lebende Auge wohlgefällig auf den reichen Fluren und Rebhügeln unsers Elbthales ruhte, mag auch das im Tode geschlossene uns an die Ruhe eines Weisen erinnern, der ein sehr rühmliches Tagewerk vollendete. Hier sagen wir ihm das letzte Lebewohl.

Ach daß es das letzte seyn muß! Wie oft drückten wir ihm, den bürgerliche und geistige Bande mit uns verknüpften, wenn er zum edelsten Geschäft, zum Ideenumtausche, zehnmal mehr gebend, als empfangend, zu uns gekommen war, beim Abschiede die Hand! Wie wenig ahneten wir, als er vor wenigen Wochen zwar leidend, aber dem Anscheine nach nur des Heilbades bedürftig, zu uns kam, daß wir beim heutigen Abschiede nur noch seine kalte Todtenhand erfassen könnten. Warst du doch, Geliebter, selbst an der Schwelle des Greisenalters noch ein Mann voll gesparter Jugendkraft, voll fröhlicher Ansichten und Entwürfe. Dein Geist wandelte mit stillem, doch kräftigem Selbstbewußtseyn im Tempel der Natur. Der Enkelwelt voreilend, bemerkte dein Seherblick in den weiten Räumen der Wissenschaft neue Gegenden von der Morgensonne beleuchtet, wo unser Auge alles noch mit Nacht bedeckt fand. Mit Wort und Schrift gedachtest du auch darüber uns aufzuklären. Doch vielleicht war dies Zeitalter noch nicht reif genug für diese Aufklärung. Der Vater des Lichts rief dich zu sonnereichern Höhen. Wir stehen an deinem Sarge, und weinen.

Doch nicht unmännlicher Schmerz bewege und beklemme unsere Brust. Wir alle sind stolz darauf, Mitbürger, Zeitgenossen, Beförderer, Freunde, Schüler eines Mannes gewesen zu seyn, dessen Name unter den Erfindern im Tempel des Nachruhms erglänzt, der als Schöpfer seiner Wissenschaft, so lange Fossilien nach untrügliche Kennzeichen bezeichnet, Gänge nach Formationen bestimmt werden, im Herzen und auf den Lippen von tausend Schülern stets fortlebt. Ihr Pfeiler und Altäre der Natur in diesem paradiesischen Elbthale, du hoher Lilienstein, dessen Haupt der eben aufgehende Mond umdämmert, ihr Basaltsäulen Stolpens dort über dem Waldgebirge; an eurer Felsenstirn steht Werners Name angeschrieben. Freybergs unterirdische Labyrinthe, oberirdische Naturschulen werden seinen Ausspruch bestätigen, so lange Wißbegierige sich dort als Jünger seiner Lehre versammeln. Seine heiligen Vermächtnisse, welche sein Geist auch dann noch durchdringt, wenn diese Hülle längst in Staub einsank, sind Stimmen an ein späteres Geschlecht. Die Verkündiger seines Ruhmes, seine ihm mit Kindessinn anhängenden Zöglinge, sind in alle Länder und Weltgegenden zerstreut. Die letzte Huldigung, die wir seinen Verdiensten in dieser mitternächtlichen Stunde unter dem Sternenhimmel erweisen; sie wird ihm in der unsichtbaren Geisterwelt von einer ungezählten Schaar treuer Schüler dargebracht. Ständen sie alle, die noch leben, und zu denen in fernen Zonen die Trauerkunde seines Todes vielleicht erst nach Monaten dringen kann, hier in diesem Kreise; wie weit würde er sich da ausdehnen! Und träten auch die herzu, die vor ihm entschlummerten; welch ein geweihter Geisterring würde uns umschweben!

Fassen wir also, hochverehrte Begleiter, die wir hier vor dem stehen, was sterblich an ihm war, die wichtige

Bedeutung dieser Stunde. Wir stehen als Stellvertreter eines lieben Vaterlands, einer dankenden Mitwelt hier. Sachsen, die Mutter aller Cultur und die Wiege des neueuropäischen Bergbaues, ist stolz auf diesen Sohn. Denn kein Name wird unter den friedlichen Eroberern im Reiche der Wissenschaft im fernen Auslande seit Jahren häufiger genannt, als der deine; du mit Achtung Genannter am della Plata und am Ganges!

Und wohl uns, die wir ihm näher standen, daß wir nicht blos seinen Wissensdurst und seine Wissensfülle — diese kennt und ehrt auch der Fremde im Auslande — daß wir auch seinen seltenen Edelmuth, seine alles, was sich ihm näherte, zärtlich umfassende Menschenliebe erkannten. Der unersättliche Forscher und Wisser war auch ein kindlichguter, gefühlvoller, feingeselliger, überall zärtlich theilnehmender Mensch; er trug die ganze Menschheit in seiner Brust, die kein Dünkel erfüllte, kein starrer Egoismus versteinerte. Echte, nicht zur Schau getragne, Religiosität öffnete ihm die Pforte, die dem Sterblichen nur einmal sich aufthut. Was mehr in ihm gewesen, ob er ein größerer Wisser, oder ein besserer Mensch gewesen; das weiß nur der allein, der alle mit gerechter Wagschale mißt, und uns, wie ihm, menschliche Schwäche und Irrthümer um dessen willen, der die Liebe ist, verzeiht.

Noch vor kurzem röthete der letzte sterbende Schimmer der Abendsonne diesen Hügel. Nach wenigen Stunden wird ihn der erste Stral der Morgensonne begrüßen. Jetzt ist es Nacht um uns. Der sanft Entschlummerte blickt nun in eine andere Sonne, um die alle Sonnen und Erden und Monde kreisen, wo keine Nacht mehr dunkelt. Sein Durst nach Licht und Recht sey uns ein Vorbild, damit in der Ordnung, wie uns der Genius winkt, d a h i n auch wir ihm folgen. Mehren, was er

erschuf; ehren, was er begründete; das ist sein letzter Zuruf an uns. Wir wollen mehren, was du erschufst, ehren, was du begründetest; das ist unser Lebewohl!

---

3) Die politische Rede.

37.

Begriff der politischen Rede.

Die politische Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Die politische Rede kann — unter der Voraussetzung, daß sie fruchtbare Gegenstände des Staatslebens zur Sprache bringt, und die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung erhält, — eine hohe Wirkung auf das menschliche Bestrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächst dem Kreise sittlich-religiöser Wahrheiten, dessen Stoffe der religiösen Beredsamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen so reichhaltig ist, und dem Menschen so nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menschlichen Gesellschaft, auf einer wüsten Insel oder als Einsiedler in einer Höhle lebt, wird von

den unzähligen Verhältnissen, Rücksichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon seine Verhältnisse im häuslichen und Familienleben stehen mit seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielseitiger und reichhaltiger aber sind bei den meisten Menschen die Beziehungen und Verhältnisse, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgesellschaft selbst hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er sey nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er sey Kaufmann oder Künstler, er sey Gelehrter oder Staatsdiener, er stehe in den Diensten Andrer oder er lebe von seinem Vermögen ohne öffentliche Anstellung, — theils mit allen den andern Individuen seines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehre steht; er nimmt auch, außer diesen individuellen Verhältnissen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben bestehenden, Einrichtungen. So steht er mit den verschiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht selbst zu denselben als Mitglied gehört; er steht unter dem Einflusse der im Staate organisirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß sich in Angemessenheit zu den im Staate bestehenden polizeilichen und militärischen Anordnungen und Verhältnissen betragen; er muß sein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbüchern einrichten und sich darnach beurtheilen lassen; er ist zugleich Mitglied einer

im Staate anerkannten Kirche, und hat, als solches, eben sowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er ist entweder in unbeschränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demselben ernannten höchsten Staatsbehörden unterworfen, oder er steht in beschränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältnissen der Abhängigkeit oder Gleichstellung; er ist entweder mit seiner bürgerlichen Thätigkeit zunächst und ausschließend auf das Inland beschränkt, oder er verbreitet seine amtliche Wirksamkeit auf die mannigfaltigen Verhältnisse, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem gesammten Auslande sich ankündigt.

38.

Eintheilung der politischen Reden.

Das gesammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politische Beredsamkeit nur diese zwei Hauptgegenstände berücksichtigen, und darnach eingetheilt werden. Alle politische Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Kreise des äußern Staatslebens, daß sein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger, als das des letztern ist, und daß, nach den Aussagen der Geschichte, in den meisten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des innern Staatslebens

abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umschließt aber zunächst drei Hauptgegenstände: die Verfassung, die Regierung, und die Verwaltung des Staates. Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig diesen drei Hauptgegenständen folgen, die besondern Verhältnisse und Zwecke derselben vergegenwärtigen und sie zum deutlichen Bewußtseyn bringen müssen.

Das äußere Staatsleben, im Gegensatze des innern, umschließt alle diejenigen Verhältnisse, in welchen ein in der Wirklichkeit bestehender Staat zu dem gesammten Auslande, besonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen steht. Die politische Beredsamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenstände betreffen, welche im gegenseitigen Verkehre und in der Wechselwirkung, so wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

39.

a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben bezieht sich entweder auf die Verfassung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfassung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatsachlich bestehende Unterlage des gesammten innern Staatslebens in Hinsicht auf die öffentliche Ankündigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Besondern aber ein ge-

schriebenes Grundgesetz verstanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des innern Staatslebens mit Bestimmtheit festsetzt und ausspricht. Es gehört der wissenschaftlichen Darstellung der Staatskunst an, die verschiedenen in Europa und Amerika seit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloschenen, zum Theile bestehenden, geschriebenen Verfassungen nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gesammtinhalte zu bezeichnen, ob sie nämlich von den Regenten als Ausflüsse ihrer souverainen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinschaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politische Beredsamkeit sind daraus sehr viele neue Formen hervorgegangen; z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schlusse der ständischen Versammlungen; die Reden der Minister und Reichsräthe bei den Anträgen zu Gesetzen und Verordnungen in der Mitte der ständischen Versammlungen, zur Vertheidigung ihres practisch geübten Systems der Verwaltung, oder zur Abweisung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausschüsse zur besondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenstände des Staatslebens u. s. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ständischen Versammlung durch öffentliche Reden

verhandelt und entschieden werden soll, in den meisten Fällen über die logische Behandlung und ästhetische Vollendung der rednerischen Form entscheiden wird; so hängt doch der Grundton der politischen Rede und die Farbengebung der Darstellung im Einzelnen zwar zunächst ab von der Individualität des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfassung den Volksvertretern zugestandenen Rechten, namentlich in Hinsicht des ihnen zugesprochenen Antheils an der Gesetzgebung, der ihnen zustehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beschwerdeführung, oder selbst der Anklage über verwaltende Behörden, über eingerissene Mißbräuche, so wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die Regierung des Staates beruht auf dem Regenten desselben und auf den höchsten, im Namen des Regenten handelnden und entscheidenden, Staatsbehörden. Wenn die Staatskunst, als Wissenschaft, im Allgemeinen zwischen monarchischen und republikanischen Regierungsformen, und im Besondern zwischen unbeschränkten und beschränkten Monarchieen, zwischen rein demokratischen, repräsentativ-demokratischen und aristokratischen Republiken unterscheiden muß, und selbst die seltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesstaates nicht übergehen darf; so bezieht sich die politische Beredsamkeit, in Hinsicht auf die Regierung der Staaten, zunächst nur auf die verschiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten persönlich, oder Minister und Staatsbeamte in

ihrem Namen, oder auch die Vorsteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Minister, und in der Mitte ihrer eignen Versammlungen über Gegenstände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entscheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, so wie seine persönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts, zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politischen Rede.

3) Die Verwaltung des Staates umschließt vier Haupttheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei, das Finanzwesen, und die Gestaltung des Kriegswesens im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abstufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politische Beredsamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreise der Polizei-, Finanz- und Militair-Behörden ausgeschlossen wird; so hat sie doch ihren weitesten Spielraum in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, besonders wo in Staaten mit neuen geschriebenen Verfassungen das öffentliche und mündliche Verfahren, entweder ganz, oder nur theilweise, entweder blos in Fällen des peinlichen, oder selbst über Gegenstände und Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts, eingeführt worden ist. Denn so wenig es in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Gestaltung der Geschwornengerichte, über die für das Ressort der-

selben geeigneten Gegenstände (namentlich auch der Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung stehende Veränderung und neue Bildung des Advocatenstandes zu entscheiden; so muß doch die politische Beredsamkeit in allen Staaten und Reichen, wo diese neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten sind, nicht nur einen sehr weiten Wirkungskreis, sondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelst der vollendeten stylistischen Form sich öffentlich ankündigen, und auf den versammelten Kreis der Zuhörer seine Wirkung hervorbringen soll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem Richter, oder von den Partheien, oder von den Advocaten derselben gehalten werden, woraus sich von selbst der Unterschied zwischen den anklagenden und vertheidigenden gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwischen Haupt- und Neben-Reden in Hinsicht der gerichtlichen Beredsamkeit unterscheiden *), von welchen die erstern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entscheidung des Rechtshandels sich beziehen, inwiefern die erstern die Hauptsache, die letztern nur einen Incidentpunct zum Gegenstande haben. — Die gerichtliche Beredsamkeit unterscheidet sich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politischen Beredsamkeit dadurch, daß streitige Rechtsfälle die Stoffe derselben bilden, woraus der

*) vgl. Karl. Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Heidelb. 1810. 8.

Zweck dieses Zweiges der politischen Beredsamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entscheidung, besteht. Diese Entscheidung aber soll *) nach Rechtsgrundsätzen eine Entscheidung aus objectiven Gründen, d. h. eine Entscheidung seyn, die nicht allein mit den vorliegenden und erwiesenen Thatsachen und mit den Rechten übereinstimmt, sondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, weil sie mit diesen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinstimmt. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, schließt daher die gerichtliche Beredsamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) absichtliche Entstellung der Thatsachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die rednerische Kunst von sich aus, den aufgestellten subjectiven Gründen des Redners den Sieg und die Entscheidung über den Gegenstand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verschaffen.

40.

b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdischen Organisationen das innere Leben die Grundbedingung der Ankündigung des äußern ist, und jenes eben so nach seiner Gesundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach seiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorstehenden Auflösung in den Erscheiuungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; so auch bei

*) Zachariä, S. 21.

den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat ist, im Kreise der äußern Erscheinung, so wie im Gebiete der Geschichte, und in der Verbindung und Wechselwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig bestehenden Staaten und Reichen, eine irdische Organisation, deren Blüthe, Emporstreben und Kraft eben so, wie ihr Veralten, Rückwärtsschreiten und Sinken, von den unveränderlichen Gesetzen und Bedingungen des innern organischen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreise der Erfahrung wahrnehmbaren Erscheinungen und Ankündigungen des äußern Staatslebens gehören aber theils alle Verhältnisse eines Staates, welche aus seiner rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm bestehenden, Staaten hervorgehen; theils alle Verhältnisse, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politische Beredsamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher, nach diesen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältnissen, sich gestalten.

1) Im Zustande der rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politischen Beredsamkeit auf alle diejenigen Gegenstände und Verhältnisse sich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundschaftlichen Zustandes zwischen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören besonders die von den Gesandten und diplomatischen Personen an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbesteigungen, Vermählungen, glücklichen Familien-

ereignissen, gelungenen politischen Planen u. s. w., so wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Minister auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer gesandtschaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abschließung eines Vertrages zwischen zweien Staaten, die Reden der, neben der stehenden Gesandtschaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Gesandten entweder für gewisse politische Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges; zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiste, und während des schon begonnenen Krieges zwischen zweien Mächten u. s. w.), oder für gewisse Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürsten ꝛc). Nicht selten sind in den Zeiten politischer Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse gehaltenen Reden absichtlich darauf berechnet, die politische Gesinnung eines Hofes öffentlich auszusprechen, oder auch die politische Stimmung der übrigen Mächte zu erforschen, inwiefern solche öffentliche Staatsreden sehr oft von andern Mächten berücksichtigt, und selbst förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen diesen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politischen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politischen Rede gegen eine Macht des ersten und zweiten politischen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des ersten politischen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vier-

ten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredsamkeit, sondern der Staatskunst zu entscheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politischen Reden dieser Art (z. B. in den französischen zu Napoleons Zeit, in den brittischen, selbst in den nordamerikanischen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatsachlichen Stellung der Mächte nach außen sich nicht verkennen läßt.

2) Noch stärker ist gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieses Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, sobald zwischen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindseligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunst darüber entscheiden, ob und wann zwischen Staaten Retorsionen, Repressalien, Abbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse, und Kriegserklärungen nöthig sind; in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiste, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelst einer in sich vollendeten rednerischen Form. Doch müssen zu diesem Kreise auch die politischen Reden gerechnet werden, welche der Aussöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

41.
Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden.

Sollen die politischen Reden, in Hinsicht auf die Verhältnisse des innern und äußern Staats-

lebens, den aufgestellten Forderungen genügen; so setzen sie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes, und namentlich eine tiefe und umschließende Kenntniß der gesammten Staatswissenschaften voraus. Denn wie der religiöse Redner, der seiner hohen Bestimmung entsprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntnissen der Sprachen, der Philosophie und der Religions- und Culturgeschichte der Menschheit, und im Besondern mit der tiefsten Erforschung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet seyn muß; so wird auch von dem politischen Redner eine eben so weitreichende Kenntniß der classischen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die ersten Muster der politischen Beredsamkeit angehören, und ein sorgfältiges Erforschen der Philosophie und der allgemeinen Geschichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem besondern Studium der einzelnen Staatswissenschaften sich widmen kann. Denn ob er gleich nicht selbst Philosophie verkündigen soll; so bedarf er doch des philosophischen Geistes, um alle Angelegenheiten und Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens aus dem höchsten, d. i. aus dem rein menschlichen Standpuncte zu fassen. Er bedarf namentlich der empirischen Psychologie, der Logik, der Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchsten Angelegenheiten unsers Geschlechts mit sich selbst einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genauesten Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung, so wie die Ursachen des Steigens und Sinkens, des Veraltens und des Erlöschens vieler Völker, Staaten und

Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit zu überschauen und zu erforschen; denn die Gegenwart soll sich kennen und verstehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortschreitens der jetzt bestehenden Staaten, so wie nach allen in der Geschichte angedeuteten Verirrungen und politischen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geschichte muß aber die Geschichte des vaterländischen Staates dem politischen Redner am bekanntesten seyn. Denn nur sie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande desselben vermitteln; nur durch sie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältnissen der vaterländische Staat die verschiedenen Zeiträume seines politischen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen seines innern und seines äußern Lebens geschah, und durch wen; welche Fürsten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechselwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländische Staat in den einzelnen Abschnitten seines politischen Daseyns stand; wie und wodurch der Geist des Volkes in der Cultur gesteigert oder gelähmt ward; was Verfassung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geist des Volkes wirkten; wie, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in seiner Mitte Feldbau, Gewerbsfleiß, Handel, Künste und

Wissenschaften gegen einander sich verhalten; und auf welchem Puncte des politischen Gewichts und Einflusses eben gegenwärtig der vaterländische Staat steht, weil selbst der politische Tact und die politische Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein brittischer, als ein portugiesischer Staatsmann, anders ein russischer, östreichischer und preußischer, als ein spanischer und schweizerischer Diplomat, sich in den einzelnen Formen der politischen Beredsamkeit ankündigen wird.

Besonders aber verlangt die politische Beredsamkeit in ständischen Versammlungen und in den verschiedenen diplomatischen Aemtern die gründlichste Erforschung des philosophischen Staatsrechts, des practischen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthschaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunst (Politik) als selbstständiger Wissenschaft, des öffentlichen Staats- oder Verfassungsrechts in den mit geschriebenen Verfassungen ausgestatteten europäischen und amerikanischen Staaten, so wie der Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statistik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren wesentlicher Verschiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeschlossenen reichen Kreise der Staatswissenschaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswissenschaften der Geschichte gehört.

42.

Ueber die Form der politischen Reden.

Wenn gleich das Gesetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grnndbedin-

gungen jeder stylistisch vollendeten Form, auch das höchste Gesetz und die unnachläßliche Forderung an jede politische Rede bleibt; so unterscheiden sich doch die meisten politischen Reden theils nach ihrer logischen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem ästhetischen Charakter und Tone, sehr wesentlich von den religiösen Reden. Schon der Eingang der politischen Rede ist gewöhnlich anders, als bei der religiösen Rede; in vielen Fällen beschränkt er sich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen sogleich das Thema folgt. Das Thema selbst muß allerdings nach logischen Regeln, entweder als Partition, oder als Division, durchgeführt werden; allein selten wird in der politischen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit so vieler Schärfe hervortreten, als in der religiösen Rede gewöhnlich geschieht. Die politische Rede ist in den meisten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener, Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöse Rede seyn soll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ständischen Versammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft seines gebildeten Geistes sprechen müssen; auf ähnliche Weise sehr oft, in der gerichtlichen Beredsamkeit, der Anwald und der Richter.

Seltner, als der religiöse Redner, wird der politische Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meisten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatsachen oder politischen Verhältnissen bekannten und darauf vorbereiteten,

Kreis von Zuhörern voraussetzen können, und deshalb sogleich für seine Ansicht ihren Verstand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erschüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu bestimmen suchen. Beabsichtigt er aber nicht blos Ueberredung, sondern Ueberzeugung; so muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung, auf seiner Seite stehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten; so bringe er die rechtliche und sittliche Seite des von ihm behandelten Gegenstandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältnisse, Ankündigungen und Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemessenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in sich einschließt. Je mehr nun der in der Rede behandelte Stoff aus dem Standpuncte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird; desto unaufhaltbarer und bleibender ist seine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Despoten und Usurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquisitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenschaftlichen oder bestochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürsten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch seit Wilhelm dem Oranier die politische Beredsam-

keit im Parlamente der Britten bewirkt *); man denke nun an Burke's Reden gegen die französische Revolution oder gegen Hastings, den Generalgouverneur von Ostindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozesse der Königin Karoline in beiden Häusern; an Whitbreads, Broughams und Wilsons Reden seit dem Jahre 1814 über die Gesammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs 16 von Deseze; an die oft meisterhaften Reden französischer Anwalde vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politische Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiserwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrileggesetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politischen Rede ins Gebiet der unerschütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift; je mehr der Redner es versteht, die rechtlichen und sittlichen Interessen seiner Zuhörer aufzuregen; je weniger die politische Rede blos die Farbe der kalten Convenienz und des abgeschliffenen Hoftons, oder den Charakter der Verstellung, der Erschleichung, und der beabsichtigten Täuschung an sich trägt; desto mehr wird sie wirken, und desto unaufhaltsamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben seyn.

*) Man vergleiche darüber: Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit, von D. H. Hegewisch. Altona, 1804. 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Teutschland. Lpz. 1816. 8. S. 129 ff.

43.

Fortsetzung.

Ob nun gleich, nach den aufgestellten Grundsätzen und nach den vorliegenden Beispielen der politischen Beredsamkeit bei den Griechen, Römern und Britten, so wie bei den Franzosen in neuerer Zeit, der politische Redner im Allgemeinen **mit mehr Freiheit** sich bewegen darf, als der religiöse Redner; so darf er doch nie der Gesetze der Denklehre sich für entbunden halten, oder, — in den entgegengesetzten Fehler fallend, — mit Vernachlässigung der wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form, blos durch die sorgfältig berechnete logische Gliederung und Aufeinanderfolge der darzustellenden Begriffe seinen Zweck zu erreichen suchen.

Sobald die politische Rede nicht bloße Harangue — (kurze Anrede) — ist, deren in der Ergänzungsklasse rednerischer Formen gedacht wird; sobald muß aus dem Zusammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufstellung des Thema richtig würdigte, so wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo diese in Beziehung auf Thatsachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen und Ansichten, und des Schlusses der Rede gegen einander im Voraus sorgfältig zu berechnen verstand. Auf gleiche Weise muß ihm vorschweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, besonders aber auf das Bestrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos seine Zuhörer für seine Ansicht gewinne, sondern auch, durch die ihnen zugeführte feste Ueberzeugung, sie zu Entschlüssen

und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit seiner Rede beabsichtigte, verwirklicht wird.

44.

Ueber die politische Beredsamkeit bei den Teutschen.

Die Sprache der politischen Beredsamkeit ist bei den Teutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf diese Erscheinung und der Mangel an entsprechenden Beispielen für die politische Beredsamkeit aus der vaterländischen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöse Beredsamkeit bei den Teutschen allen übrigen europäischen Völkern voraus eilte, weder in der Verfassung des teutschen Reiches, noch in der frühern Form der in den meisten teutschen Staaten bestehenden ständischen Versammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlassung zur Entwickelung und Anwendung der politischen Beredsamkeit lag. Doch sind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politische Reden erschienen, in welchen teutsche Redner theils in ständischen Versammlungen, theils über Gegenstände der besondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politische Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Mustern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politischen Rednern Großbritanniens nachstrebten. Namentlich sind in den ständischen Versammlungen Bayerns und Badens seit dem Jahre 1819 einige gediegene politische Reden gehalten worden.

45.

Beispiele aus der ältern politischen Beredsamkeit der Teutschen.

1) von v. Hoffmannswaldau († 1679).

(Aus dessen teutschen Redeübungen, herausgeg. von Christian Gryphius. Lpz. 1702. 8. S. 55.)

Bei einer Huldigung.

Nicht nur der tyrannische Wütherich Sylla hat unter allen Titeln und Benennungen, welche den hohen und gekrönten Häuptern wegen ihrer Tapferkeit und Heldenthaten sonst gegeben werden, keinen höher geschätzt, als den Namen des Glückseligen, mit welchem er sich zu nennen dem römischen Volke öffentlich Befehl gethan; sondern auch die römischen Monarchen, welche nach dem ersten Urheber ihres Thrones und Zepters den kaiserlichen Namen geführet, sind dahin eifrig bemüht gewesen, daß sie mit lebenswährender Glückseligkeit möchten beseligt werden und bleiben. Dannenhero sie in ihrem Schlafzimmer ein goldenes Bildniß des Glückes verwahrt, dasselbe göttlich geehrt, und Niemandem als dem Nachfolger im Reiche zu besitzen überlassen. Freilich ist auf diesem Weltkreise einem Potentaten nichts höheres zu wünschen, nichts angenehmeres zu hören, nichts herrlicheres zu genießen, als beständiges Glück. Jener griechische Feldherr Timotheus meinte, es wäre alles mit der Faust und dem Degen sowohl, als mit klugen Anschlägen, und vorsichtiger Bewerkstelligung derselben ausgerichtet; zürnte deswegen über den Maler, welcher ihn abgebildet, als ob ihm das Glück die Städte, so er erobert, im Schlafe ins Netz brächte. Aber dieser kluge Kriegsheld mußte kurz hierauf erfahren, daß die menschliche

Weisheit ohne Beipflichtung des Glückes zwar viel im Anfange, aber keinen Fortgang gewinne, indem alle seine Rathschläge den Krebsgang gewonnen, alle seine Feldzüge mißriethen, und er endlich bei seinen Landsleuten, den Athenienser, in Haß und Verachtung gelangte, und zuletzt gar in das Elend gestoßen wurde. So nun der Gipfel der menschlichen Herrlichkeit in beständiger Besitzung des Glückes bestehet; was können Sr. Fürstl. Durchl. wir bei Ablegung unsrer Landespflicht angenehmeres wünschen, und von dem gütigen Himmel erbitten, als beständiges Glück? Denn was beschleunigt die eilfertigen Rathschläge, welche vor das gemeine Wesen von einem Landesfürsten ostermals aus dem Stegereisen müssen erhoben werden? das Glück. Was beseliget die blühenden Waffen eines unüberwindlichen Helden? das Glück. Was befördert die eifrigen Bearbeitungen hoher Potentaten in Vermittelung des Krieges, in sehnlicher Friedensbehandlung, in Aufrichtung wahrhaftiger Bündnisse? das Glück. Nicht zwar das heidnische Glück, welches die blinden Heiden blind gemacht, sondern das göttliche Geschick, welches dem allweisen Rathschlusse des Allerhöchsten aus gewissen Ursachen entspringet, aber von uns armen Sterblichen wegen Blödigkeit unsers Verstandes nicht angemerket oder erkennet wird. Dieses Glück, dieses Geschick, wünschen Sr. Fürstl. Hoheit wir gehorsamste Unterthanen; ein solches Glück, Heil und Wohlfahrt, welches an einer goldnen Kette hängt. Vor solches Glück sind wir schuldig, willig, ja fertig, alles unser Glück aufzusetzen, ja uns selber, unser Gut und Blut bis auf den letzten Tropfen aufzuopfern.

2) von Christian Weise († 1708), (aus s. politischem Redner. Leipz. 1691. 8. S. 865).

Gratulationsrede der Studirenden einem antretenden Rector der Universität.

Nachdem Ew. Magnificenz durch ordentliche und wohlhergebrachte Wahl zu dem Rectorate dieser Hochlöblichen Universität erhoben worden, würden diese sämmtlich allhier Studirenden sowohl gegen Dero vornehme Meriten als auch gegen Dero jederzeit gepriesene Leutseligkeit sehr undankbar seyn, wenn sie nicht ihre gehorsame Gratulation nach aller Möglichkeit zu Dero geneigten Händen überliefern wollten. Denn ob wir zwar mit einem schlechten Papiere erscheinen, welches durch eine geringe Musik, und durch den Glanz etlicher dunkler Fackeln begleitet wird; so kann doch wohl unter diesem geringschätzigen Werke ein angenehmes Geheimniß verborgen seyn. Denn bei der Universität Paris soll dieses Gesetz eingeführt seyn, daß man bei der Wahl eines neuen Rectoris eine Wachskerze anzündet, mit diesem Beding, so lange das Licht brennen würde, so lange, und nicht länger, sollten sie Zeit haben, auf den künftigen Rectorem zu gedenken. Nun haben wir zwar unsre Lichter aus dieser Ursache nicht angezündet, als wollten wir so kühn seyn, und Ew. Magnificenz hierdurch zu einer angenehmen Resolution nöthigen. Doch leben wir des gehorsamen Vertrauens, Sie werden aus eigner Bewegniß so gütig seyn, und ehe diese Lichter erlöschen, mit dieser höchst beliebigen Erklärung erscheinen, daß ein jedweder unter den Studirenden sich hoher Gunstgewogenheit, vornehmer Affection und beständiger Beförderung solle zu getrösten haben. Und daß absonderlich diese Aufwartung durch eine zuversichtliche Genehmhaltung sey beseliget worden. Und gesetzt, daß dieser Glanz von den Fackeln nicht allerdings so wichtig ist, unsre brennenden Wünsche, welche im Herzen verborgen sind, vorzustellen; so wird uns doch diese gute Versicherung anstatt

eines hellen Lichtes dienen, daß wir um so viel desto mehr den allgewaltigen Vater des Lichtes anrufen, wolle es in diesem angehenden Rectorat an Licht und Recht niemals ermangeln lassen, damit diese löbliche Universität, wie bishero geschehen, auch künftig als ein heller Morgenstern in Europa möge angeschauet und gepriesen werden.

3) von Georg Rudolph von Kayn († 17..), Anhalt-Zerbstischem geh. Rathe und Kanzler.

Anrede an Kaiser Karl 6 (7 Jul. 1732 gehalten), bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades.

(Sie steht in v. Kayns gehaltenen Reden. Zerbst, 1738. 8. S. 39.)

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster römischer Kaiser, auch zu Hispanien, Ungarn und Böheim König,

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Bei Ew. Kais. Maj. lassen sich meines gnädigsten Herrn des regierenden Fürsten zu Anhalt-Zerbst Fürstl. Durchl. allergehorsamst empfehlen, und zugleich Dero innigstes Vergnügen, so Sie über E. Kais. Maj. continuirendes Allerhöchstes Wohlseyn empfinden, contestiren. Wie nun Ihro Fürstl. Durchl. alle Gelegenheit, wodurch dieselben Dero allerdevoteste Veneration zu Tag legen mögen, begierigst ergreifen; also haben Sie, sobald die Nachricht von Ew. Kais. Maj. glücklicher Ankunft in dem Karlsbade und dem Gebrauche dieses Badeorts eingelaufen, nicht angestanden, mich anhero zu schicken, und dazu allerunterthänigst gratuliren zu lassen. Was können auch getreueste Reichsfürsten und Patrioten mehr in Sinn und Gedanken haben, als vor das allerhöchste

Wohl und vor die Conservation Ew. Kais. Maj. geheiligten Person sorgfältig zu seyn. Und wodurch können dieselben Ihre aufrichtigste, treueste Devotion mehr zu erkennen geben, als wenn Sie von dem höchsten Gott E. Kais. Maj. alles Ersprießliche erbitten, und alles Gute aus getreuem Gemüthe anwünschen. So gehet demnach der herzliche Wunsch dahin: daß die Allmacht Gottes, welcher Ew. Kais. Maj. zu einem Beherrscher so vieler Reiche und Provinzien gemacht, und daher mit allen erforderlichen Gaben vollkommen versehen hat, Ew. Kais. Maj. bei immer florirendem Wohlergehen, ohne alle Veränderung conserviren, und zu dem Gebrauche des Karlsbades sein Gedeihen dergestalt geben wolle, daß, wie ehemals bei Gegenwart des glorwürdigsten Kaisers Karls 4 dieser Quell sich geöffnet und kund gemacht, auch daraus so lange Zeit ein so großer Segen geflossen; also der große Kaiser Karl 6 dadurch jetzt gesegnet, die Kräfte des Leibes und Gemüthes vermehrt, und die Gesundheit befestiget, folglich des ganzen röm. Reiches Wohlfahrt befördert werde.

Die von E. Kaiserl. Maj. mir vergönnte allergnädigste Admission erkenne ich, da ich nun zum drittenmale die Gnade habe, an den ersten und größesten Monarchen unter allen christlichen Potentaten abgeschickt zu werden, mit allerunterthänigstem Danke, und wie zu E. Kais. Maj. allerhöchsten Huld und Gnade meines gnädigsten Herrn Fürstl. Durchl. sich und die Ihrigen mit aller nur ersinnlichen Submission empfehlen; also unterwinde mich allerdevotest zu bitten, Ew. Kais. Maj. wollen auch auf mich einen Stral der unschätzbaren Gnade fallen lassen, und dadurch mich der allergrößten Glückseligkeit theilhaftig machen.

4) von Huldr. Sigism. Rothmahler (†17..), Churfürstl. Br. Lüneb. Rathe und Gräflich Stolberg. Kanzleidirector.

Bruckstück der Rede bei der Gräfl. Stolbergischen Erbhuldigung (5 Febr. 1705) im Amte Questenberg.

(Sie steht in Rothmahlers oratorischer Baumschule; Leipz. 1711. 8. S. 47.)

Ich weiß nicht, gnädigste Landesherren, ob ich beim Anfang dieser meiner mir gnädigst aufgetragenen Huldigungsrede die Unberedsamkeit meiner Lippen zuföderst in unterthänigstem Respect vorschützen, also die heisere Stimme zurückhalten, oder aber, diesem allen ungeachtet, den gnädigsten Befehl dem Vermögen vorziehen, und zum Trost an dieses Morale gedenken soll, daß der gute Himmel die Wohlredenheit als kein gemein Geschenke nicht einem jedweden darreiche, sondern nur denjenigen damit beseele, welcher, von dem Strale seiner Gerechtigkeit gerührt, solche Gabe als ein besonderes Opfer beehren, und dafür sich zum stetigen Schuldner verbinden kann. Gleichwie aber heute zu Tage ein lustreizender Tullius und blitzender Demosthenes in dem Lande der Sterblichen so leicht keinen Nachkömmling hinterlassen; also wird man um so eher mit der Strafe des Stammelns zu verschonen seyn, je gewisser es ist, daß alles in diesen Zeiten nur alte Reliquien und Rudera des längst vergrauten Alterthums an Tag lege, und denen jetzigen Menschen weiter nichts, denn ein seufzendes Andenken erworben habe. Ich führe bei solchem Discours, Sie, wertheste Aufmerkere, zu denen griechischen und lateinischen alten Poeten, welche die Alten der Welt nach denen Metallen in viererlei Zeiten abgetheilet, und das erste Alter des Saturni Reich, oder die güldene Zeit ge-

nennet, worin alles gut und vortrefflich, die Erde im besten Wachsthum, ja die Menschen entweder selbst wären unsterblich gewesen, oder sich doch verneuert und verjünget hätten. Durch welche Gedichte die alten Heiden, welche solches außer Zweifel aus denen Büchern Mosis genommen, dasjenige Leben abgebildet, so die Menschen vor dem Sündenfall genossen.

Das zweite Alter eigneten sie dem Jupiter, als des Saturni Sohn zu, und uenneten es die silberne Zeit, in Betracht, daß Silber geringer denn das Gold, und nach dem Sündenfall die Menschen immer mit Bösem schwanger gangen, und die vorige Einfalt und Aufrichtigkeit verbannet; daher denn das menschliche Elend staffelweise gestiegen, so daß die Alten das dritte Alter, welches auf die güldene und silberne Zeit gefolget, die eherne Zeit intituliret, worinnen die Gewaltthätigen und Gottlosen das Regiment geführet, woraus endlich das vierte Alter, die eiserne Zeit, gefolget, und die Bosheit, und in Sünden vertrunkene Menschen ihren letzten Durst in der Sündfluth löschen, und gar darinnen erbärmlich sterben und ertrinken müssen.

Sie wundern sich nicht, gnädigste Landesherren und übrige Hoch= Viel= und Werthgeschätzte Aufmerkere, daß ich im Anfange meiner Rede Sie in etwas in Nachdenken setze, was ich doch eigentlich mit denen vier Metallen, Gold, Silber, Kupfer oder Erz, und Eisen vor jetzo haben wolle, und wie endlich die Vergleichung heraus kommen werde. Denn wenn Sie nur noch ein wenig mich mit gnädigem und geneigtem Zuhören beseelen und vergnügen; so deucht mir, man werde, wohin ich ziele, zur Stunde erfahren, wofern ich offenherzig und in aller Modestie bekenne, daß, bei Aufschlagung vorher erzählten alten Heiden= und Poeten= Meinung mir derjenige Traum eingefallen, so der babylonische

Monarch Nebucadnezar einsten gehabt, und von dem Fürsten und Propheten Daniel errathen und ausgeleget worden. Ihm träumte, als sehe er ein großes Bild, dessen Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme von Silber, sein Bauch und Lenden von Erz, und seine Schenkel und Füße von Eisen und Thon.

Ob nun zwar genannter große Fürst Daniel diesen Traum von vier unterschiedlichen Reichen bereits ausgeleget, und es dabei sein Bewenden haben kann; so deucht mir doch, die im Anfange berührte Erzählung von denen vier Altern der Welt leide mit diesem Metalltraume eine gute Harmonie und Auslegung, wenn ich einen allegorischen oder verblümten Verstand unter diesem Bilde suche, und frei sage, es könne solches nicht sowohl auf die bekannten vier Monarchieen, als auch auf ein jedes Reich, Fürstenthum, Grafschaft und Land, es sey klein oder groß, insonderheit gezogen, und die edeln Metalle, woraus solches Bild bestanden, in gar feine Application gebracht werden. Das Haupt des babylonischen Bildes war von Gold. Gold ist aber das reinste und edelste Metall, welches vor allen andern den Vorzug mit Recht führt. Ich meine ja, aufmerksame Anwesende, große Landesherren seyen die höchsten und alleredelsten im Lande, und tausendmal theurer als Gold, indem hohe fürstliche und gräfliche Tugenden alles Metall in der Welt übertreffen. Ich will anjetzo nicht reden von dem Golde des wahren Glaubens und Religion, wormit hohe Regenten, wenn es recht seyn soll, prangen müssen; auch will ich nicht gedenken der Gerechtigkeit, noch weniger der Sanftmuth, am allerwenigsten der Mäßigkeit; sondern ich muß, soll und will dieses behaupten, daß wenn ein christlicher Regent das Gold des Hauptes in seiner Feine erhält, und also dasselbe in seiner Kraft und

Ehre bestehet; so kann denen Gebrechen der politischen Glieder gar leicht geholfen werden.

Die Brust und Arme des babylonischen Bildes waren von Silber. Wir verstehen nicht unbillig durch die Brust und Arme des politischen Bildes theurer Landesherren tapfere adliche und unadliche Räthe, Stände, Vasallen und Diener. Diese sind nebst dem Haupte die Vornehmsten. Sind sie gleich nicht von Gold, sintemal sie in der Hoheit und Botmäßigkeit weichen müssen; so sind sie doch von Silber, und nächst ihm die besten Gliedmaßen des politischen Körpers, welche, gleichwie das Haupt ohne Arme und Hände nicht bestehen kann, also auch, ex consensu, sowohl den Wohlstand ihres Hauptes mit genießen, als jezuweilen das Wehe mit empfinden, inzwischen aber von der Bescheidenheit seyn sollen, wenn sie von ihrem hohen Landeshaupte Gnade und Güte genießen, solches alles mit unterthänigem Danke zu erkennen, und daß das Silber dem Golde weichen müsse, jedesmal zu erwägen.

Ich schreite aber noch weiter zu dem Bauche und Lenden des babylonischen Bildes, welche von Erz oder Kupfer waren, wodurch im politischen Verstande Bürgerschaften, Innungen, Handthierungen und Commercien verstanden werden können. Nun ist gewiß, daß das Gold des Hauptes und das Silber der Arme ohne den Zusatz und Ligatur dieses Kupfers nicht zu Nutze gebracht werden mögen; auch wenn der Magen im menschlichen Leibe Mangel leidet, der Kopf und die Hände solches mit fühlen können. Allein dieses dienet billig auch zum Moral-Anhang, daß zwar hohe Obrigkeit und Dero Bediente vor die Conservation des Vaterlandes sorgen, die Unterthanen aber selbst Hand anlegen, und wie das Kupfer, ehe es gebraucht werden kann, viele Arbeit erfordert; also auch durch glaubiges Beten und fleißiges

Arbeiten um sich und die Ihrigen am meisten bekümmern, und wellen ein Unterschied zwischen Gold, Silber und Kupfer ist, eine billige Distinction machen, auch ihrem Haupte des Landes allen unterthänigen Respect und Ehre erweisen sollen.

Wir haben noch an dem babylonischen Bilde auf die Schenkel und Füße zu sehen, welche von Eisen und Thon waren. Wir halten das Eisen vor das geringste, doch nützlichste Metall, und verstehen an unserm politischen Körper dadurch das werthe Landvolk, so dem Ackerbau oblieget. Soll nun das güldene Haupt emporstehen; sollen die silberne Brust und Arme ihre Kraft behalten; soll das corpus der Städte und Handlung nicht verschmachten; so müssen die eisernen und thönernen Füße des gemeinen Mannes aufrecht erhalten, und also versorget und regieret werden, daß sie weder durch Faulenzerei verrosten, noch durch hartes Treiben gesprenget werden. Unterdessen kann sich hierbei der Landmann erinnern, daß wenn ihn ein Stein des Anstoßes, wie das babylonische Bild, treffen und wohl gar harte Geld- oder andre Pressung, da Gott vor sey, die Füße und Stütze seines Hausstandes wackelnd oder fallend machen wollte, selbiger jedennoch in Sachen, so weder das güldene Haupt des Landes, noch die Arme desselben ändern und wenden mögen, die Geduld zum Troste nehmen, Gott vertrauen und auf bessere Zeiten hoffen, inzwischen in seiner Unterthänigkeit, Treue und Gehorsam, so zu sagen, eisenfest beharren müsse.

Und so haben wir uns, aufmerksame Anwesende, in dieser Rede in Gold, Silber, Kupfer und Eisen verliebt, und wollen es bei der angehängten kurzen Anweisung bewenden lassen; vielmehr aber unsre gegenwärtigen Landesgötter unterthänigst beehren, und mit ihnen uns mit Mund und Herzen dergestalt vereinigen, daß

nichts anders, denn unum corpus et una anima, ein politischer Leib und eine Seele bis in Ewigkeit seyn soll. rc. rc.

46.

Beispiele der politischen Beredsamkeit aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

1) Rede des Königs Maximilian Joseph von Bayern, gehalten am 2 März 1825 bei Eröffnung der Ständeversammlung in München.

Meine Herren Reichsräthe und Abgeordnete! Liebe und getreue Stände des Reiches! Indem ich Sie heute um meinen Thron versammle, gebe ich Ihnen eine neue Bürgschaft für die Befestigung der von mir gegebenen verfassungsmäßigen Einrichtungen. Der erste sechsjährige Zeitraum der ständischen Wirksamkeit ist vorübergegangen. Wir dürfen mit Zufriedenheit auf das Gute zurückblicken, was während desselben gegründet worden ist. Die Zusagen, welche ich den Ständen im letzten Landtagsabschiede ertheilt habe, sind theils erfüllt, theils ihrem Vollzüge nahe. Manchen in der Mitte der Ständeversammlung zur Sprache gekommenen Anträgen hat noch nicht entsprochen werden können; doch werden sie meinem Augenmerke nicht entgehen. Die Entwürfe neuer Gesetzbücher, deren Bearbeitung ununterbrochen mit angestrengtem Eifer betrieben worden ist, haben durch den Aufschub, welchen ich der ständischen Berathung darüber gegeben, an vielseitiger und tiefer Begründung gewonnen. Einzelne dringende Abänderungen werden dadurch nicht aufgehalten seyn. Zu mehrern ist bereits die Ein-

leitung getroffen, und ihre Ausführung ist nicht fern. — Wo die verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände erforderlich ist, werden Ihnen die geeigneten Vorschläge mitgetheilt werden. Mit der Verbesserung und Vereinfachung der Gesetze wird die Vereinfachung des Organismus gleichen Schritt halten, welche von mir bezielt und von den Ständen gewünscht wird. Mein Minister der Finanzen ist beauftragt, Ihnen, nebst den Resultaten des Schuldentilgungswerkes der letzten Jahre, das Budget für die nächste sechsjährige Finanzperiode vorzulegen. Unmöglich können Ihnen die großen Schwierigkeiten verborgen seyn, welche in unsern Tagen die Erhaltung des Gleichgewichts in den Einnahmen und Ausgaben des Staates darbietet. Diese Aufgabe lösen zu helfen, fordert alle Ihre Einsicht, und die ganze Kraft eines dem öffentlichen Wohle ergebenen Willens. Die Bedrängnisse, welche meine treuen Unterthanen im Schooße des Friedens bei der Abnahme so vieler Erwerbsquellen erdulden, sind der Gegenstand meiner schmerzlichsten Sorgen. Den Unterhandlungen, welche, nach dem Wunsche der Stände, zur Erleichterung des Verkehrs begonnen worden sind, werde ich gewiß jeden mit Bayerns Wohle vereinbarlichen Vorschub heben. Aber bei der Unmöglichkeit, alle Ursachen jenes so weit verbreiteten, in Weltereignissen wurzelnden Uebels zu heben, müssen sich unsre Blicke unverwandt auf Entwickelung aller innern Kräfte richten. Gewiß versagen Sie Ihre thätige Mitwirkung in Fällen, wo dieselbe einzutreten hat, keiner Maasregel, welche geeignet seyn kann, der Aufrechthaltung des Privatcredits, der Belebung und Entfesselung des Fleißes, den erwünschten Erfolg zu sichern. Vorzügliche Sorgfalt gebührt den Anstalten für Erziehung und Unterricht, bei dem erweiterten Bedürfnisse der Bildung, und bei der tief gesunkenen Ergiebigkeit der

dieser Bestimmung gewidmeten Einkünfte. Als die Verheerung einzelner Gemeinden und ganzer Landesstrecken durch empörte Elemente mich im Laufe der letzten Jahre mit Leid erfüllte, ist mir der Trost geworden, daß der edelmüthige Sinn der Mitbürger Hülfe zu bringen bemüht war, wo die Kräfte der Regierung nicht zureichen konnten. So sind meine Bestrebungen von der Gesinnung meines Volkes jederzeit unterstützt worden. — Wo die Schwierigkeiten am größten sind, wird es unsrer Aller würdig seyn, in gleichem Geiste fortzuhandeln. — Es ist meinem Herzen Bedürfniß, meine Herren, ehe ich aus Ihrer Mitte scheide, die dankbaren Empfindungen laut an dieser Stätte auszusprechen, mit welchen mich die Aeußerungen der Treue und Liebe durchdrungen haben, durch die mein Volk bei der Feier meiner 25jährigen Regierung das Anerkenntniß meiner redlichen Vatersorge für sein Wohl an den Tag gelegt, und bei allen mein Haus betreffenden Ereignissen seine innige Theilnahme bewiesen hat. Vor wenigen Tagen war das 26ste Jahr verflossen, seit die Vorsehung mich auf Bayerns Thron berufen; mögen die kommenden Jahre meinem Volke Heil, meinen Bemühungen und Ihrer Mitwirkung lohnenden Erfolg bringen!

2) Rede des Freiherrn v. Aretin in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten des Königreiches Bayern am 28 Mai 1822 gehalten.

Meine Herren! Ich glaube, noch nie Ihre Geduld mißbraucht, nie anders als für die Rechte der Kammer und für die heilige Sache der Verfassung gesprochen zu haben; erlauben Sie mir in diesem feierlichen Augenblicke noch ein paar Worte über die Lage der Dinge bei unsrer Trennung. Wenn wir unsre zurückgelegte Laufbahn überblicken; so empfinden wir allerdings das loh-

nende Bewußtseyn, so viel Gutes bewirkt zu haben, als in unsrer Lage möglich war; aber wir fragen uns zugleich: warum war nicht ein Mehreres möglich? Wir stehen doch auf festem constitutionellen Boden; der Geist der Verfassung hat alle Stände des Volkes ergriffen; er ist selbst in die höhern Regionen gedrungen, und oben an steht ein erhabener Monarch, beseelt von dem reinsten Eifer für alles Große und Gute. Wie konnte es nun dennoch kommen, daß unsre Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den wir zu erwarten berechtigt waren? Welche lähmende Kräfte haben sich auf das Räderwerk der Verfassung geworfen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ursache hauptsächlich darin zu finden meine, daß so viele Staatsbeamte den Geist der von ihnen beschwornen Vrrfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe, oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freimüthige Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. Dieses muß in der Folge anders werden. Die Verwaltungsbeamten müssen einsehen lernen, daß sie sich über den Tadel so wenig zu beschweren haben, als der Richter über die Appellation, und daß man verfassungsmäßig sogar die Minister und Ministerien öffentlich tadeln kann, ohne dadurch der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Monarchen zu nahe zu treten. Sie müssen begreifen, daß die Behauptung, die Mancher von ihnen aufstellt: „der öffentliche Tadel in der Ständeversammlung mache nichts besser, er erbittere nur," die größte Beleidigung für sie selbst enthält, indem sie sich dadurch mit verzogenen Kindern vergleichen, die das, was sie

thun sollen, eben darum nicht thun wollen. Sie müssen endlich lernen, die Stimme des Volkes achten, das durch seine Abgeordneten zu ihnen spricht. Es ist wahr, die den Ständen verfassungsmäßig gestattete Redefreiheit ist für verschiedene Staatsbeamte unbequem, da sie jetzt gezwungen sind, zu widerlegen, wo sie zuvor unterdrücken konnten. Aber, meine Herren, hat man uns denn versammlet, um ihnen Bequemlichkeit zu verschaffen? Manchem macht eine Rüge, ein Widerspruch eine schlaflose Nacht. Sind wir denn hier, um sie auf Rosen zu betten? Möge der unconstitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen! Die constitutionellen — wir kennen sie und verehren sie hoch — ruhen sanft, und nirgends sanfter, als im Schooße der Verfassung. Die Opposition, meine Herren, ist von der Verfassung selbst aufgestellt, gleichsam als das öffentliche Gewissen der Verwaltung, das ihr anzeigt, wo und wie sie gesündigt. Sie ist das eigentliche Lebensprincip der constitutionellen Monarchie. Ueberhaupt, wenn man eine freie Verfassung in Gang gebracht, kommt es nicht mehr auf das an, was dieser oder jener will, sondern auf das, was die öffentliche Meinung will. Das Genie des constitutionellen Staatsmannes besteht darin, diese öffentliche Meinung zu erkennen, nicht damit er sie bekämpfe, sondern damit er ihrer Richtung folge. Will er sie unterdrücken; so wird er vom Strome der Gesinnungen und der Begebenheiten vertilgt, wie vom wohlthätigen Gewitterregen der Staub, wenn er sich auch himmelhoch emporgethürmt. Unsre Pflicht war es, der Verfassung getreu, gegen Alles, was uns als Willkühr oder als Kleben an alter Form erschien, unsern Widerstand an den Tag zu legen; und in der Erfüllung dieser Pflicht werden wir uns auch in Zukunft durch nichts irre machen lassen. Mit diesen Gesinnungen trennen wir

uns; mit ihnen werden wir uns wiederfinden. Ja, meine Herren, wir werden uns wiedersehen; denn nicht zu befürchten haben wir, daß den Feinden der Verfassung das nächstemal gelinge, was ihnen diesmal nicht gelang. Ich weiß wohl, es giebt in und außer Bayern Menschen, die kaum die Minute erwarten können, in welcher dieser Ständesaal geschlossen wird. Er werde nicht wieder eröffnet werden; wähnen sie; gleich dem Janustempel werde er ihnen den Frieden verkünden, durch sie verschlossen bleiben. So träumten sie auch vor drei Jahren; aber der Janustempel ward wieder eröffnet, und aufs neue begann der Krieg, der heilige Krieg gegen Willkühr und Selbstsucht, gegen Vorurtheile und Versunkenheit. Jetzt hoffen sie auf die nächsten drei Jahre; da soll eine solche Wendung der Dinge eintreten, daß alle Constitutionen ausgerottet werden. Allerdings werden die Dinge sich wenden, aber zum Heile der Menschheit, zum Besten der Verfassungssache, zur Beschämung ihrer Gegner. Wir Bayern, so wie alle Teutsche, ich möchte sagen, wie alle gebildete Völker des neunzehnten Jahrhunderts, können nur noch leben in der Atmosphäre der constitutionellen Monarchie; nur hier schöpfen wir Athem; nur diese Luft schlägt uns an. Man fordere von uns Opfer zur Aufrechthaltung der Constitution; willig werden wir sie darbringen. Aber man verlange nicht von uns, daß wir rückwärts schreiten; man verkümmere uns nicht den Genuß der freien Verfassung, deren wohlthätiges Wirken uns noch inniger mit dem geliebten Fürstenhause verbindet. Lieber untergehen wollen wir, als ihr entsagen. So denken, so empfinden alle Bayern; denn die Feinde der Verfassung sind keine Bayern. Vergeben Sie mir, meine Herren, die Wärme, die mich ergriffen hat; halten Sie aber auch diesen Eifer nicht ganz für unzeitig. Bei der ersten

Ständeversammlung vor drei Jahren war es vor Allem darum zu thun, der zarten Pflanze der Verfassung festen Boden, ihren Feinden keinen Anlaß zum Angriffe zu geben. Damals war Mäßigung, Zurückhaltung an ihrem Orte. Jetzt, da die Pflanze Wurzel gefaßt hat, da sie anfängt, sich zu befestigen, müssen auch wir fester auftreten, und mit Muth auftreten gegen die Umtriebe der Bösgesinnten, so wie gegen die nicht minder wirksame Gewalt der Trägheit, auf daß heilig bewacht werde das heilige Geschenk des Besten der Könige, und daß es ihm mit uns vereint zum Besten des Vaterlandes gelinge, zu unterdrücken die Willkühr, aufzurütteln die alte Schlafsucht, zu benutzen die herrlichen Kräfte der bayrischen Nation, und hinaus zu werfen aus der Staatsmaschine die faulen Räder, die das frische Staatsleben in Stocken gebracht. Dann, meine Herren, dann werden wir, gleichwie die Kundmachung der Verfassung allenthalben mit Jubel aufgenommen ward, als wäre sie erst die Thronbesteigung des Fürsten, so auch ihre Belebung, ihre Erstarkung feiern als eine neue Wohlthat, mit verdoppeltem Danke gegen den doppelten Wohlthäter!

3) Rede des Großherzogs Ludwig von Baden, bei Eröffnung der (ersten) Ständeversammlung am 22 Apr. 1819.

Edle Herren und liebe Freunde! Mit einem erhebenden Gefühle sehe ich mich heute zum erstenmale umgeben von den Stellvertretern eines treuen Volkes, das ich in meinem Herzen trage. Durch Sie gelangen nun seine leisesten Wünsche zu mir; ich werde sie gern anhören, und, wenn sie geprüft sind, erfüllen. Meinem in Gott ruhenden Herrn Neffen und Regierungsvorfahren gehört das erhabene Verdienst, dem Lande eine Verfas-

sung gegeben zu haben, dem Throne zur Stütze, und Allen zum Schutz. Heil dem Andenken des Verklärten. Er hat ein schönes unauflösliches Band zwischen Fürst und Volk geschlungen. Was er zu vollenden wünschte, ward ich berufen, zum Ziele zu führen; ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eine Verfassung bald möglichst ins Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit so einstimmigem Danke und von dem Auslande selbst mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Heilig sey uns der Sinn, so wie der Wortlaut der Verfassungsurkunde! In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl suchen, und auf ewige Zeiten begründen. Ich werde Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft handhaben, und die Constitution bis auf den letzten Buchstaben gewissenhaft erfüllen; darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Fürstenwort. Meine Minister und Staatsräthe werden Ihnen die innere Lage unsers Landes, seine Verhältnisse nach außen, seinen Finanzzustand, und die Plane zu dessen künftiger Verbesserung klar und unumwunden vor Augen legen. Noch sind Wunden zu heilen, von einer verhängnißvollen Vergangenheit geschlagen; vielleicht — warum soll ich es nicht offen bekennen — manches Uebel, das traurige Vermächtniß vorübergegangener Uebermacht, auszurotten. Nur müssen wir die Gegenwart nicht die ganze Vergangenheit büßen lassen; dazu sind die Kräfte zu sehr erschöpft. Der glücklichern Zukunft muß ein Theil der Lasten vorbehalten bleiben. Ich fühle die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, um meinem Lande jenen Grad von Wohlstand zu verschaffen, den ich ihm wünsche; allein mit einem Volke, das mir in den wenigen Monaten meiner Regierung schon so rühmende Beweise von Liebe und Zutrauen gegeben, mit so würdigen Stellvertretern der Nation, kann ich nichts für unmöglich hal-

ten. Meine Herren! Das Vertrauen eines schönen Landes ruht auf uns; möge der Segen Gottes unsre Arbeiten zum Gedeihen des Ganzen leiten! Das öffentliche Wohl wird die große Sorge meines ganzen Lebens bleiben! Was Sie von dem wärmsten Freunde des Vaterlandes fordern können, dürfen Sie mit Zuversicht von mir erwarten; aber ich zähle auch auf Ihre Weisheit, auf den Frieden Ihrer Gesinnungen, und auf die Treue Ihrer Herzen. Ich rufe Sie nun auf, den Eid zu schwören, den die Constitution vorschreibt, und den Ihnen mein Staatsminister vortragen wird.

4) Rede des Prof. und Hofr. v. Rotteck (eines Katholiken) am 22 Mai 1819 in der ersten Kammer der Badenschen Ständeversammlung gehalten.

Der Gegenstand meines heutigen Antrags ist von zarter Berührung, weil er unmittelbar ein kirchliches Interesse betrifft, worüber den Laien zur Zeit noch keine anerkannte zählende Stimme zusteht, und weil er allernächst nur die Katholiken angeht, die Versammlung aber der Confession nach gemischt, und die Regierung protestantisch ist. Indessen ist vielleicht die Zeit nicht fern, worin den Laien das ihnen naturgemäß gebührende Recht der Theilnahme am Kirchenregimente — analog der Concurrenz der Landstände zur bürgerlichen Gesetzgebung — wieder zufallen dürfte; und dann giebt es Principien von so allgemeiner Bedeutung, daß Protestanten und Katholiken sich zu deren Vertheidigung unter Eine Fahne brüderlich sammeln mögen. Welches Ereigniß es gewesen, welches Se. Königl. Hoheit den höchstseligen Großherzog veranlaßte, als entschlossener Beschützer der Rechte und der Selbstständigkeit unsrer katholischen Landeskirche aufzutreten, ist in unser aller frischem und traurigem

Gedächtnisse. Das in der Natur und in positiven Gesetzen so wohlbegründete und so kostbare Recht der einheimischen Wahl eines einheimischen Kirchenvorstehers wurde gekränkt, und in der Wurzel angegriffen durch willkührliche Einsprache der römischen Curie. Der Mann des Vertrauens und der Liebe aller Wohlgesinnten, Allen ehrwürdig durch Geist und Gemüth; der langjährige, treue, wohlthätige, unermüdete Verwalter des größten Theils unsrer katholischen Landeskirche, und endlich, nach dem Tode des Oberhirten, durch canonische Wahl zum Bisthumsverweser ernannt, ward verworfen durch einen Machtspruch der Curie ohne Form und Recht, und zwar unter Beschuldigungen, welche theils durch offenbare Nichtigkeit, theils durch vage Unbestimmtheit in sich selbst zerfallen, und zugleich durch die Härte ihres Ausdruckes und durch öffentliche Bekanntmachung zur gerechtesten Beschwerde auffordern. Doch längst ist durch die gründlichsten Darstellungen erwiesen, und der Welt zur Genüge bekannt, wie so ganz ermangelnd jeder rechtlichen Begründung, ja dem klaren Buchstaben selbst des Tridentinums entgegen, das Verfahren des römischen Hofes hier gewesen, und wie so vollkommen übereinstimmend mit den natürlichen und historischen Kirchenrechten und Gesetzen, das Widerstreben des Beleidigten, und der ihm wiederfahrne Staatsschutz sey. Auch habe ich bei meinem Antrage keinesweges die Persönlichkeit des Freiherrn von Wessenberg im Auge, sondern blos die Sache, insofern sie mir als allgemeine Beschwerde für die katholische Landeskirche, ja für die teutsch-katholische Nationalkirche, in beider Rücksicht aber auch als Gesammtbeschwerde für das badensche und teutsche Vaterland erscheint. Aber auch hier ist jede Ausführung überflüssig für alle, welche sehen können und sehen wollen. Das Princip, aus welchem das Benehmen der Curie gegen den

Freiherrn von Wessenberg stoß, feindet überhaupt das freie Wahlrecht unsrer katholischen Landeskirche, und mit ihr auch aller andern, also den Grundpfeiler der Selbstständigkeit jeder Landes-, ja der ganzen Nationalkirche des katholischen Teutschlands an. Es strebt darnach, unsre bischöfflichen Sitze auf directem oder indirectem Wege allmählig in die Gewalt römischer Vicarien, d. h. bloßer Gewaltsträger des Papstes zu geben, das Panier ultramontanischer Lehren siegreich im ganzen katholischen Teutschlande aufzupflanzen, und den vorangeschrittenen Geist eines erleuchteten Zeitalters in möglichst beschleunigtem Rückgange wieder unter das Joch Isidor'scher Verfälschungen und Hildebrand'scher Gewalt zu zwingen. Freilich ein kühnes Unternehmen! Alles kommt auf die Richtung an, welche in dem heutigen verhängnißschweren Augenblicke dem Laufe der kirchlichen Dinge gegeben wird. Führt eine Richtung zum Unheile; so muß, wie entfernt dieses noch scheine, gegen sie mit Kraft und unnachgiebiger Entschlossenheit angekämpft werden. Blicket zurück in die frühern Jahrhunderte, und betrachtet den Anfangs unscheinbaren, dann mächtig emporsteigenden, zuletzt alles überragenden Bau der päpstlichen Herrschaft! Oder blickt nur umher in der Gegenwart, nur über die Alpen hinüber ins italische Land, oder nach Spanien, und erschreckt über die Früchte der über den Geistern lastenden Priestermacht! Sollten die Tage der hoffnungsreichen politischen Wiedergeburt, die Tage der Verkündung lebensfroher bürgerlicher Freiheit, sollten sie verdüstert werden durch die Schatten eines abermals emporstrebenden Hildebrand'schen Baues! Laßt die Curialisten nur Einen entscheidenden Sieg gewinnen, und dann leistet Verzicht auf Lehr- und Lernfreiheit, auf freudige Entwickelung eingebohrner Lebenskeime, auf die aufrechte Geistesstellung, leistet Verzicht selbst auf den Segen

liberaler bürgerlicher Verfassung — als welche nur gedeihen kann unter Geistesfreiheit — und auf bürgerlichen Wohlstand, als welcher bedroht wird durch lähmenden Aberglauben und römische Besteuerung! — Aber die Gefahr ist ja abgewendet; so höre ich sagen. Es ist geschehen von Seiten der Staatsgewalt, was geschehen sollte und konnte; es wird auch ferner geschehen. Warum die Sache so öffentlich in Anregung bringen, und eine kirchliche Sache verhandeln vor den bürgerlichen Ständen? — Daß alle Gefahr verschwunden, dem Rechte die volle Anerkenntniß gesichert, die kirchliche Selbstständigkeit auf dauernde Grundlagen befestigt sey; dessen mögen wir uns nicht rühmen. Einstweilige Beruhigung für die Gegenwart, und gerechte Hoffnung für die Zukunft haben wir; aber noch müssen wir uns hüten vor dem Schlummer der Sicherheit, und hochwichtige Gründe sind es, die uns zur Selbstthätigkeit auffordern. Mit Trauern laßt uns bemerken, daß die größte Gefahr von innen komme! Leider giebt es im Lande eine nicht kleine Parthei von Finsterlingen — theils Schwachköpfen, theils Verschmitzten — welche den ultramontanischen Grundsätzen huldigen, und gar gern eine allgemeine Huldigung derselben bewirken möchten! Viele mit aufrichtigem Sinne, — als Opfer der eignen Beschränktheit oder der fremden Bearbeitung, — predigen den blinden Gehorsam gegen die Dictate Roms, unfähig den Unterschied zu erfassen zwischen gesetzmäßiger Oberaufsicht und angemaßter Herrschergewalt. Andere, meist die Lenker der ersten, fröhnen schnöder Selbstsucht, indem sie das römische Joch empfehlen. Von dort aus erwarten sie für sich kirchliche Ehre und Gewalt; und so hoffen sie, werden jene Nachtpflanzen wieder gedeihen, welche sie ihr Lebelang sorgfältig gepflegt haben, und die zu ersterben drohten im verhaßten Sonnenglanze! Nach



ihrer Ansicht wäre verwerflich, wer nicht in allem dem römischen Machtspruche sich fügt, wären die edelsten Fürsten, selbst ein Ludwig der Heilige, verwerflich, weil sie die Freiheiten ihrer Landeskirche gegen die ungemessenen Ansprüche des päpstlichen Stuhles schirmten. Diese Menschen gehen herum im Volke mit gleißendem Blicke und Worte, und verkünden Gefahr für das Seelenheil, weil nicht das Mönchsthum mehr blüht, weil den Priestern zu denken erlaubt ist, und weil bei kirchlichen Verrichtungen mitunter die Muttersprache, statt der lateinischen, ertönt. Diese Menschen sind die wahren Urheber der Spaltung gewesen, durch ihre bösen Angebereien und täuschenden Berichte. Jetzt verstärken sie sich durch eifrige Werbung, sammeln, erschleichen, erpressen Unterschriften für die finstern Petitionen, womit sie die Regierung behelligen, und drängen sich in die Nähe des Fürsten, um seine Standhaftigkeit durch böse Einflüsterungen zu erschüttern. Wie leicht wäre möglich, daß dieser edle Fürst, persönlich einem andern Cultus angehörig, und nicht hinlänglich vertraut mit der herrschenden Gesinnung der Katholiken seines Landes, daß er, voll zarter Schonung selbst für die Vorurtheile derselben, in seiner Beharrlichkeit nachließe gegen die Bestrebungen Roms, und indem er den Wunsch der Mehrzahl seiner Katholiken zu erfüllen gedächte, die Gesammtheit in die gerechteste Trauer stürzte. Er soll es wissen aus der lautersten Quelle, aus dem Munde der Volksvertreter soll er es wissen, daß wir den Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche, als Erhalter der Einigkeit und Wächter des Glaubens pflichtmäßig und innigst verehren, aber daß wir darum nicht minder die Selbstständigkeit unsrer Landes- und der teutschen Nationalkirche als ein kostbares Gut achten, und nach Kräften zu behaupten entschlossen sind. Auch das Ausland soll

es wissen, daß wir ein römisches Missionsland zu seyn verschmähen. ꝛc.

47.

Fortsetzung.

1) von Fichte († 1814).

Bruchstück aus s. Reden an die teutsche Nation. Berl. 1808. 8. S. 454. *)

— Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammen berufen worden seyd, wie heute; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Teutsche. Ihr seyd zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey, und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit; so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft; Entehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken; so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch, und um euch herum, ein Geschlecht aufblühen,

*) Es darf nicht vergessen werden, daß Fichte diese Reden zu Berlin im Winter von 1807 auf 1808 — anderthalb Jahr nach der Stiftung des Rheinbundes, ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden — hielt.

das euch und den Teutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den teutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben; ihr sehet diese Nation als Wiedergebährerin und Wiederherstellerin der Welt. Bedenket, daß ihr die letzten seyd, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Teutschen als Eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre, gemacht werden durch eine uns unbekannte, und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigenthümliche Zeit des Menschen machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Zwar in welchem hohen oder niedern Grade es uns übel gehen wird; dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll; dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlseyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen.

Dies ists, was ihr zu thun habt. Dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu ge-

hören, halte dafür, daß ihr noch fähiger seyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme, und verdichtet sie durch klares Denken; macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte. Wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken; euer Geist wird in stets erneuerter Frischheit sich wiedergebähren, und euer Charakter feststehen, und ohne Wandel.

Diese Reden beschwören euch Alte. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehende; alles, außer ihr selbst, stimmt überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, so wie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das Bessere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende

Kraft aller Verbesserungen! Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anreizen zur Verbesserung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts seyn solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen; so seyd ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben. Es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt. — Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben; so wächst die Klarheit, und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich herauf zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Euch Alte und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu seyn begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dies alles nur vornehm verachtetet! Ihr hieltet die Männer, die dergleichen lieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns, oder der Rath, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen; aber ihres innern Herzens

wahrhafte Meinung war die, daß ihr, mit wenig Ausnahmen, seichte Schwätzer seyd und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortschleicher im alten Gleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That Lüge. Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft; laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gingt oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe; dies ist eine ewige Wahrheit. Zwischen dem Begriffe jedoch, und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben, liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen, ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. — Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der

Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallende Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Denkt ihr nicht alle so; giebt es unter euch noch Bessergesinnte; warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Diese Reden beschwören euch, lehrt euch selbst achten, und zeigt in euerm Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten.

Diese Reden beschwören euch **Fürsten Teutschlands**. Diejenigen, die euch gegen über so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler. Sie sind arge Verläumder eurer selbst; weiset sie weit von euch. Möchte doch die Stimme dieser Reden durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühle darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit, und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu seyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr

sie doch unbemerkt beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen, dem verborgenen Leben dieser Stände betrachtend folgen können. Gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne.

Euch Teutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist. Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten kommen. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen; dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine

Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft.

Es beschwören euch eure noch ungebohrnen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen. Wie das nächste Geschlecht seyn wird, das von euch ausgehen wird; also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden; beschwöret euch, seine Ehre und sein Daseyn zu retten. Ob jene Recht behalten sollen, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seyen keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, — oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzen-Leben hinschlummern, und jedes Auffluges in höhere Welten spotten; — darüber ein Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken durch ihre eigne Unwürde, und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was

in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit; so seyd unter allen neuen Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwickelung derselben aufgetragen worden ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde; so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Es ist daher kein Ausweg. Wenn ihr versinkt; so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer dereinstigen Wiederherstellung.

2) vom geheimen Rathe **Rehfues** zu Bonn. Bruchstück aus s. **ersten Rede an das teutsche Volk.** Teutschland, 1814. 8. S. 27.

(Der Vf. schilderte in diesen gediegenen Reden die nächsten Folgen der französischen Revolution für Frankreich selbst, so wie für das übrige Europa, besonders aber die Nachtheile der Regierung Napoleons.)

— — Es ward die französische Nation auf allen Seiten mit Denkmalen einer Größe umgeben, die sie, obgleich mit ihrem Herzblute erkauft, als Wunderdinge begaffte; mit Denkmalen einer Größe, von der den Franzosen auch gar nichts zu Gute kam, als das hohle Wort, welches sie die **große Nation** nannte. Aber auf daß der entehrten, durch die Revolution ohnedies in wissenschaftlicher und moralischer Bildung tief vernachlässigten, Generation kein Geschlecht nachwachse, welches die getäuschten Hoffnungen und die Schande seiner Väter rächen könnte, mußte das Palladium alles Volksglückes, Erziehung und öffentlicher Unterricht, von seinem Altare herabsteigen, und das elende Werk des Despo-

tismus verkleistern helfen, damit aller freie Sinn, alle Möglichkeit einer selbstständigen Anregung der Geister und der Rückkehr einer wahren Kenntniß der Dinge im Aufkeimen zerstört, und das heilige Geschäft der Menschenbildung zur niedrigen Abrichtungskunst von Bürgern verkehrt würde, die zu nichts fähig sind, als abwechselnd, wie es der Staat braucht, den Boden mit ihrem Schweiße zu netzen, oder mit ihrem Blute zu düngen. Die Thaten des Kaisers mußten der französischen Jugend die Weltgeschichte, die Ergebung in seinen Willen die Kenntniß vom Natur- und Völkerrecht, von innerer Gesetzgebung und Staatsrecht vertreten. Aber zur Entschädigung für die tiefe Verachtung, mit der die Regierung ihr Volk behandelte, lehrte man die französische Jugend die übrigen Nationen verachten. Alle alte Sprachen wurden aus ihrem Unterrichte verbannt, weil sie von Harmodius und Brutus, von Cato und Aristid, von Trajan und den Antoninen reden. Von neuern Sprachen sollte sie nichts wissen, weil sie dadurch nur zu den gefährlichen Schätzen der Wahrheit gelangen konnte, welche, nicht von dem Argusblicke der französischen Polizei erreicht, bei andern Völkern übrig bleiben mußten. Nur Eine Sprache gebrauchte der Franzose, damit ihm die Verachtung der übrigen Nationen um so leichter wurde, damit seine Regierung all sein Denken um so bequemer in den engen Raum verschließen konnte. Und auf daß der Plan des Kaisers, die Menschheit in die Finsterniß der Barbarei zurück zu stoßen, desto eher gelänge, mißtraute er selbst dem Lichte, das seinen Thron erhellte, und wollte, durch Zerstörung aller andern Geisteskraft, auch das Licht seiner Nation mit allen andern Sonnen der Cultur einer ganzen Welt auslöschen!

Solche Absicht zu verbergen, hatte er lange schon nicht mehr der Mühe werth geachtet, und der Mann, welcher

die Inquisition zerstört hat, ward auch dieses Ruhmes durch Censurgesetze verlustig, die im Worte schon alles übertreffen, was in den unduldsamsten Zeiten auf ähnliche Weise zu Rom gegen den Menschenverstand gesündigt wurde. Das alte Recht der Menschen, einen edlen Gedanken zum Gemeingute zu machen, ward zu einer bloßen Vergünstigung, und die Herausgabe jedes Buches, von der Elbe bis an die Tiber, — und bald auch von dem Niemen bis an den Tajo, wenn die Sieger an der Moskwa, bei Vittoria und bei Leipzig nicht die Menschheit gerettet hätten, — erforderte erst die Erlaubniß einer Pariser Behörde, und eine Menge von Förmlichkeiten, die allein schon hinlänglich waren, alle literarische Betriebsamkeit zu zerstören. Die Censur eines großen Theils von Europa lag in den Händen weniger Menschen, die aus Geschäftsdrang, aus Unwissenheit und Leichtsinn, das Resultat vom ganzen Leben eines Denkers ungelesen verstümmelten.

Damit war indeß das große Werk der Verfinsterung erst angefangen, und nur dafür gesorgt, daß der menschliche Geist in Zukunft kein Denkmal mehr aufzustellen vermöchte, an welchem sich die Nachkommen zu hohen Gedanken begeistern, zu kraftvollen Empfindungen und Vorsätzen stärken konnten. Aber noch standen jene herrlichen Monumente, welche im Laufe der Vergangenheit von den edelsten Geistern errichtet worden waren, um die ewigen Worte der Wahrheit, des Menschenrechts und der freien Untersuchung aller menschlichen Interessen den spätesten Zeitaltern zu verkündigen und zu erhalten. Auch diese köstlichen Denkmale der Völker, welche den heiligen Gemeinschatz der Menschheit bilden, wurden in der Stille untergraben, und manches Symptom verrieth die Annäherung einer Zeit, welche vom Tacitus, Montesquieu und Johann von Müller höchstens nur Bruch-

stücke lesen dürfte. Ja es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß gewisse Operationen der französischen Regierung auf die künftige Proscription eines jeden Werks hinzielten, welches einen Sklaven erinnern konnte, daß alle Menschen frei gebohren werden. — In den feinern Künsten des Despotismus liegt das tiefste Geheimniß seiner Verderblichkeit verhüllt, und was eine Regierung für die Herabwürdigung der Menschheit, für die Entehrung des Nationalcharakters und für die Unterdrückung der Denk- und Rede-Freiheit thut; das schlägt durch seine unermeßlichen Folgen Wunden, welche Jahrtausende nicht zu heilen vermögen, und an denen Griechenland und Kleinasien, Aegypten und Nordafrika eine halbe Weltgeschichte fortbluten müssen. Ein solches Schicksal war der französischen Nation und mit ihr ganz Europa bereitet, bevor die Völkerschlacht bei Leipzig den teutsch-russischen Lorbeer in die Schale der Menschheit warf, daß die Schale des einzelnen Ehrgeizigen, wie ein Pfeil, in die Höhe schnellte. rc. rc.

3) vom geh. Rathe v. Feuerbach.

Bruchstück der Antrittsrede desselben, bei s. Einführung als erster Präsident des Appellationsgerichts zu Anspach, am 22 Apr. 1817.

Die hohe Würde des Richteramts.

Indem ich in dieser mir feierlichen Stunde zum erstenmale in Ihre Mitte trete, fühle ich das Innerste meines Gemüths von der Größe des Berufs durchdrungen, für welchen wir in diesem Tempel der Gerechtigkeit vereiniget sind. — Gerechtigkeit — ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf, — sie, die Staatsgründerin, die alles Er-

haltende! die Beschützerin des menschlichen Geschlechts, und alles dessen, was der Menschen Kraft an Wahrem, Gutem und Nützlichem erstreben und erlangen mag — sie, als innere Tugend die erste, ohne die keine andere zu denken ist; als Ordnerin der äußern Verhältnisse des Lebens die höchste, ehrwürdigste Gewalt, welcher alles andere sich dienend unterordnen, auf welche alles Uebrige als bloßes Mittel auf seinen letzten Zweck sich beziehen muß.

Ob es zu den Aufgaben der Regierung eines Staates gehöre, das vorzugsweise genannte öffentliche Wohl durch positive Anstalten zu gründen, zu fördern und durch besondere Behörden von oben herab zu verwalten, wird von vielen Denkern geläugnet, welche dafür halten, das öffentliche Wohl sey nur in den Einzelnen, werde also von denen, die es zunächst angeht, am besten erkannt, am sichersten besorgt, am allertreuesten verwaltet. Den glücklichen Mustervölkern der alten Welt waren eben sowohl Polizeien als Verwaltungsbehörden im Sinne der neuern Zeiten gänzlich unbekannt; und noch vor unsern Augen steht das erste, vor allen andern neidenswerthe Volk unter den Völkern Europens, der Britte, ohne alle vom Staate angeordnete Verwaltungsbehörden, ja sogar fast ohne alle eigentliche Staatsbeamten, blos durch die Kraft des bürgerlichen Gemeinsinnes, auf einer Höhe des Wohlstandes, innerer Größe und Herrlichkeit, welche noch kein andrer Staat auf seine Weise auch nur von fern zu erreichen vermocht hat.

Aber das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich, kein bürgerlicher Verein selbst nicht in bloßer Einbildung zu denken ist; die Hoheit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur schon ihren ersten König, den Hausvater, ausgerüstet; das heilige Band,

welches den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten, selbst den morgenländischen Unterthan-Knecht unter seinem Gewaltherrscher zur Pflicht und Gehorsam einiget; die Gottheit, welche Menu's Gesetz dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite, und ihn bewache, wenn alle andere Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche, gegen die Seinen edel treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regentenweisheit rühmte: dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen an der Themse, wie am Niger und am Ganges, jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, ist die Gerechtigkeit und jene Gewalt, durch welche sie besteht und geltend wird.

Die Zwecke, welche das sogenannte Staats**wohl** bestimmt, sind, gleich den Mitteln zu demselben, nach Ort und Zeit verschieden, — veränderlich, wandelbar, je nachdem die Umstände sich gestalten, welche zu lenken nicht in des Menschen Hand gegeben ist. Auf fester Erde sind die Säulen unsers Tempels gebaut; wir haben nichts zu erringen, nichts zu erschaffen; wir haben nur zu schützen und uns anvertraute Heiligthümer zu bewahren. Was uns zu unserer Bestimmung führt, ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach allen Richtungen um sich herblickende forschende Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird, — sondern allein jener **einfache Sinn**, der nirgends hin als hinauf zum Gesetze und von da zur That herunter blickt; jene **Rechtlichkeit der Gesinnung**, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; und dann **jener tapfere Muth des Willens**, welcher mit seinem, unter keinem Einflusse ermat-

tenden, durch keine Gewalt zu beugenden, starken Arm die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewichte hält.

Die Gerechtigkeit, obgleich mannigfaltig in ihren Formen, verschieden in ihren Gegenständen nach Ort und Zeit, ist gleichwohl an und für sich überall nur Eine und dieselbe; gleich in ihren Forderungen, wie in ihren Pflichten. Darum eben ist sie die Grundlage jedes Staates, der Schlußstein, der dessen Mauern hält, die Hauptsäule, die sein Gewölbe trägt. So lange noch diese Tragwerke unversehrt auf festem Grunde aufwärts stehen; so lange ist das Gebäude eines Staates noch wohlbestellt, und wenigstens keine Gefahr, daß dasselbe ohne große äußere Gewalt, blos wegen eigener Gebrechen, morsch in sich selbst zusammen sinke.

Dieses sind meine, der Seele Innerstes durchdringende, Ueberzeugungen von der Heiligkeit des Rechts und des Richteramtes hoher Würde. Diese Grundsätze habe ich in allen Verhältnissen meines Lebens in Wort und That behauptet; sie im Geiste und Herzen trete ich in Ihre Mitte. Daß mein Wille nie von dem Gesetze abfallen werde, welches ich selbst in jenen Ueberzeugungen über mich ausgesprochen habe; dieses weiß ich, und betheuere es, indem ich hiermit feierlich meines Eides mich erinnere. Daß meine beschränkte Kraft nicht immer die Größe meiner Pflichten und Vorsätze erreichen möge; — diese Besorgniß allein ist es, welche mich demüthigend niederschlägt. Doch, ich blicke um mich her auf Männer, die in diesem hohen Gerichtshofe um mich versammlet sind, und dieser Blick giebt mir wieder erhebenden Muth in dem Gedanken: daß mit gleichgesinnten Männern selbst das Größte leicht zu vollbringen ist! Meine Herren! ich kannte und ehrte die Meisten von Ihnen, noch ehe mein Auge Sie gesehen; wir

haben in gleichem Geiste für gleichen Zweck gewirkt, noch ehe das Band eines gemeinschaftlichen Amtes uns so eng vereinigt hatte.

Erlauben Sie mir noch einige Worte, welche mein besonderes Verhältniß zu meinen Berufszwecken zunächst berühren.

Als die erste Pflicht, welche die Gerechtigkeit ihren Pflegern auferlegt, achte ich die gründiiche reife Ueberlegung, welche dem Gewissen für die Wahrheit und Rechtlichkeit der Entscheidung bürgt. Als zweite Pflicht achte ich, daß der Rechtsuchende sein Recht, so viel möglich, in der kürzesten Zeit erlange. Ein verspäteter Rechtsgewinn ist öfters so schlimm, oft verderblicher, als ein zeitiger Rechtsverlust. Aber alle Ordnung des Rechts wird verkehrt, wenn nicht die zweite Pflicht durch die erste sich beschränkt. Nicht zögern ist Richterpflicht; aber eben so gewiß: nicht eilen. Daß auch künftig Niemand diesen hohen Gerichtshof einer Verletzung oder Vernachlässigung der einen oder andern dieser Pflichten mit einigem Scheine des Rechts zeihen dürfe; dafür bürgt mir Sinn und Geist der Männer, welchen hinfort anzugehören, mein schönstes Glück, meine höchste Ehre ist. Und daß dieser Geist hier nicht sterbe, noch ermatte; darüber will ich wachen mit Ernst, mit Treue und Liebe.

---

4) Die Ergänzungsklasse der gemischten Reden.

48.

Begriff der gemischten Reden.

So wie in der Darstellung des Gesammtgebietes der Sprache der Dichtkunst, bei der Einthei-

lung der einzelnen Dichtungsarten, die Annahme einer Ergänzungsklasse (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Erzeugnisse nöthig ward, die nicht ohne Zwang unter die aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen gebracht werden konnten; so tritt dieselbe Nothwendigkeit bei der Eintheilung der einzelnen Erzeugnisse und Formen in der Sprache der Beredsamkeit ein, inwiefern eine bedeutende Zahl einzelner Reden, die in der Sprache vorhanden sind, weder den religiösen, noch den politischen Reden ohne Zwang ein- und untergeordnet werden können. Für diese gemischten Reden wird daher eine Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufgestellt.

49.
Gattungen und Arten der gemischten Reden.

Als einzelne Gattungen und Arten der gemischten Reden kündigen sich an:

1) die akademischen Reden. Mehrere teutsche Staaten haben, nach dem Vorgange Frankreichs unter Ludwig 14, in ihren Hauptstädten sogenannte Akademieen der Wissenschaften (z. B. Preußen in Berlin, Bayern in München), deren Bestimmung von der Bestimmung der Universitäten dadurch sich wesentlich unterscheidet, daß sie die Wissenschaften nicht in zusammenhängenden und fortlaufenden Vorträgen studirenden Jünglingen mittheilen, sondern, als abgeschlossene Gesellschaften von gelehrten Männern aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, die Wissenschaften selbst durch neue Entdeckungen und Ansichten fortbilden, und diese neuen Ent-

deckungen und Ansichten in Reden, die sie in der Mitte ihrer Versammlungen halten, aufstellen und zur Prüfung und weitern Verbreitung niederlegen sollen. — Abgesehen von den Eintrittsreden neuer Mitglieder in solche Akademieen der Wissenschaften, und von den sogenannten Lobreden (eloges) auf ihre Amtsvorgänger, tragen die meisten der sogenannten akademischen Reden mehr das Gepräge von Vorlesungen oder Vorträgen auf Universitäten über irgend einen besondern Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, als den rednerischen Charakter, zu welchem, außer der logischen und ästhetischen Durchführung des Gegenstandes, nothwendig eine mit Bestimmtheit sich ankündigende Wirkung auf das Bestrebungsvermögen gehört.

Zu den gemischten Reden, die weder zunächst zu den religiösen, noch zu den politischen Reden gerechnet werden können, gehören

2) die auf Universitäten gehaltenen Reden. Unter diesen Reden können nicht die sogenannten Vorlesungen — richtiger die Vorträge — über einzelne Wissenschaften und deren Gebiete verstanden werden, welche bereits in dem Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, unter der Gattung des Lehrstyls (Th. 2. S. 77), nach ihrem stylistischen Charakter aufgeführt worden sind. Denn diese Vorträge, wodurch das Gebiet einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft vollständig ausgemessen, erschöpfend durchgeführt, und dem Kreise der Erkenntniß studirender Jünglinge eröffnet werden soll, dürfen nicht das Gepräge des rednerischen Styls an sich tragen, sobald sie ihre Bestimmung erreichen sollen, die zunächst

auf Belehrung des Verstandes und der Vernunft, und nicht auf Belebung des Willens zu Entschlüssen und Handlungen berechnet ist. — Allein verschieden von diesen fortlaufenden und den Umfang einer Wissenschaft gleichmäßig und vollständig behandelnden Vorträgen, werden auf den Hochschulen Teutschlands auch besondere Reden bei feierlichen Gelegenheiten gehalten; z. B. bei dem Antritte eines Lehramtes; bei der Uebernahme oder Niederlegung des Decanats und Rectorats; bei Ertheilung akademischer Würden; bei der Anwesenheit des Landesfürsten oder andrer fürstlicher Personen; bei dem Tode regierender Häupter, oder verdienstvoller Lehrer u. s. w. Diese Universitätsreden sind nun, ihrem Stoffe nach, gemischte Reden, indem sie weder zunächst den religiösen, noch zunächst den politischen Reden untergeordnet werden können; auch gehören sie nur dann, wenn sie in teutscher Sprache gehalten werden, in das Gebiet der Sprache der vaterländischen Beredsamkeit.

In mehrfacher Beziehung sind diesen Reden auf Hochschulen

3) die Schulreden, besonders die Gymnasialreden, verwandt; denn auch sie haben nicht die Bestimmung, eigentliche Lehrgegenstände mitzutheilen, wofür überhaupt in dem Schul- und Gymnasialunterrichte die sokratische und katechetische Methode sich mehr eignet, als der streng festgehaltene systematische Vortrag, welcher zunächst für die Hochschulen gehört, wo man Zuhörer von gereiftern geistigen Kräften voraussetzt, die einen in sich zusammenhängenden — durch keine Wiederhohlungen und Fragen unter-

brochenen — Vortrag zu ertragen vermögen. Allein in Schulen, und namentlich in Gymnasien (oder in den zur unmittelbaren Vorbereitung auf die Universität bestimmten gelehrten Schulen), können bei einzelnen wichtigen Veranlassungen und feierlichen Gelegenheiten Reden gemischten Inhalts gehalten werden, die wir, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, in diese Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufnehmen. Dahin rechnen wir die Antrittsreden der Lehrer; die Reden bei der Versetzung der Zöglinge in höhere Klassen, oder bei der Entlassung derer, die zur Universität abgehen; so wie die Reden, welche bei besondern, das Gymnasium oder dessen Wohnort betreffenden, Feierlichkeiten gehalten werden. (Von Herder sind in seinem Sophron mehrere Reden nach seinem Tode erschienen, die er als Ephorus im Gymnasium zu Weimar gehalten hat; eben so sind ausgezeichnete Schulreden von Fr. Gedicke, Fr. Jacobs, Manso, Degen, und andern hochverdienten Schulmännern, eine Zierde der teutschen Literatur innerhalb der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit.) — Zu dem besondern Felde dieser Schulreden gehören auch diejenigen, welche denkende und geistvolle Lehrer entweder zu besondern Zwecken — z. B. zur religiösen Erbauung ihrer Schüler (wie Mörlin u. a.), — oder zur Uebersicht über gewisse zusammenhängende Theile und abgeschlossene Gebiete der menschlichen Erkenntniß in der Mitte ihrer Zöglinge hielten.

4) Die Anrede (oder Harangue) gehört gleichfals in den Kreis der gemischten Reden.

Sie ist eine kurze Rede, eine Rede in verjüngtem Maasstabe, bei welcher daher der ganze streng festgehaltene technische Zuschnitt, und die gleichmäßige Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile einer förmlichen Rede wegfällt. Den Eingang dazu bildet vielleicht ein einzelner Satz; ein bestimmtes Thema wird keinesweges ausgesprochen, oder nach seiner einzelnen logischen Gliederung durchgeführt; wohl aber kann man den im Mittelpuncte des Ganzen erscheinenden Hauptgedanken erkennen. An eigentliche Beweisführung des Hauptgedankens, an nähere Erläuterung desselben und der ihm verwandten Begriffe, so wie an einen, durch die ganze Entwickelung vorbereiteten, Schluß der Rede kann in der Harangue nicht gedacht werden. Allein dadurch gehört sie in das Gebiet der rednerischen Darstellung, und in den Kreis der gemischten Reden, daß der Hauptzweck jeder Rede, die Belebung des Willens und die Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, auch in ihr als unnachläßliche Bedingung vorherrschen und wahrgenommen werden muß. Gewöhnlich hat die Anrede ein augenblickliches und örtliches Interesse. Sie ergreift deshalb ihren Gegenstand ohne förmlichen Eingang, und zeichnet ihn mit wenigen, aber kräftigen Zügen, wodurch sie ihn dem Willen der Zuhörer näher bringt, und diese zu gewissen Entschlüssen erhebt und begeistert. Sie mag nun aus dem Stegreife gehalten, oder vorher durchdacht und niedergeschrieben werden; so bleiben Kürze, Gediegenheit des Inhalts, und stylistische Vollendung der Form die Haupterfordernisse einer Anrede, welche ihren

Platz in dem Gesammtgebiete der Sprache der Beredsamkeit behaupten will. — Zu diesen Anreden gehören die Ansprachen eines Feldherrn an sein Heer, kurz vor dem Beginnen einer Schlacht; die Begrüßung fürstlicher Personen und hoher Staatsmänner bei feierlichen Gelegenheiten, auf Reisen u. s. w.; die Anreden von Gesandten, die ihr Creditiv überreichen; die Anreden an das Volk bei einzelnen wichtigen Veranlassungen, wo man auf den guten Willen und die Thatkraft der einzelnen Bürger rechnet; die Anreden, welche Vorgesetzte bisweilen an ihre Untergebenen, und Lehrer an ihre Zöglinge, bei der Wiedereröffnung und Fortsetzung ihrer Vorträge halten u. dgl.

(Die mühsam berechnete Form der sogenannten aphthonianischen Chrie kann, selbst wo man als Schulübung diese Art von Chrieen beibehält, nicht eine besondere Art der gemischten Reden bilden, weil eine Chrie, nach dem Zuschnitte ihres Erfinders Aphthonius bearbeitet, blos in der zufälligen technischen Form, weder aber in dem behandelten Stoffe, noch in der stylistischen rednerischen Form, irgend eine Eigenthümlichkeit behauptet. Auch wird diese zufällige technische Form gewöhnlich nur bei der schulgerechten Bearbeitung lateinischer Chrieen beibehalten; denn in der teutschen Sprache dürfte keine, zum Muster sich eignende, aphthonianische Chrie aufgefunden werden. — Bekanntlich besteht die aphthonianische Chrie aus acht Theilen: laus autoris, paraphrasis, aetiologia, comparatum, exemplum, contrarium, testimonium, conclusio. Bei diesen Chrieen muß, nach dem ersten wesentlichen Bestandtheile derselben, das

Thema jedesmal der Ausspruch eines geachteten Mannes seyn (z. B. von Seneca: Multi cadunt, ut illustrius resurgant), dessen Ruhm man feiert, bevor man das Thema durch die folgenden einzelnen Abschnitte durchführt, erläutert, versinnlicht und anwendet. Allein unverkennbar herrscht, bei aller scheinbaren logischen Strenge, in diesen Chrieen viel Willkühr. Dies fühlten schon die ältern Redner, und beschränkten deshalb nicht selten die Zahl der aufgestellten acht Puncte. Uebrigens erhellt aus dem Gesagten, daß durch die bloße Bearbeitung aphthonianischer Chrieen noch nie ein Redner gebildet worden ist, wenn in seinem Geiste nicht die übrigen Grundbedingungen zur selbstständigen Sprache der Beredsamkeit lagen.)

(Zu den gemischten Reden müssen auch die scherzhaften Reden, z. B. die sogenannten Strohkranzreden, — und die satyrischen Reden gerechnet werden, in welchen bald die Unvollkommenheiten und Mängel des häuslichen, bald des bürgerlichen und öffentlichen Lebens entweder mit leichtem Spotte berührt, oder mit treffendem Tadel gegeiselt werden, doch so, daß die rednerische Form durchgehends den ästhetischen Charakter behauptet und von der Linie des Schönen in keiner Hinsicht sich entfernt.)

50.

Beispiele aus den gemischten Reden.

(Da der Raum nur die Aufnahme einiger Beispiele verstattet; so sey es erlaubt, noch an einige hieher gehörende Reden zu erinnern: an Engels Lobrede auf den König, am 24

Jan. 1781 gehalten (in s. Schriften, Th. 4. S. 1); an Fr. Jacobs drei Reden im Gymnasium zu Gotha und im Lyceum zu München gehalten (und abgedruckt im ersten Theile s. vermischten Schriften, Gotha 1823. 8); an Manso's Schulrede auf Johannes von Müller (in s. vermischten Abhandlungen, Bresl. 1821. 8.); und an folgende einzeln erschienene akademische und Universitätsreden: F. W. J. Schelling, über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur. München, 1807. 4. Fichte, über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Berl. 1812. 8. Fr Kortüm, von scheinbaren und wirklichen Rückschritten im Entwickelungsgange der Völker, am 30 Apr. 1821 zu Basel gehalten. Basel, 1821. 8. Jul. Franz Schneller, über den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte, am 10 Nov. 1823 zu Freyburg gehalten. Freyb. 1824. 8. — Die folgenden wurden gewählt, weil von den Verfassern derselben noch keine Beispiele in den vier Bänden dieses Werkes sich finden.)

1) Bruchstück aus einer Schulrede, von Fr. Aug. Christ. Mörlin († 1806 als Prof. am Gymnas. zu Altenburg). Man s. s. Erbauungsreden, herausgeg. von Matthiä. N. A. Leipz. 1823. 8. S. 131.

Fortschritte zum Bessern.

Wenn es der Menschheit geboten ist, nach einem sittlich-bessern Zustande zu ringen; so folgt daraus, daß er möglich seyn müsse. Wenn es uns geboten ist, das Unsere dazu beizutragen, daß ein besserer Zustand kom-

me, daß einst das Paradies, in sittlicher Bedeutung dieses Wortes, auf Erden wieder aufblühe; so müssen wir auch annehmen, daß die Erfüllung jenes Strebens unsern vollsten Glauben verdiene, und das Gebot lautet dann also: handle in dem Glauben, wirke auf die Menschheit in dem Glauben, daß deine Wirkung nicht fruchtlos sey.

Dies wäre also ein moralischer Glaube an ein besseres Zeitalter; wir wandeln im Glauben, ein späteres Geschlecht wird im Schatten wandeln. Dies findet in der Religion, inwiefern sie Glauben an die Vorsehung lehrt, Bestätigung, und ist gewissermaßen jener veredelte Glaube selbst. Dies ist aber auch der Gedanke, der mit dem Entschlusse: auch durch mich soll es einmal besser werden auf Erden, eine himmlische Flamme auf dem Altare eines reinen jugendlichen Herzens entzünden kann.

Der Jüngling, der sich den Wissenschaften widmet, könnte aber eine besondere Veranlassung haben, daran zu zweifeln, ob wohl das Menschengeschlecht an sittlicher Cultur fortschreitet, und diese Veranlassung in der Geschichte finden. Wenn wir nämlich in den Werken alter Schriftsteller die Thaten wahrhaft großer Männer des Alterthums finden; wenn wir hier Züge von Großmuth und Reinheit der Sitten, von Uneigennützigkeit finden, die uns Achtung und Bewunderung abnöthigen, die unsere Einbildungskraft erfüllen, das Bild, gleichsam den Schatten jener Männer vor uns heraufzurufen; so können wir uns allerdings fragen: wo leben denn noch so große Menschen? so können wir uns veranlaßt fühlen, uns zuzurufen: ach jenes edle Geschlecht ist ausgestorben auf der Erde!

Unser Zeitalter dadurch zu vertheidigen, daß wir die edlen Thaten jener herrlichen Menschen herabwürdigten, verkleinerten, bezweifelten, würde ein elender Nothbehelf,

ein Raub an dem Heiligthume der Menschheit seyn. Bemerken Sie daher bei Vergleichung der Gegenwart mit der schönen Zeit der Griechen und Römer folgendes:

1) In jenen Zeiten war die Cultur nur über Griechenland, einige griechische Kolonieen und Rom verbreitet; jetzt über Europa, und blüht in den nordamerikanischen Freistaaten auf der andern Halbkugel auf. Es sind demnach in unserm Zeitalter weit mehr Menschen, als in den vorigen, die aus jener Quelle der Verstandes- und Herzenscultur schöpfen können.

2) In jenen Zeiten war die Verfassung so, daß das Gute leichter bemerkt werden konnte, als jetzt, daß man den Charakter edler Männer leichter aus Thaten bemerkte, die öffentlich geübt wurden. Was jetzt schriftlich entschieden wird, ward damals öffentlich und in Reden entschieden.

3) Viele Mängel jener Zeit, viele Hindernisse des Guten in jenem Zeitalter sind aufgehoben, vernichtet, oder ihrer Vernichtung nahe. Wir haben im Gegentheile Mittel zum Guten, die den Alten mangelten. Die Alten fragten mehr, was ist dem Vaterlande nützlich? Wir fragen: was ist der Menschheit nützlich? was ist überhaupt recht und gut? Die Alten trieben den Sklavenhandel. In unsern Tagen giebt es Nationen, die ihn verabscheuen, und andere, wo doch edle Menschen laut wider ihn sprechen. Die Alten hatten keine Anstalten zur Bildung der niedern Volksklassen, die noch für Erwachsene fortgesetzt würden. Wir haben sie in unsern öffentlichen Gottesdiensten, die nicht mehr Ceremonie, sondern vorzüglich Mittel zur öffentlichen Belehrung, die Schule der Erwachsen, die Bildungsanstalt der Nation geworden sind, und uns erhabenere, richtigere Vorstellungen von Gott und der Unsterblichkeit beibringen.

Nie möge daher, liebe Jünglinge, in Ihrem künftigen handelnden Leben eine Zeit kommen, wo irgend ein

Schicksal den Glauben, daß die Menschheit fortschreitet zum Bessern, in Ihrem Herzen wankend machen könnte. Dieser Glaube sey rein, wie ein schuldloses Herz, ermunternd, wie die Stimme der Tugend, ewig, in Ihren Seelen!

2) Beispiel einer Anrede (Harangue), vom geh. Consistorialr. und Prof. Danz in Jena, an den Großherzog von Weimar am 19 Jan. 1824 — bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Universität Jena — gehalten.

Durchlauchtigster Großherzog.

Für unsre Universität eins der glücklichsten und erfreulichsten, für alle andere Universitäten aber ein höchst seltenes und fast unbekanntes Ereigniß versammelt uns in diesem Augenblicke vor dem Angesichte Ew. Königl. Hoheit. Ew. Königl. Hoheit beginnen mit dem heutigen Tage die zweite Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts über unsre Universität; und was bei uns noch Keinem vergönnt ward, der unserer Hochschule als Oberhaupt vorgestanden, das hat die Vorsehung, die mit hoher Weisheit die Werkzeuge der Ausführung ihres Willens wählt, Ihnen, gnädigster Fürst, zu Theil werden lassen. Indem wir aber dieser Vorsehung, die es so wohl mit uns gemeint hat, in tiefster Demuth den Dank unsrer Herzen darbringen, zählen wir nicht blos die Jahre, welche die Universität unter Ew. Königl. Hoheit Scepter so rühmlich und glücklich verlebt hat, sondern auch, und noch vielmehr, die großen und besondern Beweise leitender Weisheit, schützender Kraft und belebender Liebe, welche Höchstdieselben uns und unserm Institute in dieser Reihe von Jahren so reichlich und so fürstlich gegeben haben. Dieses Institut, dessen Stif-

tung und Begründung Sorge und Trost eines großmüthigen Fürsten in seinem widrigen Geschicke war, und dessen Wachsthum und Gedeihen die edlen Nachkommen desselben zu einem Schmucke ihrer Krone gemacht haben; dieses Institut verehrt jetzt, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, in Ew. Kön. Hoheit und Höchstdero erhabenem Stammesverwandten seinen zweiten Stifter und Begründer. Die ausgezeichnetsten Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens haben in den letztverflossenen funfzig Jahren auf unserer Hochschule als Lehrer geglänzt; von ihr sind die kräftigsten Anregungen des wissenschaftlichen Lebens und seiner Bestrebungen ausgegangen; die unter uns gegründeten Anstalten haben Fortschritte gemacht, die man vor dem Jahrhunderte Ew. Königl. Hoheit kaum zu denken wagte; mehrere Sammlungen sind mit so reichlichen Gaben ausgestattet worden, daß viele ihrer auswärtigen Schwestern nicht mehr neben ihnen stehen können; ja selbst Entdeckungen haben Ew. Kön. Hoheit herbeigeführt und befördert, welche Jena's Namen in den Jahrbüchern der Wissenschaften nicht erlöschen lassen werden. Wohin wir unsre Augen richten, begegnet uns das Bild E. K. H., als eines Freundes der Wahrheit und des Lichts, als eines Beförderers der Erkenntniß und Wissenschaft, als eines Gönners und Wohlthäters Aller, die für Licht und Erkenntniß wirksam und thätig gewesen. Lassen Sie, gnädigster Fürst, auch in der zweiten Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts, wie es bisher geschehen, unsrer Universität und uns freundlich Ihr Antlitz leuchten; gönnen Sie uns ferner, was wir bisher so oft und so ermunternd erfahren haben, Ihr gnädiges Wohlwollen; halten Sie ferner, was wir so sehr bedürfen, Ihre schützende, segnende Hand, Ihr wachendes und belebendes Auge über uns und unsrer Anstalt, und seyn Sie, wie unser

Schirm, so unser Held, und unser Freund, und unser Vater!

Und so geruhen Sie denn auch, Durchlauchtigster Großherzog, mit gewohnter Huld und Gnade, die Insignien der höchsten Regierungswürde unsrer Universität von neuem von uns anzunehmen, als einen erneuten Beweis unsrer tiefsten Verehrung und treuesten Ergebenheit; als eine sichere Vorbedeutung einer noch recht lange dauernden und immer heitern und immer glücklicher werdenden Regierungszeit; als den Anfang der Erfüllung unsrer schönsten Hoffnungen und feurigsten Wünsche; und als eine neue Empfehlung unsrer selbst und der ganzen Universität in Höchst Ihre gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen. Gott segne Sie, theuerster, geliebtester Fürst, und erhalte Sie uns noch lange, lange!

3) Bruchstück aus einer scherzhaften Rede, vom Präsidenten Joh. Ant. Leisewitz zu Braunschweig († 1806).

— Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset, und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht, dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel, alles zu wissen, versagt ihm den Morgentraum nicht, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viele Knochen im Frikassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein: Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe, und uns selber entsagen,

daß uns das männliche Alter als Greise findet; kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen vor einem Quartanten sehen? oder, daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein: Alles ist eitel! zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Maitresse, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte! Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Commentator, der Schauspieler und sein Lichtputzer, ruhig neben einander schlafen.

Aber im Ernste, ist Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin, und denkt Ihr denn wirklich durch Euer Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub; in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder, ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seyd, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet, und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist; und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geschichte kommt mir vor, wie ein Thierchen im Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Sie sehen, meine Herren, ich scherze. Allein es soll nicht gut seyn, wenn man immer scherzt. Lassen Sie uns von etwas anderm — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre

Geschichte? Wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aase guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er, so lange — es hell ist. Sein Unglaube geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? Das Kaffeehaus wiehert und die Assemblee zischelt; er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu seyn ist auch nicht übel.

Wohlaufgeschaut! Marculf kommt! Marculf, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Marculfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft die Mittel! Marculf ist sonderbar, um ein Genie zu seyn, und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar seyn will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Lucil in stiller Demuth, Lucil, der das moralische Wunderelixier erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht, und die sogenannten galanten Krankheiten, reinigt auch die Leberflecke des Charakters!

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause, und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht, weil Sabin ein Mann von Talenten ist. Wir wissen es alle aus der Gelehrtenge-

schichte: Wie es Leute giebt, die witzige Dinge sagen, um zu essen; so giebt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. — Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcens höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein, und einen Schnitt Biscuit.

Entblößen Sie Ihre Häupter, meine Herren, der große Paphnucius kommt; ein Mann der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dan bis gen Bersaba, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreiset ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chemie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling, und spielt mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspielerbechern; — auch aus der Hippokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen, wie ein ägyptischer Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem alten Stutzer, der um alle Mädchen buhlt, und den sein eignes Weib zum Hahnrei macht.

Sehen Sie die trunknen Magister bei jenem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme, und mit ihren langen Aufschlägen Gläser; vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die allgemeine Bibliothek in wunderbarem Gemisch. Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt; noch einmal stoßen Sie an aufs Wohl der besten Welt! —

Ende des vierten Theiles.

Leipzig, gedruckt bei J. G. Neuberts Wittwe.





